Vollkommene

# Auslegung

der

# Sonn- und Festtagsevangelien

des

# Kirchenjahres,

oder

# Postille

für

## Hausandacht, Erbauung und Unterricht

von

**C. Brunn,**
weil. Pfarrer im Bistum Breslau.

Volksausgabe mit Stahlstichen.

Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Regensburg.

~~Erste Lieferung.~~

~~Mit 1 Stahlstiche.~~

**Regensburg.**
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1887.

**Vollständig in 10 Lieferungen à 40 Pf.**

# Ankündigung.

Vorliegende „Volks-Postille“ ist sowohl ein Erbauungs- wie auch ein Unterrichtsbuch für das christliche katholische Volk.

Sie eignet sich nicht nur zum Gebrauche im Gotteshause, sondern auch zur häuslichen Andacht, und enthält herrliche, goldene Worte verewigter Gottesdiener aus der streng-gläubigen sittlichen Zeit, welche dem Christen des Lebens Licht, Trost, Kraft, Stärke, Frieden und Freude geben.

Möchte das **vom hochwürdigen Ordinariate Regensburg approbirte** Buch dem Leser die schönsten Erbauungsstunden bereiten und Gott ihm seinen Segen verleihen.

Das Werk umfaßt 10 Lieferungen à 40 Pf. und dienen zum Schmucke fünf Stahlstiche und ein Gedenkblatt für die Familie.

**Regensburg.** **Verlags-Anstalt**
vorm. G. J. Manz.



I. LEUDNER DEL. & SC. MCHN 409

# Christus.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Vollkommene

# Auslegung

der

# Sonn- und Festtagsevangelien

des

# Kirchenjahres,

oder

# Postille

für

## Hausandacht, Erbauung und Unterricht

von

**C. Brunn,**
weil. Pfarrer im Bistum Breslau.

Volksausgabe mit Stahlstichen.

Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Regensburg.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1887.



Christus.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

# Vollkommene Auslegung der Sonn- und Festtagsevangelien des Kirchenjahres, oder Postille für Hausandacht, Erbauung und Unterricht

von


**C. Brunn,**
weil. Pfarrer im Bistum Breslau.


Volksausgabe mit Stahlstichen.

Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Regensburg.


**Regensburg.**
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1887.

Buchdruckerei der Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

# Gedenkblatt

für die Tage

der Freude und der Trauer in der Familie.

# Vorrede.

Dies Sonn- und Festtägliche Evangelienbuch ist ein Auszug des großen, aus approbierten Predigtwerken der letzten vier Jahrhunderte bearbeiteten Hauptwerkes, „Postille" genannt. Es soll zum Unterricht und zur Erbauung des Volkes dienen. Möchte der barmherzige Gott seinen Segen ihm allergnädigst verleihen, zumal es der Hauptgrund zur Herausgabe des ganzen Werkes gewesen! Und sollte es auch bessere Unterrichts- und Erbauungsbücher hervorrufen, so wäre sein Zweck vollkommen erreicht.

Du aber, christliches Volk, wollest bei Lesung dieser Postille bedenken, daß längst verewigte Gottesdiener einer streng-gläubigen und -sittlichen Zeit zu dir reden! Dann

wird dies Wort der Vorfahren auch dir des Lebens Licht und Trost, Kraft und Stärke, Frieden und Freude geben, gleichwie dessen Lesung und Genuß die schönsten Lebensstunden verdankt

Nimptsch, am Tage der hl. Hedwig, 1886.

der Verfasser.

# Erster Teil.

# Für die Sonntage.

# Am ersten Adventsonntag.

Evangelium. Es werden Zeichen an der Sonne, an dem Monde und den Sternen sein. (Luk. 21, 25—33.)

Mit dem Advent beginnt die Kirche ihr heiliges Jahr; anfangend mit der Geschichte des gefallenen Menschen, der göttlichen Verheißung und Offenbarung, — und schließend mit dem Weltende und Gericht, erneuert sie im alljährlichen Kreislauf das versöhnende Gedächtnis aller großen Thatsachen der menschlichen Erlösung.

Die Adventfeier ist eine uralte christliche Einrichtung als Vorfeier und Vorbereitung auf das Geburtsfest des Welterlösers.

Zweifach ist die von der Kirche damit verbundene Absicht:

Sie will darin

1) der erlösten Menschheit darstellen aus dem Alten Bunde den Sündenfall mit seinem großen Elend, der Notwendigkeit der Erlösung, der Erwartung des Erlösers und der Vorbereitung auf denselben;

2) zugleich ihre Gläubigen auf die einst leibliche, und jetzt geistige Ankunft, Geburt und Menschwerdung des Gottsohnes vorbereiten.

Der Advent ist darum angeordnet:

1) zur Erinnerung der viertausend Jahre, ehe der Sohn Gottes auf die Erde gekommen, —

also zur Beherzigung des Elendes der Menschheit ohne Christus, weil sie ohne ihn ist in Irrtum und Unwissenheit über das Wichtigste, d. i. über Gott, seine Verehrung und ein anderes Leben, —

weil sie ohne ihn einst in Mißfallen Gottes ob der Erb- und

persönlichen Sünde, — weil sie ohne ihn ist unvermögend, durch Besserung oder Opfer die Schuld zu tilgen, — und

weil sie ohne ihn ist unglückselig in ihrem häuslichen und socialen Leben; — und

2) damit wir die unaussprechliche Gnade schätzen und verlangen lernen, welche das Christentum der Welt gebracht.

3) Zur Voraussicht und Vorbereitung auf des Gottmenschen richterliche, sowohl unsichtbare als sichtbare, Ankunft als besonderer und allgemeiner Richter gegen die Menschen (contra homines).

a. Zum zeitlichen Gericht kommt der Herr und mit seiner Wurfschaufel geht er umher, das ist die „schreibende Hand auf Wand und Sand," — in den verschiedenen Zeitperioden, wenn die verfolgte Menschheit umsonst an der Menschen Recht und Gesetz appelliert, wenn die Bosheit herangereift und überwiegend geworden und ein höheres Eingreifen verlangt. Wohl manches hat dies schon erlebt.

b. Zum letzten Gericht aber kommt der Menschensohn, am jüngsten Tag, unsichtbar zum Partikulargericht bei unserem Tode — und sichtbar zum allgemeinen am Weltende. Es ist das der Zukunft, und noch keines hat es erlebt.

Daher sieht die Kirche, im Auge haltend das Geschehene, wie Zukünftige, — die Adventzeit vorzugsweise für eine Zeit des Ernstes, der Sehnsucht nach dem Erlöser, der Glaubenserneuerung, der Buße und der Bereitung des Weges des Herrn zu den und in die Menschen an. Und dies sollen bekunden auch die blaue Farbe, das Schweigen des Gloria und der Orgel, die Roratemesse, die Perikopen, das Verbot der öffentlichen Lustbarkeiten, das vermehrte Fasten und die Lehr- und Andachtsmahnungen zu bußfertiger Gesinnung, Prüfung und Besserung des Lebens zu Gebet und anderen guten Werken.

1) **Saget der Tochter Sion: „Siehe, dein König kommt zu dir!"** (Matth. 21, 5.) Dies ist der Inhalt unseres Lebens, des Kirchenjahres und seines Advents.

Religion, speziell die christliche, ist ja sozusagen ein Gehen des Menschen zu Gott, und somit auch ein Kommen Gottes zu dem Menschen, — oder besser gesagt, da Gott allgegenwärtig ist, — ein durch sein Wirken gekennzeichnetes Kommen, — und Gott hat auch seine bestimmten Zeiten für seine Begnadigungen und Einsprechungen, um des Menschen Erlösung zu beginnen, zu vermitteln und zu vollenden, — ihn zum Gottschauen im Glauben, zum Gottbesitzen in der Hoffnung und zum Gottgenuß in der Liebe zu erhöhen.

Das Wort Gottes, — das ewig unerschaffene und in der Zeit Fleisch gewordene, — also Gott und Mensch zugleich seiende, — heißt mit Recht in der heiligen Schrift der Anfang, die Mitte und das Ende aller Dinge und Kreaturen:

Der Anfang, weil sie alle in diesem göttlichen Worte ihren Ursprung haben und die ganze Welt vom Anfange der Zeit an durch seine Allmacht hervorgebracht worden („Omnia per ipsum facta sunt"), —

die Mitte, weil alle Dinge in ihm d. h. durch das Geheimnis des zur Fülle der Zeit ins Fleisch gekommenen Wortes, erneuert, die Welt erlöst, mit Gott versöhnt und wieder zu Gnaden angenommen worden, daher Paulus sagt: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst" (2 Kor. 5, 19), — und

das Ende aller Dinge, ihr Ziel und Endzweck, weil nach diesem Fleisch gewordenen Worte alle zu seinem Ruhm erschaffenen und erneuerten Kreaturen sich richten, und durch das sie, als lebende und tote am eigenen Ende, beim Vollmaß ihres Guten und Bösen, wie am Ende der Welt, gerichtet werden, daher Paulus sagt: „Alles ist durch ihn, in ihm und wegen ihm selbst geschaffen" (Kol. 1, 16; Hebr. 1, 10).

Ist also Jesus Christus, oder das unerschaffene und fleischgewordene Wort Gottes der Anfang, die Mitte und das Ende aller Dinge, was ist's Wunder, daß er beim Propheten „der Verlangte und Erwartete aller Völker" heißt (Hagg. 2, 8), oder das Ziel und Ende für die Seufzer und Hoffnungen, und das Verlangen aller Kreaturen war, ist und bleibt.

„Siehe, dein König," ꝛc. der Sohn des lebendigen Gottes, — „kömmt," —

nicht, wie einst auf Sinai unter Blitz und Donner,

nicht als der den Menschen schreckliche Gott und Herr der Heerscharen,

nicht als der Eiferer, — der die Völker mit eiserner Rute regiert, seine Pfeile mit ihrem Blute trunken macht, sie wie das Geschirr eines Töpfers zerbricht und die Missethat der Väter noch heimsucht an ihren Kindern, bis ins dritte und vierte Glied, — und

nicht als der unbeugsame Weltenrichter, der Lebendigen und Toten, im Geleite seiner zahllosen Engelscharen, auf den Wolken des Himmels und auf den Flügeln der Winde, —

sondern er kommt sanftmütig und demütig, trunken von Liebe und Barmherzigkeit, Süßigkeit und Güte, Frieden und Gnade, Sehnsucht und Verlangen.

Er kommt in seinem Wort und Geist, in seiner Gnade, in seinem Sakramente und Kirchenjahr.

Er kommt in diese Menschenwelt, —

in diese blinde und unverständige Welt, um als das Licht die Finsternis zu erleuchten und als die göttliche Weisheit ihren Verstand aufzuhellen, —

in diese furchtsame und gefangene Welt, um sie als der Machthaber von der Feigheit zu befreien und ihr die Kerker zu öffnen, —

in diese geknechtete Welt, um als ihr Führer sie aus der Knechtschaft zu erretten, —

in diese sterbende Welt um als das Leben die Macht ihres Todes zu brechen, —

in diese verworfene Welt, um als ihr Segen den Fluch von ihr zu nehmen, — und

in diese gottlose Welt, um als ihr Emanuel sie aus der Gottesferne in die Gottesnähe zu bringen.

Er kommt auch zu dir, der Tochter Sions 2c., der armseligen Menschennatur und Menschenseele, um als Bräutigam sich mit dir zu vermählen, dich zu begnadigen, und zu beseligen, zu trösten und zu erfreuen.

Und er kommt — wie einst bei der ersten, — und wie am Ende der Welt bei der letzten Ankunft, — unter den Zeichen an Himmel und Erde, d. i. mit seiner wunderbaren Macht und stets siegreichen Herrlichkeit, — während die Welt sich vermißt, das Licht seiner Gerechtigkeit, den Glanz seiner Kirche und die Sterne seiner Heiligen zu verdunkeln, die Himmelskräfte seiner Glaubenswahrheiten zu erschüttern, und die Wogen des revolutionären Menschenmeeres dahinbrausen zu lassen.

2) „Siehe, er kommt," ruft die Kirche der Tochter Sions, der Menschenseele zu, auf daß sie heraustrete aus dem Gewirre der weltlichen Interessen, betrachte und empfange den Herannahenden, auf den sie viertausend Jahre gewartet, und dessen Tag und Antritt der Weltregierung zu sehen, sie sich gefreut.

Das ist der Zweck der Adventzeit, der vier stillen, von der Kirche eingesetzten Wochen, des Abbildes der viertausend Jahre vor Christus, jener traurigen Zeit, in der die Väter unter dem Druck der Erlösungsbedürftigkeit geschmachtet, nach dem Weltenretter geseufzt und auf seine erste Ankunft im Fleische sich vorbereitet hatten.

Die Kirche erinnert uns an die Messianischen Bittgebete der

Altväter, Patriarchen, Richter, Könige und Propheten, die vom Paradiese an durch alle Jahrhunderte, Weltalter und von Geschlecht zu Geschlecht,

durch die eintausendfünfhundert Jahre bis zur Sündflut,
durch weitere fünfhundert Jahre bis Abraham,
und wieder fünfhundert Jahre bis Moses, —
durch fernere fünfhundert Jahre bis Saul und die Könige, und
desgleichen fünfhundert Jahre bis auf die Fremdherrschaften, und
ebensolange bis auf Johannes, den Vorläufer Christi,

so wehmütig, schmerzlich und sehnsüchtig gerufen: „Tauet Himmel den Gerechten, — Wolken, regnet ihn herab, und du Erde, sprosse den Erlöser hervor!"

Wozu diese Erinnerung?

Daß auch die Christen in Bußgefühl ob der eigenen Schuld und ob des Undanks so zahlreicher Mitchristen und demgemäßer Drangsal — mit Sehnsucht nach seiner lebendigen Vereinigung, seiner zweiten Ankunft als Erlöser und Richter entgegengehen.

Zu diesem Zweck soll auch beitragen der außerordentliche Frühgottesdienst der vierwöchentlichen Adventfeier, — genannt „Rorate" oder „Tauet" vom Anfangsworte der sehnsuchtsvollen Weissagung des Propheten Jesaias (45, 81.) in der Marianischen Messe der Engelsverkündigung.

Wie nämlich der Morgen der Natur vom sichtbaren Himmel herab den belebenden und befruchtenden Tau auf die Fluren und Saaten herabträufelt, — und wie der frühe Morgen die Geburt des Heilandes der Welt gebracht: so möge auch der frühe Adventmorgen die Gnade des Himmels über uns herniederrufen.

Der Glockenruf der Kirche bringt am dunklen und kalten Adventmorgen zu den Gläubigen mit dem Rufe: „aufzustehen und, mit der Liebe zum Herrn gerüstet, zu seinem Hause hinzueilen," — bringt zu ihnen, wie jene Stimme der viertausend Jahre, der Wüste und des Jordans: „Thuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe!" „Siehe, ich sende meinen Engel vor meinem Angesichte her, daß er meinen Weg vor mir bereite." „Siehe, ich stehe vor der Thüre und klopfe; so jemand meine Stimme hört und mir aufthut, zu dem werde ich eingehen!"

Und wenn der Gläubige diesem Glockenrufe folgt, durch das Morgendunkel zum Gotteshause eilt, zum Christus des Altares und des Himmels um Hilfe und Wiederkehr des verlorenen Paradieses ruft und sein Adventgebet, sein Sehnen, Hoffen, Seufzen und Ringen, mit dem seiner Kirche vereinigt: so wird er mit solchem Adventopfer

nicht nur sein ein lauter Prediger und eine Weckestimme für die großen Hoffnungen des Christentums, und ein lauter Zeuge, daß sein Herz voll des Lichts, des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, für Gott, Menschenwohl und eigenes Heil ist, sondern auch für sich selbst ein hundertfach Belohnter sein in dem seligen Gefühl, daß er in dieser Welt nicht vereinsamt und hilflos dasteht, sondern in seiner lebensvollen Verbindung mit seiner Kirche und seinem Erlöser die untrügliche Gewähr der göttlichen Macht und Hilfe für jetzt und künftig thatsächlich erlangt.

Mit Gott in Christo aber kommt in die Menschenherzen

a. seine Weisheit, mit der er die Einfältigen zu Weisen und die Weltklugen zu Thoren macht; denn „selig, in welchem sich die Weisheit ein Haus errichtet, d. i. die Seele, die ein Sitz der Weisheit ist" (St. Bern), und diese ist des Gerechten Seele, denn „nicht geht ein die Weisheit in eine boshafte Seele, und wohnt auch nicht in einem Leibe, der Sünden und Lastern dient" (sap. 1, 4);

b. mit ihm kommt seine Macht — im Lichtesglanz der Beispiele seiner kleinen Schar der Auserwählten gegenüber dem zahllosen Streiterheere der Welt, im Schall seines Predigtamtes und im Zerbrechen der Geschirre oder im Martyrium der Menschenleiber, was alles die Feinde erschreckt und verwirrt bis zur gegenseitigen Vernichtung.

c. mit ihm kommt seine Gerechtigkeit, mit der er die Sünder des Unrechts überführt, überzeugt, straft, korrigiert, in sich führt und sie also reinigt und beseligt; denn selbst all seine irdischen Gerechtigkeitsstrafen sind keine Akte der Verwerfung, sondern Gnaden und Heilmittel, — und ohne diese Gerechtigkeit, wo könnten Lande und Reiche bestehen?

d. mit ihm kommt seine Güte, mit der er laut Apostel: „Im Namen Jesu Christi, des Nazaräers, stehe auf und wandle", die Menschen leiblich und geistig heilt und mit seiner weltüberwindenden Kraft des Handelns und Duldens erfüllt und befähigt, zu so hohen Endzielen zu gelangen.

Ob wir, ob du, dieses Advents jemals teilhaft geworden, wollen wir nicht beurteilen; doch vielfach könnten wir ihn erlebt haben, wenn anders die Gnade in uns kein Hindernis angetroffen. Und wohl uns, so wir viele solcher Adventzeiten erlebt hätten, und noch viele erleben möchten!

Wohl der Menschenseele, wenn sie den Ruf der Kirche hört, den

Kommenden zu sich einladet mit dem Gebet: „Komm, o komm, mein Jesu," seiner harret gleich den klugen Jungfrauen, ihm die Herzenspforte öffnet und ihn aufnimmt; denn zur Stunde der Not wird sie nicht gottverlassen sein und in ihrem letzten, stillsten, dunkelsten, kältesten und opfervollsten Advent, wo sie am heißesten sich sehnt, hofft, seufzt, kämpft und ringt, und am angstvollsten um Gottes Hilfe ruft, wird sie gotterfüllt zur seligen Weihnacht des Himmels eingehen.

Beachten wir also die Adventrufe: „Brüder! erkennet, daß die Stunde schon da ist, wo wir vom Schlafe," von der Lässigkeit des Glaubens und sittlichen Lebens erwachen sollen; denn „jetzt ist unser Heil näher, als da wir gläubig, d. i. getauft — worden." Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber hat sich genaht. Lasset uns also ablegen die Werke der Finsternis, und anziehen die Waffen des Lichts," d. i. Jesum Christum (1. Kor. 11, 30). — „Schauet auf, und erhebet euere Häupter," von der Welt zum Altar, von der Erde zum Himmel; „denn es nahet euere Erlösung!" — „Mache dich auf und werde Licht; denn es nahet dein Licht und die Herrlichkeit des Herrn geht über dir auf!" — Christus lebe in uns: Er beherrsche unsere Erkenntnis und unseren Willen.

Heute verkündige ich euch die Ankunft des Erlösers, aber niemand weiß, ob ihm morgen seine Ankunft als Richter verkündet wird.

Benützen wir also gewissenhaft nach der Kirche Willen die vierwöchentliche Adventzeit — im Hinblick

auf unsere persönliche Lebensohnmacht und — Hinfälligkeit,

auf die bedrängte Lage der durch unheilvollen Zwist beeinträchtigten Kirche und Christenheit, — und

auf die noch gegen dreiviertel ohne und fern von Christus in den Banden der Finsternis schmachtende Menschheit der Erde.

Benützen wir sie zur Zurückgezogenheit vom Treiben der Welt, zur Einkehr in uns selbst, zur Erwägung der eigenen und fremden Nöten, — zur Betrachtung der vorchristlichen Vergangenheit und der von Christus verkündeten Zukunft, gleich als wäre sie gegenwärtig — zu unserer Heilslehre betreffs der Messiashoffnung im Alten, und des Messiasglaubens im Neuen Bunde, kurz der vor- und nachchristlichen Hoffnung, zur Aufrichtung und Erweckung aller unserer Hoffnungen auf Gott in Christo, — zur Seelenreinigung von allen unchristlichen Irrtümern und sittlichen Gebrechen, und zur Herzensausschmückung mit allen Tugenden, besonders der Buße und der drei vornehmsten guten Werke Christi, der geistigen und leiblichen Barmherzigkeit.

Mit solchem Adventsaufschauen zu Christus bereiten wir uns vor für die Feier der Menschwerdung Gottes, unseres Erlösers, Richters und Seligmachers, — für seine Geburt im Fleische, seine geistige Wiedergeburt im Menschenherzen und für seine selige Offenbarung am Ende der Tage.

Und damit tragen auch wir bei zur Erfüllung der zweiten Vaterunserbitte vom Kommen des göttlichen Reiches zu den Menschen, und daß Christus in ihnen lebe, die so sehr beklagten, socialen Not- und Übelstände heile, mindere, lindere und verhindere, und die Menschenwelt aus den Banden ihrer Irrtümer und Sünden, ihrer Leidenschaften und Flüche, ihrer Tyrannei, Knechtschaft und Gottlosigkeit befreie und zum Gottesfrieden führe hienieden und zur Seligkeit dort.

# Am zweiten Adventsonntag.

Evangelium. Als Johannes die Werke Christi im Gefängnisse hörte. (Mark. 11, 2—10.)

Das Evangelium zeigt uns:

I. **Johannes im Gefängnis,** — Herodes auf dem Königsthron, Herodias im königlichen Glanze.

Wer war Johannes? Der heilige Mann Gottes und Vorläufer des Messias.

Wer war Herodes? Der Henker seiner Söhne, der Schänder des Tempels und der Tyrann des Volkes.

Wer war Herodias? Eine lasterhafte Buhlerin und eine blutdürstige Jezabel.

Bekannt ist Johannes

in seiner Geburt, als Sohn des Zacharias und der Elisabeth, wie aus der Heimsuchung Marias und daß er wohl ein halbes Jahr älter, als Christus war;

in der Wüste, die er als fünfjähriger Knabe aufgesucht und erst nach fünfundzwanzig Jahren verlassen, behufs seiner ersten öffentlichen Lehrthätigkeit am Jordan (cf. 4. Adv.);

am Königshof zu Jerusalem, wohin er aus der Jordanwüste gegangen, um dem Herodes das öffentliche Ärgernis seines ehebrecherischen und blutschänderischen Lebens mit seines Bruders Philipps Weib vorzuhalten, und ihn zu mahnen, abzustehen von solcher Sünde wider Gottes Gesetz, die ihm, obgleich dem König vieles erlaubt sei, doch weniger, als den Unterthanen, gestattet sei; denn, ob Philipp noch am Leben oder gestorben war, weder durfte er zu sich nehmen die vom Bruder geschiedene Frau, noch auch die verwitwete nebst einer

Tochter, da solche (laut Deut. 25) zu ehelichen, den Juden nur bei Kinderlosigkeit geboten war.

Bekannt ist aber auch Johannes im Gefängnis, in das ihn Herodes, — aufgestachelt durch das ob ihrer Entfernung besorgte Weib — hatte werfen lassen.

Siehe da die Machination einer getadelten Venus. Die Bürger Megalas errichteten einst der Göttin Venus ein Bild mit der Umschrift: „Die machinierende Göttin ist eine Künstlerin;" d. i. macht die erlaubte Liebe erfinderisch, so vielmehr noch die unzüchtige. Ist aber jede Sünde eine Hölle, so die Unzucht die tiefste, und darum Gott strafbarste.

Siehe da das Laster des Wahrheitshasses, das am allermeisten in den Höfen und Palästen der Könige und Großen herrscht, das auch den Amos (12) vertrieben, das für den Baltasar eine an die Wand schreibende Hand (Dan. 5) und für David die Parabel Natans (2 reg. 1) benötigte und das geschaffen den Spruch: „Es kommt die Wahrheit so wenig vor die Ohren der Fürsten, als der zwölfte Zinspfennig in ihren Schatzkasten!" O wie gefährlich ist's und welcher Kunst bedarf's, den Fürsten die Wahrheit beizubringen!

Ist's aber nicht unerhörte Grausamkeit und Tyrannei, und mit blutigen Thränen zu beweinen, daß der, außer dem kein größerer vom Weibe geboren, eingekerkert, und die Hand, die auf den Sohn Gottes gezeigt, in Eisen gefesselt, — und die Zunge, die so heiliges Zeugnis von der Gottheit des Messias gegeben und ihn im Jordan getauft, durch den Scharfrichter im eigenen Blute gewaschen werden soll? — Welch' traurig Schauspiel!

Folgende Lehrstücke aber sind aus des Johannes Banden zu entnehmen:

1) die Tiefe und Unerforschlichkeit der Gerichte und Urteile Gottes in der Niederlage und Fesselung der Unschuld und Tugend, des Glaubens, der Liebe und Keuschheit, — und im freien Triumph der Laster, der Irrlehre, des Hasses (Luk. 21, 10) und der Unzucht der Gottlosen (ps. 78, 3).

2) Gottes Güte gegen die verfolgten Gerechten, der wohl ihre Leiber, nimmer aber ihre Seelen, preisgiebt, doch auch jene mit seiner Gnade unberührbar für den Schmerz macht und sie mit seligster Freude erfüllt, daher auch Christus seinen Geist in die Hände seines Vaters empfohlen;

3) der große Trost aus der Hörung des göttlichen Wortes und der Wunderthaten Gottes inmitten der Trübsal und im Gefängnis;

4) die Vergänglichkeit der Weltgunst und Glorie, insofern es heißt: vom Gipfel der Ehre ins Gefängnis, — vergöttert als Jupiter und dann aus der Stadt geschleift und gesteinigt gleich Paulus und Barnabas (act. 14, 11), — hochgeehrt und darauf in der Löwengrube wie Daniel;

5) die Pflicht der Diener Gottes, allen, Armen und Reichen, als Menschen- und Seelenfischer Gottes die Wahrheit zu predigen (Joh. 60, 8) und offenbares Unrecht mit dem Wort auch bei dem zu strafen, wo alle sonst dazu Verpflichteten schweigen (ps. 118, exod. 10, 7), — so zu gleichen einer Kriegsposaune und den Wolken, die über alle Äcker sich ergießen;

6) die Gehorsamspflicht der Christen, d. i. zuerst die gebotenen und dann erst, nach deren Erfüllung, die freiwilligen guten Werke (opera supererogativa) zu verrichten, respektive auf diese um der gebotenen willen zu verzichten, sollen diese freiwilligen, ohne daß alles Gebotene geleistet, nicht bis zum Höllengrunde gestraft werden (cf. Jonath. 1 cap. 14). So zeigt's Johannes, der wie im Gefängnis, so in der Ausübung seines Vorläuferberufes, sich mit dem Hören von Christus begnügte und sich dessen so erwünschte Gegenwart versagte, insofern er, wie vor, so nach der Taufe Jesum nicht mehr gesehen. So that Moses, der Gottes Gemeinschaft auf Sinai des Volkes wegen aufgegeben, — und so auch Christus, der auf dem Ölberge das Engelsgespräch verlassen, um seine Jünger zu wecken. Und darauf bezog sich ja auch die alttestamentliche Anordnung für die Juden, freiwillige Friedopfer der Bitte und des Dankes erst nach den vorgeschriebenen zu bringen. — Das Evangelium enthält:

## II. Die Johannes- respektive Jüngerfrage an Christus.

„Bist Du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?" d. i. bist Du es, von dem zu lesen ist im Buche Genesis (49, 10), bist Du der große Prophet, von dem Moses und der Psalmist redet (Deut. 18, 15 und 18; ps. 117), den die Propheten so viel geweissagt und auf den alle unsere Voreltern gewartet, d. i. der den erzürnten Gott versöhnen, die Menschen erlösen, die Sünder beseligen, unsere Sünden bezahlen, den Himmel eröffnen, den Engelfall ersetzen, die Teufel bezwingen, die Hölle versperren und den Frieden in die Welt bringen soll? — bist Du der wahre Melchisedech, Isaak, Noe, Jakob, Joseph, Moses, Samson, David, der Hohepriester und die Erfüllung aller Messianischen Vorbilder?

Diese Frage war von Johannes durch seine Botschaft gestellt, —

1) nicht für sich, — da er ja Christum als Messias kannte, ihn getauft und auf ihn gezeigt, den er aber nicht vor der Zeit wegen dessen Sicherheit vor den Juden, sondern jetzt erst vor seinem Ende offenbaren durfte, — doch immerhin auch in seinem Interesse, aus eifriger Sorge für Anderer Seelenheil und Gottes Ehre auch vom Gefängnisse aus, womit er eines Mannes Herz und eines Helden Mut gezeigt (ps. 118, 109), anders, als das feige Israel bei seinem Nahen Palästinas. — Die Frage war gestellt

2) besonders für seine Jünger, die Christi Messiaswürde bezweifelten, für ihren Meister Johannes eiferten und ihn über Christus erhoben, damit sie nun die Wahrheit aus Christi Mund selbst erfahren sollten, — siehe da eine große Fürsorge für seine Hausgenossen (1 Tim. 5, 8).

Die an Christi Messiaswürde zweifelnden Johannesjünger waren getreue Abbilder der damaligen Juden, was die Person Christi betraf. Sie wollten Christus nicht als Messias annehmen,

weil sie Christum für einen, nicht zu Bethlehem, sondern zu Nazareth geborenen Galiläer hielten, daher auch sein Kreuzestitel: „Jesus von Nazareth," und Nathanaels Wort lautet: „Kann auch von Nazareth etwas Gutes kommen" (Joh. 18, 5)? und der hohe Rat zu Nikodemus gesagt: „Durchforsche die Schrift und sieh', daß aus Galiläa kein Prophet aufsteht" (Joh. 7, 52);

weil sie ferner Christum für einen ungelehrten und verächtlichen Menschen hielten, laut Wort: „Ist er nicht eines Zimmermanns Sohn" (Matth. 13, 55)? während Johannes von ansehnlichen Eltern und priesterlichen Stammes war;

weil sie in Christi Lebensweise keinen großen Unterschied von Anderer Leben fanden; denn er aß und trank auch mit den Sündern und zeigte sich gegen jedermann freundlich, — daher sie ihn auch einen Freund der Zöllner und Sünder nannten; auch hatte er kurz vorher noch keine Wunder gethan oder besonderen Namen und Ruf bei den Menschen erlangt; — und

weil sie endlich zwischen Christi und anderer Menschen Empfängnis und Geburt keinen Unterschied, noch was Besonderes fanden, das seine Person zur Würde und Hoheit des Messias erheben konnte.

3) Er fragte somit auch für die Juden, die als überzeugt von der Erfüllung der messianischen Zeit, und als, den Messias in Johannes oder in Christus suchende," — auf letzteren sollten gewiesen werden.

4) Er fragte aber auch für die Altväter in der Vorhölle, für

die Toten, betreffs auch ihrer Erlösung durch den hinabsteigenden Messias (St. Greg. Ruth 2, 20.).

III. **Die Antwort Christi**

1) in Gegenwart der fragenden Jünger lautet, zu beweisen, daß er es sei: „Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habet." „Blinde sehen u. s. w." d. i.

er antwortet nicht mit dem Zeugnis der Worte: „Ja, ich bin's," das ja nur seine Lästerung hervorgerufen hätte (Joh. 8, 13), sondern mit seinen, von ihm gehörten und geschauten, guten und vielen Werken, welche die Propheten als besondere Kennzeichen Gottes (ps. 14, 58) und des Messias (Jes. 35, 5) prophezeit hatten (Joh. 10, 25, Matth. 9, 33), speciell mit jenen sechs, den wahren Messias kennzeichnenden Wunderwerken, die aber mehr geistig, als sinnlich aufzufassen sind (Soph. 1, 17; Tit. 3; 2 Tim. 2; Röm. 2.);

er antwortete voll Demut, d. i. mit Verschweigung des „Ich", — und mit der erfüllten Pflicht (Luk. 11, 10), und indem er alles Gute, wie Joseph, Gott zuschrieb (gen. 15, 8.).

2) Er schließt nach der Jünger Weggang mit dem rühmendsten Johanneslob, — mit den herrlichsten Lobsprüchen vor dem Volke, um seinen Heiligkeitsruhm auszubreiten.

Er lobt den Johannes

(merket zuerst auf die Lobesbeschaffenheit)

a. im Gefängnis, d. i. um seine Ehre in Schutz zu nehmen und ihn auch darin als seinen und als Gottes Freund zu preisen. Welcher Trost für Unglückliche und welch Verdammungsurteil für die sie verlassende und gegen sie sich aufbäumende Welt (Esth. 7, 9)! Und welch mahnender Hinweis zur Nachahmung des Herrn (ps. 149) in der Beständigkeit und Ehrenverteidigung! — Er lobt ihn

b). in seiner und der Seinen Abwesenheit. Das ist die wahre, erlaubte und pflichtgemäße Lobweise, soll das Lob nicht zum Gegenteil, zur Schmeichelei und Fuchsschwänzerei werden; denn „ein Lob ins Angesicht ist für den Gelobten ein Schlag ins Gesicht und Herz hinein" (Chrysost.), darum auch der tapfere Polenkönig Ladislaus, die, die ihm schmeichelten, auf den Mund geschlagen, und auf die Frage: „Warum solches?" entgegnete: „Die Schlagenden schlage ich wieder!" — Wie unchristlich sind, die in Gegenwart jemanden loben, in seiner Abwesenheit aber nur ihn tadeln. Das sind die des Tags schweigenden und des Nachts schreienden Frösche, die Plage Ägyptens und die schädlichste und schändlichste Hof- und Weltplage (ps. 100, 5)!

Er lobt den Johannes

(merket zum zweiten auf den Inhalt des Lobes)

a. ob seiner Standhaftigkeit in Lehre und Wandel, — nennt ihn nicht gleich einem schönen, aber schwachen, saft- und marklosen Rohr des Sumpfes, — sondern gleich einer unbeweglichen Säule (Jer. 1, 18) gegenüber Sünde und Laster, Volk und König, Gefängnis, Henker und Tod — nennt ihn eine brennende und leuchtende Fackel, eine Fackel, unter der die Alten die Tugend versinnbildeten, indem sie dieselbe umgekehrt, d. i. sich selbst verzehrend und um so größere Flamme von sich gebend, abbildeten mit der Umschrift: „Gebeugt verzehr' ich die Kräfte" (vires inclinata resumo), insofern ja auch Johannes im Gefängnis, wo ihn Herodes auslöschen wollte und zur Erde kehrte, um so glanzvolleres Licht strahlte und sein herrliches Gemüt und alle seine Tugenden offenbarte. Er lobt ihn

b. ob seiner Lebensstrenge — in der Nahrung von Heuschrecken, in der Kleidung der Kameelhaut, im Aufenthalt der Wüste; und

c. ob seines hohen Berufs — als Propheten, der ihn, den Messias, nicht im Geiste, sondern vor Augen, gegenwärtig sah, ihn im Mutterleibe verkündete, getauft und mit Fingern gekennzeichnet, — sowie als Engel Gottes und als seinen Vorläufer und Wegbereiter.

IV. **Was ist daraus zu lernen für unsere jetzige Adventzeit?**

Johannes war eingesperrt, aber seine Gedanken ließ er sich nicht sperren; er lag gefangen, aber nicht seine Wünsche; er war gefesselt, aber nicht sein Messiasverlangen.

Konnte Johannes aber dies, so war er auch im Gefängnisse glücklich und glücklicher, als vorher in der Wüste und am Königshofe und als König Herodes selbst.

Gewiß, ein großer Trost ist das in dieser knechtischen und gefangenen Welt; denn daß gottlose, verruchte und lasterhafte Menschen, wie Diebe, Räuber und Mörder, Tyrannen und Rebellen, eingekerkert und in Ketten und Banden geworfen werden, hat seinen guten Grund, — sie verdienen's nicht anders, — und gäbe es keine Missethäter, gäbe es auch keine Henker und Gefängnisse; — daß aber unschuldige, heilige, gerechte, fromme und gottgesandte Menschen hinter Schloß und Riegel geworfen und geköpft werden, wie Johannes, das macht uns Kummer und Betrübnis und läßt uns fragen nach dessen Ursache, und wer so großer Stärke sich rühmen darf? Nur die Wahrheit.

Weil die Wahrheit wohl gedrückt, aber nicht unterdrückt werden

kann, ja allezeit nach jedem Druck wieder kräftiger emporsteigt und sich erhebt, so werden in der Regel die Wahrheitsverkünder eingesperrt und erwürgt.

Ja, die Wahrheit ist unbesiegbar, während die Wahrheitsprediger auf Erden stets der Feindschaft und dem Tode anheimfallen, in jener Welt aber für die höchste Seligkeitsstufe und Glorie ausersehen sind, besonders jene, die der Wahrheit stets treu bleiben und sie immer unverblümt und unbemäntelt, ohne Scheu und Furcht vor Verfolgung aussagen, im Hinblick auf Christus, die ewige Wahrheit selbst, der ja eben wegen der Wahrheit nackt und bloß am Kreuze gehangen, für die Zeugnis zu geben, er in die Welt gekommen und sich in Johannes eine Stimme und einen Verfechter derselben auserkoren.

Ja, die Wahrheit ist unbesiegbar und war es auch trotz des Johannischen Kerkers und Todes. War auch Johannes eingesperrt und in Ketten gefesselt: die Wahrheit ließ sich nicht sperren und fesseln, — hält sie ja gleich Theseus den Faden der Ariadne, mit dem sie auch den Rückweg aus dem Labyrinthe findet. — Ja, sie rief noch lauter im Gefängnis wider die Sünder, als vorher, gleichwie noch mehr und öfter bellt der eingesperrte und an der Kette liegende Hund, als der frei umherlaufende.

Und war auch mit des Johannes Tode unter dem Schwerte diese Stimme der Wahrheit zum Schweigen und Verstummen gebracht: wie war dies unmöglich gegenüber der Wahrheit selbst, und wie mußte sie nur um so lauter rufen, da sie nicht bloß in den Menschen und ihrem Geiste lebt und von Fleisch und Blut abhängig ist, sondern frei, souverain und erhaben über Zeit und Raum existiert, und wie sie selbst frei ist, auch alle Menschen frei macht von allen zeitlichen und ewigen Übeln (Joh. 8, 32); denn wodurch besonders kommt Christus, — das Heil der Welt, Gott von Gott, Licht von Licht, das Abbild und der Abglanz der ewigen Wahrheit, — zu den Menschen, sie zeitlich zu beglücken und ewig zu belohnen, als — durch die Wahrheit!

Der um der Wahrheit willen eingekerkerte und getötete, aber im Himmel glorificierte Johannes erinnert uns

nicht bloß an die Ketten und Banden der Natur und Sünde, der Augen-, Fleischeslust und Lebenshoffart, die uns umstrickt halten und uns in der Freiheit der Heilswirkung behindern, — sondern auch

an die Bande Christi, der ewigen Wahrheit, des Befreiers und Erretters aus dieser knechtischen und gefangenen Welt, der uns

mit Liebesbanden an sich knüpft und nicht von sich läßt, so wir von ihm nicht lassen und das von Johannes Gethanene nicht unterlassen.

Und diese Johannesthaten sind:

1) das Zeugnis geben für die Wahrheit und Gerechtigkeit denn die Wahrheit ist das Höchste und Gott wohlgefälligste laut Ps. 50: „Siehe, die Wahrheit hast du geliebt," und darum ist der Gottsohn in die Welt gekommen.

2) Das Hören der Werke Christi im Gefängnisse, d. i. dieser Welt. Die Werke Christi aber sind seine Lehren, Beispiele, Tugenden, Wunderthaten und Aufopferungen. Und diese Worte Christi hören in den Banden heißt sittlicher Weise: verstehen, daß Bande der Zucht Christi Werke sind, es z. B. für eine Züchtigung des Herrn halten, so man unschuldig ins Gefängnis geworfen wird, — und es als Werk Christi ansehen, so man darin geduldig sich verhält, — kurz, es heißt, beim Erleiden von Afterreden, ungerechten Prozessen und Herodianischen Verfolgungen, gerecht vor den Menschen und heilig vor Gott sein und sich überhaupt vor Verfolgungen nicht fürchten. Eine Johannesthat ist

3) das Senden der zwei Jünger zu dem in Gnade und Gerechtigkeit unsichtbar zu den Menschen kommenden Christus. Diese zwei sollen sein die Hoffnung und die Furcht, d. i. die Hoffnung und das Verlangen nach ihm und seinem helfenden Beistand, — und die Furcht vor ihm, dem kommenden Richter: so wird er unsere Hoffnung in Besitz und unsere Furcht in Liebe verwandeln. Verlangen wir nach Christus, wie er nach unseren Seelen verlangt, — und fürchten wir ihn, wie das Kind seinen Vater: so wird solcher Advent uns zur weihnachtlichen Freiheitsgeburt führen. Wer aber die Himmelsgnade nicht begehrt, ist auch nicht wert, sie zu erlangen, und — wer die Gottesungnade nicht fürchtet, ist auch wert, ihr anheimzufallen. Eine Johannesthat ist

4) die sorgfältige Nachforschung und Unterrichtung auf dem religiösen Gebiet gegenüber allen Veränderungen der religiösen Grundsätze mittelst der Frage: „Bist du es . . .?" denn, — erachtete Johannes solche vorsichtige und eifrige Nachforschung für seine Jünger als unbedingt erforderlich und ließ er sie nicht sich genügen mit bloßem Hörensagen, sondern verlangte er für sie auch die Selbsterfahrung, um sie nicht in ihren Erwartungen betrügen zu lassen, und zwar zu der Zeit, wo der gottverheißene Messias sich erst offenbaren sollte: wie sollten wir in der jetzigen, so unchristlichen Zeit, für die Gott keine

Religionsneuerer mehr zu senden, versprochen, und nur falsche Propheten — vorausgesagt und vor ihnen gewarnt, die vorsichtige Nachforschung gegenüber den sogenannten Reformatoren, sowie die Unterrichtung in den notwendigen Heilslehren und den Kennzeichen der göttlichen Messiaswürde Christi und seiner einzig wahren Kirche, unterlassen?

Fürwahr, hätten unsere Vorfahren vor dreihundert Jahren und so manche Katholiken vor einem Jahrzehnt, wie Johannes gefragt und geforscht: es wäre dann gewiß nicht zur unseligen Glaubenstrennung gekommen und sie hätten sich, und den Ihrigen das Ärgernis an Christo und seiner Kirche erspart.

Haben sie es aber nicht gethan, so wollen wir wenigstens unsere Pflicht, besonders jetzt thun und uns in den Glaubenswahrheiten erneuern, um nur Johanneischen, nicht aber unwürdigen und höfischen Theologen nachzufolgen; denn nur in dem Christus, vor dessen Angesicht Johannes voran und einhergeht, haben wir die Erfüllung des Wortes: „Die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh. 8, 32) und: „Wo der Geist Gottes ist, da ist die Freiheit". (2 Kor. 3, 17).

Möchten auch wir unsere Boten, d. i. Sinne, Willen und gute Meinung, zu Gott schicken, fragen und erforschen, ob ihm unsere Wege auch angenehm sind.

Möchten wir auch unsere Untergebenen, — ihr Meister euere Schüler, ihr Herren euere Knechte, ihr Hausväter euer Gesinde — zur Kirche schicken, daß sie Gottes Wort hören und zur Tugend aufgemuntert werden.

Möchten wir allesamt Christum fragen, ob er derjenige sei, der im allerheiligsten Altarssakramente vorhanden, oder ob ein figurierter, calvinischer Zeichengott zu erwarten, — oder ob man mit den Juden auf einen anderen Messias und Erlöser, auf eine andere Kirche, ein anderes Evangelium, zu hoffen habe.

Erkennen wir aber, daß Christus der wahre Messias, der Sohn Gottes, der Erlöser der Welt, der Brunnen der Barmherzigkeit, der Trost der Betrübten, die Zuflucht der Sünder, der Herr des Himmels und der Erde, der Richter der Lebendigen und Toten für Zeit und Ewigkeit, der Seligmacher, der zur Rechten des Vaters im Himmel thront, — und

daß wir alle Sünder, blind, lahm, u. s. w. und somit der Buße bedürfen, die Johannes uns lehrt, um die Gnade Christi zu verdienen,

daß der Herodes der Welt und die Herodias der Sünde — auch uns verfolgen und in ihre Bande fesseln,

daß wir schwache Rohre sind, die von jeder falschen Lehre hin- und hergebogen werden und sich mit sträflichem Kleiderluxus verweichlichen, und

daß niemand uns von unseren Banden und Mängeln befreien, heilen und zeitlich und ewig retten kann, — als Christus allein:

so senden wir unseren Verstand und Willen, unsere Gedanken, Worte und Gebete, zu Christus in der Kirche, und aus dieser Welt zu Christus im Himmel, auf daß er uns verteidige, den Sündern das Leben der Gnade gebe, den Verstand der Unwissenden erhelle, die Widerspenstigen zum Gehorsam bringe und die Verirrten auf den rechten Weg führe, damit alle zu ihrem Heil und zur Seligkeit gelangen.

---

# Am dritten Adventsonntag.

Evangelium. Es sandten die Juden von Jerusalem Priester ab. (Joh. 1, 19–28.)

Die heilige Kirche bestimmte die am 15. April des einunddreißigsten Jahres Christi, also im ersten Jahre seines öffentlichen Lehramtes, während seiner vierzigtägigen Fasten erfolgte Judensendung zu Johannes für den dritten Adventsonntag, — hingegen die erst im zweiten Jahre seines öffentlichen Lehramtes geschehene Sendung der Johannesjünger zu Christus bereits für den zweiten Adventsonntag. Dies hat seine tiefe Bedeutung, insoferne wir nach der Kirche Willen zuerst die Hauptperson, Jesum Christum als Welterlöser, und dann erst die Nebenperson, Johannes, in seinem Verhältnis zu Christus betrachten sollen. Christus ist ja der Anfang, das Mittel und Ende der Menschheit, und nur in Rücksicht auf ihn allein hat jedes Menschenleben eine Bedeutung, und ohne ihn entbehren auch die heiligsten und größten Menschen des Wertes vor Gott und der Welt.

I. Wie es bei beabsichtigter Eingehung von Ehen zwischen zwei einander fernen Personen, besonders der höheren Stände, Sitte ist, sich gegenseitig ihr Bild zuzusenden, so sendet Gott anläßlich seiner Vermählung mit der Menschennatur zum Voraus sein Bild in Johannes, dem Täufer, insofern dieser den künftigen Messias so genau darstellte, daß ihn sogar die schärfsten Pharisäeraugen für den versprochenen Messias hielten, oder annehmen wollten, und dies auch durch eine an ihn abgeordnete Gesandtschaft mit der Frage: „Wer bist du?" bekundeten.

Große Sehnsucht nach dem kommenden Messias hatten die Ju-

den Jerusalems, der Synagoge, und größere Sehnsucht, als alle vorchristliche Menschheit, und besonders starke zur Zeit Christi. Sie gleichen sozusagen der Braut des Hochliedes mit ihrem so oftmaligen Rufe nach ihrem Bräutigam: „Siehe, ich höre seine Stimme, und nicht fern kann er mehr sein," und mit ihrem nunmehrigen Rufe: „Geht hinaus, ihr Töchter Sions, und schauet den König in seinem Diadem, mit dem ihn seine Mutter (Maria) gekrönt;" denn, hörte ich früher so oft seine Worte durch die Stimme seiner zu mir gesandten Boten, so höre ich jetzt seine eigene Stimme — (in Johannes).

Sie sandten Priester und Leviten behufs der Messiaserkundigung und Nachfrage nicht zu Christus, dem Herrn und ewigen Worte, sondern zu Johannes, seinem Diener und seiner Stimme.

Es geschah dies seitens der jüdischen Obrigkeit, der Synagoge, nicht so sehr wegen der Ähnlichkeit des Johannes mit Christus; denn, — hatte auch das Volk die nicht ganz unbegründete Ansicht, daß Johannes der gekommene Messias sei, weil des Johannes Empfängnis und Geburt wunderbar, sein Leben ungemein streng und seine Wassertaufe nicht hergebracht war, sondern als Zeichen der Ankunft des Messias galt, — so mußte es doch die jüdische Obrigkeit viel besser wissen; sie durfte nimmer den Johannes mit Christus verwechseln und sich so ein Armutszeugnis ausstellen, da ja laut Weissagung Christus ganz anderes Stammesgeschlecht, andere Mutter, anderen Namen und anderen Geburtsort, als Johannes, haben und auch ein großer Wunderthäter sein sollte, was Johannes nicht war.

Sicher wußten die Hochgelehrten sehr gut, daß Christi Leben höher und göttlicher, seine Lehre machtvoller und seine Werke größer und offenbarer, ja Wunder seien, als die des Johannes, und auch, daß in Christo, nicht aber in Johannes, die Prophezeiung von des Messias Geburt aus Judas und Davids Geschlecht und in der Stadt Bethlehem erfüllt worden; hatte ja auch ein Judenfürst es selbst dem Herrn zugestanden: „Niemand kann die Zeichen thun, die du thust, wenn nicht Gott mit ihm ist."

Nicht also aus Unwissenheit ward die Gesandtschaft abgeordnet, sondern vielmehr aus Verkehrtheit, Bosheit, Haß und Neid gegen Christus, wovon ihr Herz, wie das des Saul, erfüllt war, weil ihnen als Sündern seine Person und sein Leben widersprach und unerträglich war (sap. 2, 12). Das hielt sie von Christus ab und führte sie zu Johannes.

Und dieser gehässige Christusneid verursachte bei ihnen drei arge Übel

a. die ungebührliche Wahl eines ihnen gefallenden Messias,

b. die Verleitung des Johannes zu Hochmut und Lüge, sich für den Messias auszugeben, für den sie ihn dann selbst halten würden, — dem sie dann aber abhold wurden, als er es nicht gethan, und

c. die gänzliche Verwerfung der Wahrheit.

Ja, „der Neid ist ein unüberwindlicher Ursprung der Feindschaft" (St. Basil.), besonders, wenn er Gewalthaber ergreift und ihr Herz gegen Unschuldige und diejenigen erbittert, von denen sie alle Dienste und Ehrerbietung erwarten können.

Und — mag auch immerhin bei ihrer Gesandtschaft im Vernehmen auch des anderen Teiles („audiatur et altera pars") eine gewisse Klugheit nicht zu verkennen sein, die uns beschämt, wenn wir jedem Maulmacher glauben, so bekunden sie doch auch mit ihrem Appell an die priesterliche Blutsverwandtschaft des Johannes, um von ihm ein Geständnis gegen die Wahrheit zu erlangen, d. h. daß er sich für Christus ausgebe, — eine große Thorheit, vor der sich der Christ, um Christi würdig zu sein, zu hüten hat, um nicht Fleisch und Blut anzusehen und nach dem Spruche zu handeln: „Eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus," und: „Mit den Wölfen muß man mitheulen."

II. Die Priester- und Levitenlegation war eine hochansehnliche, weil sie wegen ihrer Auftraggeber, der jüdischen Obrigkeit, ob des Ortes Jerusalem, in den Boten selbst als Priestern und Leviten und der messianischen Ursache halber, des großen Ansehens nicht entbehrte.

Sie sind zuerst lauter Güte, Höflichkeit und Schmeichelei, enden aber mit scharfen Angriffen, so daß Diogenes auf die Frage: „Welche unter den Tieren die grausamsten wären?" wahr gesagt: „Die Schmeichler und bösen Nachreder!"

1) Die erste Frage: „Wer bist du?" ist die charakteristische Frage der Gottlosen, die ihres Standes und Lebens vergessen und nie sich fragen: „Wer bin ich?" Weil sie sich nicht gefallen, fragen sie nur nach Anderer Stand, Würde u. s. w., aber nicht nach ihren Tugenden und Verdiensten. — Wenn aber Johannes auf so allgemeine Frage sofort antwortet: „Ich bin nicht Christus," so zeigt er damit, daß er den Zweck ihrer Gesandtschaft sehr wohl erkannte, und auf ihre Absicht nicht einging. Wie ungleich sind wir Johannes, wenn wir stets für was Besseres gelten wollen, und ohne Selbstkenntnis sind!

2) Die zweite Frage: „Was denn? Bist du Elias?" war ge-

stellt wegen seiner dem Elias gleich heiligen und strengen Lebensweise und sollte bedeuten, ob er der in die Welt zurückgekommene Elias sei? Diesen Irrtum teilen auch manche Christen mit der Meinung, man könne nicht auch wie andere Heilige fromm leben. Obgleich Johannes von Christus ein Elias im Geiste und dem Amte nach genannt worden, so verneint Johannes doch die Frage, eben weil er es nicht in Person war.

3) Auch die dritte Frage: „Bist du ein Prophet?“ gestellt auf Grund der Weissagung seines Vaters: „Du wirst ein Prophet des Allerhöchsten genannt werden,“ verneint Johannes, trotzdem ihn Christus mehr, als einen Propheten genannt, deshalb, weil's das eigentliche Prophetenamt war, auf den künftigen Messias hinzuweisen, er aber den gegenwärtigen ankündete.

4) Erst auf die vierte Frage: „Was bist du denn? Was sagst du von dir selbst?“ womit sie den Stiel umkehrten und in der Verlegenheit an sein eigenes Urteil appellierten, — ein Appell, der laut Spruch: „Eigenes Lob riecht übel,“ nicht bei jedem Menschen angebracht ist, — giebt Johannes ihnen die bejahende Antwort: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste“ u. s. w., d. h. die Stimme Christi, des wahren Wortes, seine eigene Stimme, die in vollster Einigkeit und in einerlei Geist mit ihm nichts Anderes redet, als was Christus und Gott in Christo gedacht und geredet haben will, — und „in der Wüste“, d. h. nicht bin ich ein Prediger und Wohlredner der Kanzel, der bewohnten Orte, sondern ein Wüsten- und Bußprediger, der den Sündern die bittersten Wahrheiten vom Zorne Gottes und Gerichte mit Wort und Leben sagt, — aus der Wüste, in die ich mich vom weltlichen Lasterleben zurückgezogen, um unbefleckt zu bleiben und auch die Mächtigsten strafen zu können.

Hier haben wir des Johannes Nachahmung Christi in seiner eigenen Geringschätzung, der Demut, die der Ägypter dargestellt in einem Menschen mit gebogenen Knieen, ausgestreckten Armen und gegen Himmel erhobenen Augen, und die uns erst zu wahren Christen macht und alle sonstigen Tugenden adelt, — während der Ehrgeiz mit seinem Rivalismus alles Gute in der Welt und selbst in der christlichen Kirche zerstört, da die Ruhmgier so oft Anlaß ist zur Zurücksetzung der Würdigen und Guten, und zur Ehrenbevorzugung der Unwürdigen und Bösen. Daher stellten selbst die Heiden, deren Philosophen auch die Tugend nur um der Ehre willen übten, die Ehre als eine Jungfrau dar, die alle Tugenden nur als Sklavinnen zu

ihren Füßen hat, aber auch die Tugend als Jungfrau mit wirren Haaren, weinend auf dem Grabe des von Ulysses seiner Waffen beraubten Ajax, mit dem Klagewort: „Ich, die Tugend, wasche das Grab des Ajax mit meinen Thränen," d. h. sie trauert, daß ihr die göttliche Ehrenwaffe von Anderen genommen wird.

Wie sollten wir nicht uns befleißen, noch jetzt die Johannesstimme in seinen hinterlassenen Lehren und Beispielen zu hören, zu glauben und zu befolgen?

Wer wollte nicht in Johannes auch schauen den freimütigen, die Sünder strafenden und nimmer verstummenden Charakter des christlichen Lehramtes, und daß christliche Prediger nie Fuchsschwänzer sein sollen (Phil. 2, 1. II Tim. 4, 3)? Stellten doch selbst die heidnischen Ägypter einen weisen Mann dar nur als einen Menschen, der seine Hand nach seinem Munde ausstreckt, d. i. als einen, der mit Mund und Hand für Andere arbeitet, und machten sie selbst dem Wohlredner Isokrates mit dem auf seinem Grabdenkmal abgebildeten Widder und der auf ihm mit einer Leier sitzenden Sirene den Vorwurf, daß er durch sein weibisch Geschwätz die Zuhörer in unvernünftige Tiere verwandelt habe!

Wer wollte nicht auch gegenüber der Welt, sich rüstend zum heiligen Streit, um nicht unvorbereitet überrascht zu werden, zur Johannesbuße greifen, da die Buße in der Wüste uns nur allein vor der Welt sichert und zu Gott führt!

5) Die Gesandtschaft der jüdischen Obrigkeit forschte, weil unbefriedigt trotz der so bestimmten Antwort, noch weiter, als ihr befohlen war, und ging dabei von der anfänglichen Höflichkeit und Güte zur rücksichtslosen und echt pharisäischen Grobheit und Unverschämtheit über mit der Frage: „Wenn Du also weder Christus noch Elias, noch der Prophet bist, warum taufest Du?" um ihn damit zu schrecken und zum Furchtbekenntnis seines Prophetentums zu bewegen. Aus des Johannes Mund aber vernahmen sie das unerschrockene und so herrliche Christuszeugnis, daß er die zu ihm kommenden nur mit Wasser taufe, aber nicht im heiligen Geist, und nicht in seinem, sondern im Namen Christi, des wahren Messias, und nur zur Buße und Reinigung der Leiber, und zur Vorbereitung auf die Taufe Christi, der nach ihm komme und vor ihm gewesen, und dessen Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig sei, ja der schon gekommen und in ihrer Mitte stehe, den sie aber ob ihrer Geistesblindheit nicht kannten! Dies Zeugnis hätte sie wohl zur näheren Christuserkundigung treiben sollen,

was sie aber unterließen, sei's aus Hoffart, weil sie nichts von diesem Zeugnis hielten, oder aus Trägheit betreffs der Fragen des Heils und der Wahrheit.

Wie muß uns nahen, angesichts des Johannes, der Gedanke an unsere eitle Menschenfurcht, und daß wir ob derselben zu Lügnern und Wortbrüchigen werden und uns das Wort auf der Zunge umkehren lassen, indem wir heute leugnen, was wir gestern bekannt und morgen widerrufen! Was kann Christus gemein haben mit solchen, die kein gegebenes Wort für heilig halten und um Geringes selbst dem Teufel ein Ohr abschwören aus Vermessenheit, weil der Meineid angeblich wohl in der Beicht, nicht aber Güterverlust so leicht zu reparieren sei, wodurch sie aber alle Treue und allen Glauben untergraben, so daß dann ein Mensch dem anderen ebensowenig, wie dem Teufel glaubt.

Angesichts der Christus verachtenden Pharisäer, denken wir aber nicht bloß an unsere Lauheit im Erforschen und Erlernen der christlichen Heilswahrheit und alles dessen, was göttlich und geistig ist, die keineswegs in weltlichen Dingen, noch auch bei akatholischen Christen so groß ist, sondern auch an unsere Verachtung des göttlichen Predigtwortes zufolge unseres geistigen Hochmutes, indem wir uns darüber erhaben dünken und meinen, es sei nur da fürs einfältige Volk, was aber in Wahrheit nur pharisäische Christusverachtung und teuflische Seelenverführung ist, laut: „Wer aus Gott ist" u. s. w. Bedenken wir alles dies, was geschehen zu Bethania oder Bethabara jenseits des Jordans, d. i. im Hause des Durchzugs, der Trübsal und des Gehorsams," — kurz in dieser Welt, wo wir ohne bleibende Stätte im Schweiße des Angesichtes meist unter der Gewalt anderer Menschen nach dem Hause der Ewigkeit wandern!

Rufen wir an den Vorläufer Christi um seine Fürsprache beim Richterstuhle Gottes, damit er uns die wahre Selbstkenntnis und Demut erhalte, sowie die Verachtung aller zeitlichen Weltgüter, und wir allzeit dahinstreben, daß die Ehre des Allerhöchsten als die Quelle der Seligkeit von allen gesucht werde, und damit wir durch die Johanneische Bußtaufe jenseits des göttlichen Gerichtes zur Gnade Christi hier und zur Seligkeit dort gelangen.

Ja — unter allen Wissenschaften ist die Selbstkenntnis

a. die allernötigste und wichtigste, allerbeste und nützlichste. Durch sie gelangt man zur Erkenntnis seiner Nichtigkeit, und aus dieser zur Erkenntnis Gottes. Ohne Selbstkenntnis giebt's keine

Menschen- noch Gotteskenntnis, und umgekehrt ohne Gotteskenntnis giebt's keine Menschen- und Selbstkenntnis. Die Selbstkenntnis in Erforschung seiner Gedanken, Worte und Werke, ist auch nötig zur Messiasaufnahme und zur Erlangung des Himmels, da ohne sie kaum jemand selig werden, noch sich zeitlich vor Schaden bewahren kann. Wie der Philosoph Thales, vertieft in des Firmaments und der Gestirne Betrachtung und zum Himmel schauend, die Pfütze zu seinen Füßen nicht sah und hineinstürzte und auf seinen Hilferuf von einer alten Frau sich beschämen lassen mußte mit dem Vorwurf: „Die Himmelshöhe betrachten und die Pfützentiefe nicht beachten," — so geht's auch der Welt mit ihren irdischen Sorgen ohne die nötige Selbstkenntnis. Sie ist aber auch

b. die allerschwerste zum Erlernen und darum auch

c. die allerseltenste, da selbst ihre größten Lobredner derselben entbehren, weil sie solche nicht thatsächlich üben, daher „unter zehn kaum einer zu finden, der sich selbst kannte" (Plato).

Johannes ist mit Wort und That der Lehrer einer so schweren und nützlichen Wissenschaft. In seiner Schule werden die Menschen von ihrer Blindheit zur Selbsterkenntnis unter dem Beistand des Gnadenlichtes des heiligen Geistes geführt. Da hast du zu antworten auf die Frage: „Wer bist du?" „Ich bin eine Stimme, ein Fremdling und ein Raub der Zeit dem Leibe nach!"

O daß die Übersichtigen das einzige Heilmittel gegen den Hochmut im Spruche: „Nichts ist für die Augen gut!" oder in der Erkenntnis ihrer Nichtigkeit beachteten! — d. h. bist du ein Mensch, so lebe menschlich und vernünftig; — und bist du von Adel, so ziere deinen Adel mit der Tugend, — und herrschest du über andere, so vergiß auf dich selber nicht. Und damit du beständig bleibest, so rufe nach St. Bernards und Augustins Rat: „O Gott (noverim me, noverim te), laß mich kennen den Abgrund meines Elends und meiner Nichtigkeit, und kennen den Abgrund Deiner Güte und Hoheit, — Dich, den die Juden und bösen Christen nicht kennen wollen, damit ich auch von Dir erkannt und in die Zahl der Auserwählten gerechnet werde, nicht aber mit den thörichten Jungfrauen höre das Wort: „Ich kenne euch nicht!"

Wir sollen aber auch die Frage: „Wer bist du?" an andere stellen und allen und jeden Dingen fleißig und ohne sündige Vorurteile nachforschen, falls wir uns an sie hängen, um nicht betrogen zu werden und gleich den Juden den Johannes statt Christum als wahren

Messias anzunehmen und den rufenden Stimmen in der Wüste unter Verachtung des ewigen Gottwortes nachzulaufen.

Wie die pharisäischen Juden aus Verkehrtheit ihre Messiasfrage nicht an Christus, den sie stehen ließen, sondern an Johannes, seinen Diener, gerichtet, so handeln auch wir, so oft wir das Wort, das da ist Gott selbst, verlassen und folgen den bloßen Stimmen Gottes, die da sind die Geschöpfe nebst dem Adel, Reichtum, Amt, der Kaiser- und Königswürde, Schönheit, Stärke u. s. w., welche in die Wüste dieser Welt hineinrufen: „Gott ist der Schöpfer des Himmels und der Erde, der Allweiseste, Mächtigste, Schönste und Würdigste!"

Wie oft laufen wir nach diesen Stimmen, betrogen durch ihre scheinbare Leiblichkeit und uns in ihnen aufhaltend, und richten unser Leben nach dem dunklen und schnöden Glanz der Kreaturen, die uns freundlich anschauen, schmeicheln und liebkosen, wie Absalon einst Israel, aber nur, um unser Herz zu stehlen, von Gott abzuziehen und zu sich zu neigen, — und wir verlassen Gott, den Allmächtigen, und begeben uns gänzlich zu den Kreaturen!

Dies ist ein geistiger Ehebruch, begangen von uns geistigen Ehebrechern an Gott, indem wir die ihn gelobte Treue aus Kreaturenliebe brechen, darob sich Gott auch als die Quelle des Lebens gegenüber den Cisternengräbern beklagt (Jer. 2, 13).

Um nun von diesen Stimmen der Kreaturen, diesen Sternen, Cisternen und Absalons u. s. w. nicht betrogen zu werden, müssen auch wir zu ihnen Boten, und zwar für so wichtige Botschaft nicht gering befähigte und kenntnisarme, wie unsere äußeren Sinne oder inneren Begierden sind, sondern taugliche, und sach- und fachkundige, wie den gotterleuchteten Verstand eines Salomo oder Jeremias, senden mit der Frage: „Wer bist du? Bist du eine Stimme oder ein Wort, eine strahlende Sonne oder ein dunkler Stern, ein Absalon oder David?"

Sendeten wir nämlich unsere äußeren, für weltliche Lust, Rede und Genuß eingenommenen Sinne, Augen, Ohren, Zunge u. s. w., oder unsere inneren nach Fleisches-, Reichtums- und Hoffartslust zielenden Begierden, — welche Antwort würden uns diese thörichten Boten bringen, als die: „Nichts Besseres und Erwünschteres sei auf der Welt zu finden, als diese Kreaturen, und sie zu erlangen, müsse man weder Leibes- noch Seelengefahr achten!"

Senden wir aber zu den Kreaturen den rechten, glaubenserleuchteten Verstand, der jede Sache nach ihrem Werte taxieren kann, mit der Frage: „Wer bist du?" so lautet gewiß die Antwort: „Alles

Geschaffene unter der Sonne ist eitel und vergänglich, alles Fleisch ist wie Gras und all sein Ruhm wie die Blumen des Feldes, — nur Gott allein, der Schöpfer, das Wort, ist der Ewige!"

Wie große Ursache haben wir also zur Johanneischen Verdemütigung: nicht mehr von uns zu halten, als wir sind, und uns als das zu erkennen, was wir sind, — d. h. als arme Menschen, Staub und Asche und glänzend Elend! Diese Erkenntnis, die Kunst, die schönste aller Künste, kommt uns, wenn nicht eher, so auf dem Krankenlager, wo wir erkennen, wie viel besser es gewesen, so wir uns verdemütigt, und wie närrisch, uns zu überheben.

Trachten wir also, besonders durch öftere Beherzigung der Fragen: „Was bist du gewesen? Wer bist du? und was wirst du sein?" — sowie speciell durch die vier Mittel: „Verachten sich, die Welt und das Verachtetwerden, aber niemanden anderen verachten," — nach dieser demütigen Erkenntnis schon in gesunden Tagen, zumal in der Jetztzeit der ersehnten Gnadenankunft: so werden wir, wie Johannes, des Herrn teilhaft werden.

# Am vierten Adventsonntag.

Evangelium. Jedes Thal soll ausgefüllt werden (Luk. 3, 1—6).

Unser Advent mit seiner Vorbereitung geht zu Ende, — denn bald ist genaht die Weihnachtsfeier, die uns nötig ist nicht bloß zur Erinnerung, weil wir ob unserer Geistesbeschränktheit das unschätzbare Geheimnis der Menschwerdung Gottes nicht stets im Gedächtnis tragen, sondern auch zur Begnadigung, weil in ihr Gott wie einst mit der Menschennatur, so jetzt mit jeder Menschenseele, die Gottes Tempel und Wohnung ist, sich vermählt. Daher entfernen wir auch aus unseren Herzen alle fremden Götter und Götzenbilder, wie Hoffart, Geiz, Neid, Unzucht und Völlerei, Zorn, Haß, Rachgier, Ungerechtigkeit und Trägheit, — wir schmücken sie aus mit den christlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung, Liebe und Andacht, kurz mit dem Hochzeitsgewande des Geistes — und wir gehen gleich den klugen Jungfrauen mit Ehrfurcht dem Seelenbräutigam entgegen, um ihn in Herz und Gewissen zu empfangen, damit er einst auch unsere ausfahrenden Seelen gnädig aufnehme in sein Reich.

Kurz war unser kirchlicher Advent, lang aber der vorchristliche, und lange währt auch schon der Lebensadvent unserer zeitlichen Hoffnungen und Erwartungen. Doch nach und nach kommt man auch weit, und was lange erwartet wird, bringt endlich auch die bestimmte Zeit. Diesen Trost giebt das heutige Evangelium in dem mit des Johannes Auftreten genahten Ende des viertausendjährigen Advents er so heiß ersehnten Christuszeit.

Das Evangelium giebt an zwei zeitliche Kennzeichen der Ankunft des Welterlösers, —

zuvörderst die Zerteilung des jüdischen Reichs, für das der

Erlöser zunächst bestimmt war und aus dem er hervorgehen sollte, — und

zum anderen die Bußpredigt des Johannes in der Wüste am Jordan.

Der Evangelist schildert genau die zur Zeit des beginnenden Johannäischen Predigtamtes, somit kurz vor Christi öffentlichem Lehramt vorhandene politische und religiöse Weltlage. Er giebt eine geschichtliche Darstellung und Aufzählung der weltlichen und geistlichen Regenten des Judenlandes und heidnischen Römerreichs, das damals die ganze zu ihm gehörige Welt repräsentierte, um die Zeit zu bezeichnen, in welcher der unter Augustus geborene Vorläufer des Herrn sein Lehramt antrat, nämlich in seinem dreißigsten Lebensjahre und im fünfzehnten Regierungsjahre des Kaisers Tiberius, — und um auch anzudeuten, daß Christus unter der Doppelregierung der Juden und Heiden geboren und mit seiner Wirksamkeit als wahrhaft historischer Christus in die Welt getreten, damit so alle Anstrengung der ungläubigen Kritik vergeblich sei, ihn zum bloß idealen und sagenhaften Christus zu verkleinern.

Die Bußpredigt des Johannes aber mahnt allen die Buße an zur Vergebung der Sünden und zur Erneuerung im Christentum.

I. Die **Zerteilung** des mit Saul begonnenen jüdischen Reichs in vier Fürstentümer durch die Römer berichtet zuvörderst der Evangelist, um anzudeuten, daß die Messianische Prophezeiung des sterbenden Patriarchen Jakob: „Nicht wird genommen werden der Scepter von Juda, noch der Fürst (Kriegsheerführer) von seinen Lenden, bis da kommt, der gesandt werden soll und der die Erwartung der Völker ist" (gen. 49, 10), nunmehr erfüllt und somit die Zeit der Ankunft des Messias da sei.

1) Eine Reichszerteilung ist stets das Ergebnis und der Inhalt des unheilvollen Regiments der Gottlosen und ein Vorbote für das schnelle Ende einer ungerecht überkommenen Herrschaft, wie es die Sprachverwirrung für den Einsturz des babylonischen Turmbaues war; denn „jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden!"

Der alte Herodes, ein Idumäer, also nicht aus Judas Geschlecht, genannt Agrippa zum Unterschied von Herodes, dem Askaloniter, und von Herodes Antipas, seinem Sohne, auch der Große von seinen Schmeichlern benannt, der die Tochter des letzten Königs Hyrkanus aus dem Stamme Juda geehelicht, Namens Marianne, — hatte

diesen seinen Schwiegervater umgebracht und war dann sofort nach Rom gereist, um vom Kaiser Augustus und römischen Rat die Verwaltung des jüdischen Königreiches zu erhalten, was auch im Jahre 37 vor Christus geschah. Ohne des Volkes Anerkennung regierte er einunddreißig Jahre übers Judenland und erst darnach nahmen ihn an die Juden in öffentlicher Huldigung als ihren König, trotzdem er ein Fremdling und Nichtjude war, — und gerade diese Zeit war es also, in der das israelitische Scepter von Juda genommen und der Messias geboren ward.

Als der alte Herodes bald nach seinem Bethlehemitischen Kindermorde gestorben war, ward gemäß seines kurz vorher mit den Römern getroffenen Abkommens das jüdische Reich in vier Teile zerteilt und der erste Teil gegeben seinem Sohne Herodes Antipas, der zweite seinem Sohne Philipp, der dritte dem Lysanias und der vierte dem Sohne Archelaus.

Ja, schon vor seinem Tode mußte der alte Herodes sein Reich zerstückeln und einen Heiden als Statthalter ins Judenland kommen sehen. Und mit Recht; denn durch Gewalt war er zum Königreich der Juden gelangt; unmöglich aber ist's, daß die, welche durch so ungerechte Mittel zum Regiment gelangen und sich der Herrschaft ganz widerrechtlich bemächtigen, lange in dieser Würde verbleiben, nicht bald sterben und das Regiment wieder verlieren sollten. Warnende Beispiele aus jener Zeit sind Abimelech, Jerobeam, Achaz u. s. w.

So teilten sich Juden und Heiden in die jüdische Herrschaft, daher die Nennung der jüdischen und heidnischen Namen im Evangelium. Wie lehrreich weist dies hin — nicht bloß auf die Wirkung und den Endzweck der Erlösung Christi, dieses baulichen Eck- und Grundsteines, der die Mauern der Menschheit, die beiden Völker, Juden und Heiden, in seiner neuerbauten christlichen Kirche vereinigt, — sondern auch auf die siegreiche Begründung des christlichen Glaubens zur Überwindung der unchristlichen Welt, insofern es dazu nicht bloß der Kenntnis der heiligen Schrift, verbunden mit der Schlangenklugheit, sondern auch der Kenntnis und Anwendung der heidnischen Weltweisheit bedarf.

So ward den Juden auch ihr besonderer König und die Freiheit des Reiches genommen, Judas Scepter und Krone von den Fremdlingen vollends zerschlagen und zerrissen, und das ganze Land eine Beute der heidnischen Römer, ein Teil der letzten der vier großen Weltmonarchien, welche Zacharias (6) im Geiste unter dem Bilde

von vier Wagen, und Nabuchodonosor im Traume unter dem Bilde einer morschen Menschenstatue mit goldenem Haupt, silberner Brust, erzenem Leib, eisernen Schenkeln und thönernen Füßen geschaut, — nämlich die babylonische unter Nimrod, die persische unter Cyrus und Darius, die griechische unter Alexander und schließlich die römische — das Judenland ward ein Teil dieser letzten, mit eisernen Schenkeln und thönernen Füßen dargestellten Weltmonarchie, welche als die mächtigste doch vom Steinchen, das sich von Maria losgerissen, d. i. von dem im Anfang so geringen Christentum zur Zeit der im Beginn so kleinen Völkerwanderung umgeworfen und zertrümmert worden.

Ist daraus nicht zu ersehen die Vergänglichkeit alles Irdischen und so auch aller weltlichen Reiche und Staaten ohne Christus, und daß man mit Recht gleich Cicero klagen kann: „O trügerische Hoffnung der Menschen, gebrechlich Glück und eitles Denken, die oft inmitten des Laufes zerbrochen und begraben werden, bevor sie noch den Hafen erblicken konnten," — und daß man darum auch die Schriftworte beachten soll: „Vertrauet nicht auf Fürsten und auf Menschenkinder, die nicht helfen können" und: „Es ist besser, auf den Herrn vertrauen, als sich verlassen auf Menschen und Fürsten" (ps. 145, 2 und 117, 8)?

2) Als Johannes der Täufer mit seiner Bußpredigt am Jordan öffentlich auftrat, während der nur ein halbes Jahr jüngere Christus sich noch zu Nazareth im Elternhause aufhielt, — und nachdem schon dreißig Jahre das jüdische Reich zerteilt war, — da regierte zu Rom als Kaiser und Nachfolger des Augustus bereits fünfzehn Jahre der blutdürstige Tiberius, der bei allem vorzüglichen Talent doch ein Mensch von viehischer Geilheit, Sodomit und ein unmenschlich grausamer Wüterich und Tyrann war, und alle Besten und Gerechten seines Rates hatte ermorden lassen, darum aber auch acht Jahre später, im dreiundzwanzigsten seiner Regierung, von Lucilliana mit Gift beseitigt worden.

„Fünfzehn Jahre" — war eine lange, sündenvolle Regierungszeit.

Solch langes Sündenregiment aber

ist ein Zeichen des göttlichen Zornes, dessen, der die Fürsten sendet unmittelbar oder durch der Menschen Wahl und den Völkern gottlose Regenten giebt, wenn er sie ob ihrer Sünde strafen will, —

ist somit ein großes Unglück für die Unterthanen, wie schon Plato sagt, daß glücklich ein Volk, das weise, — und unglückselig, das unverständige Regenten hat, und wie dies auch beweist die Trauergeschichte von Abimelechs Königsmahl und jene Fabel vom Dornbusch,

den die Bäume zu ihrem König behufs Ruhens unter seinem Schatten gewählt, mit dem zugleich sie aber auch selbst vom Feuer verzehrt worden (Jud. 9, 14), —

und ist auch die vornehmste Ursache für eines Reiches Ende und Untergang, und daß sein Besitz in anderer Hände übergeht, dasselbe aller Privilegien beraubt wird und alle seine adeligen Geschlechter ausgerottet werden, was gewiß die größte Strafe für eine Nation und deren Fürsten ist; denn, ist's schon schmerzlich für Eltern, ihr mühsam erarbeitetes Gut fremden Händen überlassen zu müssen, wie um so mehr für Fürsten, wie dies auch die Klage eines Abraham und die des dem Tode nahen Königs Ezechias beweist.

II. Die **Bußpredigt** des Johannes, von der der Evangelist berichtet, soll nach der Kirche Willen den Regenten und Völkern die Buße predigen zur Vergebung der Sünden und zur Erneuerung im Christentum, wenn besonders ihr Zustand ein heilloser geworden ist

1) Das angeführte Register der damals herrschenden Regenten ist ein Verzeichnis von lasterhaften Menschen. Tiberius war — wie erwähnt, — ein blutdürstiger Kaiser, ein Inbegriff aller Laster und die Schande der Menschheit. Ihm folgten zweiundsechzig heidnische Kaiser, von denen nur zwölf eines natürlichen Todes starben, — bis zu Konstantin, dem Großen, unter dem die katholische Kirche aufhörte, eine verfolgte zu sein, und anerkannt und später auch privilegiert worden. Zu Rom waren damals alle Reichtümer der Welt aufgespeichert, aber das freie Volk, weniger die Sklaven, hungerte nach Brot und mußte nicht selten seinen Atem und Stuhlgang versteuern.

Pilatus, der heidnische Beamte des Tiber und Statthalter zu Jerusalem, in Palästina, bereits der fünfte Landpfleger, ein geborener Franke aus Lyon, war gottlos, ein ungerechter, falscher, feiger, gewissenloser Mensch und Richter, ein ehrloser Politiker und menschengefälliger Kaiserſklave, der den Kaiser mehr fürchtete, als Gott, wohl in seinem Gewissen Christ war und oft dem Kaiser von Christi Heiligkeit und Wundermacht berichtete, — aber ihn doch gegen sein Gewissen zum Tode verurteilte, und darum, — weil er die Menschen- der Gottesgnade vorgezogen, verlor er die Gnade bei Gott, behielt sie aber auch nicht beim Kaiser, — er ward ob seiner zahlreichen Ungerechtigkeiten, mit denen er das Recht verkaufte und die Unschuld verdammte, vom Kaiser im Jahre 36 nach neunjähriger Amtierung abgesetzt und nach Vienne in Gallien verbannt, woselbst er sich später mit dem Schwerte erstach.

Unter den Vierfürsten des von den Römern darum zerstückelten Landes, um das aufsätzige Judenvolk leichter zu zügeln, — herrschte Herodes Antipas zu Galiläa. Er war der gottlose Sohn des noch schlechteren Vaters, des alten von Würmern lebendig gefressenen Herodes, des Bethlehemitischen Kinder- und vielfachen Meuchelmörders, — und selber ein blutschänderischer und ehebrecherischer Prophetenmörder. Er war derjenige, der den Johannes den Täufer enthaupten und Christum bei seinem Leiden mit einem Narrengewand verspotten ließ, — und ob seiner Schlechtigkeit ward er im Jahre 39 nach Christus vom Kaiser Kaligula seines Amtes entsetzt und nach Lyon in Frankreich verbannt, wo er auch geendet.

Philipp war ein träger Fürst, der sein Weib verhandelte, — Lysanias aufgeblasen und gehaßt — und Archelaus grausam und darum von Augustus nach Gallien verwiesen, wo er im sechsten Jahre nach Christus gestorben.

Die beiden Hohenpriester Kaiphas und Annas, sein Schwiegervater und Mithelfer, waren ebenfalls gottlose und leichtfertige, gotteslästernde, kirchenräuberische und simonistische, tyrannische und blutgierige Menschen. Das erhellt, — wenn nicht schon aus ihrer Anstiftung und Mitwirkung beim Tode Christi als Gottesmörder, — hinreichend aus der Thatsache, daß sie beide ihr Hohespriestertum erkauft, gegen Gottes Anordnung von nur Einem Hohenpriester sich aus Gewinnsucht in dasselbe teilten, es bloß für ihre Geldbereicherung mittels wucherischer Geldwechsel verwalteten und so das Heiligtum nur zur ehrlosen Ungerechtigkeit benützten, daher sie auch wahrhaft als Stammväter der Simonisten gelten können.

Kurz, alle weltlichen und geistlichen, heidnischen und jüdischen Obrigkeiten und Regenten waren damals gottlose, sünd- und lasterhafte Menschen.

Dies Schandregister deutet an das Joch, unter dem damals das heilige Land erseufzte, und wie übel verwirrt das jüdische Reich gewesen, worin die Vorgesetzten das geringste Augenmerk auf die Gemeinde und das erste auf ihren eigenen Nutzen und Gewinn hatten.

Ist gleichwohl unter ihnen das Christentum ins Leben getreten, so ist es eben von den Regenten und Regierungsformen nicht abhängig, sobald die religiöse und weltliche Macht nur in verschiedenen Händen ruht, und Religionsfreiheit gewährt, sondern es hat als weltgeschichtliches Ereignis mehr vom Volke und unter dem Einfluß der göttlichen Vorsehung begonnen, daher es auch zuerst die Völker und mit ihnen

dann die Regenten christianisiert, die ja auch aus jenem hervorgehen und nicht besser sein können, als jenes, daher auch die über Obrigkeiten absprechende Kritik nur sich selber tadelt.

Welche Mahnung an die Völker, mit ihrem guten Beispiel ihre Regenten zur Anbahnung besserer Zeit sich nachzuziehen!

2) Die Bußpredigt des Johannes soll auch den Völkern gelten.

Den damaligen Regentenzustand teilte auch die ganze heidnische und jüdische Menschenwelt; denn der Erfahrungssatz, daß sich das Volk stets oder zumeist nach den Sitten seiner Häupter richtet, läßt schließen auf die Laster, welche bei solchem Volk vogelfrei gewesen, wo die Obrigkeiten ein Inbegriff aller Abscheulichkeiten waren, was wieder eine gerechte Strafe war für das halsstarrige, meineidige, Gott undankbare und schon so lange wandelbare und böse Judengeschlecht.

Die Vorgesetzten sind das Antlitz der Untergebenen, die ihr Leib sind, — denn sie haben ein Janus- oder Doppelgesicht, — und aus der Beschaffenheit der Regenten ist auf die der Unterthanen zu schließen.

Wahr ist's, wenn auch mit Ausnahmen: „Wie der Hirt, so die Herde, — wie der Fürst, so die Unterthanen, — wie der Vorsteher, so die Gemeinde, — wie der Bischof und Seelsorger, so die Gläubigen."

Sind die Regenten gut, fromm und tugendhaft, sind's auch die Untergebenen, — sind aber die Regierenden gottlos und verrucht, sind's auch die Regierten. Ist das Haupt verrucht, werden die Glieder selten sich besser anlassen. Ist der Vater ein Gotteslästerer, wird auch sein Sohn ein Sakramentierer, sein Schreiber ein Lästerer und sein Diener ein Lügner sein. Ist die Frau und Mutter eine Ehebrecherin, so ist die Tochter gewiß eine Buhlerin, und die Magd eine Halbmagd. Und hat die Mutter Eva unter dem Apfelbaum genascht und ist sie da verdorben und geschwächt worden, wie werden sich dann wohl die Töchter dessen enthalten? Und verwildern die Menschen in gegenseitiger Anfeindung, was ist's Wunder, daß auch die Tiere ihren Regenten nachfolgen?

Das ist eine Wahrheit, die hervorgeht aus der innigen Verbindung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, aus der Macht und Stärke des vorangehenden Beispiels, aber auch aus dem Verfahren der göttlichen Strafgerechtigkeit. Wenn diese nämlich über ein gottloses Haus und Volk hereinbricht — und es abbrechen, zerstören, zerschlagen, vernichten will, — so beginnt sie damit nicht an den Grundfesten und unteren Schichten, sondern vom Giebel, Antlitz, Haupt,

Fürsten und Regenten, mit plötzlichem Tod oder anderer Heimsuchung, um so den ganzen, in Lastern dem Haupte nachlebenden Leib des Hauses, der Stadt, des Landes, im Haupte abzustrafen und zu züchtigen und bis zu den untersten Hausgenossen zum Nachteil des Ganzen fortzufahren, laut Habakuk (3, 13): „Du zerschlägst das Haupt dem gottlosen Geschlechte und entblößest es von unten bis oben, — du fluchest seinem Scepter!"

Das also ist die Schlußfolge der Regentenschilderung des Evangeliums, d. h. daß, wie damals der Kaiser Tiber, der Statthalter Pilatus, die Vierfürsten und die Hohenpriester gottlose und verruchte Menschen und Seelenverderber waren, es so auch ihre Untergebenen und Unterthanen waren.

Soll das uns nicht erinnern, daß die Erlösung Christi nichts, als eine unverdiente Gabe und Gnade der Liebe und Güte Gottes ist, und daß Christus gerade da in die Welt gekommen, als die Menschen am wenigsten dessen wert und würdig gewesen, und daß darum auch wir unsere Feinde so, wie unsere Freunde, zu lieben haben?

3) Zur Befähigung aber so allgemein sündhafter Menschenwelt behufs Aufnahme des Christentums bedarf's unbedingt der Predigt der Buße zur Vergebung der Sünden, wie sie einst Jonas Ninive und seinem lasterhaften Könige Sardanapel — und damals Johannes den Juden und ihrem sündhaften Könige Herodes gepredigt, — und bedarf's somit der eifrigen und beherzten Bußprediger, die wie Ezechiel laut Gottes Wort ohne Schonung und Rücksicht auf Versprechen und Bedrohen, die Laster der Obrigkeit wie Untergebenen, der Herren wie Knechte, geißeln, tadeln und rügen, so daß, wenn die Sünder in Verruchtheit und Unverschämtheit eine harte Stirne haben, sie eine noch härtere Stirne, und wenn jene eine von Kieselstein, sie eine von Feuerstein, und wenn jene eine von Eisen, sie eine von Diamant haben müssen.

Wohl der Menschheit, wenn ihre Fürsten und Regenten, eingedenk ihrer großen Verantwortlichkeit und wie sie so schwer selig werden bei so viel Freiheit und Gelegenheit zum Sündigen und bei so wenig Anlaß, eine bis an sie sich wagende Bußmahnung zu hören, — ebenso in der Buße ihren Untergebenen vorangehen, wie vorher in Sünden und wie König Sardanapel auf die Stimme des Jonas vom drohenden Gotteszorn: „In vierzig Tagen wird Ninive untergehen!" sofort vom Throne aufspringen, das Scepter von sich werfen, die Kleider ablegen und sich ins Bußgewand hüllen, fasten und seufzen; denn,

wahrlich! solchem gekrönten Bußbeispiel folgt auch das Volk, wie einst Ninive, der Hof, die Bürgerschaft und Dienstboten, ja selbst der Säugling an der Mutterbrust und das Tier des Menschen. Aber auch glücklich die Menschheit, wenn ein Volk seinem Regenten mit dem guten Beispiel auch der Buße vorangeht, und derselbe wohl oder übel ihm nachfolgt! —

So wird dann die Menschheit wieder fähig, Gottes Erbarmen und Gnade in sich aufzunehmen.

3) Die Vorbereitung aber, — worin soll sie bestehen?

Wer Hügel und Berge der Hoffart in seinem Gemüte hat, grabe sie ab durch Demut und Erkenntnis seiner Nichtigkeit. Die Thäler des Kleinmuts fülle aus mit Vertrauen und Hoffnung auf die Barmherzigkeit des zukünftigen Königs. Die durch Trägheit und Unterlassung der Pflicht, des Sonn- und Festtagsgottesdienstes, der Restitution, Glaubensbekenntnis und Berufsgeschicklichkeit bewirkten Lücken in Seele, Wort und That, ergänzet durch verdoppelten Eifer und Nachholung des Versäumten. Das Krumme der Lüge, Falschheit, Heuchelei und des Betrugs, machet grade durch die Wahrheit. Und das Rauhe und Harte in Widerwillen, Neid, Zorn, Haß und Rachgier, machet eben durch die Sanftmut.

Wenn aber gegenüber dem Spruche: „Wer kann alle Berge eben machen?“ wir selber fragen: „Was sind das für Wege, auf denen der Sohn Gottes, der große Herr des Himmels und der Erde, zu uns niederkömmt;“ so lautet die Antwort: „Wohl macht die Geduld alles Krumme grade und alles Unebene eben.“ Es ist der Weg die alle Tugenden krönende Geduld in Leiden und Trübsalen. Deshalb hat Christus einen Leib angenommen, damit er in Geduld leiden und sich so zugleich zum Spiegel der geduldig Leidenden und endlich zur Belohnung aller derer machen könne, die geduldig gelitten. Die großmütige Ertragung von Schmach und Unbill ist das rechte Kennzeichen Gottes, da sie aus Gott hervorgeht, und auch das rechte Werkzeug, das Gott in unsere Hände legt, um dadurch die Wege richtig zu machen, auf denen der Herr, unser Gott, in unser Herz zu gehen verlangt; denn „durch Geduld besitzen wir unsere Seelen“, sagt Christus, und „so wir über uns selbst herrschen, fangen wir an, zu besitzen, was wir sind“ (St. Greg.), ja der Besitz der Seele wird der Geduld zugeschrieben, weil sie die Wurzel und Schützerin aller Tugenden ist und diese alle vollkommen macht, als allzeit die erste im Streit und die letzte in der Krönung.

Entgeht uns die Geduld, so verlieren wir alles, weil den rechten Weg Gottes zu uns. Behalten wir sie aber, so ist der Weg Gottes schon richtig und bereit.

Die Geduldstugend aber zu umfangen, eifert uns an: das Beispiel in Gott, Christo und seinen Heiligen, — die Notwendigkeit in der Mühseligkeit des Menschenlebens — und der Nutzen in Betracht der künftigen Glorie, mit der die Geduld gekrönt wird.

Der Weg des Herrn muß eben, gerade und lind sein, — eben, ohne die Berge der Hoffart und Thäler der Trägheit, — gerade, ohne Schlangenweg und Umschweif hinan zum Ziele betreffs aufrichtiger Meinung, — und lind, ohne die Steine der unchristlichen Leidenschaften.

Wenn wir diese Gott mißfälligen Laster aus dem Wege geräumt, und statt ihrer die drei, den Weg eben, gerade und lind machenden Tugenden der Demut, Aufrichtigkeit und Sanftmut, oder (summarisch) der Geduld in unser Herz gepflanzt, — dann können wir die Adventbereitung schließen, Feierabend machen und den Herrn auf den so wohlvorbereiteten Weg einladen: „Komm', o Jesu, o demütigster, aufrichtigster und sanftmütigster, — o geduldigster Jesu, in unsere Herzen!" — und wir werden hören das Wort: „Schon komme ich und bin auf dem mir zubereiteten Wege, um euere Herzen mit meiner Ankunft zu trösten und mit meiner Gnade zu erfüllen!"

Die Kirche wünscht allen zu den Feiertagen Heil und Segen vermittelst der weihnachtlichen Wiedergeburt in allen Herzen, Häusern und Familien, sowie die möglichste Erfüllung aller Wünsche, soweit sie gottehrenvoll und menschenheilsam sind. —

# Am Sonntag nach Weihnachten.

Evangelium. Und Joseph und die Mutter Jesu wunderten sich. (Luk. 2, 33—40).

Das Lukasevangelium des heutigen Tages bildet die zweite Hälfte oder Fortsetzung des Evangeliums vom Maria-Reinigungstage, d. i. von seiner Darstellung des göttlichen Kindes im Tempel zu Jerusalem mit dreiunddreißig Tagen nach seiner Geburt, gemäß der Mosaischen Anordnung, jede männliche Erstgeburt dem Herrn zu heiligen und das gebotene Opfer darzubringen, bei welchem heiligen Akte Simeon und Anna das Glück hatten, den Gesalbten des Herrn in diesem Kinde zu sehen.

Die Geburt unseres göttlichen Herrn im Fleische, die aus wichtigen Ursachen so still und fast verborgen geschehen, bedurfte einer öffentlichen und bedeutungsvollen Verkündigung, und solches Zeugnis war im Tempel Salomos, wo alles Volk sich versammelte, für die menschliche Kenntnis um so nötiger.

Dazu erwählte Gott zwei hervorragende Menschen, den Simeon und die Anna, welche das Kind bei seiner gesetzlichen Aufopferung an Gott im Tempel den Menschen wiesen, die Geburt des Messias als bereits erfolgte verkündeten, und ihn in diesem kleinen Leibe zeigten.

Personen beiderlei Geschlechts wählt Gott zu diesem großen Dienst, beide erleuchtet vom prophetischen Geist, beide heilig, fromm und gerecht, beide voll des heiligen Geistes, beide bei den Menschen in gutem Rufe und auch beide von hohem Alter. Solche sollten die Zeugen der göttlichen Wahrheit sein, nicht aber jene, die ihr Leben mit leichtsinnigen Sünden beflecken, nur für sich Nutzen und Ehre suchen und nicht das geringste Anrecht darauf haben, daß der Geist Gottes in ihnen wohne, — aber auch nicht jene Jugend, die sich selbst nicht kennt und voller Hochmut ist.

I. „Und Joseph und die Mutter Jesu wunderten sich über die Dinge, welche von ihrem Kinde gesagt wurden.“

Der Gegenstand der elterlichen Verwunderung waren die Worte Simeons, als er das göttliche Kind auf seine Arme gottpreisend genommen: „Nun entlässest Du, o Herr, nach Deinem Worte Deinen Diener in Frieden; denn meine Augen haben Dein Heil gesehen, das Du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker, als ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung Deines Volkes Israel!“

Sie wunderten sich — weniger ob des Inhalts dieser Worte, der ihnen ja nicht neu war, noch sein konnte, als vielmehr ob ihres Ursprungs, daß Gott nämlich diese Geheimnisse außer ihnen so vielen geoffenbart. Trotz ihrer höheren Erleuchtung staunten sie über das für den Menschenverstand unbegreifliche Werk der Menschwerdung Gottes und über die so vielen gewordene Offenbarung.

Welches göttliche Geheimnis wäre an Adel und Höhe auch für alle Menschen wohl betrachtungs- und bewunderungswürdiger, als das von Maria und Joseph heute bewunderte Geheimnis des menschgewordenen Gottes sowohl betreffs Gottes, als auch der Menschen!

Allein, Gott sei's geklagt, daß leider die Menschen, ihre durch Gottes Menschwerdung erlangte hohe Adelswürde so wenig erkennen, zu Herzen führen, in Obacht nehmen und demgemäß auch wenig oder nicht bewundern Gottes Menschwerdung und herrliche Werke.

Mögen auch manche Menschenwerke wunderbar erscheinen, so hört doch das Anstaunen derselben baldigst auf, sobald man sie nach ihren inneren Ursachen begreift. Bei Gottes Werken aber, die in ihrer Ursache niemals gründlich zu erfassen sind und nur mit Vermutungen schließlich erklärt werden, hört die Bewunderung niemals auf (Eccl. 1, 7—11).

Bewundern also auch wir Gottes Werke — und überreich sind die Geistesschätze, wie Glaube, Gottesliebe, Dankbarkeit und glühende Andacht für Gottes Ehre, die wir aus solcher Bewunderung der Werke und Wohlthaten Gottes gewinnen.

Woher aber so wenig Erkenntnis, Beachtung und Bewunderung der Werke Gottes, besonders seiner Menschwerdung? — Weil man sie nicht betrachtet.

II. Die Betrachtung ist die Quelle der Bewunderung, d. i. die stete und unablässige Betrachtung der göttlichen, hohen, himmlischen, geistigen Glaubensgeheimnisse und Dinge, besonders der Wohlthaten Gottes wie unserer Unwürdigkeit.

Auch Marias und Josephs Verwunderung war nur die Folge ihrer heiligen Betrachtungen. Die auf ihr Kind sich beziehenden Erfahrungen und Aussprüche hatten sie fleißig und nachhaltend betrachtet, durchforscht und als Ratschlüsse Gottes zu erkennen gesucht, und auf Grund solcher Betrachtung mußten diese ihre große Verwunderung hervorrufen; denn hätten sie Christi Menschwerdung, Geburt und alle darin vorkommenden wunderbaren Geheimnisse nicht unabläßig bei sich, in ihren Gedanken und vor ihrer Seele erwogen und betrachtet, so hätten sie auch keine Erkenntnis der darin liegenden Herrlichkeit, Majestät, Weisheit und Güte Gottes, und somit auch keine Ver- und Bewunderung gehabt; weil sie Christi Geburt aber nachhaltig betrachteten und als etwas überaus Hohes und Edles erkannt, so bewunderten sie es und verwunderten sich darob.

Wie nämlich eine bloß verschlungene, aber nicht zermalmte Speise keineswegs nährt, so hat auch die Seele keine Stärkung vom Worte Gottes ohne dessen Erwägung.

Die Betrachtung ist dem Menschen schon nötig zu seiner geistigen Erhaltung und Nahrung. Denn, — wie die unterste Welt mit der obersten verbunden bleiben muß, damit alle himmlischen Bewegungen stets ihren Einfluß auf die untersten Dinge haben, und diesen ihre Kraft, Wirkung und Eigenschaften eindrücken können — und wie jede Kreatur in ihrem Wesen erhalten wird, wenn und soweit sie mit ihren Ursachen und Anfängen verbunden bleibt, — so verhält es sich auch mit der Menschenseele gegenüber ihrem Gott, — und solche Verbindung der Menschenseele mit Gott kann nur mittels der Betrachtung der göttlichen Dinge geschehen.

III. Simeons Weissagung.

Wer war Simeon? Simeon, auch Sameas früher genannt, war laut Geschichte und Legende das einzige Mitglied des hohen Rates von Jerusalem, welches siebenunddreißig Jahre vor Christi Geburt beim Einzug des von den Römern zum Judenkönig ernannten Ausländers Herodes vom öffentlichen Aufstande ab- und Ergebung in Gottes unvermeidliche Fügung angeraten und darum allein am Leben geblieben war, während alle seine Amtsgefährten, die dem Herodes die Stadtthore verschlossen, ausgerottet wurden, — und er war auch nach Christi Geburt derjenige, welcher bei der Ankunft der drei Weisen des Morgenlandes die Stimme des Synedriums zur Erklärung geleitet, daß von Bethlehem aus das Heil erwartet werde (Matth. 24, 16) (cf. auch die Legende von seiner Bibelkorrektur des Wortes „Halma“).

Die dreifache Weissagung Simeons ist eingeleitet mit dem Worte: „Und Simeon segnete sie," d. i. er lobte und pries sie und wünschte ihnen unendliches Glück, daß sie ein so vortreffliches Kind erhalten hatten, das zum Heil aller Menschen geboren worden. Und indem er nunmehr das in seinen Händen gehaltene geliebteste Jesukind der Mutter zurückgab, öffnete er — neuerdings vom heiligen Geist entflammt — seinen prophetischen Mund und sagte ihnen nach der Lobpreisung voraus auch das Traurige, was mit diesem Kinde geschehen werde. Er mischt unter die große Freude, da er ihn, den Heiland Gottes, „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Verherrlichung des Volkes Israel" genannt, die Trauer von der Prophezeiung seiner bitteren Leiden, uns zur Lehre, wie unbeständig die zeitliche Wohlfahrt und wie groß besonders die Veränderung des Wohlstandes der Eltern mit ihren Kindern sei. Seine Weissagung ist aber gerichtet an die Mutter Jesu, weil er als Prophet wohl wußte, daß Joseph nicht bis zum Leiden Christi leben, seine Mutter aber auf den Kalvarienberg steigen, dabei stehen und es schauen werde.

Woher hatte Simeon die Wissenschaft, daß dies so armselig und elend geborene Kind der Messias und das Licht aller Völker sei? Nur Gott hat's ihm der Verheißung gemäß, geoffenbart; Gott hatte ihm gegeben den prophetischen Geist, der bis zu seinen verborgenen Geheimnissen dringt, die Zukunft von ferne schaut und so sieht, als wenn sie Gegenwart wäre. Deshalb konnte sein Zeugnis keinen Verdacht erregen. Und — wie er sich nicht getäuscht, was schon war, verborgen allerdings im kleinen Leibe, so war er auch voll Wahrheit über das, was nach vielen Jahren geschehen sollte.

Er sah und weissagte den Undank, Unglauben und Fall vieler aus Israel, die Berufung der Heiden und Völker zu Christus und seiner Kirche, Christi Verfolgung und Tod, und die Unterdrückung seiner Kirche. Und für alles gab er einen kurzen Grund an in dem bösen Willen und den bösen Gedanken der Menschen, welche offenbar werden sollten. — Und — was und wie er's geweissagt, so ist's auch geschehen, d. h. die Nichtaufnahme von den Seinen, die Verwerfung seiner Bußpredigt und Gnade, seine Verfolgung, sein erfahrener Widerspruch, sein Kreuzestod, das Martyrium seiner Mutter, und demzufolge der Untergang des größten Teils der Synagoge und aller ihrer Nachfolger. Daher bei dessen Fernschauen Simeon gebeten: „Nun entlässest Du, Herr, Deinen Diener;" denn ich will lieber den Tod, als so grausame Bosheit und Trübsal meines Volkes sehen!

1) „Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle, und zur Auferstehung vieler in Israel!" Die Deutung dieses Wortes ist sehr verschieden bei den Kirchenvätern.

Doch die sicherste Deutung lautet: Wie Christus die unschuldige Ursache des Verderbens ist für die ihm Widerstrebenden, sei's in der Reinigkeit seiner Kindheit, oder in der Strenge seines Evangeliums, oder in der Liebe seines Kreuzes, — so ist uns Christus eine Ursache unserer Seligkeit, Auserwählung und Auferstehung, durch die stete Erwägung seiner Gegenwart, indem wir uns fest an ihn halten und alles in Gegenwart des auf uns schauenden Christus wirken, — ferner durch die treue Nachfolge seiner Werke, indem wir alles nach dem Beispiele des uns leitenden Christus thun — und durch die vollkommene Gemeinschaft seines heiligen Geistes, indem wir alles durch den Geist des uns anreizenden Christus verrichten.

Die sicherste Deutung liegt darin, daß Christus keineswegs der Verursacher unseres Falles und unserer Verdammnis sein wollte, sondern daß nur die Menschen an ihm eine Ursache zum Falle nehmen würden (occasionaliter und per accidens), obwohl er vielen Anderen eine Ursache zur Auferstehung ihrer Seele aus dem Sündenstande sein würde (causaliter, effektiv und direkt), laut Schriftwort: „Dein eigenes Verderben bist du, Israel; bei mir ist nur Hilfe für dich" (Ose. 3, 9), — sowie ein an den Weg zum Anlehnen und Aufstehen gesetzter Stein keineswegs eine Ursache dafür ist, daß so manche unsinnige Leute sich mutwillig daran stoßen und fallen, statt sich daran zu halten, — oder wie die alle Welt erleuchtende Sonne manchem Hineinsehenden die Augen blendet, was aber nicht der Sonne, sondern nur der Schwachheit der Augen zuzuschreiben ist.

Das Wort: „Christus sei gesetzt zum Falle und zur Auferstehung," ist also nur insoweit von ihm gesagt, als wir durch seine Gnade und kirchlichen Sakramente wahrhaftig auferstehen, laut Wort: „Seid ihr mit Christus auferstanden, so suchet, was droben ist" (Kol. 3, 1) und: „Ich bin die Auferstehung (der Sünder) und das Leben (der toten Seelen)," — und als ohne vorhergegangenen Fall es auch keine Auferstehung geben kann, — und auch nur insoweit zu verstehen, als Christus unverschuldeter Weise auch nicht allen, sondern nur vielen und zwar denen zum Fall gereicht, die sich an seinen Worten und Werken ärgern oder eine Ursache der Ärgernis an ihm nehmen, von welcher Ärgernis aber nicht er, sondern ihre Bosheit die Ursache ist.

Wollte Gott, es dürfte auch den Menschen nicht so oft vorgeworfen werden das verschuldete „Gesetztsein zum Falle Anderer", d. i. daß ihre Freundschaft und Schonung nicht Anderen zum Fall und zur Quelle großen Jammers und Elendes werde, gleichwie bei Israel (Exod. 34, 22 und Deut. 7, 16) — und es möchte besonders nicht gelten so vielen kirchlichen und geistlichen Vorstehern, daß sie nämlich für die Ihrigen nicht Wächter trotz Berufung, sondern Fallstricke und ausgebreitete Netze werden (Ose. 3, 1), und mit ihrem ärgerlichen und häßlichen Leben so vielen zum Fall und zur Verdammnisursache gereichen, d. i. denen, die sich an ihrem bösen Beispiele versehen und darum selbst böse und gottlos werden, gleich angehenden Müttern, die, wenn sie zur Zeit der Empfängnis neugierig das Bild eines Mohren anschauen, dann selbst ein ihm gleiches Kind zur Welt bringen (gen. 30, 39).

2) „Und er ist gesetzt zum Zeichen, dem man widersprechen wird!" Simeon nannte Christus ein Widerspruchszeichen, ihn als den Gekreuzigten, d. i. mit dem Kreuzzeichen, an dem die Juden und Heiden sich reiben würden, weil er jenen ein Ärgernis und diesen eine Thorheit sein würde, — und auch mit seiner Lehre als dem Zeichen und Ziel aller menschlichen Verfolgungen und Angriffe, auf das sie alle sich würden richten und gegen das die ganze Welt wüten und toben würde, so daß es ein wahrhaft zerschossenes Ziel sein würde (Jerem. 3, 12). Was Besseres können wir demgemäß wünschen, als daß Christus uns sein möchte

ein wahres Wunderzeichen — auf Grund seiner wunderbaren Empfängnis, Geburt, seines Lebens und Todes, —

ein Bundeszeichen — der Versöhnung zwischen Himmel und Erde, Gott und Menschen, —

ein Zeichen der Befreiung vom Tode, d. i. das des Osterlammes, —

ein Genesungszeichen gleich jener ehernen Schlange, so daß wir durch dessen Anschauen vom giftigen Biß der Höllenschlange genesen, — und

das Fahnenzeichen zur Nachfolge, das Gott den Nationen der ganzen Welt aufgerichtet hat (Jes. 6).

3) „Und ein Schwert wird deine Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden!" Was heißt's? Der Marianische Mutterschmerz zufolge ihrer Passion bei Christi, ihres Sohnes Leiden auf dem Kalvarienberg wie in der ganzen übrigen Leidensge-

schichte des Christentums — ist von der Vorsehung mit dazu bestimmt, in ihrem wie in aller Christen Herzen zur Offenbarung der für Christus fühlenden und von seinem Kreuzesleiden hervorgerufenen christlichen, — aber auch der gefühllosen, Christusfeindlichen und gleichgültigen Gedanken beizutragen, d. i. er wird zeigen, daß die Gedanken mancher Menschen falsch sind, wenn sie meinen, daß Maria nicht seine Mutter sei oder daß sie in der Geschichte des Christentums nicht eine hervorragende Rolle spiele, — und er wird offenbaren die guten und bösen Herzen, die Frauen, Joseph von Arimathea, Nikodemus, d. i. die göttlichen Gedanken, die jetzt schlummern fürs christliche Martyrium, ebenso wie die Judasse, Hohenpriester, Pharisäer, Pilatusse u. s. w. —

IV. Annas Gebetsfleiß.

Eine „Prophetin" nennt Lukas die heilige Anna, denn sie sah verborgene Dinge in dem Kinde und erkannte die Gottheit des Gottsohnes im Fleische, obwohl sie es von keinem Menschen gelernt hatte. Gleichwohl legte Lukas keines ihrer Worte in der heiligen Schrift nieder, zum Zeichen, daß weibliche Offenbarungen in der Kirche keine öffentliche Geltung haben. Wie groß ist daher der Verstand der Engländer, die ihre Königin als Haupt der Kirche verehren und ihre Aussprüche über göttliche Geheimnisse als Glaubensentscheidungen annehmen!

Der Evangelist empfiehlt die Anna auch als „vorgerückt zu einem ehrenvollen Alter von vierundachtzig Jahren", mit der Mahnung: „Vor einem grauen Haupte stehe auf."

Und als „Witwe" sehnte sie sich nicht nach einem zweiten Manne und als solche war sie fähig zur Würde einer Diakonissin, während hingegen Paulus jene Witwe, welche die Ehe wiederholte, als Diakonissin nicht angenommen (1. Kor. 7; 1. Tim. 5). Wie kann man also die Ehe über alles loben, und über die Jungfräulichkeit erheben?

„Sie kam nimmer vom Tempel," — nicht als wenn sie ganz darin wohnte, sondern sie weihte sich ihm ganz, wie jetzt die Frauenklöster. Welcher Geist erhebt sich also gegen diese Klöster!

„Und Anna diente auch Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht." Und alles dies, was Lukas an Anna lobt, beobachtet auch unsere katholische Kirche.

Was der Evangelist aber besonders als Gott angenehm bei der Anna hervorhebt, war ihr Gebetsfleiß.

Dieser weist hin auf Christi Gebetseifer, u. a. wie er über Nacht im Gebet zu Gott verharrte (Luk. 6, 12) und im Gleichnisse

gelehrt, allzeit zu beten und nicht abzulassen (Luk. 12), laut Paulus und Jakobus (5, 1), im Bedenken, daß das Gebet der Gerechten viel vermöge. Das „Allzeit-Beten" aber heißt nichts anderes, als „bete und arbeite", oder genauer, „verbinde die Arbeit mit Gebet," d. i. wechsle ab mit Arbeit und Gebet und untermische deine Geschäfte mit Stoßseufzern und Gottesgedanken, — und zum Anderen: „mache deine Arbeit selbst zum Gebet," denn gottgemeinte Arbeit, wie jede rechte Berufsarbeit, ist Gebet.

Annas Gebetsfleiß weist somit hin auf die wesentlichste Eigenschaft des Gebets, d. i. auf die Beharrlichkeit, Beständigkeit, Inbrunst, Emsigkeit und Unverdrossenheit des Gebetes im allgemeinen, wie besonders des Bittgebetes.

Das Gebet ist ja unsere Schutzwaffe gegen alle Feinde, und der Bote, der Gott, unserem Herrn, die Begierden unseres Herzens vorträgt und der seinen Auftrag nicht nachlässig oder mit Abschweifung zu anderen Dingen verrichten, noch sich abweisen lassen darf, so wir im Gebete mit Gott ringen, wie Jakob mit dem Engel, als bis daß er uns segnet, — mit dem wir aber auch als Bittende Gott keine Vorschrift machen, bis wann er uns erhören soll, noch eine Zeit, einen Tag seiner Barmherzigkeit setzen dürfen, wie solches die Bethulier, Gott damit erzürnend, gethan (Jud. 9, 10). Würden wir aber ablassen vom Bittgebet, glichen wir dann nicht jenen Streitern, die aus dem Kampfe fliehen, bevor sie noch den Sieg erhalten (St. Ägid), — oder z. B. den Hühnern, die ihre Eier verlassen, ehe sie dieselben ausgebrütet?

Das Gebet aber fällt, wie alles Gute, Fasten und Almosengeben, als Gewohnheit dem Menschen nicht schwer und sauer. Falls man desselben gewohnt ist, überwindet man mit so scheinbar geringer Schutzwaffe auch den höllischen Feind, wie David den Goliath mit der Schleuder eher, als mit schwerem ungewohnten Harnisch. So „scheint" auch „alle Züchtigung für die Gegenwart nicht zur Freude, sondern zur Trauer zu sein", in der Folge aber bringt sie denen, die durch sie geübt worden, eine freudenreiche Frucht der Gerechtigkeit (Hebr. 12, 11). Wie recht hat darum St. Chrysostomus: „Wenn ich jemanden sehe, der nicht liebt den Eifer des Betens, noch von glühender und heftiger Sorge für diese Sache eingenommen ist, so wird mir schon klar, daß er nichts von ausgezeichneter Gabe im Geiste habe!"

V. „Und da sie alles nach dem Gesetze des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galiläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück,"

von wo sie dann, um der Grausamkeit des Herodes zu entgehen, nach Ägypten flohen. — Auch unsere christlichen Feste, wie Weihnachten u. a., mit den Tempelbesuchen des alten Jahres, so freudig und tröstlich auch der Rückblick auf sie ist, befreien uns nicht von unserer Rückkehr zu unserem Gott bestimmten Erdenberuf; denn sie sollen nur Rasttage sein, — aber traurig wäre es, so sie einflußlos blieben.

„Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit und die Gnade Gottes war in ihm!" — Jesus vereinigte in seiner göttlichen Person zwei Naturen, die göttliche und die menschliche. Die erstere war keines Wachsthums, keiner Entwicklung bedürftig; denn sie war im ersten Augenblick der Empfängnis das, was sie in alle Ewigkeit ist, — wohl aber die menschliche, denn dieser ist die allmähliche Entwicklung ebenso natürlich, wie Essen, Trinken, Denken, Wollen u. s. w. Jesus wollte in allem uns gleich sein, außer der Sünde. Darum wollte er auch, obwohl ihn das göttliche Bewußtsein keinen Augenblick verließ, die natürlichen Entwicklungsstufen des menschlichen Alters durchgehen.

So möge denn uns der letzte Sonntag des Jahres das weihnachtliche Christentum, als die Sonne unseres Greisenalters, — den Tempel aber als die erste und letzte, wie allzeitige Segensstätte unseres Lebens erscheinen assen! Möge uns dieser Sonntag über die Grenzscheide des Jahres und über seine wehmütigen Erinnerungen der Vergänglichkeit, des Alters und Hinscheidens hinüberhelfen! Folgen wir nach dem schönen Beispiele Josephs und Marias, Simeons und Annas, und — das wird ein trefflicher Dank fürs alte, und ein verheißungsvolles Glückszeichen fürs neue bürgerliche Jahr sein!

# Am Sonntag nach Neujahr.

Evangelium. Der Engel des Herrn erschien Joseph im Schlafe (Matth. 2, 19–23).

Während des Kindermordes lebte das Jesuskind verborgen und in vollster Sicherheit in dem der Herodianischen Macht nicht ausgesetzten Ägypten, in dem Lande, welches die Wiege des Götzendienstes heißt und wo die heilige Familie nach ihrer Flucht von Bethlehem unter ihren um Heliopolis in Niederägypten angesiedelten Landsleuten leichtes Unterkommen gefunden. Gerade Ägypten war ihr Zufluchtsland, zur Bestätigung der allgemeinen Messiaswürde Christi für Juden und Heiden und behufs Erfüllung der Prophezie: „Aus Ägypten rief ich meinen Sohn," und auch deshalb, weil Israel dort zuerst das Opferlamm genossen, und zum Volke herangereift. Für diese Gastfreundschaft ward aber Ägypten derart belohnt, daß das Christentum daselbst frühzeitig und lebenskräftig aufblühte und Ägypten in alter Zeit mit seinen Märtyrern und Anachoreten wie „ein Himmel auf Erden" erschien.

I. Nach dem Kindermorde war die Folter „des Feuers und Wurmes" noch vor der Ewigkeit gekommen über den Leib des Herodes, der aber auch da noch mörderisch fortwütete gegen sein Volk, dessen Vornehmste er bei seinem Tode zu töten befahl, gegen seine Familie, indem er einen seiner Söhne fünf Tage vor seinem Tode hinrichten ließ, aber auch gegen sich in Selbstmordversuchen, bis er schließlich mit dem Fluch der Menschheit geendet und sein Reich geteilt worden unter seine vier Söhne, von denen aber nur Archelaus den Königstitel, und die übrigen den Namen „Vierfürsten" erhielten.

Jetzt erschien der Engel des Herrn wieder dem Joseph in Ägypten und sprach: „Steh' auf, nimm das Kind und seine Mutter und zieh'

in das Land Israel; denn die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben!" Und Joseph gehorchte. Er trat an den Weg nach Israel mit der Absicht, sich in Bethlehem oder Jerusalem niederzulassen, — fürchtete sich jedoch, über die Landesgrenze weiter zu gehen, als er erfuhr, daß daselbst der wie sein Vater grausame Archelaus regiere, und zog darum nach abermaliger Belehrung im Traume nach dem vom milderen Antipas beherrschten Galiläa, wo das göttliche Kind noch unbekannt war, um sich in Marias Geburtsorte, in dem, Kapharnaum und dem Tabor nahen Nazareth (Nazar oder Nazara) niederzulassen.

Schließt darum der Evangelist: „Damit erfüllt würde, was durch die Propheten gesagt ist: Man wird ihn Nazaräer heißen," — was bedeutet's? Zweifaches.

Zuvörderst: Er wird ein Niedriger und Verachteter sein; denn der Name des Dinges bezeichnet sein Wesen. Alle Galiläer waren unter den Juden sehr verachtet, weil viele „unreine" Heiden unter ihnen wohnten. Die Bewohner Nazareths aber waren nicht bloß als Galiläer, sondern auch deshalb verachtet, weil ihre Stadt ganz jungen Ursprungs und im Alten Testamente nicht erwähnt war. Mehrere Propheten nennen zwar den Messias nicht „Nazaräer", wohl aber einen Verachteten, daher sich Matthäus hier mehr auf den Sinn, als auf die Worte der Propheten bezieht (St. Hier.).

„Er wird Nazaräer heißen," hat aber auch den Sinn: Man wird ihn, da „Nazar" so viel als Aufblühen und Blume bedeutet, den „Aufblühenden" heißen, was er ja in der That gewesen. Wuchs er nicht hervor aus der Wurzel Jesse als verachtetes Blümlein, sich entfaltend zur Wonne des Himmels und der Erde? Erquickt er nicht die Welt mit dem Glanze seiner Tugenden und dem Dufte seiner Gnaden? Schlang er sich nicht als Weinstock am Stabe des Kreuzes empor, in die Höhe wachsend bis zur Herrlichkeit des Vaters, wuchernd in der Kirche, spendend göttliches Leben und sich verbreitend in alle Herzen?

II. Welches herrliche Beispiel des Gottvertrauens hat Joseph gegeben!

Bei den Wegen, die Gott mit ihm ging, war alles unbegreiflich. Da gab's Widersprüche und Gegensätze von Armut und Reichtum, Winzigkeit und Größe, Demut und Hoheit, eine Jungfrau und doch Mutter, ein Kind so arm und doch so reich, Erlösung der Menschheit und doch mit dem Eckstein des Falles für so viele, einen Stall und über ihm die Engel, dort Finsternis und hier Licht, dort schreiende

Kinder und da singende Chöre himmlischer Geister, Krippe und Stroh und daneben Gold und Weihrauch, tiefste Armut des Kindes und daneben Anbetung und Huldigung, einen Stern, der über dem Stalle stehen bleibt und selige Hirten, dort Könige, die himmlischen Lichtglanz über den armseligen Wohnort ausgießen und da wütende Mörderscharen! Wie sollten angesichts dieser Kontraste der heiligen Familie nicht die Sinne schwinden?!

Doch noch mehr. Ein Engel mahnt sie zur Flucht nach Ägypten und willig eilen sie hin. Konnte der Allmächtige seinen Sohn nicht auf leichtere Weise schützen auf Erden? Wer wird sie aufnehmen in ihrer Bedrängnis, sie schirmen auf den unwirtlichen Wegen des Gebirges? Und wird das heidnische Ägypten gerechter und barmherziger sein, als die Vaterstadt Bethlehem? Werden die Fremden liebevoller sein, als die Stammesgenossen und Verwandten? Wird die Hand des Herodes nicht neue Bedrängnisse bereiten?

Und als sie eine stille Stätte in Ägypten gefunden und nun abermals die Reise befohlen wird, werden die Söhne des grausamen Königs nicht dem Vater gleichen und sich die Schwierigkeiten nicht gemehrt und die Verfolgungen und Nachstellungen gesteigert haben?

Dies hätten wir vielleicht gefragt, aber nicht so die heilige Familie. Joseph stand auf und kam nach Israel. Sie legen alle Sorgen in Gottes Schoß nieder (ps.), betrachten das Zukünftige nicht anders, als in der weisen und unergründlichen Ordnung seines heiligen Willens, verehren im voraus die Absichten des himmlischen Vaters und ziehen ebenso gehorsam nach Bethlehem, sich aufschreiben zu lassen, als nach Ägypten und von da nach Israel und Nazareth. Alles ist von Gott; denn, insofern sie nicht zweifeln konnten, daß die Hand des Allmächtigen allein sie bis da geleitet, so fällt's ihnen auch nicht schwer, zu glauben, daß er es sei, der sie von Ägypten zurückrufe. Indem sie aber alles damit Gott anheimgestellt, war ihre Ruhe vollkommen, wie ihr Gehorsam und Gottvertrauen, und — dieses hat nicht getäuscht, sondern alles zum schönsten Ende hinausgeführt.

III. Auch auf unserer Lebens- und Jahresreise soll, wie bei Joseph und Maria, unser Halt und sicherstes Schutzmittel gegen alle Herzensunruhe das Gottvertrauen und die Gottergebenheit, — unser Weg der Gottesgehorsam, — und unser Leitstern die gotterleuchtete Vernunft sein, d. i. vertraue auf Gott und seine Vorsehung, folge der Leitung Gottes und verschmähe zu keiner Zeit den Rat der gotterleuchteten Vernunft! —

Gottes Macht ist unendlich und ihr Nichts unmöglich, — seine Weisheit unbegrenzt und unerforschlich und sie weiß alles in bester Ordnung zu halten, — und Gottes Güte überfließend und sie will nichts so sehr und mehr als unser Bestes. Und Gottes Vorsehung waltet über die ganze Welt, ebenso, wie er sie geschaffen. Wer zweifelt an diesem christlichen Dogma — im großen, wie einzelnen?

Gottes Vorsehung strahlt:

1) Aus der Natur und ihren Elementen. Welches Wunder der weisen Regierung Gottes giebt sich da kund! Eintracht herrscht in ihr unter feindlichen Dingen. Die Wärme löst auf den Frost, die Kälte verzehrt die Wärme, das Wasser löscht das Feuer und verschlingt die Erde, und das Feuer trocknet auf das Wasser. Und doch besteht alles nebeneinander und in größter Ordnung: die Kälte verträgt sich mit Heißem, und das Wasser mit Trockenem. Wie blind wäre man, darin Gottes Walten zu verkennen?

2) Aus dem Bau unseres Körpers. Künstlich und wunderbar zarter in unendlich höherem Grade, als der Bau eines Uhrwerkes, ist der Bau des menschlichen Leibes und die Verbindung der einzelnen Teile. Da giebt's allein 395 Glieder, 365 Adern, 248 Gebeine und jedes zu 40 Verrichtungen geeignet, 600 Muskeln, geschickt zu je 10 Bewegungen. Und wer erhält dies künstliche Werk, diese wunderbare Maschine, worin nichts umsonst, übrig, zu viel und zu wenig ist, in stetem Gang, und sorgt für dessen Erhaltung?

3) Aus den Tieren. Wer lehrt die Störche, Schwalben u. s. w. den Bau des Nestes und die Zeit des Zuges, — wer die Spinne, ihr Netz stellen, die Biene ihren wunderbaren und geordneten Lebensplan, — die Ameise, in Erdgewölben ihren Vorrat einzulegen für den Winter, — den Seidenwurm, sich aus wunderfeinen Fäden ein Grab zu bauen, um nach kurzer Frist neubelebt daraus hervorzugehen, zum Vorbild unserer leiblichen Auferstehung? Gewiß, nicht aus sich selbst weiß und thut dies das Tier; nicht ich und du lehrten es, sondern Gottes Vorsehung und Walten ist da wunderbar.

4) Wie Gott aber alle Dinge der Natur leitet und regiert, so führt er auch die Menschen ihre Wege und leitet alle ihre Geschicke unbeschadet ihrer Willensfreiheit, die freudigen wie traurigen, — mag dies Führen nun geschehen unmittelbar oder mittelbar, durch innere Einsprachen im wachen oder schlafenden Zustand oder durch die äußeren Lebensereignisse. Die Offenbarung beweist es in Wort und Geschichte.

Von Gott — sagt die Schrift — kommt Reichtum und Armut, Glück und Unglück, Hoheit und Niedrigkeit. Er stürzt die Mächtigen vom Throne und erhebt die Niedrigen, — erfüllt die Hungrigen mit Gütern und läßt die Reichen arm und leer ausgehen; — er kräftigt Schwache und macht Starke schwach, — giebt hier Kranken Gesundheit und dort sucht er Gesunde mit Krankheit heim; — diese sinken und sinken bei aller Mühe, und jene steigen und steigen mit großer Leichtigkeit; — dem einen gelingt alles und dem anderen nichts.

König Saul wird ob seiner Sünden vom Throne gestürzt und der Hirtenknabe David ob seiner Tugenden darauf erhöht, — beides ohne menschliches Zuthun, nur durch das ewige Walten der göttlichen Vorsehung. Und die Geschichte eines Moses und das Leben eines ägyptischen Joseph — wie klar weisen sie darauf hin, ganz abgesehen von den Geschicken und Führungen Josephs, des Pflegevaters Christi, daß nicht blindem Zufall wir anheimgegeben sind!

Ist's somit unumstößlicher Glaubenssatz des Christentums, daß Gottes sicher leitende Vorsehung über uns waltet und auch über alle menschliche Klugheit und Politik trotz deren Ansicht, als ob sie ohne Gott allein die Menschengeschichte machten, — so laßt uns immer und besonders beim Jahreswechsel alle Unruhe ob der Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsgedanken aus den Herzen bannen!

IV. Das Evangelium zeigt uns das Christentum mit seinen Angehörigen im Heimatsland, dann ihr verkümmertes Heimatsrecht in Verbannung und Auswanderung — und schließlich ihre Rückkehr auf Grund des Worts: „Sie sind gestorben." Das ist die Hauptursache für das Aufhören aller Christenverfolgungen und für das wieder gesicherte Wirken der Kirche; die Verfolger werden selbst zu Verfolgten. Mögen sie also immerhin toben, — warum wollen wir zagen?

Was ist dem Menschen angenehmer und lieber, als seine Heimat, — und was schmerzlicher, als sie vermissen? Rom, das alte, das einst seinen Retter Scipio, den Besieger Karthagos zum Danke verbannte, verließ er mit dem Worte: „O du undankbares Vaterland, so wünsche ich denn, daß du auch meine Asche im Tode nicht besitzest!"

Für die Christen giebt's schon längst keine feste Heimat hienieden, sondern nur steten Wechsel der Heimat mit der Fremde. Des Christen Erdenleben ist unausgesetztes Pilgern und Wandern von einem Ort zum andern. Da giebt's nicht Rast noch Ruh, weil nie aussterben die Herodianer, — und wo vor ihnen das Christentum keine Ruhe findet, da schüttelt es den Staub von seinen Füßen und wandert

weiter. Doch — was ist die Welt ohne Christentum und dessen Frieden und Ruhe, die es mit sich bringt, — was das arme Menschenherz mit seinen Kümmernissen, die ihm unaufhörlich nicht bloß aus einer, sondern aus drei Quellen, angesichts der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fließen? O wie nötig haben wir's drum, und daß wir gleich der heiligen Familie unsere Sorgen auf den Herrn werfen und auf seine Führung vertrauen!

Als gläubige Christen sind wir bei der Heimatslosigkeit immer noch glücklicher, als das alte Israel, die Nationen der großen Völkerwanderung, die modernen Auswanderer und der ewige Jude u. s. w. Wir haben ja den Trost, daß Christus mit seiner Drangsal uns vorausgegangen und mit seiner Heimatslosigkeit uns überall die Heimat errungen und gegründet, und daß auch die Verbannung viel seltener und rasch vorübergehend geworden und laut Ratschluß der Providenz zur Ausbreitung des Christentums dienen muß.

Unter den mannigfachen und schönen Legenden aus dem Leben des Herrn und des Christentums hat mit den tiefsten Lehr- und Gedankeninhalt die Sage vom ewigen Juden. Dieselbe soll sich gründen auf die Thatsache, daß einst der Sohn Gottes auf seinem Leidensgange nach Kalvaria unter der Kreuzeslast vor der Hausthür eines jüdischen Schuhmachers und Hauseigentümers — mit verschiedenen Namen bald Karthaphilos, bald Ahasver oder Gregorios (der Wache) genannt, oder auch ausgegeben als der Thürhüter des Hohenpriesters, einige Augenblicke ausruhen wollte, von diesem Unmenschen aber mit Fäusten von dannen getrieben worden sei. Dieser Grausamkeit gegenüber habe nun der Gottmensch sein Kreuz wieder aufgenommen, um weiter seinen ruhmvollen Weg fortzusetzen, zu seinem Dränger aber bei allem Geist der Milde und Verzeihung das schwere Urteil gesprochen: „Ich werde ruhen, du aber wirst wandern, bis ich wiederkomme!" Und seit jener Zeit müsse der Jude mit verbundener Stirn, die ein Kainszeichen in Kreuzform trage, und mit einem so alten Korbe, daß Moos darin wachse, wandern von einem Ort zum anderen, habe nirgends Rast noch Ruhe, möchte gerne sterben, aber könne nicht sterben, sei gebannt und verurteilt zur unausgesetzten Wanderschaft mit alleiniger Ausnahme des Sabbats, an dem der Ärmste ausruhen und rasten dürfe.

Diese Sage vom ewigen Juden bietet das geschichtliche Passionsgemälde eines Volkes und Herzens. Der ewige Jude personifiziert das Judentum und sein Lebens- und Schuldverhältnis gegenüber dem Christentum. Auch das Judentum kann nicht ruhig leben und nicht

sterben; das jüdische Volk hat durch Gottes Ratschluß eine stete Unruhe, aber auch eine nicht sterben könnende Lebensfähigkeit; das Judentum muß mit seinem vorbereitenden Geiste als Pforte, Zeuge, Wegzeiger, Bibliothekar und Archivar, das Christentum allüberall hin auf dessen Gange um die Welt und durch die Jahrhunderte begleiten, es steht inmitten der Weltgeschichte mit seiner Rastlosigkeit als lebendiger Zeuge da für die Wahrheit von dem, der allein Ruhe verleiht. Wahrhaftig, das ist ein großartiges, mächtiges und Phantasie ergreifendes Bild: auf der einen Seite die Christusreligion, die immer weiter und weitere Kreise ziehend, die Völker sich unterwirft unter Leiden und Verfolgungen und — daneben das Judentum, von derselben Landesscholle ausgehend, immer weiter durch die Welt hin verfolgt, überall in Not, aber nicht vertilgt und unterdrückt. Reiche gehen zu Grunde, und Generationen verschwinden, — diese beiden aber bleiben mit — und nebeneinander, — welch tief ergreifendes Geheimnis!

Und hierzu finden wir den allerersten Grund im heutigen Evangelium gelegt. —

V. Das Evangelium zeigt uns ferner den Bethlehemitischen Kindermord als Heils- und Segensquelle für die christlichen Kinder, wie umgekehrt als Ursache des Unterganges für deren Bedränger.

Mag die Welt gegen diesen Segensquell noch so viele Einwände und gegen des Herrn Allwissenheit, Allmacht, Gerechtigkeit und Güte, noch so zahlreiche Vorwürfe erheben, und darüber aburteilen, — sie thut dies mehr aus Unkenntnis, denn aus Bosheit. Man versteht nicht das Walten der göttlichen Vorsehung, und daß sie dort nicht Wunder wirkt, wo natürliche Mittel ausreichen; man versteht nicht den Wert des zeitlichen gegenüber dem ewig-seligen Leben, noch den des unbewußten gegenüber dem bewußten, und was es bedeutet für ein Kind, den Himmel so leicht zu gewinnen. Man kennt aber auch nicht das traurige Erdenleben der unmündigen Menschenkinder, ihre Rechtlosigkeit, Lebensgefährdung, Aussetzung, Vernichtung, Verwahrlosung und „Engelmacherei", im alten und neuen Heidentum aus Staatsraison oder Elternbequemlichkeit in Opfern von Hekatomben, — und daß die Kindheit Jesu an sich wie im Tode der Bethlehemitischen Kinder alle und jede grausamen Kinderopfer der Menschheit zum Abschluß gebracht und alle Kinder durchs kindliche Martyrium seiner selbst und jener Unmündigen das Leben mit seinem ursprünglichen Wert der Würde wieder verdienen ließ — und so ihr Rettungs- und Schutzengel geworden.

Daß aber der Bethlehemitische Kindermord allen Kindesmördern wie Bedrängern mit dem zeitlichen und ewigen Tode droht, bezeugt Herodes, dieser Mörder nicht bloß seiner Unterthanen, sondern auch der Angehörigen seiner Gattin Marianne und seiner Söhne Alexander, Aristobul und Antipater. Kaum war das Blutbad vollbracht, so begann die tödliche Fäulnis seines Leibes und mit Krone und Leben war auch seine Seele verloren. Er fürchtete, sein Reich zu verlieren, ohne an das Reich Gottes zu denken, und darum verlor er beide. Gewiß ist's eine traurige Wahrheit: Was mit einer Sünde angefangen wird, nimmt ein schlimmes Ende; denn sie bringt zeitliches Unglück und ist auch die Ursache des zeitlichen und ewigen Todes.

## Am ersten Sonntag nach Erscheinung.

Evangelium. Als Jesus zwölf Jahre alt war (Luk. 2, 42—52).

I. Daß der Evangelist Lukas die erste vom Sohne Gottes so herrlich in dieser Welt ausgeführte That so genau und umständlich erzählt, — hat seine guten Ursachen; denn alle die einzelnen darin angegebenen Umstände sind ebensoviele von Christus zur Lehre vorgetragene Geheimnisse.

Geld und Gut verlieren, heißt viel verlieren, — Ehre und guten Namen verlieren, heißt noch mehr verlieren, — aber seine Seele, seinen Gott verlieren, heißt alles verlieren, — ein Wort, das die Sünder schrecken und die Gerechten mit heilsamer Furcht erfüllen sollte. — Das erste fällt schwer, noch schmerzlicher das Andere, höchst bedauerlich aber ist das dritte. Das erste kann geschehen ohne unseren Willen durch Unglück, das Andere durch Mißgönner und böse Menschen, das dritte jedoch nicht ohne unser Wissen und Wollen, oder durch unsere Bosheit.

Zum selbstverschuldeten Seelen- und Gottesverlust gehört auch unstreitig der durch vernachlässigte Erziehung bewirkte zeitliche und ewige Verlust seiner Kinder.

Hat ein Vater viele Söhne, kann er wohl eher diesen oder jenen verschmerzen, — hat er aber nur einen einzigen: wie schwer und schmerzlich fällt ihm dann dieser Verlust; denn ein einziger Sohn ist des Vaters Herz, des Herzens Lust, eine Freude der Augen, die Hoffnung seines Geschlechts und ein Trost des Alters, und verliert er diesen, so ist sein Firmament ohne Sonne, sein Baum ohne Wurzel,

sein Schiff ohne Segel, sein Leib ohne Seele, seine Seele ohne Leben und sein Leben ohne die geringste Zuversicht.

Und — wenn Maria nur einen einzigen Sohn gehabt und keinen anderen mehr haben konnte, und ihn als zwölfjährigen Knaben zu Jerusalem, wo er zurückgeblieben, verloren, nicht mit ihrer Schuld, blinden Fahrlässigkeit, sträflichen Lässigkeit oder mit Wissen und Willen, sondern aus Anordnung und nach dem unerforschlichen Rat und Willen Gottes: — wie mit Recht empfand sie laut ihres Wortes („Siehe") großes Herzeleid und suchte ihn mit Schmerzen Tag und Nacht bis in den dritten Tag, bis sie ihn mit Freuden gefunden im Tempel mitten unter den Lehrern, Rabbinen und Doktoren der hebräischen Synagoge sitzend, sie hörend und fragend, ihnen antwortend und mit ihnen disputierend über den Messias Christus und seine bevorstehende Ankunft!

II. Der die Lehrer im Tempel anhörende, anredende und fragende zwölfjährige Jesusknabe lehrt — bei allem Anlaß, den er der Welt zum Urteil giebt, als ob er einer Unterweisung gleich anderen schwachen und unverständigen Menschen benötigte, während er doch als die unerschaffene Weisheit weder etwas von ihnen erlernen konnte, noch sollte, sondern sie und ihre Nachkommen belehrt und unterwiesen: —

1) Die Demut, um dadurch unseren Hoffartsgeist zu dämpfen, wenn wir leider so oft nicht bloß uns schämen, etwas zu erlernen, sondern uns auch einbilden, meist gelehrter, als Andere, zu sein, und darum verlangen, lieber selbst zu lehren, als gelehrt zu werden.

2) Die Notwendigkeit des Unterrichts, besonders des christlich-religiösen, d. i. daß sowohl das jugendliche wie das erwachsene Alter aufsuche die Verständigen und Erfahrenen und sich möglichst frühzeitig in den nötigen Grundlehren, Tugenden und nützlichen Wissenschaften unterweisen lasse.

3) Das Erfordernis des Alters und der Wissenschaft für den Lehrerstand; denn, weil er klein war, ward er in ihrer Mitte gefunden, nicht sie belehrend, sondern fragend nach Anforderung des Alters" (Orig.), d. i. niemand soll sich vor der Zeit anmaßen, einen Lehrmeister oder Lehrer abzugeben, solange er wegen Alters oder Unwissenheit nicht dafür die hinreichende Fähigkeit erlangte.

4) Die für alle nötige Erwerbung aller zum Leben erforderlichen Kenntnisse, d. i. lieber Andere zu fragen und von ihnen zu lernen, als mit Wissen zu prahlen, um so einst selbst die Stelle eines

Lehrers vertreten und andere Unwissende in nützlichen und notwendigen Sachen unterrichten zu können.

5) Die kluge und weise Wiß- und Heilsbegierde im steten Erfragen und Anhören dessen, was man nicht weiß, aber zu wissen schuldig ist, besonders in den Glaubensartikeln und jenen Hauptregeln und Grundsätzen, die jeder Mensch wissen muß, um sein Leben gut und christlich danach einzurichten; also besonders im fleißigen Anhören des von Christo eingesetzten Lehr- und Predigtamtes mit seiner nie fehlenden Verkündung der christlichen Glaubens- und Sittenlehren, dieser so liebevollen Vorsorge Christi, da man sonst aufs Fragen bei vielen wohl lange und vergeblich warten könnte. „Ein Zeichen großer Klugheit ist's ja, zu forschen und zu fragen wegen dem, was jedem zu wissen gebührt (Silveira)."

III. „Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe dein Vater . . . .," sagt Maria. Das war keineswegs ein Wort des Vorwurfes, Verweises oder der Strafe von der Mutter. Sie sprach nur so,

1) um den Juden jeden Argwohn zu benehmen, ob eventueller Unwissenheit, wessen Sohn Christus sei; darum bekennt sie sich als Mutter und sucht zu verhindern, daß ihrem Kinde ein Leid geschehe; — und

2) um Christi geheimnisvolle Ursache zu erforschen, ob der er sich ihnen so heimlich entzogen, zu Jerusalem zurückgeblieben und so öffentlich und außerordentlich seine Weisheit an den Tag gegeben.

Anbei erklärte sie mit dem Worte: „Siehe dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht," ihre und ihres Gemahls im Herzensweḥe angewandte so große Sorgfalt, die sie beide ob seines Verlustes und bei der Nachfrage getragen. Das ist ein Wort

1) der Beschämung für saumselige, sich um ihre Kinder wenig kümmernde Eltern, die denken und sprechen: „Mag mein Kind sein, wo es will, wenigstens habe ich im Haus vor ihm Ruhe!" — und

2) der Klage, deren sich der Gerechte dann bedienen darf, wenn Gott sich mit seinem Trost vor ihm verbirgt und ihn scheinbar ververlassen hat der Prüfung halber, wie beim Herrn am Kreuz: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!" — Was aber der Sünder nicht sagen darf, weil nicht Gott ihn, sondern er Gott verlassen hat.

IV. „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?" — Das ist (laut Ambros.) die Antwort Gottes, unseres Herrn. Merket, wie Mariens Sohn

1) sich erklärt, mehr, als ein Menschenkind zu sein, insofern er auf einen Anderen, nicht menschlichen Vater deutet; — und

2) allmählich zu verstehen giebt, warum er vom Himmel auf die Erde gekommen und Mensch geworden, — wie nun das Werk beginne, das auszuführen und zu vollenden er auf sich genommen, — wie das Hauptziel seines Lebens sei, das, was die Ehre des himmlischen Vaters anlangt, zu befördern, — und wie er damit seine Mutter und seinen Nährvater erinnert, dessen zu gedenken, was sie bereits von seiner Gottheit und seinem Seligmacher-Beruf erfahren hatten.

V. **„Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?"**

1) Eine große, wichtige Lehre, die der zwölfjährige Jesus, jung der Menschheit und der Alte der Tage seiner Gottheit nach, giebt nach seinem Wiederfinden unter den Doktoren, die über seine klugen Fragen und Antworten voller Weisheit staunten, — das allerweiseste unter allen damaligen Worten, das die jüdischen Doktoren, hätten sie es gehört, wie Joseph und Maria, die es in ihrem Herzen bewahrten, wohl wissend, daß Jesus „die Weisheit des Vaters" sei, noch mehr hätten bewundern müssen: — wie sollten da erst die Christen es beherzigen, zumal ja Christus nicht der Juden, sondern der Christen allgemeiner Doktor und Lehrmeister ist, zu dem wir alle von Kindheit an in die Lehre gehen und von dem wir das christliche Leben nach seinem Beispiel erlernen sollen!"

2) „Wußtet ihr nicht, daß . . . .?" Das ist — soviel wir wissen, — die erste Rede des Gottsohnes nach seiner Menschwerdung. Wenn aber Schüler die erste Lehrlektion ihres neuen Lehrers, und Dienstboten den ersten Befehl ihrer neuen Herrschaft, mit viel größerer Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit hören, und Kinder zeitlebens die letzten Worte ihrer Eltern, und Eltern das erste Wort ihrer Kinder, sobald sie zu reden begannen, hoch, lieb und wert in der Erinnerung behalten: — mit welchem ernsten Willen und Gehorsam haben wir das erste Wort Gottes, des Messias, an- und aufzunehmen, mit welchem sicheren, jeden Trug ausschließenden Vertrauen die göttliche Weisheit, die da ist Jesus, anzuhören, — und wie sollten dies erste Wort Christi, der vor den Jahren schon den Geist und die Mannessorge in sich trug (Ps. 118), nicht besonders die christlichen Eltern und Kinder beherzigen, um sich von diesem Kinde, das auch seine eigenen Eltern belehrt, ebenfalls lehren zu lassen, zumal so selten sind die Kinder,

die zu allererst dies Wort vom Ort und Namen des himmlischen Vaters, vom Kirchengehen, Vaterunser &c. reden, so selten nur aus Schuld der Eltern, die ihnen nicht vom frühesten Verstandeserwachen, den Gottesgedanken in die Seele gedrückt und sie ans Gotteshaus gewöhnt?

3) „Wußtet ihr nicht, daß . . .?" Merket wohl: er redet dies zu den Verständigen und Herangereiften, die wohl wußten, daß Gott, der Allerhöchste, sein Vater sei, — gleich als wollte er sagen: sollte euch nicht sofort der Gedanke gekommen sein: da ich nicht bei euch, bei den Bekannten, Verwandten und Reisegefährten war, so würde und müßte ich im Tempel, seiner Akademie und unter den Doktoren geblieben sein? — Was will Jesus mahnen? Alle Kinder sollen in der ersten Blüte so auferzogen werden, daß, wohin immer sie gezogen, geführt und geschickt, sie bald für sich selbst zum Besten und Frommen, zur Kirche und Schule wiederkehren, gleich den zufolge ihrer natürlichen Schwere in ihr Centrum der Ruhe niederfallenden Dingen — weit abgesondert von Bekannten und Verwandten, Weggesellen und Gefährten, ja selbst von Vater und Mutter.

4) „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, . . .?" O großes, hochwichtiges Wort: „Ich muß sein und bleiben in dem was des himmlischen Vaters ist!" Das Wörtlein „muß" zeigt an die Vollkommenheit der Pflicht (Cicero)." „Ich muß, es ist nötig, es ist dies das eine und einzig Notwendige, die einzige Hauptsache, gegen die alle anderen Dinge nicht nötig oder unnütz und nicht zu beachten sind." O großes „Muß"!, d. i. was Gott den Allmächtigen anlangt und dessen Ehre, Liebe, Gebot, Dienst, Wohlgefallen, Ewigkeit und Seligkeit, — da muß man nichts Anderes ansehen, da soll man auch die Eltern und sein Leben lassen; davon soll sich niemand, weder durch Vater noch Mutter, Weib, Kind, Geschwister, Freund oder sonst eine Kreatur abhalten lassen, ja auch nicht durchs eigene Leben; das dürfen wir nie unterlassen, es gehe mit allen anderen Dingen wie Gott will; da müssen wir im Gottes- und Christus-Gehorsam ausharren bis ans Ende. — Das bedeutet ja nichts Anderes als: Gott über alles lieben und ihm anhängen mit Herz und Sinn und allen Kräften. Und — wenn dies geschieht, so ist's genug für alle unsere Tage; denn der gesagt: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, kann mein Jünger nicht sein!" hat ebenso hoch beteuert: „Wer Vater und Mutter und seine eigene Seele, sein Leben nicht haßt, kann mein Jünger nicht sein, d. i. kann wohl Jude, aber nicht Christ sein.

Thuen wir also danach, mit Petrus sprechend: „Herr, wohin sollen wir gehen? Nur du allein hast Worte des ewigen Lebens!“

5) „Zu verwundern ist's, — sagt Ambrosius —, daß, da Christus durch zwölf Jahre wohl eher geredet und andere Worte von sich hören ließ, die zu nützlicher Lehre hätten aufgezeichnet werden können, sie doch Gott der heilige Geist im stillen behalten hat.“ Drei Tage war auch Christus im Tempel, redete vom Gesetz und stellte schöne Fragen, die gewiß auch uns zur Lehre dienen konnten — allein keine läßt die göttliche Feder uns wissen und zu allen ist sie schweigsam, nur nicht beim Worte: „Wußtet ihr nicht, daß . . .?“, — nur in diesem, und sonst nicht eher, läßt sie uns Jesum vernehmen, — nur da vergönnt sie uns zum ersten Male seine Stimme, — nur diese heiligen Worte vermeldet sie uns als seine Erstlinge. Warum nicht Andere? Warum hat nicht auch diese das Evangelium für sich behalten und verschwiegen gleich allen vorhergehenden und sonstigen Reden, die er bis zu seinen letzten drei Jahren seines öffentlichen Auftretens gesprochen? Warum müssen wir gerade diese wissen, wo so viele andere uns verborgen sind? Und warum sofort und zuerst?

Nun Christus ließ diese erste Rede zum Ersten aufzeichnen, uns zu lehren. Das Erste, was ein Christ lernen soll, ist dies: „Gott dem Herrn, allem Anderen vorzuziehen,“ — und was Er uns am meisten lehre und zuvörderst verlange und ihm besonders angenehm sei, bestehe in der Erlernung und Übung: „Gott vor und über alles zu bedienen und zwar aufs eiligste und geschwindeste.“

6) Wie der zwölfjährige, seines Vaters Gebot erfüllen wollende Jesus in der Liebe zu seinen Eltern kein Hinderniß erblickte, ja ihnen dies nicht einmal anzeigte, — so hat auch der Christ bei der Erfüllung der Gebote Gottes oder seiner evangelischen Räte der Vollkommenheit in Erwählung des geistlichen, Säkular — oder Ordensstandes, nicht die Welt oder seine Blutsverwandten, respektive den tierischen Menschen, der nicht begreift, was vom Geiste Gottes ist, um Rat zu fragen, sondern nur allein Gott den heiligen Geist betreffs seines Willens, und was ihm am angenehmsten ist, in Gebet, Buße und Sakramenten-Empfang zu erforschen.

Daher schreibt St. Hieronymus an Heliodor: „Und wenngleich die Mutter mit verwirrtem Haar und zerschnittenen Kleidern die Brüste (mit denen sie dich ernährte) zeigte, und wenn auch über den Schwellen des Hauses Vater und Mutter lägen und den Eingang versperrten, — so schreite immerhin über den Vater und die Mutter hinweg und eile

entblößt zur Fahne des Kreuzes; denn es ist die allerhöchste Art der Pietät, darin grausam zu sein!“ Und ähnlich schreibt auch St. Bernard im Namen eines seiner Jünger an dessen Eltern: „Die einzige Ursache, warum man seinen Eltern nicht Gehorsam leisten soll, ist Gott; denn er sagte: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht wert!“ Und — wenn ihr mich als fromme Eltern recht lieb habt, warum verhindert ihr mich denn, wenn ich Gott, der unser aller Vater ist, verlange, gefällig zu sein? Was habe ich von euch, als allein die Sünde und Mühseligkeit? Diesen sterblichen Leib — das bekenne ich — habe ich von euch. Ist's nicht genug, daß ihr als Sünder mich, einen Sünder, in der Sünde geboren habt, — warum mißgönnt ihr mir noch die Barmherzigkeit Gottes und wollt mich noch zum Kinde des höllischen Feuers machen?“

VI. Heißt's nun auch von Joseph und Maria, daß sie die Rede nicht verstanden, die er zu ihnen sagte, — so ist dies doch nicht zu verstehen von deren Bedeutung, die ihnen ja durch Offenbarung und Erleuchtung des heiligen Geistes bekannt war, sondern nur von dem damit verbundenen und angedeuteten Geheimnis seiner dreitägigen, vom Tode bis zur Auferstehung, dauernden Abwesenheit im Grabe, die er mit seiner dreitägigen Entfernung von seinen Eltern bis zum Wiederfinden vorbilden wollte.

Wie ganz anders verhält sich's aber

mit jenen jüdischen Lehrern und Gesetzvorständen, die dies Wort gehört und doch auf seinen Messiasberuf nicht aufmerksam wurden, sondern so blind blieben, wie bei seinem Himmelssterne, — ferner

mit den Christen, die nicht verstehen oder nicht danach handeln: vor allem die Ehre Gottes zu suchen und seinen Dienst allem Anderen vorzuziehen, und — daß unbeschadet des Ansehens der gottgesetzten Obrigkeit und des nach seinem Willen ihr zu erweisenden Gehorsams doch Gottes Gebot über Menschengebot geht und der Untergebene dem Menschengebote nur soweit nachkomme, als damit nichts wider Gottes Gebot von ihm verlangt werde, — denn Gott ist unendlich mehr, als alle Menschen, Eltern, Herrschaften und Obrigkeiten, — und

mit jenen Christen, die — ganz entgegen Christo, der so öffentlich und ohne Rücksicht auf die Juden seinen himmlischen Vater und somit die Jungfräulichkeit seiner Mutter bekannte, — sich der angegriffenen Ehre ihrer abwesenden Mitmenschen nicht annehmen?!

VII. Und er zog mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen unterthan!“ — d. i. bis ins dreißigste Jahr seines

Alters. Wohl eine langdauernde Schule ist's von achtzehn Jahren. Was wollte Christus damit durch so lange Zeit zeigen? Nicht bloß seinen kindlichen Gehorsam, sondern auch seine knechtliche Unterthänigkeit und dienstbare Unterwerfung, den Menschen zum Beispiel; denn durch sein ganzes Leben wollte er beweisen, daß er zugleich Gott und wahrer Mensch sei, d. i. im Tempel zeigt er sich lehrend als Gott, zu Nazareth im Elternhaus lernend und gehorchend als Mensch, und in beiden als wahrer Christus, Heiland, Vorbild und Lehrmeister. Er zeigt sich unterthan den Eltern

1) Als Mensch. Warum? Damit alle Menschenstände an ihm ein Beispiel und Muster erhielten, wie sie sich anderen Höheren zu unterwerfen und zu gehorchen hätten; denn kein Mensch auf Erden, und sei er auch der souveränste, ist ohne Obrigkeit und — ist sie kein Mensch, so vertritt ihre Stelle das Menschen- und Gottesgesetz, darum auch die gekrönten Häupter gehorchen müssen. Und — war Christus, der Heiland, gehorsam bis zum Tode am Kreuze, — wie wollte der geringe Mensch seinen Ungehorsam eventuell mit der Unwürdigkeit der Vorgesetzten beschönigen? Und mag's auch oft vorkommen, daß der Untergebene besser ist, als der Vorgesetzte, — was thut's (Orig.)? Hört dadurch der Vorgesetzte und Untergebene auf, Vorgesetzter und Untergebener zu sein? Bleiben nicht beide in ihrem Stand, nur mit dem Unterschied, daß der Untergebene durch seinen Gehorsam gegen den schlechten Vorgesetzten mehr Verdienst erwirbt? Und hat nicht der Christ den Menschen zu gehorchen, nicht als Menschen, sondern wie Gott dem Herrn, den er in ihnen sieht (St. Ambros.)?

2) Als Gott den Menschen. Warum? Damit durch diesen Gehorsam als Gegenmittel der einstige Paradiesesungehorsam des ersten Adam gegen Gottes Gebot, die allgemein grassierende Hochmutssünde, diese Hauptquelle unseres Verderbens, ersetzt und verbessert werde; denn „viele giebt's, die gestürzt vom herrlichen Ruhmesgipfel fallen, aber niemand ist, der erhöht, freiwillig zur Niedrigkeit herabsteige", sagt Sokrates, ein Heide, der Christ aber hat solches herrliche Beispiel in Christo.

Hat Christus aber seine jungfräuliche Mutter und seinen frommen Nährvater also geehrt, ohne seinem himmlischen Vater die Ehre abgenommen zu haben, — wie kann man der katholischen Christenheit Abgötterei und Schmälerung der Christusehre vorwerfen wegen der Verehrung Mariens und Josephs als Werkzeugen der Erlösung und als unseren geistigen Pflegeeltern? Und — warum sollten sie jetzt,

wo sie herrschen im Himmelreich bei ihrem Sohne die Werkzeuge von geringeren Gnaden sein, als die Erlösung ist?

VIII. Frägt aber die Welt, was Christus durch achtzehn Jahre im Elternhaus zu Nazareth getrieben, so sind die Kirchenväter verschiedener Ansicht, — die Einen: Christus habe zeitweilig seinem Nährvater im Handwerk geholfen, doch die meiste Zeit in seiner Berufsbereitung, Gebet, Andacht und Verehrung seines himmlischen Vaters, zugebracht, gemäß Matthäus über Christi Jugend: „Viele, die ihn hörten, wunderten sich über seine Gelehrigkeit und sprachen: Woher hat er dies alles?" —, im übrigen sollen wir uns, da nach Gottes Anordnung alle Evangelisten von Christus über diese achtzehn Jahre und von Maria und Joseph schweigen, damit genügen gemäß prov. 30, daß der Weiseste der Weisen vier Dinge nicht versteht, d. i. den Weg des Adlers am Himmel, den der Schlange auf dem Felsen, den des Schiffes inmitten des Meeres und den des Mannes in seiner Jugend, d. i. des Erlösers.

IX. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen!", daß nicht ein Pünktlein verloren gehe, zur ferneren Überlegung, — d. i. was sie nicht ganz erkannt, behielt sie sich für spätere Zeit vor, um nach von Gott erflehter Erleuchtung zur vollkommenen Erkenntnis zu gelangen. Möchten dies beachten, die bisweilen nicht geringen Antrieb fühlen, einer Wahrheit nachzuforschen, zumal bei Religionszweifeln, wo der Glaube wie ein Schifflein im Meere hin- und herschwankt, — daß es da gilt, den Anker zu werfen bei den eifrigen Geistlichen, deren Sache es ja ist, in deren Schule die Glaubensfragen gehören und bei denen die Gewissenszweifel erörtert werden, nicht aber bei der Welt Nachfrage und Erkundigung ob der Wahrheit einzuziehen; denn — will die Welt nicht, daß sich die Geistlichen in die Welthändel mischen, warum wollten denn Weltliche die Seelenwächter und Seelenärzte spielen?

X. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen!" Wohl leicht verständlich ist seine Alters-, ja auch Weisheits- und Gnadenzunahme bei den Menschen, insofern er sie ihnen allmählich offenbarte, — allein eine Weisheits- und Gnadenzunahme bei Gott — wie ist diese möglich bei Christo, der zugleich Gott gewesen? — Nun, Christus hat — laut Paulus — durch eigene Erfahrung gelernt als Mensch, was er schon vordem als Gott wissen mußte, und — weil er wahrer Mensch gewesen, der seinem himmlischen Vater in möglichster Heiligkeit Zeit seines sterblichen Lebens gedient, so hat er immer an Gnade bei Gott zugenommen.

# Am zweiten Sonntage nach Erscheinung.

Evangelium. Eine Hochzeit ward gehalten zu Kana in Galiläa (Joh. 2, 1—11).

Nach dem Neuen Jahre giebt's nichts Neueres, als neue Vermählungen, darum wohl auch die Perikope von der Hochzeit zu Kana für den heutigen Sonntag bestimmt worden.

I. Die Geschichte von dieser Hochzeit mit dem dabei gezeigten Christuswunder ist so denkwürdig und seltsam, daß sie der Evangelist nicht bloß deshalb, sondern auch wegen der Ausschließung jeden Zweifels an ihrer Wahrheit, genau nach Zeit, Ort und Umständen berichtet, — und sie ist auch trostvoll und lehrreich, daß wir aus ihr bei richtigem Verständnis den reichsten Nutzen fürs Seelenheil schöpfen können, während sie bei falschem Verständnis die Quelle zahlreichster Verirrungen sein kann.

Das Evangelium beginnt wörtlich: „Am dritten Tage," d. h. nach der Berufung des Andreas und Petrus und der Unterredung mit Nathaniel seitens des Herrn, und am sechzigsten Tage oder, wie Andere wollen, am nämlichen Tage, an welchem er ein Jahr vorher im Jordan getauft und so das Wasser überhaupt geheiligt worden, — und an welchem Tage er dreißig Jahre vorher von den drei Königen des Morgenlandes angebetet worden, also im dreißigjährigen Alter des Herrn, und kurze Zeit nach seiner Versuchung in der Wüste durch den Teufel, dessen Begehr nach der Verwandlung des dargereichten Steines in Brot er nicht gewillfahrt, trotzdem er so oft laut Erfahrung den hungernden Armen die Steine in Brot und den geizigen Reichen das Brot in Steine wandelt und auch aus den Steinen Kinder Abrahams machen kann.

Da ward eine „Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa", letzteres darum beigefügt, weil's noch ein anderes Kana in Phönizien unweit Sidon gab, während dies Kana am Meere Tiberias lag.

Und bei dieser Hochzeit war auch die Mutter Jesu dabei, und auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen, — aller Vermutung nach, weil Jesus ein Freund der Brautleute, respektive Maria verwandt mit der Braut gewesen, selbst wenn auch nicht Johannes und Magdalena, — wie viele meinen, — die Brautleute waren. Johannes, der Evangelist, konnte nicht der Bräutigam sein, weil er kein Kananäer und damals schon von Christus zum Apostel berufen war, und auch als jungfräulich von allen Kirchenlehrern angesehen wird.

In Christus, der Keuschheit, — in Maria, der Demut, und in den Jüngern, die den Gehorsam versinnbilden, sehen wir die drei Repräsentanten der dreifachen Tugendaussteuer der Brautleute.

Wenn Christus, der Sohn Gottes, der Einladung nachgekommen, bei dieser Hochzeit erschienen, und sie mit seiner Gegenwart geheiligt, — so hat er das geheiligt und bekräftigt, was sein himmlischer Vater schon bald nach der Weltschaffung — laut Schriftzeugnis — eingesetzt und angeordnet, d. i. die eheliche Verbindung der Menschen.

Es ward bei der Hochzeit ein Gastmahl gehalten. Dies beweist die Erlaubtheit der irdischen Freuden und die Verwerfung jener Pharisäer, Heuchler, Scheinfrommen und Pietisten, welche das Christentum zum Quäckertum erniedrigen möchten, und sich ärgern, so sie sehen, daß gottesfürchtige Personen an Freudenmahlen teilnehmen, während doch gerade bei solchen ihre Heiligkeit und Mäßigkeit recht klar zu Tage treten kann. Es versinnbildet aber auch dieses Gastmahl das geistige oder eucharistische Hochzeitsmahl als die Bedingung zum himmlischen Seligkeitsmahle.

Die Hochzeitsgäste, die ganz gewiß wegen Christi Gegenwart in Kleidung züchtig, in Rede und Geberde ohne Tadel, und in Speise und Trank mäßig gewesen, — sind uns eine Unterweisung, wie den Hochzeiten und anderen Gastmahlen beizuwohnen ist. Das beste Mittel ist der Gedanke an Gottes Gegenwart, d. i. „der Herr ist da, der alles sieht und alles richtet.“ Da ist nicht zu befürchten, daß ein Christenmensch, ob er auch sonst noch so leidenschaftlich sei, sich Zorn, Zank, Fluchen, Völlerei, Unzucht und anderen Lastern ergebe; denn, wenn das Auge und Sehen der Senioren, Lehrer und Eltern, schon zur Ehrerbietigkeit und Zurückgezogenheit bewegt und „durch ihre Gegenwart das Leben und die Sitte verbessert wird, um wie viel mehr hat das Auge Gottes diese Wirkung!“ (Philo). —

Es gebrach bei diesem Gastmahle aber so schnell am Weine,

wohl nicht so sehr aus Vergeßlichkeit und Unvorsichtigkeit des Bräutigams, die solchenfalls wohl nie vorhanden ist, — noch aus Unmäßigkeit der Gäste, da sie ja fromme Menschen waren, noch auch durch die Entfremdung der Diener, die etwa das Getränk unterschlagen hatten, — sondern es sollte damit wohl im allgemeinen das darunter verborgene Geheimnis geoffenbart werden, daß in jedem Ehestande sich sehr bald der Wein der Lust in den Wermut der Bitterkeit, in Kreuz und Betrübnis, zu verwandeln pflegt und er darum die Hilfe Christi unbedingt vonnöten hat.

„Sie haben keinen Wein mehr," sprach die Mutter Jesu zu ihm. Wenig Worte sind's, aber wie viel ist darin gesagt! Welche Kraft und Wirkung liegt darin; denn ist nicht darin begriffen, entdeckt, vorgestellt und zum Beispiel gegeben — die mitleidende Liebe, und das liebevolle Mitleiden Mariens, wie auch ihre bereitwillige Hilfeleistung gegen die Notdürftigen, gegen die Eheleute?

Jesus aber sprach zu ihr: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen!" „Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen?" Dies Wort könnte unkindlich, verweisend und abschläglich erscheinen, und in der That haben daraus sogar die Montanisten, Valentinianer, Manichäer und Andere den Anlaß genommen, Mariä die Mutterwürde Jesu abzusprechen und daß Maria gar nicht Christi Mutter gewesen. Allein ganz widersinnig und grundlos ist dies, weil ja Maria, ganz abgesehen von dieser Stelle, sonst überall im Evangelium, und so auch, als er am Kreuze hing und sie dem Johannes anempfahl, ja auch im heutigen Evangelium an anderen Orten dreimal „die Mutter Jesu" genannt wird. In Wahrheit ist's ein göttlich-menschliches und zustimmendes Wort, insofern er's gesagt nicht als Menschensohn Mariens, seiner Mutter, sondern als Sohn Gottes, als welcher er keine Mutter hatte und der da beabsichtigte, ein Wunder zu wirken, ganz abgesehen davon, daß die Fürsorge für die Gäste nicht zuvörderst seine und seiner Mutter, sondern Sache des Gastgebers war, oder wie St. Augustin sagt: Die Mutter forderte ein Wunder, er aber antwortete ihr: „Solchenfalls und Willens, ein göttliches Werk zu verrichten, erkenne ich keineswegs die menschliche Natur," d. i. die Wunderwerke gehen speciell und eigentlich nur die Gottheit an und nicht die Menschheit, und darum sprach er zu ihr, daß er diesfalls mit ihr nichts zu schaffen habe.

„Meine Stunde ist noch nicht gekommen!" In diesem so merkwürdigen Worte reicht uns Christus eine kostbare, kraftvolle und

süße Geistesspeise. Wäre nämlich der Herr an die Zeit gebunden, so könnte er wohl diese oder jene Stunde nicht für die seine erachten, und wäre dies sein Wort nicht zu verwundern; da er aber ein Herr der Zeit ist, so ist auch jede Zeit die seine und jede muß ihm dienen zu jeder Sache, und jede Stunde ist zu seinem schuldigsten Gehorsam da. Und sagt er dennoch: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen,“ so bedeutet's nur, daß er alles zur rechten, gehörigen Zeit thut und die Stunden genau innehält, in denen etwas geschehen soll und er mit seiner Hilfe und Gegenwart erscheint, wenn's zur Sache dienlich ist, — kurz, daß er opportun und zeitgemäß handle. Es bedeutet aber auch, daß seine Stunde nur die von Gott von Ewigkeit vorherbestimmte Zeit der höchsten Not und somit der um so klareren Erkenntnis der göttlichen Anordnung sei.

Da sagte seine Mutter zu den Dienern: „Was er euch sagt, das thuet!“ Dies Marianische Wort gilt nicht bloß allen Christen betreffs der Gebote Christi, sondern speciell auch allen Eheleuten als Mahnung zum christlichen Leben und besonders auch den Ehefrauen betreffs der Befehle ihrer Ehemänner.

Es standen daselbst aber sechs steinerne Wasserkrüge. Sie waren nötig in jedem Haus sowohl zur profanen Reinigung bei dem großen Wassermangel Palästinas, als auch zur religiösen Waschung vor und nach dem Essen. Jeder von ihnen hielt zwei bis drei Maß, ungefähr sechsunddreißig Liter. Diese sechs steinernen Wasserkrüge versinnbilden die sechs Mittel der Seelenreinigung, wie Reue, Vorsatz, Beicht, Gebet, Almosen und Unbildenverzeihung (St. Bern.). Sie deuten aber auch hin auf die sechs Ehebeschwernisse, wie das persönliche Freiheitsopfer, das Unauflöslichkeitsgelübde, der Frauen Geburtsschmerzen, die Kindererziehung, die Unglücksfälle, und die eheliche Enthaltsamkeit und Treue.

Jesus sprach zu den Dienern: „Füllet die Krüge mit Wasser!“

„Füllet.“ Christus wollte mit diesem Worte den Hochzeitsleuten seine Gnade und Güte erzeigen, und hat's auch gethan durch die Verwandlung des Wassers in Wein.

Wer wollte zweifeln, daß er die Krüge auch ohne Wasser mit dem besten Wein anfüllen konnte, ebenso, wie er die ganze Welt aus Nichts gemacht? Und hat er's dennoch nicht also gethan, sondern den Wein aus Wasser gemacht und darum die Füllung der schon teilweise geleerten Krüge mit Wasser befohlen, warum that er's? Uns zu sagen,

daß er auch unsere Werke wolle, Werke, durch die wir seine Gnade gewinnen und verdienen sollen, daher auch Mariens Wort: „Was er euch sagt, das thuet!“ Ja, klar und offenbar erhellt daraus die große Doppelwahrheit, daß Gott freigebig, gnädig und barmherzig, gegen uns Menschen ist, und, — daß wir Gottes Gnade und Güte, die Wohlfahrt dieser und die Seligkeit jener Welt, durch unsere Werke zu verdienen haben, und sich Gott keineswegs mit unserem bloßen guten Willen, Gedanken und Herzen begnügt, sobald und soweit wir die Kraft in uns tragen, das Gute nicht bloß zu wollen, sondern auch im Werke zu vollbringen.

„Mit Wasser.“ Was will Christus sagen damit? Nun, „ihr, die keinen Wein mehr habt, wie meine werteste Mutter mir angezeigt, und doch auf der himmlischen Hochzeit den Wein der Glorie trinken wollt, füllet an die Krüge euerer Herzen mit dem Wasser der Bußzähren, und ich will Wein daraus machen!“ Ja, dieses Bußwasser hat so große Wirkung, daß es selbst ein Paradies, einen Himmel, zu schaffen vermag, selbst wenn es gar kein Paradies, keinen Himmel gäbe! —

„Und sie füllten sie bis oben!“ Welche Willigkeit der Diener auf den Befehl dessen, den sie damals noch nicht als ihren eigenen Herrn erkannten, während bei uns trotz der Erkenntnis, daß er als Herr der Schöpfungswelt die Gewalt besitzt, nicht bloß die Kreaturen zu erhalten und zu vernichten, was Menschen teilweise auch können, sondern auch ihr Wesen zu verwandeln, was Menschen nicht können, — so viel Mangel an Glauben und Willigkeit, und so große Vernachlässigung der geistigen Reinigkeit, und so viele Verwässerung der Menschenherzen zu finden ist! —

„Und Jesus sprach zu ihnen: „Schöpfet nun und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, . . . rief er den Bräutigam u. s. w.“

Daß Christus das in Wein verwandelte Wasser dem Speisemeister, der nach jüdischem Brauch bei Hochzeiten behufs der Speisensegnung, der Ordnung und Gästeverpflegung, in der Regel ein Priester war, zur Prüfung bringen ließ, und nicht den Brautleuten und Gästen, hat seinen guten Grund, weil er nicht mit bei Tische saß, somit die Reinheit des Geschmacks noch voll und ganz besaß und darum am besten die Güte des Weines beurteilen konnte. Dies lehrt, daß nur die Nüchternheit Sinn und Geschmack auch für geistige und göttliche Genüsse besitzt.

„Er kostete nur," aber trank nicht, — als ein rechter Speisemeister, um stets nüchtern zu bleiben und fähig, seinen Gästen aufzuwarten und Unordnung fern zu halten, — er war ein Muster der Mäßigkeit, die den Wein als Gabe Gottes, respektive als Arznei gebraucht, und er beschämt unenthaltsame Wirte und jene Trunkenbolde, die den Tag für verloren achten, an dem sie sich nicht zwei-, dreimal wieder nüchtern getrunken und so den Trank in Gift sich verwandeln.

Er kannte nicht die Ursache des Weines, wohl aber wußten sie die Diener, die jedoch Verschwiegenheit bewahrten zum Vorbild für alle Dienstboten, so hurtig im Dienste, aber langsam und spärlich in der Rede zu sein, nicht mit der Geschwätzigkeit die Aufträge zu vergessen, noch weniger durch Postentragen Zank zu stiften.

Daß der Speisemeister den Bräutigam rief und ihm sagte: „Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf und dann, wenn sie genug getrunken, den geringeren, du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt," — bedeutet die verschiedene Beschaffenheit der von der Welt und der von Gott dargebotenen Genüsse, da unter „Jedermann" die Welt und unter dem „Bräutigam" Christus oder Gott versinnbildet ist.

„Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa." — Daß er nicht wo anders, sondern da gerade sein erstes Wunder gewirkt und aus Wasser zur Erquickung Wein und zwar den besten und edelsten gemacht, was hat's für Grund? St. Paschasius antwortet: Weil — nach hebräischer Tradition — die Galiläer zuerst aus dem ganzen Judenvolke von den Assyrern als Gefangene in Feindesland abgeführt worden und so das Wasser der Trübsal und des Gefängnisses getrunken nach jener Anordnung, mit welcher der Allmächtige so streng und scharf als Gott gegen sie verfahren, — und darum zeigt er sich als Mensch jetzt gegen sie so gütig, indem er das erste Wunderwerk bei ihnen wirkt und sie als die ersten mit dem aus Wasser gemachten Wein erquickt.

Welch trostreicher Hinweis liegt darin, daß Gott Mensch geworden, um sich als Mensch dort gütig und gnädig zu erzeigen, wo er sich einst und früher als Gott in seiner Schärfe und Strenge geoffenbart!

„Und er offenbarte seine Herrlichkeit." Warum? Wegen Gottes Ehre und der Menschen Heil, während die Menschen so oft die eigene Ehre im Menschenlobe suchen, — und auch nicht recht die Zeit, Ort und Umstände, beim Handeln beachten. „Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles frommt" (1 Kor. 6, 12), gilt nicht bloß von

den freigegebenen, weder ge- noch verbotenen, den sogenannten Mitteldingen, wie z. B. vom gerichtlichen Geltendmachen seiner Rechte, vom Verteidigen seiner Güter u. dgl., — sondern auch von den beziehungsweise guten oder gebotenen, aber nicht immer zeitgemäßen Sachen und guten und gottseligen Dingen, die wohl nach Kräften, aber nicht zu jeder Zeit, an jedem Ort und vor allen Menschen, z. B. wegen Ärgernis der Kleinen u. s. w., zu üben sind, was auch jener heidnische Philosoph, zornig über seines Knechtes Verbrechen, bezeugte: „Ich würde dich jetzt prügeln, wenn ich nicht zornig wäre!" — Wie oft verkehren so die Menschen ihre gute Handlungsweise durch Inopportunität ins üble Gegenteil, entgegen Christo im heutigen Evangelium!

„Und seine Jünger glaubten an ihn!" d. h. nicht bloß als an einen Menschen mit übermenschlicher Kraft, sondern als an einen Gottmenschen, und mehr und unbezweifelter als sonst, während wir bei viel größeren Wundern nach achtzehnhundert Jahren, deren größtes die Kirche ist, sie weder beachten, noch bewundern. Und wer bewundert wohl noch die natürliche Verwandlung des den Weinstock benetzenden Regenwassers in Wein, die aus dem Samenkorn hervorwachsende Frucht und die täglichen Menschengeburten, obgleich sie wunderbarer als die Totenerweckungen sind, insofern es ja viel mehr ist, etwas nicht Dagewesenes zu schaffen, als bereits Dagewesenes wieder herzustellen! Sie werden nicht beachtet, weil sie alltäglich sind und wir mehr aufs Irdische, als aufs Göttliche sehen. O daß wir bei solcher Blindheit, in der wir Christum als Gott und Wunderthäter nicht sehen, wenigstens sähen auf seine Werke und hörten ihren Ruf: „Er hat uns gemacht und nicht wir uns selbst!" um so ihm die gebührende Ehre von Lob, Liebe und Dank, zu geben; denn uns mehr über die Geschöpfe, als über den Schöpfer, zu verwundern, wäre allerdings das größte Wunder, aber nicht Gottes, sondern der menschlichen Blindheit und Undankbarkeit.

II. Wie die Ehe — bei aller Schwere, da sie nicht freiwillig, wie der Ordensstand, sondern gezwungen die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams, bei so häufigem Mangel, böswilliger Trennung und tyrannischer Behandlung, zu erfüllen hat, — dennoch ein Glücksstand durch den Sohn ist, so er der Ehestifter, Maria die Brautmutter und seine Jünger die Hochzeitsbeistände sind, — so wird sie doch ebenso gewiß ohne Christus und seine Hilfe ein Wehestand, — sie verwahrloset, wird zur Verräterin am Glauben und gereicht sich selbst und der Welt zum Unglück und Verderben.

An ihrer Verwahrlosung tragen die Hauptschuld die **Irrlehren**, welche ihre Würde schädigen und die Jahrhunderte lang bewährten Ehehindernisse und -Erfordernisse der Kirche verachten.

Dergleichen waren und sind

die der Armenier und Lutherischen, welche der Ehe den religiösen oder sakralen Charakter absprechen;

die der Ehescheider, welche die Ehe für auflöslich erklären, so daß die Eheleute, wie sie freiwillig und ungezwungen sich ehelichen, auch selbst ihre Ehe wieder auflösen können;

die der Jovinianer, welche den Ehestand dem jungfräulichen Stande vorgezogen.

Ein großes Übel fürs Eheglück sind auch die Mischehen, d. i. die Ehen zwischen katholischen und andersglaubenden Christen, bei denen man nicht ein und denselben Christus, noch auch Maria eingeladen und die darum der rechten Christusfreude entbehren.

Diese Ehen sind in ihrem Ursprunge sündhaft, denn sie widerstreiten dem Worte Gottes und der Kirche;

sie sind widernatürlich und ordnungswidrig in ihrem Wesen, denn bei ihnen ist gerade im wichtigsten Stücke, in der Religion, keine Gleichheit beider Eheteile vorhanden, trotzdem diese gerade zur innigen und dauernden Gemeinschaft als wesentlich erfordert wird; und

sie sind auch in ihren Folgen höchst nachteilig, weil sie den Frieden, den Glauben und die religiöse Kinderzucht gefährden.

Der Glaube, die Religion, das geistige, religiöse Leben, ist ja die Grundlage des leiblichen, häuslichen und bürgerlichen Lebens und aller und jeder Lebensgemeinschaft. Und diese volle Gemeinschaft ist nur dann in der Ehe vorhanden, wenn beide Eheteile von und nach ein und demselben Glauben und auf dieselbe Weise in Freud und Leid Gott preisen und anrufen, und durch dieselbe Religion und im selben Gotteshause zur Dankbarkeit und Geduld ermuntert, und am selben Altar durch ihre Tröstungen zur Liebe gegen Gott entzündet werden. In der Mischehe aber gehen beide Teile betreffs der Hauptsache, des Glaubens, getrennt und auseinander, und das ist Ungleichheit, Widernatur, Mißgestalt, Unförmigkeit und Ordnungswidrigkeit. Sieht man beim Eheschluß aber auf die Gleichheit in Nebendingen, in Alter, Stand und Vermögen, so muß man sie vor allem auch in der Hauptsache suchen.

Wie das Mosaische Gesetz verbot, Ochs und Esel zusammenzuspannen, zweierlei Samen auf einen Acker auszusäen und ein Kleid

von Wolle und Linnen zu tragen, kurz die Einerleiheit in wesentlichen Dingen verlangte, — und wie das christliche Gesetz den vertrauten Umgang mit beharrlich Ungläubigen aufs schärfste untersagt (Matth. 16, 14; 2 Kor. 6, 14; 2 Joh. 1, 10): — so wollte und will Gott noch jetzt in seiner Kirche die religiöse Einheit für die Ehe, diese engste und dauerndste Gemeinschaft.

Darum waren den Juden die Ehen mit den Heiden verboten, und als Rechtgläubige mieden sie auch die Verehelichung mit den Juden Samarias. Und so sind auch den Christen von Anfang an die Ehen mit Heiden, Juden und Türken untersagt, und die neugeschlossenen werden für ungültig erklärt. Und deshalb mißbilligt die Kirche auch ganz entschieden die Ehe zwischen einem katholischen und andersglaubenden Christen und genehmigt sie seit der Glaubensspaltung nur unter den drei bestimmten Bedingungen, der gesamten katholischen Kindererziehung, der ungehinderten Ausübung des katholischen Glaubens und der Versöhnung und Gewinnung für diesen Glauben. Wer aber als Katholik mit Nichtbeachtung dessen, also im offenbaren Ungehorsam gegen seine Kirche sich gemischt verehelicht, dem verweigert sie die Sakramente und Segnungen bis zur Bekehrung und Besserung.

Doch auch die kirchlich genehmigte Mischehe und selbst, wenn die versprochenen Bedingungen gehalten werden, gefährdet den Frieden, den Glauben und die religiöse Kinderzucht.

Die Mischehe erregt Streit; denn Glaubensfrieden giebt's in ihr nur dann, wenn ein Teil oder beide Teile für den Glauben gleichgültig geworden sind. Unfrieden giebt's zwar auch in Ehen eines Glaubens, allein diese Wunden kommen nicht von der Religion her, gehen darum nicht so tief, brennen und schmerzen nicht so sehr und sind auch nicht unheilbar, wie bei den Mischehen. In einem Punkte, betreffs der Herzensruhe, ist aber der Katholik stets im Nachteil. Der Andersglaubende kann sich nämlich scheiden und wieder heiraten, — der Katholik aber darf sich nicht scheiden lassen, und wird er wider seinen Willen geschieden, so muß er ehelos bleiben, will er von seinem Glauben nicht abfallen. Wie sollte seine innere Gemütsruhe nicht durch die Besorgnis leiden: Wird mir auch mein andersglaubender Eheteil die Treue bewahren bis in den Tod? Und käme die Scheidung auch nur selten vor, wer ist sicher davor? „Wer in die Gefahr geht, kommt darin um!“

Stets ist auch in der Mischehe der Glaube des Katholiken in Gefahr, zu erlauen und zu erkalten und mehr, als beim Andersglau-

denden, weil eben der Katholik den schwereren und der letztere den bequemeren Glauben bekennt und naturgemäß der Fall von oben nach unten geschieht. Dem andersglaubenden Eheteil zu gefallen, wird manche katholische Glaubensübung, wie Fasten, Niederknieen, Kreuzzeichen, Sakramentenempfang u. s. w., unterlassen. Der Glaube aber ist eine zarte und heikle Sache, aus deren Verletzung nur zu leicht eine Verleugnung wird, und — da er auch das höchste Gut ist, so heißt's dann: „Glaube verloren, alles und am Ende auch das Heil verloren!"

Und wie gefährdet die Mischehe erst die religiöse Kinderzucht mit Einschluß des Friedens! Die Kinder, sonst ein Vereinigungspunkt und Versöhnungsgrund, sind in der Mischehe ein beständiger Zankapfel und wahre Schmerzenskinder, besonders bei der Geburt, dem Schulbeginn und Neukommunikantenunterricht, und zwar wegen der Wahl ihrer kirchlichen Erziehung, und oft zufolge fremder Hetzereien, selbst wenn dem katholischen Teile das Versprechen gehalten wird, — und wie viel mehr erst dann, wenn die Kinder beim Bruch des Versprechens der Kirche entrissen werden und die Klage ertönt: „O daß ich so leicht geglaubt, und über den Rosen die Dornen übersehen!"

In welchem Glauben aber auch immer die Kinder erzogen werden, nie wird's eine ausgesprochen und entschieden christliche, weder katholische noch andersgläubige Erziehung werden, sondern stets erschwert und mangelhaft ausfallen; denn die eine wie andere muß an dem Umstande leiden, daß nur ein Eheteil sie geben kann, da der andere Teil an ihr, weil mit deren Glaubenslehre und Religionsübungen unbekannt, weder teilnehmen kann, noch will und sie wohl auch oft absichtlich untergräbt. Und — wie sollen auch die Kinder Frömmigkeit lernen, wenn sie schon von früher Jugend an Vater und Mutter verschieden beten sehen und von Glaubensdingen verschieden, löblich oder abfällig, sprechen hören oder gar nur Glaubensgleichgültigkeit und Feindseligkeit bei einem oder bei beiden wahrnehmen?

Wer darum liebt der Seele Frieden und Heil und nicht will erfahren die Wahrheit des Spruchs: „Zwei angenehme Tage giebt's für so manche Eheleute; der eine ist der Hochzeitstag und der andere der Todestag," — der empfehle die eingegangene Mischehe Christo in seiner Kirche und mißbillige jede erst einzugehende. Ratet ja schon der alte Heide: „Wer sich passend verehelichen will, muß seinesgleichen ehelichen", und der Dichter:

„Es prüfe sich, wer sich ewig bindet,
Ob sich Herz zum Herzen findet!"

## Am dritten Sonntag nach Erscheinung.

Evangelium: Als Jesus vom Berge herabstieg, . . . und siehe, ein Aussätziger (Matth. 8, 23—37).

I. „In jener Zeit, als Jesus vom Berge herabstieg, (es war im zweiten Jahre seines öffentlichen Lehramtes,) folgte ihm eine große Menge Volkes nach!"

Dies geschah allzeit und geschieht noch heute, und — wer da mit so manchen glauben, sagen und lehren wollte, daß die Zahl der frommen und gerechten Nachfolger Christi, sozusagen der menschlichen Leitsterne auf dem Lebenswege, nur klein sei, der bekundete eine irrige und schädliche Ansicht und Lehre, da das Alte und Neue Testament, die Märtyrerverzeichnisse und die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart das gerade Gegenteil bezeugen, und — anders kann's ja nicht sein, da das Christentum nach des Herrn Verheißung und Erfahrung viel größeres Wirken an den Tag legt, als in der Erdenzeit des Heilandes selbst.

1) Christus fand bei seiner Bereitwilligkeit, stets Gutes zu thun, auch sofort die Gelegenheit dazu bei zwei Unglücklichen, uns hinzuweisen auf die Wahrheit des Spruchs: „Wer fromm sein und Gutes thun will, findet allzeit dazu Anlaß, wie umgekehrt, wer böse sein und Übles thun will ebenso. Und damit ging er über von seiner Lehre zur That; denn auf dem Berge hatte er seine Zuhörer zu den Werken der Barmherzigkeit ermahnt. Er zeigt damit, daß Unterricht und Lehre gar nichts nützt, vielmehr zum Bösesthun verleitet, sobald zum Unterricht der Lehrer nicht auch das Beispiel kommt oder dieses gar der Lehre widerspricht.

2) Die zwei Männer in der Gegenwart des Herrn, der Aus-

sätzige und der Kriegsmann, sind, wenn auch unter sich verschieden nach Stand und Glücksumständen, doch innerlich fast eins und gleich groß und herrlich in ihrer Erscheinung. Beide Heilungen sind ineinander gefügt, weil sie einerlei Endziel haben, die Sünder zu heilen und zu erretten, — und sind ein in den zwei verschiedenen Krankheitsarten versinnbildeter Unterricht, „als freiwollender Mensch das Heil Gottes zu suchen und zu finden!" Ist nämlich der Menschen Seligkeit das dem göttlichen Willen würdigste Werk, so widersetzt sich doch der Menschenwille keinem mehr, als gerade diesem, laut Erfahrung. Wohl ist's wunderlich, und woher und wie ist's zu erklären? —, betreffs Gottes und der Menschen?

Nun, es giebt dreierlei Werke:

a. Reine Gotteswerke, ohne menschliche Willensmitwirkung, wie die Erschaffung,

b. Pure Menschenwerke ohne Assistenz der göttlichen Willensmitwirkung, wie die Sünde. — Aber auch

c. Gottmenschliche Werke, ausgeführt von beiden, mit Gottes vorhergehender Gnade und des Menschen nachfolgender Ursache, wie das sittlich Gute, Tugend, Glaubensbekehrung und Seligkeit, so daß wir also zu sittlich bösen Werken Gottes Hilfe nicht benötigen, weil dazu unser Wille genügt, wohl aber für gute Werke.

II. „Und siehe, ein Aussätziger kam."

1) „Ein Aussätziger." Was ist der Aussatz?

a. leiblich? Eine Unnatur, eine herkulische Krankheit, d. i. ansteckend, abscheulich, gemeingefährlich, darum der Aussätzige ausgeschlossen war von der Gesellschaft der Gesunden, sozusagen verfallen dem bürgerlichen Tode, der schlimmer ist, als der natürliche, — und so schwer, ja unmöglich für den Menschenarzt zu reinigen, daß sozusagen eines unüberwindlichen Herkules Macht dazu erforderlich erscheint.

b. geistig? Ein Bild zugleich vom Seelenaussatz, von Glaubensirrtum und Sünde, wovon alles Gesagte noch mehr zu gelten hat — wegen des verführerischen Einflusses von solcher Menschen Beispiel, Umgang, Büchern, Glaubens- und Sittenverderbung ganzer Gemeinden, Orte und Länder, — und wegen der Herabziehung der göttlichen Strafe, über Einzelne und die Allgemeinheit, nicht selten wegen eines einzigen Menschen, Irrtums oder Lasters, besonders über Untergebene ob der Schuld der Vorgesetzten, wie z. B. Israel ob der Laster König Achabs vom Feinde besiegt und dreijähriger Landesdürre anheimfiel, — und wegen Davids Hochmut bei der Volkszählung 70,000 Mann an

der Pest fielen. — Und das sollte Rechtgläubige und Fromme nicht mahnen, warnen, sich und die Ihrigen von gottlosen Menschen und Schriften abzusondern?!

2) „Er kam", d. i. entgegen dem Sohne Gottes auf dem Wege und wartete nicht, bis Jesus an seinen Standort kam oder wo anders hinging oder umkehrte, wo er dann ihn nicht gefunden, so er länger gewartet hätte, — er kam darum ohne Verzug und Aufschub.

3) „Er betete ihn an", kniete vor ihm, fiel nieder auf sein Antlitz, im Akt der tiefsten Demut, — bat nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Werken, — und bezeugte sogar früher im Werk Christi Ansehen, als im Wort. „Dich bet' ich an für einen Gott und nenne dich einen Herrn!"

Spricht nicht aus dieser äußeren Gebetsverdemütigung vor Gott seines Herzens innerliche Demut, der Ernst und Kummer seiner Lage und deren Erkenntnis? Und sollten solche äußere von Herzensgrund erfolgende Demutsakte nicht viel bei Gott vermögen, nicht als ob er das äußere Gepränge hochachte, sondern weil er auf den Grund schaut, aus dem solche äußere Geberden entspringen.

Und wie könnten dergleichen andächtige Geberden, Sitten und Bräuche zur Ehre Gottes beim Gebet der wahren, frommen Christen, wie unter Anderm Hutziehen, Kopfneigen, Leibbeugen, Händefalten und zum Himmel heben, mit ausgebreiteten Armen beten, Kniee beugen und aufs Antlitz fallen u. s. w., wohl Christo mißfallen, — wie müssen sie ihm nicht vielmehr angenehm sein, falls keine Gleißnerei dahinter verborgen ist? Und wie kann's wohl in und außer der Kirche, noch überdies ihrer biblischen Treue sich rühmende Christen geben, die solche äußerliche gottselige Geberden bis zum untersten Höllengrund verachten, verwerfen und verdammen, gleich als ob sie lauter pharisäische Gleißnerei zu nennen seien?

Beteten nicht Moses und Aaron, niedergefallen aufs Angesicht vor dem Herrn, kniefällig und mit aufgehobenen, gefalteten Händen, — nicht David, Salomo, Ezechias und Manasses, Esdras und Daniel, die Kananäerin, die blutflüssige Frau, die zehn Aussätzigen, Maria für ihren toten Bruder Lazarus, Stephanus für seine Feinde, Petrus, als er Tabita aufwecken wollte — und Paulus: „Ich beuge meine Kniee vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi"?

Bat nicht Christus selbst auf dem Ölberg knieend und aufs Antlitz fallend? Wer zweifelte, daß solche leiblich-äußere Gebetsverdemütigung Gott angenehm und zur inneren Gebetsdemut erforderlich

ist, und diese mit jener übereinstimmen muß? Warum schonte er des bereits zum Tode wegen Nabots Ermordung verurteilten Königs Achab, als weil dieser sofort sich innerlich und äußerlich vor Gott demütigte.

Laßt uns darum die äußere Gebetsverdemütigung anwenden auch ohne Rücksicht auf die darob spottende Welt, und zwar zur rechten Zeit und am rechten Ort!

4) „Er sprach: Herr, wenn Du willst, so kannst Du mich reinigen!" „Du bist der wahre Sohn Gottes und Deinem Willen ist alles zu thun möglich, — ihm widersteht nichts: denn „Dir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden."

Das aber sollte ein Bittgebet sein? Ein sonderbares und scheinbar gar kein Gebet, sondern nur eine Anerkennung der Macht Christi.

Und doch ist dies kurze und bündige Wort das allerkräftigste Bittgebet, weil's in sich begreift all dessen Erfordernisse:

a. Das „Kurz und Gut." Was hat man lieber in allem menschlichen Thun, als seine Gedanken in wenige, aber kräftige, — kurze, aber klare Worte zu fassen — und was ist lästiger, besonders Vielbeschäftigten, als viele und weitschweifige Worte hören oder lesen zu müssen! „Und lehrt nicht auch Christus: So ihr betet, sollt ihr nicht viele Worte machen wie die Heiden, die meinen, auf Grund so vieler Worte erhört zu werden"!?

b. Die Erkenntnis seiner Hilfsbedürftigkeit auf Grund seiner Handlungsweise.

c. Den unbezweifelten Glauben an Christi Macht und an seine Hilfsbereitschaft und das volle Vertrauen, in Allem erhört zu werden und auch als größter Sünder an Gottes Gnade und Barmherzigkeit, Macht und Güte, nicht verzweifeln zu dürfen; sein Willensglaube war größer, als der Wortglaube des Hauptmanns.

d. Die Demut, auf Grund seiner kniefälligen Erniedrigung.

e. Die gehorsame Gottergebung als höchste Weisheit, die Heilung in seinen Willen zu stellen, d. i. er zweifelte keineswegs an Christi gutem und zu allem Guten bereitem Willen, sondern nur am Urteil dieses Willens. Gott giebt wohl nach, aber auch ohne Verdienst dem Menschen nur um seiner Güte und Hoheit willen, alles Gute des Leibes und der Seele, — nie aber giebt er dem guten Menschen ein leibliches Gut, falls es zu seinem Seelenheile sich schädlich erweisen sollte; denn das wäre seiner wahren Güte zuwider; darum bat der Aussätzige nicht erst ausdrücklich um seine Gesundheit,

sondern stellte sie seinem Willen anheim sich darein ergebend, sie ihm zu geben, falls sie zu seinem Heil und zu Gottes Ehre sei, und sie nicht zu geben, so sie zu seinem Unheil und zu Gottes Unehre gereichte. — So betete unter anderm auch Martha und Maria, so Mardochäus, so auch Christus. — Wer zweifelt, daß solches Gebet um Gnade und Seligkeit erhört wird? Welch ein eindringlicher Gebetsprediger und Unterweiser ist also der Aussätzige, besonders in der Willensergebung, „unsere Anliegen dem Willen Gottes gleichfalls anheimzustellen!"

III. „Jesus streckte seine Hand aus und rührte ihn an!" Wozu dies erst, wenn er allmächtig in Willen und Werk ist, zumal der Aussätzige wohl die Reinigung aber nicht die Berührung verlangte, und diese auch dem Verbote widersprach? —

Nun — abgesehen davon:

1) Daß er sich damit als denjenigen bezeichnet, der das Gebot des Nichtberührens gegeben, und daß nur er als ihn Berührender und kein Anderer die Heilung bewirkt, und

2) daß er uns damit das rechte Verständnis des von Paulus den Christen verbotenen Umgangs mit Un- und Irrgläubigen, geben wollte dahin, wie solche Gemeinschaft nur dann verboten sei, so wir auf Grund unseres schwachen Glaubens die geistige Ansteckung zu befürchten haben, nimmer aber, sobald unsere Verführung und Verkehrung nicht zu besorgen sei, wir vielmehr die An- und Aussicht haben, sie zu Christus zu bekehren und für den Glauben zu gewinnen, wie dies von den die Person Christi vertretenden Lehrern der Kirche gilt, die sogar die heiligste Pflicht haben, frei und kühn den Verkehr mit den geistig Aussätzigen aufzusuchen, —

3) daß er gewöhnlich — trotz Genügen seines Willens, Gedankens und Wortes — mit äußeren Handlungen heilt,

4) antwortet Silveira mit dem herrlichen Wort: „Er rührte ihn an, um allen den Reichtum und die Güte seiner Barmherzigkeit zu offenbaren, insofern er mehr schenkt, als der Aussätzige gebeten." O der Güte Gottes und der Barmherzigkeit des Allerhöchsten! Der Mensch, der so viel vonnöten hat, begehrt zu Zeiten nichts, und Gott giebt ihm etwas; er begehrt wenig und Gott giebt ihm viel; er begehrt viel und Gott giebt ihm mehr, als er begehrt.

Und solche große Güte, Freigebigkeit und Barmherzigkeit Gottes — erhellt sie nicht auch aus folgenden drei Beispielen?

a. Aus dem des verlorenen Sohnes?

b) Aus dem des mit Christo gekreuzigten Schächers;

c) Aus dem Christi selbst mit seiner von David „überfließend“ genannten Welterlösung und Barmherzigkeit.

IV. Und Jesus sprach: „Ich will, sei gereinigt!“

Warum diesen mit dem „Ich will“ gerade er heilt unter so zahlreichen Krankenheilungen?

St. Ambrosius sagt: „In der Art, wie er gebeten worden, hat er geholfen dem Aussätzigen“; denn dieser sagte: „Wenn Du willst“, und Christus antwortet: „Ich will“; kurz und gut war des Aussätzigen Bitte und ebenso Christi Antwort. Hiernach ist also der Wille Christi nicht bloß mächtig, sondern diese seine Macht ist auch gütig und „diese Güte richtet sich sogar nach der Fähigkeit des menschlichen Glaubens“ (Ambros.).

1) Gottes Wollen ist ein Wollen von unbeschränkter Allmacht, wie in der Erschaffung der Welt, so auch in ihrer Erhaltung und Regierung, und du magst wollen oder nicht, so wird es doch geschehen, was er für oder gegen dich will, — und es ist ein Wollen von unergründlicher Weisheit und jedes „Warum?“, sei's noch so dunkel und rätselhaft, hat sein allerweisestes „darum“! und darum sollen wir uns nie erkühnen, seine wenn auch noch so unerklärliche Fügung als undweise zu tadeln, — und es ist ein Wollen von wohlthuendster Güte, die alle Menschen ohne Ausnahme beglücken und beseligen will und auch den Schatten der geringsten Ungerechtigkeit und Parteilichkeit ausschließt, — und es ist ein Wollen von schließlich unbeweglichem, wie beseligendem, so verwerfendem Walten.

Wie anders steht's mit dem menschlichen Willen! Wie unbeständig, boshaft und thöricht ist er, wenn statt aller Vernunftgründe sein unvernünftiger Wille gelten soll! Wie schwach, ohnmächtig und gehindert in seiner Ausführung bei all seiner Güte, da unser Wille nicht unser Werk bedeutet! Wie so vieles giebt's, was sich unserem Willen — auch vorausgesetzt seine Aufrichtigkeit, — entgegenstellt! Wahrlich, es liegt nicht bloß am menschlichen Willen, sondern öfters auch am Vermögen. Wie oft und tausendmal wollen wir Menschen und können doch nicht! Beim Menschenwillen ist nicht immer zu sagen: „Wenn du willst, kannst du“, und „Ich will!“ —

2) Der Menschenwille hat bestimmte Grenzen dort, wo seine materielle und sittliche Gewalt aufhört:

a. „Materielle“. Wer hat größere Gewalt, als die souverainen Weltregenten „mit ihren langen Händen?“, allein sie sind

viel zu gering, um alles auszuführen, was sie wollen und reden. Wie viel wollen sie, aber können es nicht, so z. B. unsterblich sein, alles wissen, Herr der ganzen Welt sein.

b. Sittliche. Auch unser sittliches Wollen hat seine Grenzen, die uns vom Gehorsam Gottes und vom Gewissen gesteckt sind — und darum dem Menschen zumuten, etwas wider sein Gewissen thun zu wollen, wäre ein Verbrechen an des Menschen sittlicher Freiheit und Würde und so an Gott selbst.

Doch oft ist der Menschenwille auch unaufrichtig und sein „Ich will" eine Lüge. „Ich wollte gerne, wenn ich nur könnte," — „Ich wollte gerne, aber es fehlen mir die Mittel"; denn in Wirklichkeit und sicherlich kannst du wohl, willst aber nicht, — doch dein Wollen und Können würde sehr bald beschleunigt werden durch Geschenke und Schmieralien. Einem solchen ungerechten und schmierigen Beamten, dem eine arme Frau ein vom heiligen Basilius befürwortetes Bittgesuch um Steuernachlaß eingereicht, das aber vom Minister mit der Entschuldigung abgewiesen worden: „Er möchte ihr wohl gerne helfen, könnte es aber nicht," — sandte der Heilige folgenden Zettel: „Wenn der Wille geneigt war, die Fähigkeit aber fehlte, so ist's erträglich; wenn du aber gekonnt und nicht gewollt hast, so versetzt dich Christus in den Stand der Armen, damit du, wo du wollen wirst, es nicht kannst," was auch geschehen, indem er in solche Armut gesunken, daß er weder sich noch Anderen helfen konnte.

Das „Wenn du willst, kannst du", gilt also nicht bloß von Christus, sondern in gewisser Beziehung auch von uns Menschen, d. i. das zu können, was wir wollen. Allerdings nicht: reich, gesund, jung, schön und absolut frei zu sein; da ist freilich unser Wille gehemmt und gesperrt, so daß wir nicht alles erlangen, was wir verlangen. Allein die Tugend üben, die Frömmigkeit wirken und die Seligkeit erwerben, — da haben wir Freipaß, Mittel und Weg, alles zu thun, was wir nur wollen; an unserem eigenen, freien und ungezwungenen Willen haftet uns Menschen alles und alles, das Gute und Böse, Tugend und Sünde, Gott und Teufel, Himmel und Hölle, ewiges Leben und Verderben. Wir versperren uns selbst mit unserem bösen und verkehrten Willen den Himmel und schließen uns auf die Hölle, — und umgekehrt, öffnen uns den Himmel und die Seligkeit, so wir „guten Willens" sind. — Ja, Himmel und Hölle hängen an diesen drei Worten: „Wenn du willst, kannst du („Si vis, potes"), und — willst du nicht, so du kannst, wirst du dann wollen und nicht

können;" denn, was brennt in der Hölle, wenn nicht der eigene Wille und — „schwindet der eigene Wille, so ist auch keine Hölle". (St. Aug..) Was der Mensch wirkt, kann nicht gut sein, wenn's nicht aus gutem Willen hervorgeht, — und was immer aus gutem Willen geschieht, kann nicht böse sein. Ohne guten Willen kann kein Mensch selig werden, und mit gutem kann niemand zu Grunde gehen.

3) „Ich will," sagt er zum Aussätzigen, hingegen aber zum Blinden: „Was willst du, daß ich dir thun soll?"

Wie oft ruft und lockt der Herr, wie eine Gluckhenne die Jungen, im Anerbieten seiner Gottesgnaden, und wie wenige sind, die bereit sind, den göttlichen Einsprachen zu gehorchen und die Gnade des Himmels, wenn sie angeboten wird, anzunehmen!

Wie so viele gleichen dem Gabardus, Sohn des französischen Königs Karl, der bedient, von seinen drei Söhnen bei Tisch („ab ovo ad malum") zuletzt einen Apfelschnitt am Messer dem Gabard gereicht mit dem Worte: „Nimm und iß von des Vaters Hand diesen Apfelschnitt," — und als dieser aus Höflichkeit sich weigert, ihn dem zweiten Sohne hingehalten, der ihn auch gehorsam angenommen und dafür auch das königliche Versprechen erhielt: „Wohlan, um deines Gehorsams willen will ich dir das Königreich überlassen!" — und als auch der dritte Sohn berufen, den Apfelschnitt gehorsam annahm, verhieß er ihm das Herzogtum Lothringen. Da nun aber auch Gabard sich anbot und den Vater um einen Apfelschnitt bat, mußte er hören: „Zu spät hast du deinen Mund aufgethan; für dich ist weder Apfel noch Königreich übrig geblieben!"

Wie oft sagt Gott zu diesem oder jenem Christen: „Öffne Seele und Herz zum Empfang der angebotenen Seligkeitsmittel und Gnaden, beachte die Gelegenheit und weigere dich nicht bei noch vorhandener Jugend, Gesundheit, Kraft und Verstand, so lange es Zeit ist." Allein, leider Gottes, wenn Gott will, will der Mensch nicht, — und wenn der Mensch endlich will, so kann er nicht und muß wehklagen wie Hannibal, der günstige Gelegenheit und Zeit genug zu Roms Eroberung gehabt, sie aber nicht benützte, und, als er dann zweimal es wollte, aber stets durch Regenwetter und Stürme verhindert war, ausgerufen: „Mir wohl recht; denn als ich konnte, wollte ich nicht, — und als ich wollte, konnte ich nicht!"

Richten wir unseren Willen nach dem Willen der göttlichen Majestät, und befleißen wir uns auch dann, falls etwas zu Gottes

Ehre Geschehende nicht in unserer Macht stünde, es dennoch in und mit dem guten Willen zu erweisen!

V. „Und sogleich ward er gereinigt von dem Aussatz!" Welche schnelle Hilfe und rasche Gabe, zu erfüllen den Spruch: „Wer schnell giebt, giebt doppelt", zweimal, d. i. dem Aussätzigen war seine rasche Genesung um so angenehmer, je beschwerlicher ihm die allgemach sich ausbildende Krankheit zuvor gewesen. Ein wahres Wort ist's: „Schnelle Hilfe, doppelte Hilfe!" d. i. eine Gutthat bald erwiesen, ist viel angenehmer, als die lang aufgeschobene.

Das wußte und bewahrheitete trefflich jener Soldat, der den fränkischen König Ludwig XI. um Verleihung eines Amtes bat und bei sofortiger Ausschlagung seiner Bitte unter größter Danksagung hinwegging; denn als der König ob solchen Dankes glaubte, der Soldat habe ihn mißverstanden, ihn zurückrief und sich vergewisserte, daß er richtig verstanden sei, und nun ihn fragte: „Warum er denn da gedankt?", — entgegnete der Soldat: „Das habe ich, königliche Majestät, für die so schnelle Abschlagung meiner Bitte gethan und zwar betreffs meiner baldigen Heimreise wegen anderen Geschäften, die bei längerer Hinhaltung meines Bescheids und Aufenthaltes am Hofe größten Schaden gelitten hätten. Darum haben Majestät mit der baldigen Abschlagung mir eine große Wohlthat erwiesen!", worauf der König seine Meinung geändert und ihn mit dem Worte entließ: „Du sollst haben, was du begehrt, auf daß du mir zweimal Dank sagest!"

Wie beherzigenswert für alle Geber, besonders Vorgesetzte, ist darum das Beispiel des schnellhelfenden Christus.

VI. „Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es niemandem sagst!"

Mag nun dies Verbot ein absolutes oder nur zeitweises bis zur Priesterbesichtigung gewesen sein, um vielleicht ihrem aus Haß und Lüge zu fällenden Urteil vorzubeugen, — immerhin liegt darin der Hinweis, respektive die Lehre

a. für die Notwendigkeit des Glaubens, d. i. daß die Hilfsbedürftigen nicht wegen des Rufs des vorhandenen Heiles, sondern wegen ihres verdienstlichen Glaubens zu Christus kommen und ihn suchen sollen, — und

b. der Demut, d. i. sich vor der eitlen Ruhmsucht zu hüten.

VII. „Geh' hin und zeige dich dem Priester!" Dies weist auf die altjüdische Sanitätspflege der Priester behufs der Wiedereinführ-

ung der vom Aussatz Geheilten in die menschliche Gesellschaft zufolge ihrer Reinerklärung, ohne die auch dieser Geheilte ferner noch von der Gesellschaft trotz seiner Heilung ausgeschlossen geblieben und nicht ganz derselben froh geworden wäre, — und es sagt ferner, daß Christus damals, wo er noch nicht das Opfern nach Moses Gesetz durch sein Kreuzopfer geändert, auch keine Übertretung dieses Gesetzes zugelassen hatte, um der jüdischen Priesterschaft die gebührende Ehre zu erweisen und auch diese mittelst dieses Heilwunders zur Erkenntnis seiner Messiaswürde zu bringen.

Dies befohlene Hingehen zum Priester deutet an die hier figürliche und später nach seiner Auferstehung verwirklichte Einsetzung der Ohrenbeicht oder die priesterliche Gewalt der Sündennachlassung und -behaltung, also die Gewalt über die Gewissen und somit die Gewalt, die Sünden zu wissen, um jene auszuüben, und folglich auch die Pflicht, die Sünden zu bekennen den Priestern. — Besonders wollte Christus mit diesem Hinweis sein neutestamentliches Priestertum ehren und von allen Christen geehrt und seine öffentliche Ehre mit Verdeckung seiner Mängel und Sünden verteidigt wissen, d. i. die Statthalter Gottes, diese höchsten Richter auf Erden selbst über die höllischen Geister und Gewalthaber, von deren Tribunal es keine höhere Appellation mehr giebt, und deren Lästerung fast an eine Gotteslästerung streift; — denn heißt's: „Vor dem Priester demütige deine Seele" (Sir. 4, 7), während vor dem Regenten nur das Haupt zu neigen ist, — wie viel mehr gilt's vom christlichen Priestertum, welches „das Licht der Welt" ist, und wie viel würdiger muß ein einziger Priester des Neuen Testamentes sein, als alle Priester der vorchristlichen Zeit!

VIII. „Opfere die Gabe, die Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnis!"

1) Es ist die Mahnung zur Dankbarkeit gegen Gott in seinem Tempel. Die Undankbarkeit ist ja „wie ein glühender und die Quelle der Pietät, den Tau der Barmherzigkeit und Fluß der Gnade austrocknender Wind" (Bern.) und fällt darum einzig der Strafe Gottes anheim, weil die menschliche Gesellschaft für dies Laster keine Strafe festgesetzt hat.

2) Die Opferdarbringung bedeutet aber auch betreffs des Bußsakramentes die Wirkung der trotz überfließender Genugthuung Christi zu deren Verdienung noch nötigen Genugthuung, Buße und Selbstbestrafung, die allerdings nicht zu des Sakramentes Wesen, aber Ergänzung gehört. Und gewiß, ein gutwilliger Schuldner und Büßer

wird weder Gott noch der Welt, noch sich, trotz Begnadigung, sich des Opfers der Genugthuung enthalten.

B. „Da er aber in Kapharnaum eingezogen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Qual!“ Er war wohl ein Anführer von hundert Soldaten des Königs Herodes Antipas, des Vierfürsten, ein Heide, aber Freund der Juden. „Und Jesus sprach: Ich will kommen und ihn gesund machen!“

I. Woher diese so schnelle Zusage der Hilfe? Wie oft ist bei anderen Anlässen sie nicht sobald erfolgt! War der Grund vielleicht seine tiefe Demut: „Herr ich bin nicht würdig“? — Nein, ob's auch von seinem Glauben zeugt, sprach's der Hauptmann doch erst dann, als er hörte, daß Jesus kommen wolle.

Oder war's sein militärischer Stand und Gehorsam, und daß er diese welterhaltende und erste aller Tugenden so ergreifend geschildert und sich auch als Zeugen des vollkommensten Gehorsames Christi gegen seinen Vater erwiesen? — Nein, so Gott lohnenswert diese Tugend ist, vom Gehorsame sprach der Hauptmann erst, als Christus seine Bitte schon erhört hatte, und kommen wollte.

Der Grund der schnellen Zusage der Hilfe war ein dreifacher:

1) Sein im Vergleich zu Anderen, besonders auch zum Aussätzigen viel größerer Glaube; denn obwohl scheinbar der Aussätzige kräftiger glaubte, weil schon an die Heilkraft des Willens Christi und ohne dieser eine Ordnung vorzuschreiben, — so war doch in Wahrheit des Hauptmanns Glaube viel größer, schon darum, weil's der Herr gesagt, besonders aber deshalb, weil er glaubte an Christi heilende Kraft auch in Abwesenheit des Kranken und schon als Heide und als Vornehmer und betreffs der Genesung seines Dieners und auch ohne direkte Bitte auf bloße Kundgebung seiner Not.

2) Seine brennende Nächstenliebe ferner. Das sagt auch ein Vergleich mit dem Königlichen. Der heidnische Hauptmann ist in Christi Gegenwart mit einer brennenden Nächstenliebe erschienen, die der Königliche nicht aufzuweisen hatte; denn dieser Königliche verlangte nur die Gesundheit seines Sohnes, angetrieben von natürlicher Neigung, die ein Vater zum Sohne hat, — der Hauptmann aber begehrte die Gesundheit seines Knechtes aus Liebe zum Nächsten und das ist viel; — denn daß ein Vater seinen Sohn liebt, ist natürlich, — daß aber ein Hauptmann seinen Knecht und Nächsten wie seinen Sohn liebt, das ist wahrlich viel mehr. Und darum sagt Christus: „Ich gehe

mit dem Hauptmanne und nicht mit dem Königlichen." Christus selbst begleitet die Nächstenliebe und erhört solche Bitte aufs schnellste.

Nächstensorge ist ja überdies auch Selbstsorge, d. i. wer wahrhaft für den Nächsten sorgt, der sorgt auch für sein eigenes zeitliches und ewiges Glück. — Fürs zeitliche; denn der Uneigennützige verdient und erhält Belohnung in der vernunftlosen Natur und bei den vernünftigen Geschöpfen; die sich selbst verzehrende Kerze schmückt den Altar, der fruchttragende Baum wird gepflegt. Belohnt wird für treuen Dienst der Handwerker, Dienstbote, Soldat; so einst Rebekka, Judith, wie Saul und David, die zu Königen gesalbt wurden, während der Eigennutz, der Betrüger, Wucherer, Geizhals, gleich dem von den Unterthanen sich bereichernden Nero, schon bei den Menschen bestraft wird und den Fluch des Hasses erntet. — Aber auch das ewige Heil wird durch die der Selbstliebe gleiche Nächstenliebe gefördert, so wir gleich dem Hauptmanne sagen: „Wenn ich mich seiner nicht erbarmte, wie wird dann Gott mir helfen" (Orig.)?, da ohne Verzeihung und Liebe des Nächsten kein eigener Sündenerlaß möglich ist, alle Gebete und Opfer vor Gott wertlos sind und nur das Almosen vom Tode befreit.

3) Aber auch des Hauptmanns große, religiöse Wohlthätigkeit verdiente die schnelle Zusage der Hilfe, da er die Ältesten aus den Juden vorher gebeten, ein gutes Wort für ihn beim Herrn einzulegen, und diese, ihm willfahrend, ihre Bitte so eingerichtet: „Er ist's würdig, daß du ihm dies zu Gefallen thust; denn er liebt unser Volk und hat ihm eine Synagoge gebaut".

Wir wissen ja, daß der Herr sich oder seinem Namen zu Ehren nichts umsonst thun läßt, sondern alles nach seinem Willen wohl bezahlt und belohnt werden muß. Oder, geht nicht ein Synagogenbau ihn ganz besonders an? Ist sie nicht der Ort oder das Bethaus für die gläubigen Juden, wo sie deshalb zusammenkommen? Und ist das Bethaus laut Christus nicht das Haus Gottes, und die Synagoge zugleich ihr Lehr- und Predigthaus, dessen sich auch Christus zum Lehren bediente? Daher ist's wohl kein Zweifel, daß er auch unter anderm diese vom römischen Hauptmanne zu Kapharnaum, in Galiläas Hauptstadt, „seiner Stadt" erbaute Synagoge betreten und darin die heilige Schrift abgelesen und erklärt habe. Was ist's Wunder, daß er gegen den um seine Landesgenossen so wohlverdienten Bauherrn freigebig war und sich um die Gesundheit des Knechtes nicht lange bitten ließ, sondern sofort seine Hilfe zusagte und darin sozusagen eine

Bezahlung für die den Juden und ihm erzeigte Gutthat, für die aufgewandten Baukosten, erblickte!

II. 1) Die dem Hauptmanne in der Heilung seines Knechtes bewiesene Gunstbezeigung genügte Christo keineswegs. — Als auf des Herrn Bereitwilligkeit der Hauptmann bekannte — nicht bloß seine tiefe Demut, sondern auch seinen Glauben an Christi übernatürliche, göttliche, auch in der Ferne und in Abwesenheit des Kranken wirkende Heilskraft, da wunderte sich Jesus darob, nicht als über etwas an sich Wunderbares, sondern sprach sich nur verwundert aus zu dem ihm nachfolgenden und ihn begleitenden Volke, um dessen Aufmerksamkeit darauf zu lenken: „Wahrlich, ich sage euch, solch großen Glauben hab' ich in Israel nicht gefunden." Zum Hauptmanne aber sagte er: „Geh' hin und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen." Und in derselben Stunde ward sein Knecht gesund, d. i. er gab ihm für seine gläubige und gehorsame Demut die christliche Bekehrung. Indem der Hauptmann sich für unwürdig hielt, Jesum in sein Haus aufzunehmen, ward er gewürdigt, ihn in seiner Seele zu empfangen und so herrlich über Unglauben und Laster zu triumphieren. Und diese Bekehrung war eine der wunderbarsten, weil schwersten und löblichsten, insofern er als Heide und Soldat vom Hauptmannsrang, aus Unglauben und Unsitte, sich nach Christi Glauben und Tugend sehnte, — als altrömischer Kriegsknecht, einer von jenen, wegen deren Gesellschaft Petrus den Herrn verleugnet und Judas gelernt, Christum zu verraten, die alle Leidenswerkzeuge für Christus ersonnen, ihn zu allererst angegriffen, gebunden, gegeißelt, verspieen, mit Fäusten geschlagen, ans Kreuz geheftet, gelästert, geschimpft, sein Kleid ausgewürfelt, ohne Furcht und Entsetzen beim Erdbeben und Felsenzerspringen, bei der Sonnenfinsternis und Gräberöffnung gewesen und Christum noch als Toten im Grabe bewacht! Und wenn ein solcher Mensch sich bekehrt, solcher Krieger unter Panzer und Harnisch, Wehr und Waffen, ein frommes Herz trägt und mit so viel Glauben, Gottesfurcht, Demut, Liebe, Mitleid und guten Werken, zu Christus kommt, — ist das nicht eine wunderliche Sache?

Und wenn die Juden ihn loben, die Apostel seine Sachwalter sind und Christus selbst seine göttliche Volksverehrung auf seinen Glauben, als auf einen über dem frömmsten Judentum erhabenen, gebaut, — ist das nicht ein wahrhaft großes und vielfaches Lob?

Und wenn auch demzufolge die christliche Nachwelt ihn, mit seinem vom heiligen Geiste eingegebenen Worte, als das Vorbild einer

wahrhaften, Christum im heiligsten Sakramente aufnehmenden Menschenseele betrachtet, und zwar in Rücksicht dessen, daß des Menschen Erdenleben ein Kampf und die ganze Lebenszeit nur ein Kriegswesen ist, wo man nicht nur zu kämpfen hat mit Fleisch und Blut, sondern auch mit den Gewalten der Welt und Finsternis, und daß die Seele kein gemeiner Soldat, sondern ein Hauptmann ist, ist das nicht in Wahrheit eine Verewigung unseres Hauptmanns?

Wohlan, o Christenseele, führe in der That den Namen und Titel einer „Hauptmannsseele"; ahme nach dies von Christo in der Kirche dir aufgestellte Vorbild; sei voll Glauben, Gottesfurcht, Andacht, Frömmigkeit, Demut und mitleidiger Liebe; wache über alle deine Untergebenen und gegenüber allen feindlichen Angriffen; gieb Gehorsam und fordere ihn, und streite tapfer und ohne Furcht unter der Fahne des Herrn gegen alle seine Feinde, damit er auch von dir lobe: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!"

2) Die so erhabene Rede des Hauptmanns über den eigenen und der Seinen Soldaten-Gehorsam und zwar zufolge des vollkommensten Gehorsams Christi gegen seinen Vater — machte ihn als dessen Zeugen zum Lobprediger der über alles gebietenden Befehlshaberschaft Christi und jedes wahren Menschengehorsams.

Der menschliche Gehorsam ist die Unterwerfung von Verstand und Willen des untergebenen Gliedes und seine Vereinigung mit dem vorgesetzten Haupt, ist also nicht blind oder vernunftlos, mechanisch oder tot, tierisch oder instinktmäßig. Er ist verschieden nach seinem Ursprung, aus Pflicht, Liebe und Gewissen, oder aus Zwang und Furcht vor Strafe, — und auch nach dem Grade seiner milden oder strengen Forderung und Leistung, der Sache und dem Stande gemäß, anders bei Unmündigen und Erwachsenen, Freien und Sklaven, Geistlichen und — Laien, Unterthanen und Beamten, in Haus und Staat, Civil und Militär, beim Christen und Nichtchristen; denn zur Sicherung der Menschheit hat Christus den Gehorsam gegen die Menschen auf den Gehorsam gegen Gott gegründet.

Wo wäre der Gehorsam strenger, ernster und schwerer, als im Kriegswesen, dessen Beruf sogar die Engel als Diener des „Herrn der Heerscharen" verrichten (ps. 103)! Nötig ist der Gehorsam aber auch in allen anderen Ständen zur Erhaltung jedes Gemeinwesens, das ohne jenen ein toter Leib, ein Babylon in Trümmern und eine verwirrte Welt des jüngsten Tages ist.

Ist's nicht beachtenswert, daß der ewige Vater besonders zwei

Hauptleute und Kriegshelden, Leute, die sich nach Stand und Amt auf den Gehorsam, weil dazu am meisten verpflichtet, am besten verstanden, dazu ausersehen hat, um den allervollkommensten und makellosesten Gehorsam seines geliebten Sohnes zu loben.

Was bezeugte der Hauptmann Golgathas mit dem Rufe: „Wahrhaftig, dieser ist Gottes Sohn gewesen!", — als dies: „Unmöglich kann ein bloßer Mensch mit so überlautem, Himmel und Erde entsetzendem Schrei sein Leben im Gehorsam beschließen; das könne nur der wahre Sohn Gottes aus höchstem Gehorsam gegen seinen wirklichen und eigentlichen Vater!"

Und auch der heutige Hauptmann bezeugt nur diese allerhöchste Gehorsamstugend des Gottmenschen; denn — er sah den Herrn so schnell bereit, gleich als sagte er: „Weil mir der Vater aufgetragen, der Menschen Heil zu fördern, so bin ich gehorsam und komme in Person. — Und diese so schnell bereite Einwilligung hatte sozusagen den Hauptmann außer Fassung gebracht und ihm abgenötigt das Wort: „Herr, dieser Dein so großer Gehorsam ist zu viel; denn sogar ich selbst, als ein ob auch unter höhere Gewalt gestellter, doch auch mit eigenen Untergebenen versehener Mann, verrichte nicht alles in Person, sondern, was durch Mittelpersonen gar wohl vollziehbar ist, befehle ich diesen oder jenen, so daß alles, was geschehen soll, auch wirklich geschieht. Und so hast auch Du, ob auch der Menschheit nach unter die höchste väterliche Gewalt gestellt, doch unter Dir alle Engel und Kräfte der Natur und Schöpfung, denen Du alles, und so auch die Heilung meines Knechtes anbefehlen kannst, und sie werden eilen, geschwinder als der Blitz Deinen Willen zu vollbringen. Wenn aber dies Dein höchster Gehorsam nicht zugeben will und er Dich antreibt, selbst zu kommen, — nun so bekenne ich, nicht würdig zu sein, daß Du eingehest in meine Behausung!" —

Wie hoch ist der Gehorsam zu schätzen! Ist er vorhanden, so bewirkt er ein gesundes Gemeinwesen. Möge uns der allergehorsamste Gottmensch den Geist des wahren oder gewissenhaften Gehorsams zum zeitlichen und ewigen Heile einflößen!

Kein Wunder ist's, daß Christus nach des Hauptmanns Gehorsamsschilderung sofort seine Lobpreisung und Seligkeitsverheißung für die Gehorsamen und die ewige Verwerfung für die Ungehorsamen verlauten läßt, — und besonders dem Hauptmanne, als Erbauer der Synagoge, in eigener Person als Herr aller Bethäuser, außer der Knechtsheilung und der Bekehrung, auch das ewige Reich,

den Himmel, für die Synagoge, zur Vergeltung zu geben versprochen hat!

Besitzen wir aber einen Gott, der also bezahlt, die sich gegen seine höchste Majestät dienstbeflissen erzeigen, und laut Erfahrung in unzähligen Fällen so reiche Vergeltung für ihm geleistete Dienste spendet, sich nicht das geringste umsonst thun läßt, sondern alles überreich belohnt, während die Welt allen ihren Dienern nur höchst sparsam und unrichtig und keinem einzigen mit gebührendem Lohne vergilt, — welche große Schande ist's für Christen, daß wohl die Welt, nicht aber Gott, unter ihnen hinreichend Diener findet?

O möchten wir den Spruch beherzigen: „Wie ein guter Diener allzeit einen Herrn findet, so findet auch ein guter Herr — und der beste ist doch Gott — allzeit einen Diener!"

## Am vierten Sonntag nach Erscheinung.

Evangelium. Als Jesus in das Schifflein trat (Matth. 8, 23—27).

Ein Sprüchwort sagt: „Wer nicht zu beten weiß," respektive zu den Gottlosen zählt, „der gehe aufs Meer," — dort wird er es lernen; denn gewiß giebt's für Menschen, die sich dem wilden Wasserelement anvertrauen und sich auf einem Schiff im Meere befinden, laut ihres eigenen und jedenfalls nur allein maßgebenden Zeugnisses — nichts Schrecklicheres, als wenn jählings und zumal des Nachts ein großes Unwetter entsteht, das Schiff mit Wellen bedeckt und sie in die äußerste Not geraten. Welcher entsetzliche Schrecken ergreift sie, wenn zwei einander entgegengesetzte Winde, Nord und Süd, oder Ost und West, zugleich mit einander losbrechen, und unter Platzregen, krachendem Donner und niederzuckenden, die Finsternis mit entsetzlicher Abwechslung erhellenden Blitzen, mit Sausen und ungestümen Brausen, wütend auf dem Meere daherfahren, die Wellen wie Berge sich aufbäumen und türmen, und das Schiff bald da bald dorthin schleudern, bald bis in die Wolken erheben, bald in den Abgrund hinunterstürzen oder wohl gar an einen Felsen werfen und es zerschmettern, — wenn die Segel zerreißen und der Mastbaum zerbricht, wenn die einen Menschen rudern, und die anderen Wasser ausschöpfen, alle aber mit großer Verwirrung und lautem Geschrei durcheinander laufen, im Angesicht erbleichen, an Händen und Füßen zittern, und alle Kaufmannsgüter, Fässer und Ballen und was immer das Schiff beschweren mag, hinaus und über Bord werfen und jeden Augenblick des Todes gewärtig sind! Wie armselig und gleich einem Nichts erscheint da der Mensch in dem so großen, furchtbaren und gefahrvollen Kampfe der Naturelemente, — wie entsinkt da ihm mit einem Male alles Vertrauen auf die Menschenkraft und

=Hilfe und wie naht ihm dann nur Ein Gedanke, Eine Hoffnung, Ein Vertrauen, das auf Gott, — und seine Hilfe im inbrünstigen Stoßgebete anzurufen!

Diese Erfahrung hatten auch die Jünger Christi laut heutigem Evangelium im Meeressturm auf dem See Genezareth unter dem Schlafe des Meisters zu machen.

I. Der im Unwetter des Meeres bei brüllendem Donner, Brausen der Stürme, Toben der Wogen, Schreien der Jünger und Hin- und Herwerfen des Schiffleins, so ruhig und fest schlafende Jesus erregt die größte Verwunderung. Leisen Schlaf zeigte er in seiner Kindheit, obgleich gerade bei der Engel Sang und der Liebe Seufzen (cant. 2, 7) tiefe Ruhe vorauszusetzen war, — nun aber in seinem Mannesalter, wo ihm die ganze Menschenwelt anvertraut ist, so tiefen Schlaf im Sturmeswetter?!

Was ist der Schlaf? — Wie arbeiten und ruhen, hungern und essen, so sind auch wachen und schlafen menschliche Schwachheiten und Bedürfnisse. „Der Schlaf ist ein Band aller äußeren Sinne, eingesetzt zur Ruhe und Gesundheit des tierischen Wesens," sagt Aristoteles. „Der Schlaf ist (nach Philo) ein Bild des Todes und ein Aufhören der Sinne."

Es giebt eine Zeit zu schlafen und zu wachen, zu schlafen in der Nacht und zu wachen bei Tag, zu schlafen, wo alles sicher und ungefährdet, und zu wachen, wo Gefahr besonders fürs Leben ist.

Das gilt als Mahnung allen, besonders denen, die sich einem schwankenden Fahrzeug anvertrauen und nicht bloß die Sicherheit ihrer eigenen Personen, sondern auch das Leben Anderer zu verantworten haben; denn — schläft der Reiter auf dem Pferde, der Kutscher auf dem Wagen, der Wächter auf seinem Posten oder der Führer auf dem Schiffe, da und dort, wo Unsicherheit und Gefahr vorhanden ist, so sind alle sammt dem Fahrzeug gefährdet. Wie viele Festungen wurden wegen der schlafenden Schildwachen überrumpelt, wie viele Schiffe ob des schlafenden Schiffsherrn vernichtet, und wie viele Menschen verunglückten ob unzeitigen Schlafes!

Wohl darf die Schiffsmannschaft oder der Kapitän bei ruhigem und klippenlosem Meere und bei heiterem Himmel schlafen, doch im Meeressturm ist dies ohne Gefahr und Untergang nicht möglich, zumal nicht denkbar, wenn die Stärke darniederliegt, die Wachsamkeit schläft, und das Leben tot erscheint, wie bei den heutigen Jüngern, diesem geängstigten apostolischen Kollegium. Darum traten sie, „als sich ein

großer Sturm im Meere erhob und das Schifflein, in das sie Jesu nachgefolgt waren, mit Wellen bedeckt wurde", zum schlafenden Heiland und weckten ihn auf mit dem Schrei: „Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde!"

Wir aber fragen: War Christus der Heiland, wie konnte er schlafen gleich anderen Menschen; denn wenn er schlief, wie konnte er helfen in der Gefahr?, und warum konnte er nicht ohne Schlaf sein Leben erhalten als Sohn Gottes? — oder wäre dies kein gewöhnlicher Menschenschlaf? — Und war er der Prophet, warum hat er den Meeressturm nicht vorausgesehen und sich wach erhalten, um der Gefahr vorzubeugen? — Und war er der Allmächtige, warum hat er den Sturm zugelassen und nicht verhütet?

Darauf gilt zur Antwort: Christus hat mit unserer menschlichen Natur auch unsere menschliche Schwachheit angenommen, aber nicht aus Notwendigkeit, sondern aus freiem Willen, und darum auch gehungert, wie nach der vierzigtägigen Faste, und sich müde gelaufen auf dem Wege zur Samaritin, sich zum Tode übergeben dem Judas und so auch geschlafen nicht aus Bedarf, oder Not, sondern weil er es wollte.

Und — „indem er ins Schifflein getreten, bewirkte er den Ungestüm des Meeres, um seine Jünger in Furcht zu bringen und damit sie seine Hilfe verlangten und er den Bittenden seine Macht offenbarte" (Orig.).

Er erregte den Sturm und schlief, um seine Jünger für Todesgefahren einzuüben, und sie standhaft, mutig und unerschrocken, und geistesgegenwärtig zu machen.

Er schlief, „damit das Sturmwetter um so mehr zunehme und seine Macht, dasselbe zu stillen, um so besser zu Tage trete" (St. Chrysost).

Er schlief, weil der faule Judas sich mit im Schifflein befand, und Christus schläft, so wir nachlässig handeln. (Glossa.)

Er schlief, damit die Sicherheit seiner Gewalt zu Tage komme; denn wo alle sich gefürchtet, ruhte unerschrocken er allein (St. Ambros.), d. i. die Sicherheit bewirkte diese Ruhe; denn „den Gerechten betrübet nichts, was ihm auch widerfährt (prov. 12, 21), und „wenn selbst der Erdkreis zusammenbräche, unerschrocken treffen ihn die Trümmer!", — kurz, der im Sturm schlafende Jesus lehrt die Sicherheit in der Gefahr und die Ruhe in der Unruhe.

Er schlief, damit seine Jünger um so eifriger ihn bäten, je stärker der Sturm geworden (Lyran.).

„O dieses Schlafes," ruft darum St. Basilius, „mit dem der Herr den Glauben der Schlafenden aus der Mitte des Meeressturmes aufwecken wollte!"

Und was Christus beabsichtigt hatte mit diesem Sturm und Schlaf, hat er erreicht, d. i. die Jünger riefen um Hilfe, — und als schlafender Mensch ließ er sich wecken, und als wachender Gott gab er ihnen seine Hilfe, — aber nicht eher, als bis er ihren schwachen Glauben abgestraft: „Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?", d. i. sie glaubten wohl an ihn, denn sonst hätten sie ihn nicht um Hilfe angerufen, — allein sie glaubten nicht stark und fest, und daß er ebenso mächtig sei im Schlaf, wie im Wachen, — kurz, sie hatten einen schlechten Glauben und in solchem war größere Gefahr, als im Meeressturm enthalten (Silveira). „Solltet ihr nicht meinen," wollte er sagen, „nachdem ihr so oft aus meiner Lehre und meinen Wundern gesehen, daß ich auch ein allmächtiger Gott bin, — daß ich nur der Menschheit nach schlafe, der Gottheit nach aber wache, nach der ich allmächtig bin und euch jederzeit helfen kann und will?" Gewiß, ein wohlverdienter Vorwurf!

„Und er stand auf und gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille," d. i. er stillte den Meeressturm mit seinem allmächtigen Wort, mit seiner Stimme, die er über das Meer warf, nicht aber dadurch, daß er sich selbst ins Meer geworfen, wie's bei Jonas der Fall war, bei seinem Vorbild, der auch beim alle gefährdenden Meeressturm geschlafen, und geweckt und um Rat gefragt, geantwortet: „Nehmt mich und werft mich ins Meer, so wird es euch verschonen!", was auch geschehen.

Und auf des Herrn Gebot beruhigte sich sofort das Meer, die Stürme legten sich und es ward heiterer Himmel, die Jünger freuten sich, die Menschen aber sprachen mit Verwunderung: „Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?"

So hat Christus gezügelt das unbändige Element des Meeres, — so sich als obgleich Schlafender, doch als allzeit Wachenden, bewährt, und erfüllt die Weissagung: „Siehe, er schläft und schlummert nicht, der Hüter Israels" (ps.), und: „Siehe, ich schlafe, aber mein Herz wacht" (cant. 5), d. i. schlafe der Menschheit nach, wache aber nach meiner Gottheit, — schlafe nur dem Leibe nach, wache aber in meiner Kraft, Seele und in meinem Herzen, — schlafe nur in der äußeren Gestalt, wache aber dem Wesen nach im Himmel und auf Erden, — schlafe nur zum Schutz und Schirm der Meinen oder „mit

solchem Schlaf, der mein Volk mit ewiger Kraft beschützt und beschirmt" (St. Chrysost.).

Christus, der Christengott, ist, laut der heute von seiner Gottheit und Allmacht abgelegten Probe, ein nie schlafender, sondern stets wachender Gott, ein auch im Schlafe wachender Wächter. Und er ist ein starker Gott, der besser, als der fingirte Aeolus den Winden und als Neptun dem Meere, gebietet. Und dieser Christengott ist mit dem Vater und heiligen Geiste ein dreieiniger Gott, der Dreipersönliche und wahre Gott, der in der Höhe thront und regiert, und groß, himmlisch ist, — ein Vater, der einen ewigen Sohn hat, und einen vom Vater und Sohn ausgehenden heiligen Geist, Einer aus Dreien, und aus Einem Drei. Dieser ist der wahre Gott, der Gewalt hat über die Erde, wie's erfuhren Core, Datan und Abiron, und über das Feuer, wie's die renitenten Juden in der Wüste, und übers Meer, wie's Pharao mit seinem Kriegsheere und auch der Irrlehrer Triphon bezeugten.

Was sind dagegen die Götter der Heiden, selbst nach dem Zeugnis der Christusfeinde (ps. 77)? Die alten Heiden hatten (nach Varro) wohl über dreißigtausend Götter, unter die sie alle Natur- und Kreaturengebiete verteilten. So überwiesen sie dem Jupiter den Himmel, der Ceres die Erde, dem Vulkan das Feuer, dem Aeolus die Lüfte, dem Neptun das Meer u. s. w., wobei sie selbst einen Sterkulus oder Götzen für den Kot und einen Momus als Tadler der Götter nicht entbehren wollten. Allein was waren ihre sogenannten himmlischen Götter anderes, als mit menschlichen Schwachheiten, Sünden und Lastern erdichtete Wesen, ohne Dasein und Gewalt in dem ihnen zugedachten Herrschergebiete.

Wie gering ist die Macht der Erdenkönige gegen Christi Herrschermacht und wie tief haben sie sich vor ihm zu verdemütigen! Als unter anderen einst Canut, König von England, weil gerühmt von seinen Hofgenossen „als mächtiger Fürst, dem alles sich füge", auch ein Gott des Meeres sein wollte, und sitzend auf einem Sessel am Meeresstrand, dem Meere kurz vor der Flut vermessen zugerufen: „Du, Meer, gehörst zu meiner Herrschaft, und du Erde, auf der ich sitze, bist mein, und somit befehle ich dir, dem Meere, zu meiner Erde nicht heraufzusteigen, noch die Glieder deines Herrn zu übergießen", — was nützte es ihm? Das Meer kehrte sich nicht an sein Wort, sondern, sich erhebend und auffflutend, übergoß es ganz durchnässend den Vermessenen, so daß er, davon geheilt und gedemütigt, zu seinen Hof-

herren sprach: „Nun, da seht, wie eitel und nichtig gegenüber dem Meer meine und meinesgleichen königliche Macht ist!“ Und damit kehrte er zurück nach seiner Hofburg, nahm von seinem Haupt die Königskrone und hängte sie an das Kruzifix, gleich als wollte er sagen, daß er kein Christus und Christus mehr, als er sei, weil er nicht dem Meere, sondern nur den Engländern befehle und befehlen könne und dürfe, — Christus aber den Engeln, Winden, Wellen, Himmel und Erde, befehle als der, welcher mit seinem Wort alles geschaffen, beherrscht und regiert.

Angesichts dessen was können und sollen wir bei all unseren Lebensgeschicken besseres thun, als Christi Allmacht erwägen, seinen Vorwurf: „Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“ beherzigen, bei allen Lebensstürmen denken an Gottes Absicht, „unseren Kleinglauben zu vergrößern und unser schlechtes Gottvertrauen zu beleben,“ — uns und all das Unsere dem Schutz und Schirm des alles beherrschenden und allzeit über die Seinen wachenden Gottes anvertrauen, wie unter anderem gleich jenem genuesischen Schiffsadmiral Karls V., Andreas Doria, der seinem Schiffe im Kriege gegen Tunis die Aufschrift gegeben: „Nicht schläft, der da wacht!“ d. i. „des Hüters Pflicht läßt schlafen nicht!“

II. Das Schiff galt schon den alten Heiden, besonders den Griechen, als Sinnbild des Glückes, vielmehr gilt's den Christen als Heilssymbol.

Das Schifflein ist ein Bild vom Leiden Christi,
vom Kreuze,
einer Christenseele,
der christlichen Lehrkanzel,
das Schifflein ist auch ein Bild von der christkatholischen Kirche, sowohl von der aus Steinen gebauten Gemeindekirche, als auch von der aus allen rechtgläubigen Christen bestehenden Erdenkirche.

1) Das kirchliche Gebäude ist wie ein längliches, von Morgen nach Abend gebautes Viereck gestaltet und stellt dar ein Schiff, das gleichsam nach Morgen, der Gegend des ewigen Lichtes und der Gebetsrichtung der Nachtbewohner schiffet.

2) Auch die große Erdenkirche, besonders die römische des Petrus, ist versinnbildet unter dem Schiffe, und, wie einst, so jetzt und bis zum Ende der Welt, eine durch Stürme oder Verfolgungen geängstigte, ge- und fast unterdrückte Kirche.

Wer zählt deren Verfolgungsstürme?, daß so oft die Christenheit derart kleinmütig geworden, gleich als ob Christus schlafe oder

bereits gestorben, oder als ob kein „Gott der Christen" mehr im Himmel wäre oder als ob dem Himmel bereits der Boden ausgegangen. Ein Kleinmut aber war's, der nichts anderes bedeutet, als dies, daß nicht Christus schläft, sondern daß die Christen schlafen; denn „die Kirchen, in denen Gottes Wort nicht wacht, sind schiffbrüchig, nicht weil Christus sich mit Fleiß nach der vollendeten Arbeit dem Schlafe übergeben, sondern weil er von den Christen durch ihren Schlaf eingeschläfert wird" (St. Hilar.).

Warnend steht vor uns das Beispiel, wie Deutschland vor dreihundert Jahren geschlafen und infolge dessen das Schifflein Petri in diesem Lande wankte, die Kirche abgenommen und sozusagen Schiffbruch gelitten.

Wie viele auch noch heutzutage in dieser Gemeinde schlafen und wie schmerzlich ihr Erwachen sein wird, ist leider Gott bewußt!

Beherziget also, daß allzeit zu wachen haben, die das Schifflein Christi regieren, — daß andererseits aber auch die darin fahrenden Seelen, falls es übel hergeht, einen großen Glauben haben und zu Christus um Hilfe rufen müssen, mit der festen Überzeugung, daß, ob er auch scheint zu schlafen, doch zu seiner rechten Zeit aufwacht, seiner Kirche und den Seinen hilft, die Stürme der Verfolgungen und das Meer der Tyranneien stillt und das Schiff ans Ufer der Gnade hier und der Glorie dorten führt! —

III. Der in der Unruhe des Meeres ruhig schlafende Jesus lehrt uns, daß es inmitten der Gefahr eine Sicherheit und in der Unruhe eine Ruhe giebt.

Was des Meeres Ungestüm, das ist die Unruhe im Menschengemüt. Sowie es ein zweifaches Unwetter des Meeres giebt, — eins das herrührt von außen, von Gewitter und Winden und den darob bewegten Wellen der Oberfläche, bei dem es aber in der Mitte und Tiefe noch ruhig und still sein kann, — und ein anderes, das da kommt von innen und aus der Tiefe, von den bewegten Grundwellen, bei dem das ganze Meer auch trotz Windstille und heiterem Himmel unruhig erscheint, — die gefährlichste Unruhe, die eher, als die äußere, ein Schiff umzustürzen vermag —: ebenso giebt's auch im Menschengemüt eine doppelte Unruhe, — eine von außen, von äußerer Verfolgung, bei der dasselbe, trotz des betrübten Angesichts, immer noch ruhig sein kann, — und eine von innen, vom bösen Gewissen, bei der alles trotz äußeren Glückes unruhig erscheint. Siehe da die Ruhe in der Unruhe und die Unruhe in der Ruhe!

1) Die Gemütsruhe inmitten aller Unruhe zeigt der fromme und gerechte Mensch mit seinem guten Gewissen.

Lasset ihn alle Sturmwinde der Verfolgung umbrausen, alle Wasser der Trübsale bedecken, — so lange die Grundwellen, seine Herzensgefühle, noch ruhen und nicht aus der Tiefe emporsteigen, bleibt ganz ruhig sein Gemüt.

Auf diesem sanften Kopfkissen schlief auch Jesus inmitten des Sturmes; denn „nichts ist fröhlicher, sicherer und reicher, als ein gutes Gewissen. Es plage der Leib, es quäle die Welt, es schrecke der Teufel, — das gute Gewissen ist ruhig und sicher" (St. Bern.).

Auch bei Petrus, bei dem im Kerker, an zwei Ketten, unter den ihn bewachenden Soldaten und hin- und herlaufenden Schergen, in der letzten Nacht vor seinem Todesgericht, so ruhig, sanft und sicher schlafenden Apostel, war der Grund seiner Ruhe inmitten der äußeren Unruhe sein unschuldiges Gewissen, — ein Ruhekissen, auf dem des Heraklius Wort geschrieben ist: „Nichts Böses sich bewußt sein und vor keiner Schuld erbleichen," und von dem St. Augustin sagt: „Der du Ruhe nach diesem Leben suchst, kannst sie schon allhier unter den bittersten Beschwernissen ganz süß und fröhlich verkosten, so du die Gebote Gottes liebst!"

Und wie könnte es anders sein? Wo keine Furcht, da ist ja Ruhe. Und was hätte wohl ein gutes Gewissen zu fürchten? „Fraget's, was es fürchtet, und unerschrocken antwortet es: „Ich fürchte nichts!" (Drexel.) — „Wie? nicht den Tod?" „Mit nichten; mag er kommen, so thue ich wie Macarius, der sich zur Nacht auf den Friedhof gelegt und zu seinem Kopfkissen die Totenbeine genommen und ruhig geschlafen!" — „Wie ist's mit dem Teufel?" „Auch diesen fürchte ich nicht; mag er kommen, so thue ich wie Dacius, der an einem Ort voll heulender Dämonen sie ausgelacht als solche, die Gott gleich sein wollten und den Bestien gleichgeworden und darauf ruhig eingeschlafen." — „Wie? Nicht Tyrannei und Marter, Armut, Schmerzen und Schmähreden, — nicht die Hölle, nicht Gott?" — „Nein, auch diese nicht. Auch Gott nicht; denn Gott liebe ich und vollkommene Liebe treibet aus die Furcht" (Joh. 4). „Nein," sagt das gute Gewissen, „ich fürchte nichts, lediglich nichts, und dieses „nichts" ist die Sünde (St. Aug.), weil ohne ihn „nichts", d. i. die Sünde, gemacht worden; diese allein ist's, welche die Tiefe des Gemüts bewegt und dasselbe beunruhigt von innen her. Wo aber dieses „nichts", die Sünde, nicht ist, da ist Ruhe. Kurz, die Gemütsruhe

wird uns gebracht von keinem Erbengut, sondern nur allein vom rechten Thun und von einem guten Gewissen. Und wer dieses hat, ist ruhiger und glücklicher, selbst in zerrissenen Kleidern und kämpfend mit dem Hunger, als jene, die in Wollüsten und Freuden leben (Chrysost.).

2) Die Gemütsunruhe bei aller äußeren Ruhe zeigt uns der böse Mensch mit seinem lasterhaften Gewissen.

Wenn die sündigen Gefühle aus dem tiefen Herzensgrund emporsteigen und so das Gemüt von innen und außen beunruhigen, so ist es verstört auch beim heitersten Himmel des äußeren Lebens; denn „der Gottlose ist wie ein siedendes und sturmgepeitschtes Meer, das nicht ruhen kann" (Jes. 57).

„Die erste und größte Strafe der Sünder ist ja, gesündigt zu haben" (Seneca). Und „welche Strafe ist größer, als die Wunde des innersten Gewissens" (St. Bern.)? Sei auch alles in größter Ruhe, so ruht doch nimmer das böse Gewissen. „Stirne, Augen, Angesicht, werden da oft mit ihrer Heiterkeit zu Lügnern", sagt ein lateinischer Spruch. Und kein Glück ist so groß, und keine Freude so annehmlich und keine Wollust so süß und keine Ehre so hoch und kein Reichtum so überfließend und keine Freundschaft so vertraulich, daß sie die vom bösen Gewissen kommende Gemütsunruhe zu stillen vermöchten.

König David, vor Goliath, unter wilden Tieren und vor den Kriegsfeinden so wohlgemut, — wie sehr fürchtete er später inmitten seines Palastes und trotz aller Königsgewalt als Sünder und Ehebrecher schon einen einzigen Menschen — den Urias!

Kaiser Tiber bekennt trotz aller Pracht und Wollust zu Rom und Capri seine Gewissenspein und Strafe (Tacit.).

Kaiser Caligula hatte solche Gewissensangst, daß er des Nachts aufstand, im Palast herumlief und der Sonne zurief, doch bald wieder den Tag zu bringen, — und auch der ob seiner Laster auf eine Insel verbannte Flaccus war so beunruhigt, daß er des Nachts ins freie Feld gelaufen und zum Himmel gerufen: „Ich fühle, daß ein Gott die Welt regiert!" und dann alle seine Sünden hergezählt und wieder geklagt: „Ich weiß, ich weiß, dieser Verbrechen Strafe wartet auf mich" (Philo)!

Kaiser Nero fand, nachdem er seine Mutter und seinen Lehrmeister Seneca gemordet, keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht, weil ihm stets eine Totenlarve vor Augen zugerufen: „Du hast mich umgebracht!"

Apollidor pflegte zu träumen, man ziehe ihm die Haut ab

und tauche sie in siedendes Wasser, indem sein Gewissen ihm zurief: „Ich bin davon die Ursache, ich, dein Gewissen peinige dich also!"

Und wie viele, gleich dem thracischen König Theseus und dem römischen Ratsherrn Papirius, hat die Gewissensangst dahin gebracht, sich selbst das Leben zu nehmen!

Und solche Unruhe des Gewissens, das wie in spitzen Dornen sich wälzen muß, sollte nicht genügen, den Menschen von Sünden abzuhalten? Oder wollten manche einwenden, trotz noch so vieler Sünden doch keine Unruhe zu verspüren und ruhig essen, schlafen und leben zu können, so können dies nur Ungläubige, ohne Glauben an Gott, Hölle und Himmel sein; denn glaubt der Mensch noch daran, so kann er unmöglich in der Todsünde, die von Gott gehaßt ist und zur Hölle führt, ruhig schlafen, essen und dahinleben. Und schläft und lebt er trotzdem ruhig, so ist solche Ruhe gerade die größte Unruhe, weil's keine größere Strafe giebt, als wenn Gott einem den Stachel des Gewissens hinwegnimmt. Das ist eine gefährliche Ruhe, von der St. Hieronymus sagt: „Bereitet die Ruder und spannet die Segel; denn diese Ruhe und Stille ist das größte Ungewitter," — das ist nur eine kurze und scheinbare Ruhe, die, wenn nicht eher, so im Tode endet und in den schrecklichsten Sturm ausartet, bei dem Gemüt und Seele vom bösen Gewissen, wie ein Schiff ohne Ruder und Segel, hin- und hergetrieben, dem Untergang entgegengehen; denn „ihre Seele wird im Ungewitter sterben" (Job. 36).

Dem vorzubeugen, laßt uns erstreben und erflehen von Jesus ein gutes Gewissen, jenes sanfte Ruhekissen, auf dem er so ruhig im Sturme geschlafen, — und solches auch bis in den Tod bewahren, damit wir so ohne Unruhe in der Ruhe, und auch in der Unruhe dieser Welt die ewige Ruhe erlangen!

## Am fünften Sonntag nach Erscheinung.

Evangelium. Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete. (Matth. 13, 24—30.)

Christus selbst hat auf die Bitte der Jünger dies sein Gleichnis ausgelegt.

„Der den guten Samen aussäet, ist der Sohn des Menschen.

Der Acker ist die Welt.

Der gute Same aber das sind die Kinder des Reichs, d. i. die wahrhaften Christen oder die lebendigen Mitglieder der Kirche Gottes.

Das Unkraut, das sind die Kinder des Bösen. Der Feind aber, der es aussäet, das ist der Teufel.

Die Ernte ist das Ende der Welt.

Und die Schnitter sind die Engel.

Gleichwie man nun das Unkraut sammelt und verbrennt, so wird es auch am Ende der Welt gehen. Der Sohn des Menschen wird seine Engel aussenden und sie werden aus seinem Reiche alle Ärgernisse sammeln und (das heißt) jene, die da Unrecht thun, und werden sie in den Feuerofen werfen, — da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Alsdann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters (an Leib und Seele verklärt werden). Wer Ohren hat zu hören, der höre" (Matth. 13, 37—43)!

Trotz der klaren Auslegung des Herrn bietet das Gleichnis viele Schwierigkeiten und es hat darum manche Nach- und Nebendeutungen je nach Bedürfnis und Zeit gefunden, die aber den wahren Sinn mehr verdunkeln, als erhellen.

Zum rechten Verständnis ist nötig, zu wissen:

„Jedes Gleichnis hinkt“ . . und auch hier fehlt die volle Gleichheit der verglichenen Gegenstände; denn Same und Pflanze sind vernunft- und gefühllos, — die darunter zu verstehende Menschheit aber ist ein vernünftiges und willenfreies Wesen, das sich ändern und aus Unkraut noch ein guter Weizen werden kann.

Unter Weizen und Unkraut ist überhaupt Weizen gemeint, aber guter und schlechter, kultivierter und degenerierter, also Eine Pflanzengattung, aber verschiedener Art, darum sie auch zwei verschiedene Menschenarten, gute und böse, bedeuten.

Beim „Weizen und Unkraut“ ist zu unterscheiden das Samenkorn, die Pflanze und die Frucht oder der Widersame, — und ferner das Ausjäten vor- und das Absondern bei der Samen- und Pflanzenreife mit der Wurfschaufel auf der Tenne.

Unter dem „Weizen“ sind zu verstehen die religiössittlichen Menschen, die aus dem von Christus vorgesäeten Lehrwort hervorgehen, — und unter dem „Unkraut“ die glaubens- und sittenlosen Menschen, die aus des Teufels nachgesäetem Wort entstehen. Die guten und bösen Menschen aber bringen bei ihrer Reife wieder gute und böse Samenfrüchte, in Tugenden oder Irrlehren und Sünden hervor, und werden damit auch Gehilfen Christi oder des Teufels.

Jede Menschenseele ist von Anfang an wie ein Same, der in sich alle Eigenschaften des Geistes einschließt, aber noch unentwickelt und ungebildet ist, solange sie nicht mit der Erde oder dem Menschenleibe zum Keimen und Wachsen vereinigt wird.

Christus ist's, der die vernünftigen und gutgearteten Menschenseelen in die Menschenleiber ausstreut und mit ihnen vereiniget; — der Teufel aber ist's, der die in sich und in ihrem Grundstoff verdorbenen Menschennaturen und Geister unter die Christenseelen — auf den Acker der menschlichen Leibesnatur — darunter und dazwischensäet.

So ist's auch mit dem Acker der Kirche. Christus hat nur gute Menschen auf ihm angestammt, der Teufel aber hat unter seine zwölf guten Apostel das Unkraut eines Judas geworfen, oder den anfänglich durch Christus gutgearteten Judas verdorben, und so fort in jede anfänglich gute Christengemeinde schlechte Mitglieder gestreut, so daß die ganze Kirche aus guten und schlechten Christen besteht.

Jeder erfahrene Ackersmann reinigt seinen Acker, bevor er ihn mit gutem Samen besäet, erst von Unkraut, Disteln, Dornen, Nesseln u. s. w. und solches thut er auch mit Feuer, „indem er das Unkraut

verbrennt, damit auch dessen Asche den Acker dünge" (Virgil). So ist's auch der Fall beim Gottsohne mit seinem am Pfingstfeste angezündeten Himmelsfeuer (Luk. 12, 49.).

Christus hat dies Gleichnis gesprochen nicht zu den weltlichen Obrigkeiten, sondern zum Volke und seinen Religionsdienern, oder zur Kirche.

Er gebietet seinen Knechten, den Hirten und Laien, stets zu wachen und nie in ihrer Fürsorge und Behütung des Christenackers zu schlafen, um so den Unkrautsäer abzuhalten, zu verhindern, zu vertreiben und unschädlich zu machen, — und so befiehlt er ihnen auch die Vertilgung alles Unkrauts, der Samenkörner und Früchte, oder der Irrlehren und Laster der bösen Menschen.

Er verbietet ihnen aber die Ausrottung der bösen Menschen, wenn ihre Aussaat einmal erfolgt ist, „denn die Kirche durstet nicht nach Blut" — er verlangt von ihr die unbedingte Schonung ihres Lebens, da er selbst sie zur Zeit ihrer Reife strafen wird.

**Das Gleichnis hat also zwei Teile.**

Es bespricht die Nichttoleranz und Toleranz, — das fatalistische Gehenlassen des Bösen, und das fanatische Ausrotten desselben. Es verwirft nicht bloß die grausame Intoleranz gegen die bösen Menschen, sondern zuerst und voran die faule, schlafmützige Toleranz gegen die Aussäer des Unkrautes, die Pflichtunterlassung, und selbstverständlich noch mehr die Behinderung der zur Obhut der Kirche berufenen Christen und ihrer geistlichen und weltlichen Obrigkeiten betreffs der Ausführung ihres Schutz- und Strafrechtes. Kurz, es mahnt: seid intolerant gegen die böse Sache und tolerant gegen die böse Person, deren Duldung jedoch auch ihre Grenze hat.

**I. Der erste Teil mahnt zur Wachsamkeit.**

„Als die Leute schliefen, kam sein Feind, und säete Unkraut unter den Weizen und ging davon!"

Im Schlafe kommt der Feind als Unkrautsäer, mit seiner Verführung und seinem Verderben. Das ist eine Wahrheit, und paßt auf jeden Schlaf der Natur und des Geistes, aber auch auf jeden Feind, den menschlichen und diabolischen, so daß es oft zum allgemeinen Verwundern ist. „Nachgestellt wird im Verborgenen" (ps. 9, 81); der Feind kommt aus dem Hinterhalt; da im Winkel wartet er, bis die Leute schlafen, — dann kriecht er hervor und führt aus seinen bösen Streich und spielt den Leuten seine Possen.

1) Der buchstäbliche oder leibliche Schlaf des Menschen kann

große Gefahren bringen. Die Geschichtsbücher sind voll von dergleichen Ereignissen. Wir denken an Noa, Lot, die Ägypter, Sisara, die Medianiter, Samson, Saul, seinen Sohn, jene Mutter, die ihr Kind im Schlafe erdrückte, Holofernes, den alten Tobias, Jonas, die Apostel Simon, die thörichten Jungfrauen u. s. w.

Wer hat verbriefte Sicherheit, daß ihm nicht ein ähnliches Unglück im leiblichen Schlafe widerfahre vom menschlichen oder diabolischen Feinde? Und — sei's auch nicht der Mensch oder der Teufel, — ist nicht Gott der allmächtige Herr unseres Lebens? Steht's nicht bei ihm, wie lange er uns atmen lassen will? Wer kann sich auch nur einen Augenblick das Leben versprechen — und daß nicht auch unser leiblicher Schlaf zum letzten Schlafe werde und es heiße: „Vom Bett ins Grab?"

Sind's nun aber wahre Sprüche: „Wie man sich schlafen legt, so steht man wieder auf," — wenn christlich, so christlich, — wenn mit Todsünde, so mit derselben — wenn wie ein Vieh, so auch als solches! Und — „wie man sich bettet, so schläft man", wenn gut, so gut — wenn böse, so böse. Wer wird sich da nicht bemühen um ein christliches Schlafengehen, d. i. in der Furcht Gottes, um so in seinem Schutze durch seine Gnade sich gegen alle Gefahr gesichert zu wissen, selbst wenn der Schlaf der Zeit sich in den Schlaf der Ewigkeit verwandelte? Und — da vor allem die Sünde der Stachel des Todes und zwar des vorzeitigen und beschleunigten Todes ist, und „die Tage der Gottlosen abgekürzt werden" (prov. 10, 27), — wer wollte da mit einer Todsünde schlafen gehen, sie nicht bereuen und nicht wie Johannes sich an die Brust seines Heilandes anlehnen, um so wenigstens gegen alle Unglücksfälle im Schlafe das Heil seiner Seele zu sichern? Mahnt uns ja sogar der heidnische Virgil dazu, wenn er in seiner Äneide den Merkur zum Äneas also sprechen läßt: „Kannst du wohl schlafen bei so augenscheinlicher Gefahr des Leibes und der Seele? Hast du denn gar nichts zu besorgen von Unglücksfällen, die von aller möglichen Art dich im Schlafe treffen können?"

O welch herrliches Beispiel gaben uns unsere christlichen Voreltern mit ihren frommen, gemeinsamen oder einzelnen Abendandachten, wenn sie ihre ganze Familie vor dem Schlafengehen zusammenriefen, und knieend ein Kapitel aus einem geistlichen Unterrichts- oder Erbauungsbuche, aus der Evangelienpostille oder der Legende unter anderem vorlasen, die Litanei beteten und das Gewissen erforschten — und selbst beim größten Zeitmangel doch nie ohne Kreuzzeichen,

Gedanken an Gott, Reueerweckung und Weihwasser, das Ruhelager aufsuchten! Welch Beispiel gegenüber jenen, die als Generalschuldenmacher Gottes und der Menschen, beim Untergang der Sonne über ihrem Zorne, mit einem Ranzen voll schwerer Verbrechen, verwegen und vermessen sich schlafen legen und nicht mit dem Gedanken an Gott, sondern an die Fleischeslust einschlafen und schlafen in alle Ewigkeit, ohne je mehr aufzustehen für diese Welt!

„Nein," — sagt St. Bernhard — „das ist die angenehmste Ruhe der Seele — ein ruhiges und sicheres, weil reines Gewissen. Es sei also einer glückseligen Seele ihr Unterbett die Reinheit ihres guten Gewissens, — es sei ihr Hauptkissen die Ruhe, und ihre Decke die Sicherheit, damit sie auf diesem Lager erfreulich schlafe und glückselig ruhe!"

2) Der Sündenschlaf ist jedoch vor allem im heutigen Gleichnis vom Herrn gemeint. Es ist der Gewissensschlaf betreffs der Pflichterfüllung.

a. Wann schlafen geistig die Leute? Es schlafen: alle geistlichen und weltlichen Obrigkeiten und Vorgesetzte, wenn sie über ihrer Untergebenen Glaube, Religion, Pflichttreue und Sittlichkeit, nicht pflichtgemäß wachen,

alle Brotherrschaften, Hausväter und Mütter, wenn sie trotz ihrer Pflicht nicht Hut und Wacht halten über ihre Dienstboten und Hausgenossen;

alle Eltern, wenn sie nicht getreue Hüter ihrer Kinder, besonders in ihrer Unschuld sind, — und

alle Christen überhaupt von was immer für Namen und Stand, so sie nicht wachen über ihre Denkungsart und Handlungsweise, auf ihre Tugend und ihren frommen Wandel bauen, sich selbst in Gefahr stürzen und Sündenorte aufsuchen oder sich trösten mit späterer Buße.

Solcher Gewissens- oder Sündenschlaf der Christen ist auch stets die Zeit, in welcher der Feind kommt und sein Unkraut auf dem Acker der Kirche und Christenseele aussäet.

Wie nötig ist da die Wachsamkeit und der Eifer, um nicht das Unkraut auf den Acker des Herrn, der Seele und Kirche, zu deren Gefährdung streuen zu lassen! Darum verheißt Christus: „Selig ist der Mensch, den der Herr, wenn er kömmt, wachend findet," — und mahnt der Apostel: „Seid wachsam . . . denn der Teufel geht umher, wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge!" „Unser Leben und unsere Sitten müssen wachen in Christo!" Mag auch der

Wille bisweilen ermatten, das Herz darf nimmer in der Liebe zu Gott schlafen, — stets muß es Wächter sein; denn Glaube und Seele in der Zeit verloren, heißt alles verloren für Zeit und Ewigkeit!

Doch wie übel steht's mit der Wachsamkeit und dem Eifer der Christen und ihrer geistlichen und weltlichen Vorsteher!

b. Die Christenheit ist aus dem auserwählten Volke Israel hervorgegangen; von diesem aber heißt's, daß es auch in seiner ausländischen Knechtschaft seine Nationalreligion vor dem dreifachen Unkraut des Glaubens, der Sprache und Kleidertracht bewahrte. Allein die Christen hatten schon im Apostelkollegium ihren Judas. Und welchen massenhaften Unkrautsamen der verblendeten Irrlehren, gottlosen Ärgernisse und bitteren Zwistigkeiten, haben sie in und wegen ihrem Versäumungsschlaf unter sich ausstreuen lassen!

Als Hauptursachen der Irrlehren gelten auf seiten der Menschen außer der Lauheit — der Hochmut, die Fleischeslust, die leichtsinnige Gewissensfreiheit und das unbewachte Bibellesen, — auf seiten Gottes aber betreffs ihrer Zulassung die Aufweckung der Kirche von der gefährlichen Schlafsucht der Lässigkeit — zur Behutsamkeit, Frömmigkeit, Vervollkommnung der Feindesliebe und Ersetzung der orts- und zeitweisen Abfälle auf anderen Seiten.

So ist die Kirche nicht bloß voll des Weizens, sondern hat auch so vielfaches Unkraut, dessenwegen eine große Zahl von Abfällen und Winkelkirchen zu beklagen ist. Wegen des Sündenschlafes kommt das Unkraut in die Kirche, und wegen des Unkrauts fallen viele ab und gründen Sektenkirchen, — eins so unrecht, wie das andere.

c. Laut Christi Weissagung hat's seiner Kirche in achtzehnhundert Jahren nie an Unkraut gefehlt, und wenn's ihr je wo gefehlt hätte, so müßten wir mit St. Cyprian zweifeln, daß sie die wahre Kirche sei, insofern sie ja Christus mit Weizen und Unkraut, guten und faulen Fischen, verglich. Das kirchliche Unkraut ist laut Christus also unvermeidlich, und mit ein Kennzeichen seiner Kirche.

Christus, der unter dem Hausvater zu verstehen ist, befiehlt damit allen Christen: Ertraget mit Geduld und ohne gewaltsame Ausrottungsmaßregeln neben und unter den Kindern des Reiches zu ihrer Sicherung die Kinder des Bösen mit ihrem Unkrautsamen und ihren Früchten der Sünden, Laster und Mißbräuche, innerhalb der Kirche, wenn und soweit es mit den geistigen Mitteln der Lehre und Zucht nicht zu bessern ist; scheidet und sondert euch nur geistig und überlaßt mir die wirkliche Scheidung am jüngsten Tage.

Welcher Christ ist dann berechtigt, am kirchlichen Unkraut mit seinem Zubehör pharisäisches Ärgernis zu nehmen, über die Kirche deshalb zu Gericht zu sitzen, von ihr abzufallen oder gar neue Winkelkirchen zu gründen? Das hieße nicht, nach dem Geiste der Propheten, Apostel und Christi selbst, nach seinem Beispiel gegenüber Judas und nach seinem ausdrücklichen Verbote handeln, sondern als Knecht Christi in sein Amt eingreifen und als größter Gottes- und Menschenfeind den Acker Gottes zertreten und verwüsten.

Welch weises Verbot hat der Herr betreffs der dadurch zu erzielenden, großen Vorteile und abzuhaltenden Nachteile gegeben!

Was kann das Unkraut, der böse Mensch und seine Sünde, in der Kirche dem Frommen schaden, wenn dieser gut sein will und sich nur durch seine Lebensgüte, nicht aber durch's Sacrament vom bösen Menschen absondert, -- des Frommen Glaube und Liebe wird dadurch nur gestärkt!

Warum sollte uns wohl die Kirche ob des Unkrautes weniger heilig erscheinen? Haben wir nicht die wahre Kirche in den Zeugnissen der heiligen Schrift und in unserer eigenen Gerechtigkeit? Und hat Christus etwa durch die Sünden des einen oder anderen in seiner Kirche sein Erbgut auf der ganzen Welt verloren? — oder die Kirche durch die Erkrankung einzelner Glieder und Institute die Gesundheit im allgemeinen eingebüßt?

Nein, das Unkraut nimmt der Kirche Christi nicht insgesamt den Weizen, die Heiligkeit und Gesundheit, und laut Ambrosius darf man die Kirche um keinerlei Gebrechen willen verlassen, solange sie das Wort Gottes nicht verwirft, sondern festhält als den Grund der apostolischen Predigt. Und — daß die Kirche das Wort Gottes nicht aufgiebt, dafür hat der Herr seine Verheißung gegeben.

Und was kann's der Kirche und den heiligen Christen schaden, selbst wenn Unkraut hier oder da auf Moses Stühlen, auf denen des Papstes, der Bischöfe oder Geistlichen sitzt? Hat Christus nicht auch davor geschützt mit dem Wort: „Was sie euch lehren, das thuet, — ihren Werken aber sollt ihr nicht folgen," — Er, der die auf Moses Stühlen sitzenden, faulen Pharisäer nur gestraft, ihren Stuhl aber verschont, geehrt, und gewollt, daß wir nicht darauf seh'n, ob ein Judas oder Petrus darauf sitzt, sondern nur, daß er überhaupt darauf sitzt. Niemand lästere also den Stuhl ob der Person, noch falle man ihretwegen von ihm ab!

d. Es giebt nur einen einzigen Acker der Kirche, nur einen Leib

Christi und nur einen Weg zum Himmel von Anfang bis Ende, und in dieser Kirche ist Weizen und Unkraut vermischt und muß es sein.

Schreckliche Sünde ist's also, der Kirche Unkraut gewaltsam ausrotten, deshalb von der Kirche abfallen, neue Sektengemeinden gründen, so Christi mystischen Leib mit Aufhebung der Glaubenseinheit in Stücke zerreißen und die Trennung wider besseres Wissen aufrecht erhalten.

Als Christen sollen wir vielmehr, wie Christus will, mit den geistigen Mitteln der Lehre und Zucht und besonders unserer eigenen Lebensbesserung an der Reinigung und Säuberung des menschlichen Lebens der Kirche arbeiten.

Die Sektengemeinden jedoch mit ihren lügenhaft sich selbst rühmenden Verfälschern des Christentums sollen keinen Christen zweifeln lassen ob der Frage: Wo und bei welcher christlichen Konfession der gute Same des Christentums zu finden ist?

Wohl geben die Glaubensneuerer vor, der Weizen habe nur dreihundert Jahre bestanden, dann sei er verschwunden, und erst eintausend zweihundert Jahre darauf habe er sich wieder eingestellt. Wie konnte aber Gott dies zulassen?

Die Nachgesäeten sagen, sie allein hätten den wahren Glauben. Allein die ganze Welt ist Christi Acker.

Sie behaupten, die wahre Kirche sei unsichtbar. Allein Lüge ist's, da Christus sie einem Licht und einer Stadt auf dem Berge vergleicht.

Und lügenhaft ist gleichfalls ihre Behauptung, jeder könne in seinem Glauben selig werden, — weil Christus einen bestimmten Glauben dazu erfordert.

Laut seinem Worte ist die christliche Lehre mit ihrem Weizen nur bei den Erstgesäeten und Ursprünglichen, mit ihrem Unkraut aber bei den Nach-, Später- und Untergesäeten zu finden.

Bleiben wir also bei unserem erstgesäeten christlichen Glaubensbekenntnis, hüten wir uns vor dem nachgesäeten und noch mehr vor jeglichem Nachsäen, — und bestreben wir uns, auch bei unserem erstgesäeten Samen ein guter Weizen zu sein und auch aus dem Unkraut zu werden, was ja im Gnadenreiche möglich ist.

3) Die Knechte des Herrn, das Christenvolk und seine Obrigkeiten, besonders die der Kirche, sollen die christliche Aussaat behüten, bewachen, und sich nie dem Lässigkeitsschlafe ergeben, die Unkrautsäer mit Kraft und Energie abhalten, verhindern und vertreiben, und ihren Unkrauts-

samen, nämlich ihre Werke, Schriften, Bücher, Beispiele, Lehren u. s. w. fernhalten und vertilgen, widrigenfalls sie für ihre wahre Religion weniger, als Heiden und Juden für ihre falsche thun, und als saumselige und träge Zulasser der Unkrautsaat und Überwucherung des Guten, und als Verräter und Verkäufer derselben samt den verführten Menschenseelen dem ewigen Feuer überantwortet würden.

Gewiß ist, daß, je zahlreicher die Teufelssäeleute und je weniger der Säeknechte Christi, und je öfterer, tiefer und allgemeiner der Lässigkeitsschlaf der Christen und ihrer Vorsteher ist, — desto größer muß auch das Unheil sein, desto ungehinderter und allgemeiner die teuflische Untersäung, desto zahlreicher das Unkraut der daraus hervorwachsenden Menschen, desto stärker das Überwuchern, Unterdrücken und Ersticken der Guten, desto geringer die Christusernte der Seligen und desto größer der von Christo dann angezündete Brand der Gottlosen.

Wie kann sich die gute Menschheit gegen die böse sichern? Nur durch Wachsamkeit und Eifer bei der Behütung des Christentums gegen alle seine Feinde, und durch die sorgsame Erziehung der unmündigen Jugend und durch die strafgesetzliche Korrektur der Erwachsenen. Mögen dann noch immerhin wegen Anderer Lässigkeit böse Menschen vorkommen, der Christ wird ohne persönlichen Haß ihr Leben ertragen, bis sie in Christi Hand kommen.

II. Die Hauptlehre des Gleichnisses lautet:

Wunderbar groß ist der Acker Gottes, die Welt, speciell die Kirche Christi. Überaus gut ist der Same, den Gott aus reiner Liebe mit der Erschaffung und Erlösung in sie gesät. Und wenn auch durch des Menschenfeindes Neid und der Menschen Lässigkeitsschlaf sich das Unkraut des Verderbens und der schlechten Menschen da gefunden, — so ist doch ebenso groß geblieben Gottes Geduld, Nachsicht und Langmut, mit der er den Sünden und bösen Menschen freien Spielraum gewährt, es den Gottlosen oft ebensowohl, ja oft noch besser, als den Frommen ergehen läßt und dem Eifer der Menschen und Engel die ihm vorgreifende Ausrottung des Unkrautes verwehrt.

Gott verschont die bösen Menschen:

1) weil diese Bösen ebenso gut seine Geschöpfe sind, wie die Guten und er sie durch seine Gnade solange als möglich vor dem Sturz ins letzte Verderben schützt;

2) weil sie auch ob ihrer Willensfreiheit bekehrungsfähig sind;

3) weil sie den Guten zum großen Nutzen für deren Seele und Himmel gereichen; denn die Bösen sind nicht wegen sich, sondern

wegen der Auserwählten da. Sie sind der die Guten in ihren Tugenden und Verdiensten erhaltende und mehrende Gegensatz durch deren Verfolgung, Prüfung, Läuterung, Stärkung, Offenbarung und Beraubung von irdischen Gütern, da diese nur zu oft geistiges Gift sind, — und so werden sie durch ihre eigene Güter-Zusammenscharrung für die Guten und ihr von zeitlicher Sorge freies Streben nach himmlischen Gütern die unterstützende Dienerschaft, sozusagen der Dung;

4) um seiner langmütigen Güte zur Reinigung der Bösen, aber auch endlichen Gerechtigkeit in ihrer Vernichtung zu genügen. Daher antwortete der christliche Märtyrer Achatius auf des Richters Bibianus Frage, warum der von den Christen als so allmächtig geglaubte Gott die sie marternden heidnischen Kaiser nicht strafe? „Eben, weil er so allmächtig ist, ist er auch gut und barmherzig, und seine Güte solltet ihr daraus erkennen, daß er euch solange in eueren Lastern duldet und nicht augenblicklich straft, wie er könnte; im übrigen aber seid versichert, daß ihr, so ihr seine Geduld mißbraucht, der Strafe nicht entgeht und um so schärfer nach seiner Gerechtigkeit gestraft werdet, je halsstarriger ihr euch an seiner Güte verschuldet habt!"

5) Um sie für ihre wenigen guten Werke zeitlich zu belohnen, da sie des ewigen Lohnes, weil im Stande der Ungnade verrichtet, nicht würdig sind. Kein Mensch ist ja so böse, daß er nicht einiges Gute verrichtete, wie umgekehrt kein Mensch so heilig ist, der nicht manches sündigte. Gott aber läßt nichts unbelohnt, daher er auch unter anderem „das Reich der Römer, trotzdem sie Heiden waren, so weit ausgebreitet, weil sie eben gute Ordnung und Polizeiregiment hielten und ein ehrbares Leben führten" (St. Aug.).

Daß Gott aber die Ausrottung der Bösen seinen Knechten, den Kirchendienern und dem Christenvolke, verbietet, und mit der Duldung des Lebens auch die Belassung aller Lebensgüter, der Religion, Gesundheit, persönlichen Freiheit, Ordnung, des Eigentums und der Ehre, ja sogar eine Duldung ohne Haß gebietet, — dafür gilt laut Evangelium als Grund die alleinige Rücksicht und Schonung der Guten, — sowohl der künftigen, insofern ja auch die Bösen noch guter Weizen werden können, was nicht der Mensch, sondern nur Gott vorhersehen und wissen kann, — als auch der schon vorhandenen Guten, damit man sie mit den Bösen nicht zugleich ausrotte, was ja bei ihrer großen Ähnlichkeit, — und da sie nicht der Mensch, sondern nur Gott mit absoluter Gewißheit unterscheidet, — also wegen des Volkes mangelhafter Erkenntnis und auch blinder Leidenschaft leicht möglich

ist, ja selbst beim geschulten, öffentlichen Gerichte der weltlichen Obrigkeit in Justizmorden vorkommen kann. Denn dieser verbietet Christus keineswegs, die bösen Menschen, wie Diebe, Räuber, Mörder, Brandstifter, Empörer, Fälscher, Amts- und Vaterlandsverräter und andere gemeinschädliche Verbrecher zu vertilgen, aus der menschlichen Gesellschaft auszurotten und am Leben zu strafen, sobald es ohne Schaden, und sogar zum Besten des guten Weizens geschehen kann, ja, es ist ihre Pflicht und ihr Recht; denn dazu hat sie Gott mit dem Schwert umgürtet, und sie sündigt und mordet selbst die Guten, wenn sie sogar gegen Mörder und Todschläger nicht mehr die Todesstrafe anwendet.

Haben wir aber die größte Langmut und Geduld gegen das persönliche Unkraut der bösen Menschen, so sollen wir doch um so entschiedener gegen ihren bösen Samen und ihre üblen Früchte, gegen das sachliche Unkraut der Irrtümer und Sünden, besonders der Glaubens- und Sittenfälscher, der Ärgernisgeber, Lügner, Ohrenbläser, Zuträger, Zwiespaltstifter, Verleumder und Ehrabschneider sein, und alles und jedes Sündenunkraut aus unserem Herzen und Haus, über das wir Gewalt und Macht zu bessern haben, in rechter Weise, zur rechten Zeit und am rechten Ort, vermöge der eigenen Besserung und der brüderlichen Korrektur und Abstrafung ausjäten, und nicht erst damit warten, bis das Unkraut in unseren und der Angehörigen Herzen groß geworden und in seinem bekanntlich rapiden Wachstum und Vermehren aus den kleinsten Anfängen alles Gute überwuchert hat.

Doch auch bei dem sachlichen Unkraut gilt die Mahnung: „Euer Ahnden, Strafen und Aburteilen sei kein vorschnelles, vorzeitiges und allzujähes, sondern wartet damit bis zur vollen Erkenntnis des Unkrautes und Weizens.

Auch in jedem einzelnen Menschen ist ja das Gute und Böse vermischt, und kein Mensch ist so gut, daß er nicht etwas Schlechtes, und kein Mensch so schlecht, daß er nicht etwas Gutes an sich hätte.

Das ist eine Wahrheit, aus der wir Zweifaches zu lernen haben:

1) Unnützer, unordentlicher und schädlicher Eifer wäre es, alles Unkraut auszurotten, und alle Fehler von allen Menschen abzusondern, oder diese ob und trotz ihrer Mängel nicht zu schätzen, zu lieben und zu gebrauchen, — unnütz, da nie ganz fehlerlose Menschen zu finden sind, — unordentlich, da wir dabei unsere eigene Besserung versäumen, und schädlich, weil ob geringer Fehler oft große Tugenden verachtet und nicht benützt werden.

2) Es wäre aber auch die größte Bosheit, wollte man den

guten Samen unter dem Unkraut ersticken, d. i. die Tugend unter die Fehler, und das Gute unter den Übeln verbergen, und nur des Tadelns halber nie das Lobenswerte hervorscheinen lassen, — eine Bosheit wär's, die schließlich das Böse gut, und das Gute böse nennt, und um so gewisser, je unwissender der Mensch und je ähnlicher oft den Tugenden die Untugenden gleichen.

Ob solcher Vermischung des Guten und Bösen auch im einzelnen Menschen lernet also, nicht das Gute mit den Übeln zu verwerfen, — beide gegeneinander zu halten und zu überlegen, was da vorwiegt!

---

## Am sechsten Sonntag nach Erscheinung.

Evangelium. Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein (Matth. 13, 31—35).

So oft der Sohn Gottes vom Himmelreiche redet, meint er zumeist die zum Himmel strebende Erdenkirche, den Vorhof des Himmels, da nur in ihr die Guten mit den Bösen vermischt sind, im Himmel aber die größte Ordnung ist, daher der Engel Lobgesang lautet: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind!", d. i. durch das Christentum soll die durch die Menschen eingeführte Unordnung wieder zur rechten Ordnung gewandelt, und die Gott geraubte Ehre und der dadurch gestörte Menschenfriede wieder hergestellt werden, — darum denn auch der Ordnungsruf Gottes, wie einst im Paradies an die Unordnungsstifter Adam und Eva, so im heutigen Evangelium an den Mann zur Bebauung der Erde und an die Frau zur Bereitung des Brotes im Schweiß des Angesichts der Buße wegen lautet und zu befolgen ist, will die Menschheit in der Unordnung nicht untergehen, besonders heutzutage, wo Männer und Frauen ohne Rücksicht ihrer Fähigkeit sich in ihre Berufsgebiete drängen.

I. Die zwei Vergleichungen der Kirche im heutigen Evangelium hat Christus geknüpft an die zwei allgemeinen Quellen und Grundlagen der Menschengeschichte, — an die Land- und Hauswirtschaft, zu denen Mann und Frau berufen sind.

1) Beide sind allgemein und einander verwandt und versinnbilden das Reich Gottes mit seiner großen Kraft. Beide zeigen das Christentum in und außer dem Menschen in seinem kleinsten und bittersten Anfang, in seinem naturgemäßen, stufen- und schrittweisen

Wachstum, und in seiner Allgemeinheit, als ein Werk der göttlichen Vorsehung und der menschlichen oder geschichtlichen Entwickelung zum beseligenden Gottesreiche.

Im Gnadenreiche Christi ist's, wie im Leben der Natur. „Die Natur fängt allzeit von kleinen Dingen an und hört in großen auf" (Arist.). Vor der Zeit geschieht nichts, mit der Zeit aber kommt alles hervor, wächst, nimmt zu und wird vergrößert. So ist's im christlichen Gnadenreich. Nicht auf einmal wird man Christ und ein Vollkommener, sondern stufenweise gehen wir von Tugend zu Tugend zum Himmel hinan, — und umgekehrt, nicht auf einmal fällt man in die Tiefe des Sündenelends und in den Abgrund der Bosheit und Hölle, sondern allmählich gelangen wir von kleinen zu großen Sünden. Nicht bloß der Himmel, auch die Hölle fängt mit Kleinem an, und — wie die kleinste Tugend gleich der Demut, zum Himmel führt, so kann die kleinste Sünde bei Nichtbeachtung und Geringschätzung zur Hölle führen.

Welche wertvolle Mahnung liegt im Vergleich des Größten mit dem Kleinsten und des Süßesten mit dem Sauersten, — des Himmels mit dem Senfkörnlein und der Menschenseele mit dem Sauerteige!, was sich besonders merken sollen Eltern, Erzieher, Dienstherrschaften und Vorgesetzte, betreffs der Bestrafung der kleinen Fehler ihrer Untergebenen.

Wie thöricht ist's aber auch:

a. gegenüber dem über die ganze Welt seine Äste und seinen Schatten ausbreitenden Baume des Christentums von verschiedenen Christuskirchen als wahren zu sprechen, obgleich sie nicht gleichen Glauben, Gottesdienst und gleiche Verfassung haben, — oder sich aus was immer für Gründen von der Einen weltumfassenden Christuskirche zu trennen und doch zu meinen, die lebensvolle Verbindung mit Christo, dem Weinstocke, aufrecht zu erhalten und nicht als getrennte Rebe zu verdorren?

b. die segnenden und beseligenden Früchte des Christentums zu genießen, wenn man nicht auch seine Säuren und Bitterkeiten zu verkosten sich überwindet, und vor seinen anfänglichen Lasten, Opfern und Mühen, zurückscheut?

c. zu meinen, die zum Weltreich gewordene Christuskirche der Erde könne durch Menschengewalt oder die Pforten der Hölle wieder in ihrem Wachstum aufgehalten, und zu ihrem kleinen Uranfang zurückgedrängt werden?! Und umgekehrt,

d. zu denken, geschichtliche Rückschritte wären nach Zeit und Ort, in einzelnen Ländern und Völkern, unmöglich, — während sie doch um so leichter möglich sind, je mehr die Kirchenfeinde denselben naturgemäßen Weg des allmählichen „Nach und Nach" verfolgen, den die Kirche in ihrem Wachstum gegangen?! Oder lehrt nicht die Geschichte aller im Christentum entstandenen Irrlehren, daß sie nicht plötzlich und mit Einem Male das christliche und katholische Wesen, wie z. B. wesentliche Religionssachen, heilige Messe, Ceremonien u. s. w. weggeworfen, sondern noch lange, oft Jahrzehnte und Jahrhunderte beibehielten, um das Volk zu täuschen und durch Abschaffung liebgewordener Religionsbräuche nicht stutzig zu machen und von sich zu stoßen, — es vielmehr sicher und glauben zu machen, es handle sich nur um Beseitigung mancher außerwesentlichen Unordnungen und Mißbräuche? Ja, alle dergleichen gaben anfänglich vor, nichts wahrhaft Christliches und Katholisches wegzuwerfen oder zu zerstören, sondern nur zu verbessern, denn auch sie wollten Christen und Katholiken bleiben, — und erst nach und nach warfen sie ihre Maske ab, und begannen das Niederreißen, bis schließlich das Volk um seine kostbarsten und schönsten Religionsgüter betrogen und beraubt worden. — Darum mahnt das Evangelium: Widerstrebet solchen Glaubensverführern im Anfang, damit ihr's nicht zu spät zu bereuen habt; denn wie allmählich das Christentum, die katholische Kirche, groß gewachsen und sich ausgebreitet hat, so wird sie auch, nicht als Weltkirche, wohl aber nach Zeit und Ort wieder zurückgebracht!

2) Beide Gleichnisse sind aber auch von einander unterschieden, darin, daß dargestellt wird die Kraft des göttlichen Reiches im ersten nach ihrer inneren Entwickelung, in sich selbst, als eine offenbare nach ihren Wirkungen oder in der sichtbaren Kirche, — und im zweiten in ihrem Einfluß auf ein anderes gleichartiges Element, das sie in ihre Natur hineinzuziehen und zu verwandeln strebt, als eine geheime und im Verborgenen wirkende, nämlich in der christlichen Lehre. Kurz, es wird verglichen dem Senfkörnlein der christliche Glaube und die christliche Kirche — und dem Sauerteige die christliche Sittenlehre.

Das kleine Senfkörnlein und der geringe Sauerteig des christlichen Gnadengesetzes hat von Anfang an bei unseren Vorfahren, unter den Völkern der Heiden und Juden, wie bei den ersten Christen, nach Beschaffenheit und Umfang, Leib und Geist, so große und heilsame Kraft und Wirkungen gehabt — und ist ihnen zum Baum und Brot des

Lebens geworden, hat bei ihnen so viel vermocht und sie so vollkommen gemacht in Veränderung der Sitten, Erneuerung des Geistes und Verbesserung des Lebens, — hat gemacht so viele aus Sündern zu Gerechten und aus Gerechten zu Heiligen und eifrigen Dienern Gottes, — Monarchen und Mächtige zu Demütigen, Reiche zu freiwillig Armen behufs Bereicherung der gezwungenen Armen, Christen vor Gerichten beherzt, unerschrocken und bereit selbst zur Lebensaufopferung, und die Märtyrer in ihrem Elend trostvoll, im Gefängnis starkmütig und in all ihrer Pein unüberwindlich gemacht. Warum hat es bei den Christen jetzt weniger Erfolg? —, warum macht's uns so wenig opferwillig, sittlich, demütig und mutig? Hat vielleicht das Senfkörnlein und der Sauerteig des Christentums seine Kraft verloren? Nein, sie besitzen sie noch immer. Nun, woran fehlt's? An uns selbst. Die ersten Christen haben das Senfkorn und den Sauerteig der ewigen, christlichen Wahrheit nicht bloß in sich aufgenommen, sondern sie haben jenes auch in ihrem Herzen behalten und es keimen und verwesen lassen, d. i. die christliche Wahrheit nicht nur gern angehört, sondern auch überlegt, verdaut, betrachtet und stets vor den Augen des Geistes gehabt, und — den letzteren auch mit ihrem ganzen Wesen vermischt; denn — wie das Senfkörnlein leiblich nur heilsam wirken kann, die Thränen aus den Augen treibt und zur Verdauung der Speise hilft, wenn es wohl zerrieben und zerbissen wird, so kann auch das christliche Gesetz der Wahrheit nur dann heilsam für die Seele wirken, wenn man sie gerne anhört, betrachtet und darüber nachdenkt, was Christus von uns haben will und zu was uns sein heiliges Evangelium verpflichtet; — und sowie der Sauerteig nur dann ein schmackhaftes und gesundes Brot auswirkt, wenn er sich mit dem Mehle vermischt und es durchsäuert, so kann es auch nur so die christliche Wahrheit. Die Christen von heute aber verschlucken das Senfkörnlein meist ganz, ohne es zu verdauen und vermischen nicht den Sauerteig mit ihrem Wesen, respektive wollen nach dem ersten christlichen Jugendunterricht nichts mehr davon wissen.

Schämen wir uns also unserer Saumseligkeit und Lässigkeit, so wir Christen sein wollen!

3) „Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen, damit erfüllet würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen und will aussprechen was vom Anbeginne der Welt verborgen war.

Er redete in Gleichnissen:

a) Zur Verdeutlichung der himmlischen Geheimnisse, mit der er sich die größte Mühe gab uns zum Vorbilde und besonders den Eltern zur Nachahmung.

b) Zur Erfüllung der Prophetie, nach welcher der Messias zu erkennen sei an der gleichnisweisen Lehrart, an dieser in Syrien und Palästina gebräuchlichen und mit wenig Worten vielsagenden Sprachweise.

II. Das **Senfkörnlein**, dem äußeren nach klein und verächtlich, Geschmack und Lieblichkeit, zeigt eben zerrieben und zerstoßen sofort seinen Geruch, seine Schärfe und Hitze, und ist eine wahre Leibesarznei.

So ist auch der christliche Glaube. An sich ist er unansehnlich, aber befehdet durch Versuchungen u. s. w., erhitzt er die Gläubigen und Ungläubigen und wir werden „ein guter Geruch Christi."

Die zum Himmel führende Erdenkirche vergleicht Christus gleichfalls dem Senfkörnlein deshalb, weil sie anfangs klein war und zum großen, mit seinen vielfachen Ästen über die ganze Welt sich ausbreitenden Baume erwachsen ist, dem zuflogen die Vögel aller Gattung, Farbe und Gesangesart, d. i. die Menschen aller Nationen, Sprachen und Lande der ganzen Welt, um darunter zu wohnen.

So lautet Christi Wort geeignet und bestimmt, um Begriff und Bild zu geben von seiner wahren Kirche, ihrer Universalität und weltumfassenden Größe, wie Unzerstörbarkeit und Fruchtbarkeit.

Nach dem Zeugnis der achtzehnhundertjährigen Kirchengeschichte machten sich nämlich wohl viele Holzhacker über diesen zweigreichen, in alle Welt sich erstreckenden Baum, um ihn umzuhauen, allein sie zerschlugen und zerbrachen an ihm ihre Äxte und Hacken vergeblich, — er wankte nie trotz all ihrer Hiebe und Streiche, geschweige daß er umgefallen wäre. Warum? Weil er eine „Pflanzung des himmlischen Vaters ist" (Matth. 15). Und wenngleich von ihm in diesem oder jenem Ort einige Äste und Zweige abgeschlagen worden, so wuchsen dafür andere Äste und Zweige an anderen Orten, d. i. wenn auch da und dort ein Land oder Reich von der Kirche abfällt und sich dem Irr- und Unglauben ergiebt, so erhält sie anderswo neuen Zuwachs an Ländern, Völkern und Reichen, die ihren Glauben annehmen, den Andere verwarfen.

Das ist nun der Charakter der wahren Christuskirche im Unterschiede zu allen jenen anderen Kirchen, die nur als Zweige im Laufe der achtzehnhundert Jahre vom großen Baume sich getrennt haben, d. i. sie ist und muß sein ein weltumfassender Baum, — und

darf auch nimmer gleichen einem faulen, verdorrten, unfruchtbaren oder wurmstichigen Baume, der von jedem Winde der Zeit umgestoßen werden kann oder zu nichts, als fürs Feuer tauglich ist.

a. Die wahre Christuskirche muß katholisch oder allgemein sein, d. i.

sie muß die Natur und Eigenschaft zur allgemeinen Ausbreitung in sich haben oder passen für alle Menschenstände, Reiche, Orte, Lande, Zeiten, Geschlechter, Fürsten und Völker, reich und arm; —

sie muß auch successive sich überallhin in die Welt ausgebreitet haben, überall unter allen Völkern und in allen Landen ihre Glaubensbekenner sehen und hören lassen, sich in allen fünf Weltteilen befinden, überall gläubige und gehorsame Kinder haben, und, — wo sie jetzt nicht ist, da muß sie entweder zuvor gewesen sein oder gewiß noch hinkommen und allmählich in alle Orte der Welt hinreichen, und

sie muß endlich diese Eigenschaft der Allgemeinheit gegenüber und im Verhältnis zu den sektischen Christenkirchen ausschließlich als eine alleinige besitzen.

Kurz, sie muß „katholisch", d. i. „antik, universal und konsentiens" sein (St. Vinc. Lerin).

Wer wollte nun streitig machen der römisch-christkatholischen Kirche das höchste Alter unter allen christlichen Kirchen, die Universalität nach Zeit, Ort und Menschenklassen, und die Einigkeit in ihren Lehren, Ansichten und Meinungen? Wahrlich, den Ehrentitel der „Katholizität" hat sie sich zu allen Zeiten und selbst inmitten ihrer Feinde zu bewahren gewußt, während die von ihr getrennten christlichen Glaubensgenossenschaften nur neueren Ursprungs, nur auf gewisse Teile der Erde beschränkt und bei all ihrer ortsweisen Ausbreitung in zahllose Sekten und Parteien zerspalten sind!

b. Die wahre Christuskirche muß auch an Fruchtbarkeit alle anderen Religionen der Welt überragen und als Baum der Menschheit nur gute Früchte tragen, d. i. jedes Erdenglück.

Diese Fruchtbarkeit an guten und schönen Früchten der römischen Kirche aber nachzuweisen, kann nicht schwer fallen, noch ihr abgesprochen werden. Ist sie nicht die Mutterkirche aller anderen Kirchen, das Haupt, die Wurzel und Mutter aller Partikularkirchen, — die durch Lehre und Schutz alle anderen Kirchen nährt und speiset, — die trotz hohen Alters als Braut Christi nie veraltet, nie altersschwach oder entstellt wird, sondern stets jugendlich verbleibt, — und in der allein die apostolische Erbweisheit zusammengetragen und nur allein bewahrt wird, ohne je von ihr abzuweichen? Ist sie es nicht, die alle Heiden

bekehrte und noch bekehrt, — der von Anfang an alle heiligen Kirchenväter, Lehrer, Märtyrer und römischen Kaiser, angehangen, — die alle ökumenischen Konzilien berief, leitete und bestätigte, — die alle ihr widersprechenden Irrlehren von sich ausschloß und bei der alle Bekehrten widerriefen, — und zu der alle Bedrängten ihre Zuflucht nahmen und appellierten? Ist sie es nicht, die durch ihr Regiment alle Kirchen der Erde in der Einigkeit zusammenhält, — der alle alten und neuen Widersacher ein gutes Zeugnis auszustellen und sie als vom heiligen Geist geleitet und als Inbegriff der Andacht, Weisheit und Würdigkeit, darzustellen, nicht umhin können?

Wer könnte besonders leugnen die Thatsache, daß ihr Glaube die Menschen viel aufrichtiger, gottesfürchtiger und gewissenhafter, macht und die Welt mit mehr Werken der Andacht und Barmherzigkeit bereichert, als alle anderen sektischen Kirchen?! Haben wir nicht dafür den Beweis der geschichtlichen Vergangenheit an allen Orten und die unheilvollen Früchte in Glauben und Wandel, die sich aus der Glaubenstrennung in unserem Vaterlande herschreiben?

Und sei es auch, — wie manche einwenden, — daß auch bei unseren römisch-katholischen Christen sich allerlei Laster und Ärgernisse finden, wer sieht nicht ein, daß solche keineswegs aus der katholischen Lehre, sondern nur aus der menschlichen Schwachheit und Bosheit wider Wissen und Gewissen entstehen, also nicht an ihrem Baume wachsen, — daß hingegen die bösen Früchte der sektischen Kirchen lediglich aus ihrer bösen Lehre, wie z. B. der Alleinseligmachung des Glaubens, der Unmöglichkeit der Haltung der Gottesgebote, der Verderbung der Menschennatur, der Gnaden-, Buße- und Sakramentenlehre, herkommen, da aus solchen Glaubensartikeln nicht gute Früchte folgen, und von Disteln nicht Feigen, und von Dornen nicht Weintrauben gesammelt werden, sondern wie der Glaube ist, so auch die Werke sind?

Und sei es auch, daß orts- und zeitweise die Andersglaubenden bessere Christen sind, als manche in der wahren Kirche, was beweist diese Thatsache? Nur — ein gutes Leben bei schlechtem Glauben und ein schlechtes Leben bei gutem Glauben, d. i. daß dies Verdienst und Mißverdienst nicht dem Glauben der betreffenden Kirche oder ihres Baumes und noch weniger der gesamten Glaubensgenossenschaft, sondern ganz anderen außerordentlichen Umständen von Zeit und Ort zuzuschreiben ist?

Daraus erhellt die Mahnung, gleich unseren Vorfahren unter

dem Baume der römisch-katholischen Kirche zu bleiben und zu verharren, und Gott um die Gnade zu bitten, auf daß wir in ihrem Schatten glücklich leben und selig sterben.

III. Christus vergleicht seine Lehre einem wenig Sauerteig, den ein Weib, d. i. die Kirche, nahm und unter drei Maß Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war, d. i. einmischte in die vorchristlich-religiösen und — sittlichen Zustände der Welt, bis dieser Sauerteig des Evangeliums die ganze Welt durchsäuert und so ihre Zustände völlig umgestaltet hatte.

Einem geringen Sauerteig gleicht die Lehre Christi, die ins Menschenleben eingesenkt und darin verborgen, gleich dem wenigen im Mehl verborgenen Sauerteig das Menschenleben durchsäuert, mit sich fortreißt, in sich verwandelt und ihm einen süßen Wohlgeschmack verleiht.

Christus, der der „Sauer" war mit seiner wahren und heiligen Lehre, ist den Menschen der neue Sauerteig, bei dessen Aufnahme sie das „Pascha", das Fest „der ungesäuerten Brote", feiern können. — Die schlechte Lehre der Welt, der Pharisäer aber, ist der alte Sauerteig der Bosheit, Schalkheit, Heuchelei und Herzensverdorbenheit, welche Lehre sie aufs sorgfältigste verbargen vor den Menschenaugen, wie das Weib den Sauerteig im Mehle verbirgt. — Beide Sauerteige, der neue und alte, sind verborgen, bleiben es aber nicht, sondern werden seinerzeit offenbar vor der Welt, wenn sie das Menschenleben durchdrungen haben, jener zum Leben und Segen, und dieser zum Tode und Verderben.

Was ist's Wunder, daß Paulus mahnt: „Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert und „Feget aus den alten Sauerteig," d. i. den gemeinschädlichen Sünder", „damit ihr ein neuer Teig seid, wie ihr denn auch ungesäuert seid; denn unser Osterlamm, Christus, ist geopfert worden," d. i. darauf muß eine gereinigte Gesinnung ebenso folgen, wie auf das Schlachten des vorbildlichen, alttestamentlichen Osterlammes das Essen der ungesäuerten Brote folgte. „Lasset uns also Ostern halten, nicht im alten Sauerteige, nicht im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, sondern im ungesäuerten Brote der Reinheit und Wahrheit!"

Was ist's Wunder, daß Christus mahnt: „Hütet euch vor dem alten Sauerteig der Pharisäer," d. i. ihrer schlechten Lehre, die nichts taugt, und „vor dem Sauerteige des Herodes", d. i. seiner Schlauheit, die anderen schadet und sie verfolgt!? „Wohl aber nehmt auf in euere Herzen die Lehre der Wahrheit und Heiligkeit, diesen neuen Sauerteig,

dem ich das Himmelreich und seine Erdenkirche vergleiche, selbst wenn sie euch anfangs nicht angenehm erscheine. Es hilft nichts, man muß jetzt in den sauren Apfel beißen", d. i. das sonn- und feiertägliche Kirchengehen, das Beichten, Fasten, Beten, Verzeihen und Verzichten, wird manchen oft sauer, allein, — will man sich später hundertfach größere Säure ersparen und sich sein Leben und Alter versüßen nebst den Seinen, so ist dieser Sauerteig nicht zurückzuweisen.

Christus veranschaulicht die geheim, unsichtbar, still und innig, bis tief ins Herzensinnerste und durchgreifend umbildende und Herz erneuernde Kraft des Christentums in seiner Beimischung und Wunderwirkung.

1) Wie das Mehl, das auf manche Art zu der Geschöpfe Nahrung, Genuß und Stärkung, bereitet wird, als rohe Masse an sich und ohne andere Zusätze für den Geschmack gar nichts Anziehendes hat, so ist auch des Menschen Herz und Leben ohne und außer dem Christentum an sich schal und schmacklos in allem, was es darbietet, in seinen schon von Natur eingeprägten Ahnungen und Begriffen Gottes und des Gewissens, auch in seinen von Natur größten und edelsten Thaten, und in seinen natürlichen Ab- und Zuneigungen

Kurz, der Mensch und was immer vom Menschen wir nehmen wollen, ist und bleibt, sobald er losgerissen und fern von Christus und seinem Reiche ist, geschmacklos und eine rohe, der geistigen Veredlung bedürftige Masse.

Wie ganz anders, erneuert, umgewandelt, veredelt und vortrefflichen Genusses, ist er, wenn ihm naht der Geist Jesu mit seiner göttlichen Kraft und er ganz durchdrungen und beeinflußt wird!

2) Ist bekanntlich des Sauerteigs weit weniger als das Mehl, dem er beigemischt wird, und wird dennoch seine Kraft nicht verschlungen vom Mehl, sondern dieses von ihm durchdrungen, und darf nicht er sich in die Natur des Mehles, sondern muß er dieses in seine Natur umgestalten, — so erging es auch der Welt, dieser unendlichen Menschenmasse, durch eine Handvoll Christen, die in sie geworfen.

Und wie wunderbar ist auch die so ungeheuer schnelle Durchsäuerung der Welt mit dem Sauerteig des Christentums, eine Schnelligkeit, die nicht ihresgleichen hat in der ganzen Weltgeschichte!

IV. Was ist gewöhnlicher, als daß die blöde Welt nun einmal bei ihrer Ansicht bleibt, nur das Momentane, Handgreifliche und Äußere, zu erwägen und aus diesem Äußeren aufs Innere oder Wesen zu schließen, selten und nie aber den Wert der Sache nach ihrem

inneren Wesen abzuschätzen? Dieses ihres Irrtums nun die Welt zu überführen, giebt der Herr die zwei Vergleichungen des Himmelreiches mit dem kleinen Senfkörnlein und einem wenig Sauerteig.

Wem sollte das nicht sonderbar und ebenso unbegründet erscheinen, als wenn man einen Elefanten der Mücke, die Sonne einem Feuerfunken und das Meer einem Tröpflein, vergleichen möchte? Und hätte da die ungläubige Welt nicht Ursache zur Anwendung des beliebten Sprichworts: „Jedes Gleichnis hinkt?"

„Keineswegs," sagt Christus, die ewige Wahrheit, in dessen Mund kein Trug nach Lüge zu finden ist; auch in diesen zwei Gleichnissen ist nichts gegen die Wahrheit, nichts zu viel oder zu wenig, sobald man sie auffaßt mit gesundem Menschenverstand.

Wie das Körnlein und der Sauerteig klein und gering von außen, Gestalt, Umfang, Wert vor der Menschen Augen sind, so erscheint auch der Himmel und das Christentum mit allem zu und von ihnen Führenden unserem Geistesauge und Verlangen klein und gering. Wie aber das Körnlein und der Sauerteig mit ihrer inneren Kraft und in ihrem Wachstum und Zunehmen, groß und überaus groß und wirksam werden, so wird uns auch der Himmel und das Christentum mit allem Himmlischen und Christlichen groß und überaus groß in seiner thatsächlichen Erscheinung und Verwirklichung und auch in unserem Verlangen nach gebührlicher und reiflicher Betrachtung. — Kurz, der Himmel und was des Himmels ist, erscheint klein im Anfange und unendlich groß in seinem Werden, klein von außen und unendlich groß in seiner Kraft, — klein in den Augen des Sünders, unendlich groß aber in den Augen der Auserwählten.

Schon die „Natur beginnt von dem Kleinen und Unvollkommenen." (Aristot.) Wieviel mehr gilt's in geistigen und das Seelenheil betreffenden Dingen!

Schon im gewöhnlichen und alltäglichen Leben wird nicht alles abgemessen nach der Kleinheit und Größe, Länge und Breite, und es ist nicht immer ein wahrer Spruch: „Klein und unnütz, groß und ungeschickt!" Viele kleine Dinge sind nicht zu verwerfen, sondern wohl zu beachten und zu lieben, — wieviel mehr gilt's auf dem geistigen Gebiet? Und wäre in materieller Beziehung alles an der Länge und Breite gelegen, so müßte ja auch ein Wiesebaum mehr als ein Scepter und der Backtrog mehr als ein goldener Pokal sein!

Nicht alles Kleine ist zu ver- und nicht alles Große ist hochzuachten!

Nichts ist so klein, daß es geringzuschätzen wäre! „Gehet hin zur Ameise!" Warum? Die Ameise ist tausendmal edler und vortrefflicher als die Himmelssonne; denn sie lebt und hat Leben, letztere aber nicht. Auch das kleinste Würmchen hat oft die höchsten Bäume gefällt, auch ein kleines Tierchen oft große Despoten besiegt, ein Mäuschen oft große Elefanten erwürgt. Kleine Dinge sind oft die Ursache vom Hauseinsturz oder Schiffsuntergang, und ein Feuerfunke kann zum verwüstenden Brande und ein Schneeball zur verheerenden Lawine werden. Wer denkt nicht an die sieben Haare Samsons, den kleinen David gegenüber Goliath, das Wölkchen des Elias, des Nabuchodonosors die Säule zertrümmerndes Steinchen, und an den Raub der einem Gesandten gezeigten Schätze?

Auch im kleinen Kopf steckt oft viel Hirn und Verstand.

Wie klein, unangesehen von Person, und mangelhaft von Natur, ist so mancher Mensch beschaffen und doch ist in ihm ein großer Geist des Gemütes, der Tugend und des Verstandes, oft ein weltberühmter, wie's z. B. bei Aristoteles, Pipin, dem Kleinen, König von Frankreich, Karl V., Kornel a Lapide, Hieronymus, Augustin und Anderen mehr der Fall war! Und wie umgekehrt gleichen so manche von Person ansehnliche Menschen dem äußerlich goldenen, innerlich aber hohlen und leeren Kalbe des abgöttischen Israel. Daher mahnt die Schrift: „Verachte keinen Menschen nach seinem Gesicht und lobe den Menschen nicht nach seiner Gestalt" (Eccli. 11)!

Wie klein ist das Wörtchen „Gott" und doch schließt es in sich das allergrößte, unendliche Geheimnis!

Was kann ferner sein kleiner, geringer, subtiler, unbeachteter und so im Menschenherzen verborgen, daß weder ein anderer Mensch, noch ein Engel, sondern nur Gott allein es wahrnehmen kann, — als ein Gedanke, und — doch welche welterschütternde, heilsame oder verheerende Kraft und Macht kann in ihm liegen und in Wirklichkeit erscheinen, wenn er wie ein Feuerfunken aufblitzt und einen großen Brand erweckt!

Wie klein und unbeachtet erscheint uns Menschen die Zeit! Wie gehen wir mit ihr um, als hätte sie gar keinen Wert, und — doch ist er unberechenbar selbst in ihrem kleinsten Atom und Teil, weil sie eben der Preis der Ewigkeit ist und es einst lauten wird: „Die Zeit ist vorüber. Es giebt keine mehr!" und zwar in anderem Sinne, als in dem jetzt so mancher Pflichtvergessene seine Unterlassung mit dem Worte: „Ich habe keine Zeit!" entschuldigen möchte.

Wie klein, gering und unbedeutend erscheint in so vielen Dingen die Menschenseele und doch — ist sie das geistige und unsterbliche Bild der Gottheit und der Inbegriff und das Summarium der großen Welt und somit in ihrem Werte nicht um den Preis der ganzen Welt zu erkaufen!

So sind auch die kleinen Tugenden und Sünden die Vorläufer und Wegzeiger für die größeren, denen sie den Weg bahnen.

Und — nach alledem sollte es uns schwer fallen,

den Himmel und die Kirche mit allen himmlischen und kirchlichen Dingen, die dazu gehören und davon ausschließen, bei all ihrer scheinbaren Kleinheit, auch in ihrer inneren, geistigen Größe und Erhabenheit zu erfassen oder mindestens annähernd zu ahnen, d. i. die unermeßliche Bedeutung der in ihrem Anfange so gering erscheinenden Begriffe der christlichen Heilsmittel, wie der Lehre, der Gesetze des Glaubens, der Predigt des göttlichen Wortes, der Taufe, Demut und Tugend u. s. w., für den unermeßlichen Himmel — und die des Gegenteils für die Sünde und Hölle zu begreifen?,

vom Gesetz der Natur zu schließen auch auf das Gesetz des Geistes und wie allen Erscheinungen zu Grunde liegen die inneren Wesenheiten oder Substanzen, so z. B. dem Baume das Samenkorn und dem Brote der Sauerteig, und daß es, wie in der Natur und auf der Erde, so auch im Geistesgebiet, für den Himmel und auch die Hölle, es nur ein allmähliches und durchdringendes Werden, Wachsen und Wirken der Kräfte giebt?,

uns als Menschen, die wir, mit Geist und Vernunft begabt, bei allen Dingen nicht bloß auf die Form, sondern auch auf das Wesen zu sehen haben, — und als Christen, die wir auf Erden und in den Erdendingen schon den Vorgeschmack des Himmels verkosten sollen?

Oder liegt nicht der Himmel, schon nach der Vorstellung der Heiden in einem Samenkörnlein, so unter diesem auch nur die gute Kindererziehung verstanden wird? Und ist nicht so oft auch, wie im geringen Sauerteig, in einem einzigen guten Gedanken und Wörtlein, in einer guten Lehre oder in einem einzigen guten Menschen, das zeitliche und ewige Glück enthalten für ganze Häuser, Familien, Gemeinden, Völker und Länder, wenn z. B. solcher Mensch mit seinen Grundsätzen, Lehren und Werken, die Massen seiner Umgebung, seiner Mit- oder Nachwelt ergreift, durchdringt, begeistert, umwandelt und sich gleichgestaltet, wie es der menschgewordene Gottsohn in sich und allen seinen guten Christen gethan und thun wird für alle Zeit?

Ja, das Himmelreich und was dazu führt, seine beschwerliche Demut, Gläubigkeit, Tugend, Selbstverleugnung und Geduld, ist gleich einem Senfkörnlein und einem wenig Sauerteig, und — wohlgemerkt, was sicher die Hauptlehre des Evangeliums ist, — gleich einem Senfkörnlein, das mit seiner Schärfe die Augen übergehen läßt, und somit nicht gleich einer Zuckererbse, und gleich einem Sauerteige, der das Wasser im Munde zusammenzieht und somit nicht gleich einem Zuckerbrote, d. i. der Weg zum Himmel und zum Verkosten seiner Süßigkeit kann nimmer ein Leben des ungetrübten Glückes, sondern nur der Weg des bitteren und trübseligen, aber geduldig getragenen Kreuzes sein, und „somit hat auch der Mensch, da der Himmel nur für die Christen ist, noch nicht angefangen, ein Christ zu sein, der da meint, noch keine Trübsal zu kennen" (St. Aug.)!

---

# Am Sonntag Septuagesima.

Evangelium. Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater (Matth. 20, 1—16).

I. Die heutige Parabel wird von den Kirchenvätern für die vornehmste unter allen gehalten, eben weil sie summarisch zusammenfaßt und vor Augen stellt alle Einzellehren, den ganzen Stand der christlichen Kirche und das gesamte Christentum, das ja vor allem besteht in der Erkenntnis unseres Berufes, und wozu und von wem, und zu welcher Zeit und mit welchem Lohn nebst der Zeit seiner Austeilung wir berufen sind. Das Gleichnis ist ein kurzer Inbegriff der ganzen, durch die natürliche, politische, religiöse und individuelle Vorsehung geleiteten Welt- und Menschengeschichte, besonders aber der christlichen Kirche, sowie des menschlichen Berufes, sich mit Gottes Hilfe und durch eigene Mühe und Arbeit aus der Tiefe des Elendes zum Lohne dieser und jener Welt emporzuarbeiten.

Daß aber die Kirche uns diese Parabel gerade an Septuagesima, d. i. am siebzigsten Tage vor Ostern, welcher besagt, daß früher die Fastenzeit so lange gedauert hat, vorlesen läßt, geschieht nicht ohne Grund. Die Zeit ist nämlich da, in der wir ganz besonderen Fleiß zu zeigen haben in der Arbeit für unsere Seele, nicht nur um des zeitlichen, sondern vor allem des ewigen Lohnes halber. Alle Menschen sind ja lohnbegierig, aber arbeitsunwillig; darum weist die Parabel hin auf die zwei Orte, den Arbeits- und Lohnesort. Dort erscheinen sie nur fast gezwungen, hier aber eilig und ungerufen, ja sogar noch zankend, trotzdem alle gleichen Lohn erhielten. Erwägen sollen wir darum das Wort: „In Arbeit war ich von meiner Jugend an

(ps. 87), auf daß es uns nicht zur Schande gereiche, wollten wir unter unserem arbeitsvollem Haupte müßige Glieder sein und Christum um die Gnade zur Überwindung aller Trägheit in Heilssachen nicht bitten!"

II. In der heutigen Parabel vergleicht sich Gott selbst einem Hausvater, um den Menschen, sowohl den herrschenden, als gehorchenden, sowohl denen, die als Gewalthaber, sei es in aristokratischen oder demokratischen oder monarchischen Staatsverfassungen das Menschenregiment führen, als auch jenen, die als Unterthanen gehorchen müssen, kurz, allen Menschenständen der fürstlichen, adeligen, bürgerlichen und arbeitenden, dem Lehr-, Nähr-, Zehr- und Wehrstande, — den Begriff von einer Hauswirtschaft und zwar einer guten, zu lehren, und ihnen damit zugleich im Hinweis nicht auf eine andere Menschenbeschäftigung, sondern speciell auf den Weinbau und Weinstock die Notwendigkeit und den süßen Lohn der Arbeit, aber auch die allerverderblichste Selbst- und Gemeinschädlichkeit des Müßigganges zu zeigen.

1) Auf die Frage, was unter „Hauswirtschaft" zu verstehen sei, antworteten die alten Weltweisen: Hauswirtschaft sei die vernünftige Regierung eines Hauses, damit alles darin recht und ordentlich zugehe, daher die Lateiner das Wort „Hauswirtschaft" mit „Oeconomia" bezeichneten und dies Wort dem griechischen „οιχονομεγειν", d. i. „ordnen, regieren, austeilen" entnahmen, so daß „Hauswirt" oder „Ökonom" jener heißt, der im Hauswesen alles anordnet, die Untergebenen regiert und jedem seine Arbeit, Kost und Lohn austeilt. Darum nennt auch der heilige Kirchenvater Thomas in Übereinstimmung mit dem Evangelium die „Hauswirtschaft" „eine das häusliche Verkehrsleben rechtleitende Klugheit".

Auf die Frage, welches die beste und glücklichste Hauswirtschaft sei, hatten die alten Philosophen des Heidentums verschiedene Antworten.

Alle ihre Antworten treffen nicht das Richtige, wohl aber das heutige Evangelium; denn es schildert den Hausvater nicht bloß als einen Arbeitsumsichtigen, sondern auch als Lohnesgerechten und gütigen Menschen, und mit dem Wörtchen „früh" erklärt es im allgemeinen diejenige Haushaltung für die beste, wo der Hausvater der erste auf und der letzte zum Schlafen ist, und weder selbst bei Anstellung der Arbeiter, Beachtung der Tagesstunden und Beaufsichtigung der Arbeit, müßig geht, noch auch Andere müßig gehen sehen kann.

2) Hiernach haben denn auch die vier von Gott zur Arbeit in

seinen Weinberg berufenen Stände einer Monarchie, der Fürsten-, Ritter-, Bürger- und Bauernstand, zu wirtschaften.

a. Der Fürstenstand mit seinen Regenten und großen Herren hat große Arbeit mit der Versorgung von Land und Leuten, ja eine der schwersten Arbeiten, bei der nicht nur des Tages, sondern auch des ganzen Landes Last und Hitze zu tragen ist. Aber sie haben auch große Einkünfte — jedoch auch als vornehme Herren am meisten einen klugen, sparsamen und christlich verantwortlichen Haushalt zu führen, weil trotz Hülle und Fülle des Reichtums ein schlechtes Hausen sie vor Armut nicht bewahrt.

Es hausen aber übel die Fürsten und Regenten, wenn sie mit zu schweren Auflagen ihr Volk belasten, ihre Unterthanen aussaugen, von ihrem Schweiß und Blute leben und ihre Seelen in die Gefahr der Verzweiflung stürzen, — wenn sie und ihre, ihnen schmeichelnden Ratgeber zum Nachteile des ganzen Landes nur wider Gott und Gewissen laufende Auflagen machen, um Geld aufzutreiben; denn mag immerhin von günstigen Staatseinnahmen und reichen Fürsten die Rede sein, wie schlimm ist's, so es lautet: „Ein reicher Staat und ein armes Land!" —, und dergleichen Finanzprojekte gereichen nach alter und neuer Erfahrung sowohl dem Fürsten wie dem Volke, zum Schaden, Ruin und Wehe.

Es bewahrheitet sich stets das Wort der göttlichen Vorsehung, daß die Mächtigen für die ungerechte Volksbelastung auch mächtige Peinen erleiden müssen.

b. Der Adelsstand hat, wie seine besondere Berufsstellung, so auch seine besonderen zum standesgemäßen Unterhalt hinreichenden Lohneinkünfte. Dennoch ist sein Verarmen heutzutage notorisch. Weil man nicht recht, sondern verschwenderisch in seinen Lebensbedürfnissen hauset.

Das ist auch eine Ursache, daß so mancher Adelige nicht selten murrt und redet wider den „Reichtum" der Kirche, Klöster und Geistlichen, als wäre dieser der Grund seiner Verarmung und nicht sein schlechtes Hausen, — daß er keineswegs das für Gott Aufgewandte, wohl aber das in der Welt Verjubelte, gutheißt und daß, was der alte Adel gestiftet, der junge schmälert und sich so in immer tiefere Armut stürzt!

c. Der Bürgerstand mit allen darin Einbegriffenen, wie Kaufleuten, Beamten u. dgl., hat gleichfalls von Gott für seine Arbeit ausreichende Lohnmittel. Doch, sollen sie reichen, muß auch er gut hausen und sich nach der Decke strecken, und besonders sich hüten vor zwei

Übeln, vor Ungerechtigkeit und Inhumanität, die keine Arbeiten im Dienste Gottes sind, und solche, bei denen sie vorhanden, sicher zum Bankerott führen müssen.

d. Der Arbeiterstand ist der Privatstand — der Stand der mühsamen Handarbeiter in Stadt und Land bei schwerster Arbeit und geringstem Lohne.

Die Jugend sollte sparen im ledigen Stande und gut hausen lernen, so lange man bei Kräften und in Gesundheit ist, um in Alter, Krankheit und Schwachheit nicht Not zu leiden, und damit nicht erst da anfangen, wenn die Kuh bereits aus dem Stalle ist; allein, da heißt's: „Kommt der Tag, so bringt's der Tag, — da laß ich's Rädel laufen!", und Gewinn und Wochenlohn wird ganz verthan auf eitlen Kleiderprunk oder mit den Venus- und Lasterkindern, und nichts auf die Seite gelegt. Was mit Trommeln, wie beim Soldaten, gewonnen, geht mit Pfeifen wieder verloren. Und wird man dann als alt und schwach abgedankt und aus dem Dienste entlassen, da fehlt's an jedem ihnen so wohlthuenden Groschen des Lebens, sie liegen Anderen vor der Thüre und leiden Not, Bettel und Hunger.

Befleißen also auch wir uns, wessen Standes wir immer seien, gleich dem Hausvater des Evangeliums gute Hausleute abzugeben, — fern von der Meinung, als sei es unserem Stande nachteilig oder als hätten wir's nicht nötig, weil ja auch große Könige und Kaiser, sind sie nicht gute Hauswirte, in Armut geraten können, — aber auch fern von Verzagtheit, als ob man schon zu tief in den Schulden stecke oder wegen zu hohem Alter und langer Gegengewohnheit es schon zu spät sei; denn ein christliches Hauswesen zu beginnen und unnötige Ausgaben zu vermeiden, ist niemals zu spät, will man nicht noch tiefer in Schulden bei der Welt und in Sünden vor dem Himmel hineinrennen, und können ja auch die letzten noch die ersten durch Gottes Gnade werden!

Solcherweise können wir erhoffen vom himmlischen Hausvater den Taggroschen der ewigen Seligkeit, den uns erteilen wolle Jesus Christus, hochgelobt in alle Ewigkeit.

III. 1) Gott ist der Hausvater, die Menschen sind die Arbeiter, der Markt ist die Welt, wo alle vor dem Rufe Gottes wie müßig stehen, sollten sie auch noch so viele Geschäfte haben, — weil sie müßig sind für den Dienst Gottes rücksichtlich seiner Ehre und des menschlichen Seelenheiles, oder in solchem Nichtsthun, im Bösesthun, im Andersthun, sich befinden.

Der Weinberg, als das Symbol der allergrößten Fruchtbarkeit, der süßesten Früchte und des erfreulichsten Genusses, bedeutet das Reich Gottes, die Christuskirche, und die Christusseele. — Die Arbeit darin bedeutet der Menschen Mühen, Opfern, Büßen, Leiden, Kämpfen, Streiten, Meiden und Ausrotten des Bösen, und das Wirken und Anpflanzen des Guten, für die Ehre Gottes und das eigene und fremde Seelenheil, — und hat zum Ziele die Gewinnung des für Gott und Menschen so edlen Weines der Tugend der Menschen, der durch ihre Arbeit und unter der Sonne des göttlichen Wortes heranreifen soll.

Die fünf verschiedenen Zeiten des göttlichen Ausgangs, oder der früheste Morgen, die dritte, sechste, neunte und elfte Stunde, bedeuten die fünf Hauptoffenbarungszeiten Gottes in der Schöpfung, Weltregierung, Menschwerdung, inneren Belehrung und schließlichen Seligkeitsoffenbarung, — oder auch die fünf Weltalter in dem des Abraham, des Moses, der Könige und Propheten, der babylonischen Gefangenschaft und der Menschwerdung, — für die jetzige Zeit oder für die letzte zwölfte Stunde aber alle fünf menschlichen Lebensalter, das Knaben-, Jünglings-, frühere und spätere Mannes- und Greisenalter.

Der Ruf Gottes oder sein Dingen und Mieten für seinen Weinberg, erfolgt durch innerliche Einsprechung, besonders des Gewissens, wie auch mit seinem äußeren Rufen durch Prediger, Beichtväter, geistliche Bücher, Gespräche, gute Beispiele, Glücks- und Unglücksfälle, irdische und himmlische Strafen.

Die dreifache von Gott bei der Berufung versprochene Lohnesart bedeutet: Manchen sagt er bestimmten Lohn im Zehner kontraktlich zu; Anderen verheißt er unbestimmten Lohn, „ihnen nur zu geben, was recht ist," — und vielen sagt er gar keinen Lohn zu, sondern spricht nur zu ihnen: „Geht auch ihr in meinen Weinberg!" Die ersten sind die Erdenmenschen, die zweiten sind die Fortgeschrittenen und die dritten sind die Vollkommenen.

Wie der Tag die Zeit des Menschen- und Weltlebens, so bedeutet der Abend das Ende des Menschen und der Welt. Der Verwalter aber ist Jesus Christus, der Menschensohn.

Der Zehner des Lohnes bedeutet die ewige Seligkeit. Wie vielsagend ist die Bezeichnung „Zehner" für den verheißenen vollen Himmelslohn des ewigen Lebens zufolge der Gottgeleisteten Arbeit! Der Zehner deutet als vollkommene, alle Ziffern in sich begreifende Zahl auf den Himmel als Inbegriff aller Güter, mit seiner runden

Form auf die Ewigkeit, mit seinem Fürstenbild auf Gottes Anschauung und mit dem Worte „Tageslohn" auf den großen Lohnverdienst für kurz dauernde Arbeit, da tausend Jahre vor Gott wie ein Tag (ps. 89), und lebenslange wie eine eintägige Arbeit sind, und zumal jetzt gegen einst, wo kurz das Menschenleben gegen dem Methusalems dauert, wir aber dennoch viel schneller und gewisser durch die Verdienste Christi den Zehner, ja in einer Stunde mehr verdienen können, als jene in so langer Lebenszeit. Da wäre wohl Trägheit, Lässigkeit und Verweichlichung, in der Berufsarbeit behufs des zeitlich beglückenden und ewig beseligenden Gottlohnes eine große Schande für jeden Menschen.

Der ersten Arbeiter unzufriedenes Murren wider Gott, daß sie nur einen Zehner und nicht mehr erhielten, und ihre Mißgunst gegen die letzten Arbeiter, weil auch diese gleich ihnen einen Zehner empfingen, bezieht sich nicht auf Gottes Auszahlung des vollen Seligkeitslohnes am Menschen- und Weltende, da bei Seligen solche menschen- und christenwidrigen Gefühle nicht vorhanden sind, sondern nur auf Gottes Auszahlung des unvollkommenen, zeitlichen und irdischen Lohnes während der Lebenszeit der Menschen.

Gottes gleiche Lohnauszahlung am Abende mit einem Zehner an die letzten, wie ersten, bedeutet aber, daß Gott nicht nach der Zeit und Dauer, Länge, Schwere und Fülle der Arbeit belohne, sondern nach deren Güte, Meinung, Willen, Eifer, Fleiß und Liebe, so daß bei ihm nicht gilt das Wort: „Ich habe den ganzen Tag, das ganze Leben gearbeitet," sondern vielmehr: „Große Liebe, großer Lohn, — und kleine Liebe, kleiner Lohn"; — denn es kann geschehen, daß mancher, der sehr kurze Zeit im Dienste Gottes eifrig zugebracht, an Verdiensten einen Anderen übertrifft, der lange gelebt, aber nicht eifrig gewesen (sap. 4).

Der Schluß der Parabel, besonders das am Ende hinzugefügte Wort: „Also werden die letzten die ersten und die ersten die letzten sein" hat sich buchstäblich erfüllt an den erstberufenen, aber meist zurückgebliebenen Juden gegenüber den letztberufenen, aber zahlreich bekehrten Heiden, — und soll im allgemeinen mahnen: Niemand soll ob der für den Gottesdienst vergeudeten Lebenszeit verzagen, sondern bedenken, daß die christliche und gottgesegnete Arbeit, im christlichen Zeitalter, in der letzten Stunde, in der Zeit der Gnade, des Evangeliums und der Arbeitsbefreiung von allen Fesseln, auch bei geringer Leistung, soviel und mehr verdient, als die überausgroße Arbeit in der Zeit

des Natur- und des geschriebenen Gesetzes, — und auch, daß Gott nicht nach der Menge, sondern nach der Güte der Arbeit seinen Lohn austeilt!

Das Endwort: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt,“ bedeutet: Viele arbeiten zwar im Dienste Gottes, wenige aber verdienen wegen Würdigkeit außer ihrem Erden- auch den Himmelslohn, oder wenige werden selig (cf. 19 Pfingstsonntag). Gottes Seligkeitsberufung für alle Menschen und Gewährung auch aller Seligkeitsmittel wird eben von den meisten Menschen nicht benützt, und daher die geringe Zahl der Auserwählten und die große Zahl der Verworfenen, deren göttliches Vorauserkennen und Vorauswissen von Ewigkeit her aber keinen Menschen dazu verleiten soll, sich selbst zu den Auserwählten oder Verworfenen zu zählen, sondern alle vielmehr dahin streben lassen muß, nach bestem Wissen und Gewissen Gottes Gnade und Seligkeit zu verdienen, um nicht durch Undank den Verlust der Seligkeit oder durch Verstocktheit eine tiefere Hölle sich zu bereiten.

Das Werden der letzten zu den ersten und der ersten zu den letzten, auf Grund der Berufung vieler und der Beseligung weniger — ist ein Wort, das im Hinblick auf die Zukunft die Einen betrübt und die Anderen erfreut, — denkt ja mancher Herr an seine Erniedrigung und üblen Tage, und mancher Diener an seine Erhöhung und guten Tage, die seiner Zeit gewiß kommen; denn heute obenan und morgen unten, und heute verachtet und verkannt und morgen in Ruhm und Ehre sein, ist ja hinieden nichts Neues. Doch dies Wort findet seine Bestätigung weniger auf Erden, als in der Ewigkeit. Mag sich's auch nicht selten hienieden erfüllen durch Gottes Vorsehung laut Wort: „Die Gewaltigen stürzt Gott vom Throne,“ wie einen Sedezias, und „die Demütigen erhöht er“, wie den Mardochäus, — so bleiben doch nicht selten auf Erden, die letzten die letzten und die ersten die ersten, d. i. wer einmal an den Bettelstab gekommen, nimmt ihn meist mit in's Grab, — wer einmal die Gunst der Mächtigen sich erworben, erfreut sich ihrer auch bis an's Ende, — wer einmal unter die Treber sich gemengt, den fressen die Säue, — wer einmal sich fest in den Sattel gesetzt, den bringt man auch nicht sobald wieder heraus. Aber anders ist's in der Ewigkeit. Da heißt's: Was vor der Welt thöricht ist, hat Gott erwählt, um das Weise zu beschämen, — und das Schwache vor der Welt, um das Starke zu beschämen, und das Geringe und Verachtete und das, was nichts ist vor der Welt, um das, was etwas ist, zu nichte

zu machen" (1. Kor. 1, 27). Der Prasser kommt aus dem Purpur in die Hölle..., der angesehene Pharisäer wird verworfen, der verachtete Zöllner gerechtfertigt, die geringe Jungfrau Maria von allen Geschlechtern selig gepriesen, und Christus, das Ärgernis und die Thorheit, wird erhöht zur Rechten des Vaters über alle Gewalten dieser und jener Welt. Freilich sei es fern von uns, alle als verloren fürs Jenseits zu halten, die hinieden die ersten sind, noch auch alle für selig zu preisen, die auf Erden die letzten sind; denn Könige, Fürsten, Gelehrte und Reiche, haben sich durch ihre Mühen, Regierung, ihr Studium und ihren Mammon, den Himmel errungen und als erste dieser Erde blieben sie die ersten auch im Jenseits, aber nur durch ihre gottgefällige Demut, die sie vor dem Höllensturz bewahrte; — so viele letzte aber der Erde sind auch die letzten in der Ewigkeit wegen ihres Hochmuts.

Trachten wir darum nach der Demut zur Erlangung der Himmelskrone, damit wir nicht bloß auf Erden, sondern auch in der Ewigkeit, nicht nur berufen, sondern auch auserwählt, zu den ersten und nicht zu den letzten gehören.

2) Die Parabel lehrt des allmächtigen Gottes gute Regierung der Welt, besonders seines Reiches, seiner Kirche, in allen Zeitperioden und daß er sie nie der gänzlichen Verwüstung anheimfallen ließ, — aber auch seine Heils- und Seligkeitsfürsorge für jeden einzelnen Menschen, zumal den Christen, in all seinen Lebensaltern, d. i. stets ist Gott in seiner natürlichen, politischen, religiösen und einzelnen Vorsehung ein guter Hausvater für die ganze Menschheit, — und Gotteslästerung wäre es, diese seine Vorsorge für die Menschheit, besonders für seine Kirche und Christenheit, diesen seinen „Augapfel", je ableugnen oder ihn zum unwirtschaftlichen Hausvater erniedrigen zu wollen, — aber auch Gottvermessenheit, dem Rufe Gottes nicht zu folgen ob der lässigen Verschiebung auf spätere Zeit, da niemand die Zukunft in seinen Händen hat, oder aus Verzweiflung, man werde von Gott nicht mehr angenommen werden.

Nach der Parabel geht Gottesdienst über Herrendienst, und Gotteslohn über Menschenlohn, — und wie ohne Arbeit kein Menschenlohn, so ist auch ohne solche kein Gotteslohn weder der Zeit, noch Ewigkeit zu erlangen; — zum Empfang des Gottlohnes aber aus Christi Hand ist erforderlich gottgemäße, christliche Arbeit, d. i. in der christlichen Kirche, in Glauben, Sittlichkeit und Gnade, — und auf diesem Arbeitsgebiete Gottes ist niemals die Klage, wie die zeit-

weise auf dem der Menschen, begründet: „Es hat uns niemand gedungen,“ oder „wir sind im Lohne verkürzt worden“!

Die Parabel lehrt ferner die allerlohnreichste Gottesarbeit des christlichen Zeitalters. Das ist eine Wahrheit, von und in der wir uns auch nicht irre machen lassen durch die protestantische, auf den bloßen Glauben an Christi alleinige und alles vermögende Verdienste gestützte Verwerfung der Verdienstlichkeit der christlich-guten Werke; denn, — wirkt auch Gottes Gnade alles in allem, und sind auch alle, auch die besten Menschenwerke ohne Rechtfertigung vor Gott und dem Himmel unverdienstlich, und ist selbst diese Rechtfertigung trotz aller, ihr vorausgehenden und sie annehmenden guten Werke, wie des Glaubens, der Buße, Hoffnung und Liebe, nur eine reine Gnade Gottes, — so ist doch auch das Lohnrecht und Lohnverdienst unserer, der Rechtfertigung nachfolgenden und in der Gnade Gottes vollbrachten guten Werke — laut heutigem Evangelium — niemals zu leugnen, obgleich wir auch als Christen nicht darauf bauen, sondern, wie wir das Gute thun, als ob Gott gar nichts thue, so auch das vollbrachte Gute so ansehen, als ob Gott alles gethan hätte. Das ist die katholische Lehre vom Synergismus.

Nach der Lehre der Parabel ist endlich Gott ein überreicher Belohner alles in Gott gethanenen Guten; alles belohnt er nach Recht, Gewissen, und nie kann er einen Kontraktbruch begehen, noch etwas Gutes unbelohnt lassen, — giebt den vollen Lohn aber erst am Abend seinen Auserwählten in seiner eigenen Anschauung, Besitzung und Genießung, worin zugleich auch die verschiedenen höheren und niederen Seligkeitsgrade je nach der Fähigkeit und Verdienstlichkeit miteingeschlossen sind.

3) Das Gleichnis, angewendet auf Christi Erdenkirche — enthält eine Mahnung und Warnung.

a. Es mahnt uns zum gewissenhaften Fleiß in unserer gottgesetzten und gottgewidmeten Berufsarbeit.

Wo ist die Annahme unserer göttlichen, christlichen und kirchlichen Berufung? Wo ist unsere Arbeit im Dienste Gottes innerhalb der Kirche Christi? Wo ist der Erfolg unserer gottangewiesenen und nach seinem Willen und ihm zu Liebe ausgeführten Lebensthätigkeit in Rücksicht darauf, daß alle andere Arbeit ohne Gott, Christus und seine Kirche, keinen betreffenden Gotteslohn zu beanspruchen hat?

b. Das Gleichnis warnt uns aber auch vor aller Unzufriedenheit ob des uns von Gott gegebenen Lohnes, wie vor aller

Mißgunst angesichts unserer scheinbar von Gott mehr bevorzugten Glaubensgenossen unserer Kirche.

Unstreitig ist — nach Paulus — ein großer Gewinn die Zufriedenheit mit unserem Lebensgeschick und mit dem, was wir zur Erhaltung unseres Lebens von Gott empfangen; denn gerade darin besteht ja der Lohnespreis, um den Gott mit uns betreffs der ihm gewidmeten Arbeit übereingekommen, darum ja auch der Apostel sagt: „Haben wir Nahrung und Kleidung, so laßt uns damit zufrieden sein; denn wir haben nichts in diese Welt gebracht und werden ohne Zweifel auch nichts davon mitnehmen!"; hat aber jemand nicht die Lebensnotdurft, so trägt nicht Gott die Schuld, sondern er selbst mit der Nichtanwendung und dem Mißbrauch der ihm von Gott verliehenen Kraft und wegen des Mangels an Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Einsicht in den, der großen Welt und ihm selbst gebührenden Bedarf.

Doch des Menschen Unzufriedenheit bezieht sich nur höchst selten auf die eigene Verschuldung, sondern zumeist nur auf die Anordnungen Gottes, wie in der Ordnung der Natur, so in der Ordnung des menschlichen Lebens und seiner Geschicke, und der Mensch soll — laut Spruch — noch geboren werden, dem's sein Mitmensch und Gott selbst in allen Stücken recht zu machen weiß. Ja, wir Menschen sind leider nur zu oft unzufrieden mit Gott und treten, wie neidisch auf unsere Mitmenschen, so klagend über unsere Verkürzung vor ihn hin, gleich als ob er parteiisch und ungerecht seine Wohlthaten und Belohnungen austeile. Und dies geschieht aus keinem anderen Grunde, als weil der Mensch in der Regel seine eigenen Verdienste über- und die anderen unterschätzt, eine zu große Meinung von sich und zu geringe von Anderen hat, kurz, sich selbst für verdienstlicher hält, als er ist, und andere für unwürdiger, als sie sind. Nur die Selbstüberschätzung macht uns mit Gott unzufrieden, weil wir für uns und unseren Wert allzusehr eingenommen sind, und dies wieder nur deshalb, weil wir unser Lebensgeschick nicht aus diesem selbst und Gott gegenüber, sondern lediglich im Vergleich mit unseren Nebenmenschen betrachten, und auch alle unsere Arbeit nur nach dem Maß ihrer Zeit, Dauer und Länge, nach des Tages Last und Hitze, nicht aber nach ihrer Größe, Güte und Geschicklichkeit, abzuschätzen pflegen, ohne zu bedenken, daß so mancher Mensch mit Fleiß und Geschick in ganz kurzer Zeit viel mehr und bessere Arbeit zu stande bringt, als andere Saumselige und Ungeschickte in vielen Jahren, — gleich einem Paulus, dem letzt und jüngst berufenen Apostel gegenüber seinen bejahrten Mitaposteln. Und

kommt dazu, daß dies Erdenleben oft so sehr verwickelt, unangenehm und trübselig erscheint, wie so leicht kann dann die Klage ertönen: „Warum, o Herr, hast du uns dies gethan?"

Gottes Antwort aber lautet stets und immer gegenüber den mit ihm Unzufriedenen: „Freund, ich thue dir kein Unrecht. Du erhältst das Ausbedungene, das Verdiente, was recht ist, was du mit gutem Rechte verlangen kannst, d. i. den Preis des Lebens, des zeitlichen und ewigen, so du in meinem Dienst, unter meinem Verwalter und in meiner Kirche gearbeitet hast; denn das andere Gute und Verdienstliche, was du besitzest, hast du von mir und meiner Gnade empfangen, und bin ich nicht schuldig, dir dafür zu geben, — und hättest du gleich anderen Menschen auch alles Gute gethan, so müßtest du doch mit ihnen gestehen: „Wir sind nichts, als unnütze Knechte und Mägde Gottes, haben nur unsere Schuldigkeit gethan und sind nicht wert seiner zeitlichen und ewigen Wohlthaten!" — Warum willst du also unzufrieden mit mir und neidisch auf Andere sein, weil ich auch gegen diese gütig bin und ihnen scheinbar, in Wahrheit aber verdientermaßen vielleicht mehr irdische, aber weniger geistliche Güter zuwende, während doch gerade diese als Schatz des Herzens viel wertvoller sind, als der Schatz im Kasten? Und bin ich nicht der allwissende Kenner aller menschlichen Verdienste, und wer die ersten und letzten in Arbeit und Lohne sind, — und bin ich nicht der Herr, der Allmächtige, der thun kann, was er will, und der von niemandem Vorschriften anzunehmen, noch jemandem Rechenschaft zu geben braucht, was und wie viel ich auch Anderen zuwende? — Nimm, was dein ist. Und dein sind nur die Sünden, ihre Schulden und Strafen, dein sind nur die von deinen Voreltern Adam und Eva ererbten Leiden und Trübsale, dein sind nur das Leben der Zeit und Ewigkeit als Arbeitslohn und die Gnaden, die ich dir aus Erbarmen gegeben! — Sei also zufrieden mit der Anordnung meiner Vorsehung und mit dem dir bestimmten Lohne meiner Liebe, — rechte nicht mit mir, deinem Gott, noch wirf dich zum Richter auf über deinen Nächsten und dessen Wert und Verdienste, damit du nicht auch verlierst das Gute der Zeit und Ewigkeit, was du bereits von mir in der Gegenwart und Zukunft besitzest!"

IV. Der Müßiggang ist unheilvoll im weltlichen Leben und noch unheilvoller im Heilsgeschäft, — so lehrt der Hausvater der Parabel, dies Muster von Wachsamkeit, Sorgfalt, Fleiß und Redlichkeit.

1) Arbeit ist Menschenbestimmung schon laut Gottes Naturgesetz. Wie ein stillstehendes Schiff verdirbt und das sich bewegende

nützt, — wie ein stillstehendes Wasser fault und Ungeziefer erzeugt und das laufende gesund bleibt, — wie das ungebrauchte Eisen rostet und das gebrauchte glänzend bleibt, — so ist's auch mit dem Menschen und dessen Thätigkeit und Müßiggang. —

Nötig ist die Arbeit, — das wußten auch die alten Heiden. „Niemand kann ohne Arbeit Ehre und Ruhm erringen," sagt Euripides. „Man soll sterben in der Arbeit," war Spruch der Stoiker. Alexander der Große nannte die Arbeit einen königlichen Beruf, den Müßiggang einen knechtischen. Marc Aurel verordnete: „Niemand dürfe sich in Rom öffentlich blicken lassen ohne sein Handwerkszeug, sonst werde er zum Schanzenbau verurteilt." Amasis befahl: „Jeder Ägypter müsse jährlich der Obrigkeit von seiner Arbeit Rechenschaft geben, sonst werde er zum Tode verdammt, wie die Bienen die faulen Hummel töten" (Herodot).

Arbeit ist Menschenbestimmung auch laut Gottes Offenbarung. Auch im goldenen Zeitalter des Paradieses fehlte nicht die Arbeit; denn „Gott setzte den Menschen ins Paradies, damit er es bebaue und hüte" (gen. 2). Trotzdem nun auch das Paradies sich in vollkommenem Zustande befand und es nichts zu erbauen und zu hüten hatte, wollte Gott dennoch des Menschen Arbeit bloß darum, „damit er nicht müßig gehe und damit er als der erste Mensch für seine Nachkommen zum Gesetze werde dahin, wie sie sich des Müßiggangs enthalten könnten" (St. Ambros.). — Mühselige Arbeit im Schweiße des Angesichtes aber gab's erst nach und zufolge der Sünde.

Der Hausvater der Parabel ruft zur Arbeit mit dem vorwurfsvollen und scheltenden Wort: „Warum stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?" gleich als ob er dazu berechtigt wäre und niemand ihm sagen dürfte: „Was geht das dich an?" Und in der That fragt er mit Recht; denn ein arbeitsfähiger Müßiggänger ist eine gemeinschädliche Last, und „Müßiggang ist aller Laster Anfang" und ein Lotterbett des Teufels. —

Um nun die Notwendigkeit und den süßen Lohn der Arbeit zu zeigen, werden wir hingewiesen nicht auf den Ackerbau, die Schäferei, Schlosserei oder Musik, sondern auf den erst danach eingeführten Weinbau mit seiner vielen Pflege, aber auch süßen Frucht, den bekanntlich schon Noa trieb und betreffs dessen der Weise über einen faulen Menschen klagt (prov. 24, 30), — hingewiesen auf so viele warnende Beispiele, Eva, Dina, David u. A., und daß, wenn der Mensch nicht im Beruf, er sodann im Laster arbeitet, und mit Nichtsthun das Böse-

thun lernt (Cato), — und hingewiesen auch auf die verschiedenen Müßiggangsarten, auf den buchstäblichen und gewöhnlichen Müßiggang, d. i. das Gassentreten, Kneipenhangen und Müßigstehen am Fenster oder vor dem Spiegel u. dgl., aber auch auf den vornehmen und feinen Müßiggang der brotlosen Künste, wie Besuche, Gesellschaften, Promenaden, Konzerte, Theater, Tänze und dergleichen Arbeiten, die man selbst bis zum Schweiße verrichtet und von denen man Wunder meint, was für schweres Tagewerk man schließlich vollbracht habe.

2) Noch ungleich heilloser ist der Müßiggang beim Seelengeschäft; d. i. die Trägheit des Menschen, sich zu bessern, das Gute zu thun, wie das Böse zu meiden, die guten Werke zu verrichten, sich der Tugend zu befleißen, und die Gnadenmittel im Gottesdienstbesuch und Sakramentenempfang anzuwenden; denn durch solchen Müßiggang verliert er den Gotteslohn für die Zeit und Ewigkeit. Auch beim himmlischen Hausvater ist kein Lohn ohne ihm geleistete Arbeit zu haben. Daher die lateinischen Sprüche: „Non sic itur ad astra.“ „Sine labore nihil!“ Da gilt nicht die Ausrede: „Es hat uns niemand gedungen,“ da Gott immer und überall zur Heilsarbeit ruft, ja sogar durch die Heiden; denn als u. A. Seneca gefragt wurde: Warum er nicht müßig sei und stets arbeite?, entgegnete er: „Vor dem Alter arbeitete ich, um gut zu leben, — und im Alter arbeite ich, um gut zu sterben!“

Wie der Weinberg die Kirche Gottes bedeutet, so können wir unter der Seele des Menschen seinen Weingarten verstehen, zu dessen Pflege uns fünf Arbeiter in den fünf Sinnen, deren Oberaufsicht der Verstand führt, und zu dessen Presse uns das Kreuzesleid gegeben sind, um so durch seine Arbeit vom ersten bis letzten Atemzug in der Tugend den „Götterwein“ zu erzielen. Aber wie oft werden die fünf Arbeiter vom Hausvater beim oftmaligen Ausgange müßig gefunden! Sie gleichen nicht der fleißigen Seidenraupe, sondern der Spinne mit eitlem Gewebe, nicht den fünf klugen, sondern den fünf thörichten Jungfrauen, nicht der Taube Noas, sondern seinem Raben auf dem Weltaase. Die Augen schlafen als obrigkeitliche und richterliche, oder sind vorwitzig und frech; die Ohren sind für oder gegen die Wahrheit verzärtelt und lauschen lieber auf das Böse; die Zunge ist stumm für die Sprache und unmäßig im Geschmack; die Nase ist heikel und empfindlich und will den Tugendgeruch nicht vertragen, — die Hände aber sind arbeitsscheu, bei Frauen putzsüchtig, bei Anderen ungerecht oder raubgierig.

Bei solchem Müßiggange im Seelengeschäft wird aber auch der Lohn danach sein.

3) Wie verschieden der Müßiggang, so ist auch verschieden die Arbeit in den verschiedenen Berufsgebieten. Jeder Stand hat seine Berufsarbeit und von dieser auch Ehre und Lohn zu beanspruchen. Aber das ist eben der alte Fluch, daß die grobe Handarbeit bloß diese und wohl auch die gemischte der Hand und des Kopfes, der Nadel und Feder, aber keineswegs die reine Kopfarbeit als lohnenswerte Arbeit anerkennen will, wie es unter anderem auch den Regierenden und Geistlichen ergeht.

Demosthenes verteidigte einst den Atheniensischen Magistrat gegen den, ihn des Müßiggangs beschuldigenden Pöbel, dieweil er keine grobe Handarbeit verrichte. „Nicht alle Arbeit," — sagte jener, — „ist für alle Menschen, wie nicht jedes Glied des Leibes für alle Wirkungen. Das Auge ist zum Sehen, damit die Füße sich nicht verletzen, und so ist die Obrigkeit das Auge für den gemeinen Mann." Jeder darum verrichte treu die ihm von Gott überlassene Arbeit, und er erhält den Zehner.

Die Parabel lehrt auch die einzig heilsame Lösung der socialen Arbeiterfrage vermöge des Christentums, d. i. durch den Verwalter des himmlischen Hausvaters.

Daher mahnt die Parabel: Arbeiter, wollt ihr lohnreiche Arbeit, so seid und werdet gute Christen im Reiche Gottes, und — da kein Gott ohne Christus und kein Christus ohne Kirche ist, so haltet auf euer katholisches Christenbekenntnis in Gesinnung, Wort und Leben! Wir alle aber ohne Ausnahme als Arbeiter in Gottes und Menschen Dienst, — sollen zuerst und vor allem nach dem Gotteslohne streben und uns mit dem Menschen- und Weltlohne nicht begnügen.

# Am Sonntag Sexagesima.

Evangelium. Als sehr viel Volk zusammengekommen war (Luk. 8, 4–15).

I. Für die leiblichen Bedürfnisse hat Gott in der Ordnung der Natur durch die bürgerliche Gesellschaft, für die seelischen aber in der Ordnung des Geistes durch die Kirche gesorgt.

1) Unter den drei Mitteln, mit denen Christus sein Erlösungswerk, respektive dessen Mitteilung fortsetzt, ist das vorangehende seine Lehre, welche christianisiert, christlich konserviert und zur seligen Ewigkeit nährt. Die Kirche erfüllt diese Aufgabe durch ihr Predigtamt. In der ununterbrochenen Predigt des göttlichen Wortes, des Evangeliums, des religiösen — sittlichen Gesetzes, — hat sie jene große Weltschule eröffnet, die Schule der göttlichen Geheimnisse, in der die christlichen Völker zur höchsten Höhe der Kultur und wahren Bildung herangezogen und ausgebildet werden.

Gleichwie, um der Erde gute Frucht abzugewinnen, nötig ist der Same und zwar der beste, der Originalsame, und — woher sollen wir ihn nehmen, wenn nicht von Gott, der ihn in der Natur uns spendet? gleichwie es ferner bedarf seiner Ausstreuung, der Aufnahme von der Erde und des Sonnenscheins und Regens, — so ist's auch auf dem Geistesgebiet. Um dem Menschenherzen gute Frucht abzugewinnen, bedarf es des geistigen Samens, des Wortes, und der beste und fruchtbarste ist das Wort aus Gottes Munde selber, — bedarf es aber auch seiner Aufnahme und der Himmelsgnade.

St. Augustin hält den Samen mit für das größte Wunderwerk der Natur und mit Recht; denn wunderbar ist's, daß eine so große lebenbewirkende Kraft, die ganze Substanz und Wesenheit einer Blume, eines Baumes, der Pflanzen und Tiere, — die Seele des Menschen

ausgenommen — in einem so kleinen und unscheinbaren Körnlein verschlossen ist, und nach und nach von der Natur hervorgezogen, und je länger, desto vollkommener wird. In so kleinem Dinge erzeigt also der große Gott seine Allmacht und Weisheit, — und wer ihm bei dieser Arbeit hilft, ist ihm ein treuer Diener; — wer ihm aber den Samen verdirbt, vernichtet ihm ein vortreffliches Kunststück, was Gott nicht ungerochen läßt. — Gilt dies vom Natursamen, wievielmehr vom geistigen und übernatürlichen, dem Worte Gottes selber!

Unstreitig ist auch groß die Kraft des bloßen Menschenwortes, schon in seiner natürlichen, und noch ungleich mehr in seiner kunstvollen Beschaffenheit. „In den Menschenworten, wie in den Steinen, liegt eine große Kraft und Tugend verborgen" (prov.), und „ein gutes Wort findet guten Ort" und „die Worte bewegen". — Das Menschenwort nimmt für sich ein, gewinnt, überwindet, stillt, beruhigt, besänftigt, versöhnt, — bald auch entflammt's, ermutigt's und reißt's unwiderstehlich mit sich fort. — Und — ertönt es erst, umkleidet mit dem Gewand, mit dem Wohlklang der Wohlberedsamkeit, dem Glanz, Schmuck und der Schönheit der Kunst, — wie wird dann die Anmut und Kraft seiner Natur verdoppelt und verzehnfacht! Was ist's Wunder, daß das Ohr und Herz gewinnende Menschenwort je nach dem Maße seiner Weisheit, Güte und Wahrheit, oder seiner Thorheit, Bosheit und Falschheit, unsäglich großen Nutzen oder Schaden unter den Menschen anstiften kann, daß die bloß menschliche Beredsamkeit schon genannt wird „eine königliche Seele", und daß Pyrrhus, König von Epirus, zu sagen pflegte: „Sein Redner und Advokat Cyneas habe ihm viel mehr Städte, Länder und Menschen, erobert, durch seine Wohlberedtheit, als aller Waffen Krieg und Sieg, und seiner Zunge schulde er viel größeren Dank, als den starken Händen und Armen seiner Soldaten!" Kein Wunder aber auch, daß die Menscheneloquenz nicht ohne Grund von den alten Gerichtstribunalen, wie unter anderm vom Areopag der heidnischen Athener, ausgeschlossen war, und zwar wegen der Besorgnis, „es möchte durch sie die Gerechtigkeit und Wahrheit unkenntlich gemacht und hintergangen, beziehentlich betrogen werden!"

Wie unsagbar größer, — als das pure Menschenwort, muß die Kraft des göttlichen Wortes sein, das, welches Gott redet, wie in seinem Innern, seiner Erkenntnis und Weisheit, von Ewigkeit her, — so auch in der Zeit nach außen, in seiner Menschenschöpfung und Erlösung, — und das nicht ein wesenloser Schall, sondern eine gött-

liche, die zweite Person des Dreieinigen Gottes, Gott von Gott, Licht von Licht, göttlicher Natur und Wesenheit ist.

2) Will Gott das Heil der ganzen Welt in ihrer Schöpfung und Erlösung, so muß er auch den kostbaren Samen seines göttlichen Wortes allüberall und allzeit ausstreuen, und darum finden wir das Wort Gottes auch zu allen Zeiten und an allen Orten.

Wir vernehmen es in dem uns Menschen angeborenen Gewissen, — ferner in allen Geschöpfen und Werken Gottes, in der Natur und Welt, desgleichen in allen täglichen Begebenheiten und menschlichen Geschicken als den Anordnungen der göttlichen Vorsehung, in den Gotterleuchteten Lehren und Beispielen der gerechten Menschen, — am allerklarsten aber in der Menschwerdung des göttlichen Wortes, — wie in deren Verheißung, so noch mehr in ihrer Erfüllung und Fortsetzung.

a. Wir finden darum das göttliche Wort auch bei den Weltphilosophen, bei den alten und neuen Heiden, — allein es fällt bei ihnen auf verweltlichte Herzen, die da gleichen den vielbetretenen Weltwegen, und es wird zertreten und von den dämonischen Geistern ihnen hinweggenommen, so daß sie nicht glauben, ihre Tugend von der Selbstsucht nicht befreien und so auch nicht selig werden, — wie einst, so jetzt.

b. Wir finden das Wort Gottes ferner bei den alten und neuen Juden; — allein ihre Herzen bleiben stein- und felsenhart, und darum kann's bei ihnen nicht einwurzeln und es muß verdorren, d. i. sie glauben eine Zeit lang, aber zur Zeit der Versuchungen fallen sie ab.

c. Wir finden das göttliche Wort auch bei den Sarazenen und irrgläubigen Christen; — allein, da bei diesen viele Dornen der irdischen Sorgen, Reichtümer und Wollüste des Lebens vorhanden sind und mit dem göttlichen Worte aufwachsen, so ersticken sie dasselbe und machen es ganz fruchtlos.

d. Wo aber das Wort Gottes sich allein in seiner Fruchtbarkeit bis zu dreißig, sechzig und hundertfältiger Frucht zeigt, das ist bei den wahren Christen. Und warum nur bei diesen? Weil sie es mit gutem und sehr gutem Herzen aufnehmen und behalten, und in Geduld heranreifen lassen. Darum hat auch Gott sein von Ewigkeit her geborenes und in der Zeit der Menschheit zuerst in dessen Verheißung und dann in der Fleischwerdung geoffenbartes Wort, in dessen Geist und Leib, oder in der heiligen Schrift beider Testamente und

Erblehre, wie in seiner Menschwerdung und deren Fortsetzung, auf immer seiner christlichen Kirche übergeben, damit sie es der Menschheit unter dem Beistande des heiligen Geistes als lauter und unverfälscht mitteile, und zwar vermittelst des im letzten Abendmahle fortgesetzten Erlösungsopfers Christi.

Ja, die heilige Messe oder Liturgie mit ihrem gepredigten und sakramentalen Gottesworte hat Gott angeordnet als die Hauptquelle, aus der die Menschen das Wort schöpfen sollen, und als das Hauptorgan, durch das Gott zu den Menschenherzen redet, um sie in der notwendigsten Wissenschaft, in der des Seelenheils zu unterweisen, die Sünder aus ihrem Schlafe zu erwecken und die Gerechten in ihrer Tugend zu befestigen und allen die Erlösungsverdienste Christi mitzuteilen, so daß sie in Wahrheit das erste und letzte, sicherste und wirksamste Seligkeitsmittel zu nennen ist. Und an diesem göttlichen Worte hat auch stets die wahre Christuskirche festgehalten und ist nimmer davon abgewichen; denn das Gegenteil behaupten, gleich als hätte sie es „verunreinigt" oder „unter die Bank geworfen", und als hätten erst andere christliche Konfessionen nach fünfzehnhundert Jahren es „wieder hervorgezogen" und „zum ewigen Worte Gottes gemacht", kann nur eine Versündigung an Gott, seiner Wahrhaftigkeit, Treue und jener Verheißung sein, „daß eher Himmel und Erde, als seine Worte vergehen," sowie eine offenbare Lüge gegenüber der geschichtlichen Unvergänglichkeit und Unzerstörbarkeit der Kirche, woran sie nur deshalb einen Anteil hat, weil sie am unvergänglichen und unzerstörbaren Worte Gottes festgehalten.

Diesem göttlichen Worte verdankt denn auch die christliche Menschheit ihr Erden- und Himmelsglück, ihre Macht und Größe, Kultur und Civilisation, — zuvörderst ihre religiös-sittliche, und damit ihre geistige oder intellektuelle und auch die äußerliche, sociale und wirtschaftliche Kultur oder Vervollkommnung, die mit ihren Früchten fortschreitet aus der Zeit in die Ewigkeit, — und ohne dies Gotteswort würde auch die Christenheit wieder der übertünchten Scheinkultur und hernach der Barbarei, Verrohung, Verwilderung und Vertierung anheimfallen.

I. Die Predigt, als Teil der heiligen Messe, ist überaus wichtig und groß ist die Pflicht ihrer Anhörung. Doch viele scheinen nicht zu bedenken, daß Christus nur die als die Seinen anerkennt, die sein Wort hören, wie er auch sogar seine Mutter nicht erkannte, als er mit Predigen beschäftigt war. — Durch das Nicht- oder Seltenhören

und Versäumen der Predigt des göttlichen Wortes auch ohne Not giebt man zu erkennen, daß man nicht viel auf die Predigten hält, gleich als ob einem wenig daran gelegen sei. Die Kirche aber, die wie Christus das Predigthalten und somit auch das Predigthören gebietet, fragt entgegen: „Ist denn wirklich so wenig gelegen an der Erkenntnis Gottes und der göttlichen Dinge im wahren Glauben, — und an der christlichen Gerechtigkeit und der Sündenbekehrung? Das kann doch niemand sagen, da daran das ewige Seelenheil hängt. Beides aber sind ja Früchte des recht gepredigten und angehörten göttlichen Wortes. Wie sollte da nicht viel gelegen sein an seiner Anhörung, die solche Früchte hervorbringt?"

Ja, aus dem in den Predigten ausgesäeten und angehörten Worte Gottes entsteht die Frucht der Gotterkenntnis, ohne die man ja, einschließlich der Erleuchtung in göttlichen Dingen, zu Gott nicht kommen kann, laut Wort: „Da du sie (die Wissenschaft) verworfen, will ich dich auch verwerfen" (Osee 4, 6).

1) Wie thöricht ist der Einwand: „Man wisse auch ohne Predigt schon alles, was man wissen solle, — habe schon längst alles gelernt und gelesen, und es werde einem in der Predigt nichts Neues gesagt." Thöricht ist dies Wort; denn abgesehen davon, daß solche Kenntnis, die manche sich einbilden, aber nicht besitzen, allen zu wünschen wäre, — so müssen dennoch alle, selbst jene, die das Nötige wissen, das Wort Gottes in der Predigt anhören. Und warum? Aus drei Gründen.

Weil der Weise vom Hören noch weiser wird, und wir noch tiefer in's Verständnis der christlichen Glaubensgeheimnisse einzudringen nötig haben (prov. 1, 5).

Weil man ferner trotz seines Wissens die Heilswissenschaft wieder vergißt und daran in der Predigt wieder erinnert zu werden nötig hat, so auch der Gelehrteste.

Und weil man die Predigt nicht bloß bedarf zur Verstandeserleuchtung und Erinnerung, sondern auch zur Bewegung des Willens zu allem Guten; denn das Wissen ohne das Thun nützt gar nichts und ein guter Theologe und Jurist ist nicht allemal ein guter Christ. Darum hat auch der Gelehrte, wie Ungelehrte, die Predigtzusprache vonnöten.

Aus der Predigtanhörung entsteht auch die Frucht der christlichen Gerechtigkeit.

Wie die neue Erde durch Gottes Wort in der Erschaffung mit

Geschöpfen, Pflanzen und Früchten, bedeckt worden, so grünt und blüht auch die bis Christus öd und wüst gelegene, sittliche Welt durch die Predigt und Anhörung des göttlichen Wortes. Daher stünde es auch viel besser mit der heutigen Christenheit und es gäbe weniger Ärgernisse, würde man fleißiger die guten Lehren des göttlichen Wortes anhören.

Dies gilt aber besonders von der Bekehrung der Sünder. Dazu ist die Predigt das wirksamste Mittel, ja Gott giebt dazu den Sündern kein anderes; denn verachtet man die Predigt und will man andere von den Toten auferstandene Prediger, wie der Reiche der Hölle für seine Erdenbrüder, so spricht Abraham: „Sie haben Moses und die Propheten, diese sollen sie hören!" — Hört man sie wie David den Nathan, so wird der Sünder, wenn nicht durch einen, so durch andere Propheten gerettet; hört man sie aber nicht, wie Judas, der sich von Christi Abendmahlspredigt absentierte, als nach dem Bissen der Teufel in ihn gefahren war, so ist der Sünder ohne Rettung verloren.

Warum versäumen trotzdem so viele die Predigt?

2) Etwa, weil sie schon so fromm und heilig sind, daß sie der Predigtzusprache nicht mehr bedürften, wie sie sich einbilden? Entschieden nein; denn als wahrhaft Fromme würden sie keinen Ekel, sondern Lust und Freude an der Predigt haben, auch demütig sein und die Predigt für nötig halten, um fromm zu bleiben und im Eifer nicht zu erkalten, und auch zur Predigt kommen, um anderen ein gutes Beispiel zu geben, und so gehorsamen dem christlichen Kirchengebot, „an allen Sonn- und Feiertagen nicht bloß die Predigt zu halten, sondern auch zu hören."

3) Oder haben sie etwa so viel Geschäfte, die sie abhalten? Auch nicht; denn unaufschiebbare Geschäfte kommen nur selten vor, — und sowenig, wie man sich durch Geschäfte von der Leibesspeisung abhalten läßt, darf man auch deshalb die Seelenspeise nicht versagen, — und überdies ist ja der Sonn- und Feiertagsgottesdienst mit Predigt und Amt auch ein Geschäft, und zwar solches, das allem anderen vorzuziehen ist.

4) Oder — fehlt's etwa an Gelegenheit, die Predigt zu hören? Nein, die Ausstreuung des göttlichen Samens, zumal in unseren deutschen Landen seit der Glaubensspaltung, ist im Gegenteil viel zu reichlich und häufig, und jedes Übermaß schädigt die gute Sache, daher auch einst in der Zeit der heidnischen Verfolgung, wo

die christliche Kirche noch keine öffentliche Anerkennung besaß und insgeheim ihre Gottesdienste abhalten mußte, sowie noch jetzt in Landen, wo sie als katholische nur eine geduldete ist, der gottesdienstliche Eifer ein viel größerer zu nennen ist.

5) Oder — taugt etwa der Same nicht? Dies zu denken, sei fern von uns; denn der Same ist das Wort Gottes und stets und immer tauglich zur Hervorbringung guter Früchte, — und sei auch eine Predigt noch so schlecht, wie sie immer sein will, immer kann man aus ihr noch was lernen und einen Nutzen schöpfen. Untauglich ist aber bei der Fruchtbarkeit der Predigt des Gotteswortes die Erde der Menschenherzen, auf die der Same Gottes ausgesäet wird, sobald sie kein Interesse für Gottes Wort, sondern Widerwillen vor dieser Seelenspeise hat und nicht gut zu- und wohl vorbereitet ist; denn, was nützt alles Aussäen auf den Acker der Natur im Winter, wo die Erde gefroren, mit Schnee bedeckt und mit Eis überzogen ist, — der Same ist umsonst gesäet, verloren, und kann keine Frucht bringen, — und ebenso, was hilft das Predigen, wenn der Acker der Seelen nicht wohl vorbereitet ist?

6) Oder — gefällt etwa die Person des Predigers nicht? Wer nur auf die Person des Predigers und nicht auf die Predigt sieht, ist auf Holzwegen, laut heutigem Evangelium; denn — hat Christus alles, von dieser Parabel ausgelegt, was unter diesem und jenem zu verstehen sei und nur allein das nicht gesagt, wer der Säemann ist, — so wollte er damit ja zu erkennen geben, daß man nicht auf den Prediger sehen solle, ob er schlimm oder gut lebe, von hohen oder schlechtem Herkommen sei, wenn nur der Same seiner Lehre gut sei, darum Christus auch am Ende des Evangeliums rief: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!", d. i. hören sollt ihr und nicht sehen auf die Person des Predigers. — Diesen Hinweis hat auch Gott Vater bei der Taborverklärung seines Sohnes gegeben mit dem Wort: „Diesen sollet ihr hören," anhören und nicht ansehen, ob auch sein Antlitz glänzt wie die Sonne und seine Kleider wie der Schnee; denn nicht das Ansehen, wohl aber das Anhören führt zur Seligkeit oder macht selig! — Und in der That, wie einst Samson das Wasser getrunken, das ihm Gott aus einem dürren Eselsbein fließen ließ, und wie auch der tote Leib des Propheten Elisäus einen anderen Toten lebendig gemacht, — so muß man auch das Wort Gottes, das ebensowohl fließt von einem, den man für einen Esel hält, wie von einem, den man für gescheit ansieht, ebenso annehmen von jedem

kirchlich und rechtmäßig gesandten Prediger, ohne Rücksicht darauf, ob du ihn für einen toten und lasterhaften, oder für einen frommen Geistlichen hältst, sobald sein Wort Gottes Wort ist und lebendig macht, im übrigen aber sein Leben, Thun und Lassen, der göttlichen Gerechtigkeit überlassen, die nicht nach dem Ansehen der Person oder nach eines Menschen Auslegung richtet, sondern, wie sich's gebührt.

7) Nein, — der wahre Grund, der so viele von den Predigten abhält, ist die Trägheit und Gottlosigkeit, wie die Besorgnis, in der Predigt zu ihrem Verdruß ihre eigene Schande und Abstrafung der Laster zu hören, d. i. „sie hassen das Licht, und darum kommen sie nicht an's Licht, damit ihre Werke nicht gestraft werden" (Joh. 3, 20). Nun freilich, das Wort Gottes ist kein Fuchsschweif, die Leute damit zu streicheln, sondern ein zweischneidiges Schwert, d. i. zum Verwunden und Heilen, nicht zum Verletzen oder Ehrabschneiden der Zuhörer, sondern zum Vertilgen ihrer Laster, — ein Schwert, das die Prediger in ihrem Munde schwingen und mit dem einst die heidnische Götzenwelt besiegt und das Christentum ausgebreitet worden. — Und ist auch dies Schwert nach der Einführung und Friedenserlangung des Christentums zur Pflugschar verwandelt, so ist diese doch nicht dazu da, um solchen Pflug durch die Ärmel zu ziehen, sondern die harten Menschenherzen zu durchfurchen, ihre Laster auszurotten und ihre Tugenden zu pflegen. - Und das Wort Gottes ist auch kein überzuckertes Brot für an Süßigkeit gewöhnte Menschen, sondern eine Medizin und eine bittere, herbe Arznei, die alle Geisteskrankheiten heilt und die Toten belebt, — und — darum ist sie nicht immer nach des Kranken Geschmack, doch stets angepaßt der Krankheit; — sie ist kein Zucker, sondern Salz, das scharf auf der Zunge ist, und beißt und schmerzt, sobald man's auf eine frische Wunde legt. Wem das nicht bei der Predigt gefällt und wer's bei ihr nicht dulden will, nun der mag sich Christo widersetzen und an die Predigt nicht denken; — aber solcher Mensch ist hoffnungslos und ein Zeichen der Verdammnis ist's für ihn, ebenso wie's einem Menschen den baldigen Tod prophezeit und daß es keine Rettung für ihn giebt, sobald er die beste Medizin und Speise nicht mehr verträgt und annehmen will oder wieder von sich giebt.

III. Wie unverantwortlich sündigen aber die Predigtverächter!

1) Die das Wort Gottes nicht in ihre Ohren und Herzen, sondern auf die Wege fallen lassen und es mit Füßen treten, berauben sich seiner beseligenden Früchte, und wie sie nicht hören Gottes Wort,

so thun sie es auch nicht und entbehren der Verheißung: „Selig, die Gottes Wort hören und es bewahren!"

2) Sie sind zu vergleichen den Schlangen, die bekanntlich, will man sie beschwören und ihnen das Gift benehmen, das Ohr mit dem Schweif sich verstopfen und das andere Ohr auf die Erde legen, um die Worte ihrer Beschwörer nicht anzuhören (ps. 57).

3) Sie sind als Verächter des göttlichen Wortes auch Verächter Christi selbst, denen er darum nicht zur Auferstehung, sondern zum Falle gereicht; denn, wie Christus der Menschheit zum Heile ist, so sie ihn aufnehmen, so kann er ihnen auch zum Fluch gereichen, so sie ihn verachten und von sich weisen. — Und so verhält sich's auch mit all seinen Erlösungsgnaden. Die heilige Schrift kann für uns bei rechtem Gebrauch ein Buch des Heiles und der Seligkeit, aber auch bei deren üblem Brauch oder Abweisung ein Buch des Fluches und der ewigen Verdammnis sein. Und so ist's auch mit der heiligen Kommunion und Predigt des göttlichen Wortes, ohne welche letztere mit ihrer Herzensbereitung keine Christusgnade zur Menschheit kommt und die als Segen oder Fluch, uns besser oder schlechter machen kann.

4) Sie sind und thun ebensoviel, wie die Kreuziger Christi; denn, haben die Juden Christum gekreuzigt, den sie mit Augen gesehen, so würdest auch du ihn, trotzdem du ihn nicht siehst, aber seinem Worte widerstehst, nicht minder kreuzigen, so du ihn sähest. Und haben ihn die Juden verraten und gehöhnt, da er am Kreuze hing, so verachtest du ihn ja, da er im Himmel thront; denn, wie man seinem Worte widersteht, es tadelt, dagegen redet und murrt, ebensogut würde man ihm in Person widerstehen und dies alles anthun, so man ihn sehen könnte.

5) Sie sind darum auch in Wahrheit Vernichter, Totschweiger, Totmacher und Totschläger des göttlichen Wortes auf Erden und die Verursacher der Seelenhungersnot hienieden; denn: „Siehe, es kommen die Tage, spricht der Herr, da ich Hunger sende ins Land, nicht Hunger nach Brot, noch Durst nach Wasser, sondern zu hören das Wort des Herrn. Man läuft herum von Meer zu Meer, von Nord zu Ost, zu suchen das Wort des Herrn, und findet es nicht" (Amos 8, 11).

Wer trägt die Schuld?

6) Sie gleichen nicht nur dem Judas als Christusverräter, der auf Rat des mit dem Bissen in ihn gefahrenen Teufels vom Abendmahlstische aufgestanden, um die letzte Predigt Christi nicht zu hören

und bekehrt zu werden, d. i. „es kommt der Teufel", dieser höllische Raubvogel, „und nimmt das Wort aus ihren Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden," — nein, sie sind auch selbst des Teufels, gleichen dem Teufel, sind Teufelsbesessene und machen sich zu wahren Teufelskindern; denn wer ist dem Worte Gottes abholder und feindlicher, als der Teufel selbst. „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort, und darum höret ihr es nicht, weil ihr nicht aus Gott seid" (Joh. 8).

Und der Predigtteufel, — welchen Namen hat er, da ja laut der kirchlichen Teufelsbeschwörung die Teufel verschiedene Namen haben? Nun, heißt er bei den Ehrgeizigen Luzifer, bei den Unkeuschen Asmodeus, bei den Geizigen Mammon, bei den Zornigen Baalberit, bei den Trägen Astaroth, bei den Schlemmern Belphegor und bei den verzweifelten Sündern Belzebub oder Mückenteufel, — so heißt der die Menschen von der Predigt abhaltende Teufel Behemoth oder Unruhteufel.

Was braucht's hiefür noch viel der Beweise? Waren nicht zur Zeit des Predigtamtes Christi auf Erden alle teufelsbesessenen Menschen taub und gehörlos? Und warum hatte sie der Teufel taub gemacht und ihnen die Ohren verstopft? Nun, damit Christi Leben, Leiden, Sterben, Blut und Tod, an ihnen verloren sei; denn wer taub und gehörlos ist zur Anhörung des göttlichen Wortes, kann und wird nie zu Gott bekehrt werden und nie den rechten Glauben haben, der nur allein aus dem Hören des göttlichen Wortes kommt, — und wenn er dies nicht hört, so ist Chrisam und Taufe, Christi Blut und Tod, an ihm verloren und er kann nicht selig werden.

Hält also, — laut Christi besagtem Wort — der Teufel die Menschen vom Predigthören ab, damit sie desto frecher sündigen und in ihren Sünden zu Grunde gehen, — wie kommt's dann, daß man das nicht einsieht und daß man dem Teufel so oft in anderen Sachen für gewisse Vorkommnisse die Schuld giebt, wo er ganz unschuldig und nur der böse Wille des Menschen allein schuld ist, — nie und nimmer aber die Predigtversäumnis dem Teufel, sondern ganz anderen Ursachen zuschreibt, und man nie sagt: „Ich habe so oft die Predigt versäumt und der Teufel hat mich davon abgehalten," wie es doch wahr ist, da er die Menschen irre führt; denn wer anders, als der Teufel, kann solchen Predigtverächtern den Geist blenden, daß sie nicht sehen und erkennen die große und schwere Verantwortlichkeit und Rechenschaft vor Gott, die sie werden von so vielen weggeworfenen

und mit Füßen getretenen, kostbaren, ihnen dargebotenen Gottestalenten zu geben haben in den jahraus jahrein versäumten Predigten, wenn man auch nur die hergebrachten siebzig, nämlich zweiundfünfzig sonntäglichen und achtzehn Feiertagspredigten des Jahres rechnet? — Nun, sie sind Teufelsverblendete, — das erklärt alles. — Darum giebt's aber auch kein größeres Zeichen der Verdammnis, als die konstante Verachtung und Vernachlässigung der Predigt (St. Aug.), ebenso wie es kein gewisseres Kennzeichen der Menschen für ihre ewige Auserwählung zum Himmel hat, als mit Liebe und Andacht das Wort Gottes anhören und in sich behalten, laut Wort: „Selig, die da hören das Wort Gottes und es bewahren" (Luk. 11).

# Am Sonntag Quinquagesima.

Evangelium. Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem (Luk. 18, 31—43)!

Das Evangelium hat zwei Teile: Christi Vorhersagen seines in kurzem eintretenden Leidens, Sterbens und seiner Auferstehung, an seine insgeheim zu sich genommenen zwölf Jünger, damit die baldige Erfüllung sie nicht ärgere, sondern als buchstäbliche ihren Glauben an seine Gottheit und ihren Predigteifer stärke, — und darauf folgt die Heilung des am Wege bei Jericho sitzenden, blinden Bettlers. Das sind zwei so lehr- und geheimnisvolle Objekte, daß die hochheiligen Väter sie für die schönsten Sittenlehren benützen und die Kirche sie zur heutigen Vorlesung vorgeschrieben hat, — und warum?, sagt uns die jetzige Faschingsfeier der Welt.

I. Faßnacht halten ist nichts Neues, sondern was Altes, — nichts Christliches, sondern was Heidnisches, — nichts Menschliches, sondern Diabolisches, — das sagt Name, wie Ursprung. Woher hat „Faßnacht den Namen, als von „Faß" und „Nacht".

Vom „Faß". Sie ist nämlich das heidnische Freudenfest des großbäuchigen Saufgottes „Bachus", das man zu seinen Ehren, wie einst im stockblinden Heidentum vor mehr als zweitausend Jahren, so jetzt unter dem Titel „Bachanalien" feiert; denn, wenn die Christen die Zeit der drei Tage vor Beginn der Fastenzeit auch mit bachanalischem Schwärmen und Volltrinken derart zubringen, daß mancher meint, Faßnacht nicht gehalten zu haben, wenn sein Kopf nicht voll und toll gewesen, — und wenn ferner die Völlerei der nächste Weg zur Narrheit ist, so daß solche Zeit statt „Bachanalien" auch Narrenfest oder „Saturnalien" heißen könnte, weil da der Narren ohne Zahl sind, insofern ja ein Narr nicht bloß zehn, sondern hundert und noch

mehr Narren macht und sogar der als der geschickteste gilt, der den größten Narren abgeben und spielen kann, — was thun dann die Christen anders, als sie äffen den Heiden nach, ziehen am selben Joch, tanzen auf demselben Seil und sind ebenso blind, wie jene.

Von „Nacht" kommt ferner der Name „Fastnacht" und das zeigt an, daß sie eine Schadenbringerin ist; denn „nox", „die Nacht", leitet der Lateiner ab von „nocere", „schaden", insofern die Eigentümlichkeit der Nacht ist Schlaf, Furcht und Tod. Unzweifelhaft aber ist sowohl der Schaden der Fastnacht, angesichts ihrer Larven, Mummerei und Maskerade, der Faschingslosung, daß da alles erlaubt sei, der so zahlreichen Ausschweifungen, der Verhöhnungen alles Heiligen und so vieler Seelenmorde, — als unzweifelhaft auch ist ihr Ursprung daß ihr Vater, Stifter und Urheber, ist der Fürst der Finsternis, der sich, wie einst im Paradies zur Verführung der Eva in die Gestalt der Schlange, so jetzt in die eines Engels des Lichtes verkleidet und so zu dieser Zeit die reichste Ernte hält.

Daß die Fastnacht in der That und mit Recht diesen Namen verdient, besagt auch die Art ihrer Vergnügen, die laut lateinischem Spruch: „Aller guten Dinge sind drei," in Tafel, Tanz und Spiel, bestehen, — in der Tafel zuerst, da mit leerem Magen nicht gut zu springen ist, und — wenn die junge Welt dem Tanze obliegt, die ältere sich mit Spiel ergötzt; — drei Dinge sind's, die an sich und so lange nicht zu tadeln sind, als dadurch Gesundheit, Ehrbarkeit und Freundschaft, nicht geschädigt wird, was aber selten der Fall ist.

Die dreitägige Faßnacht mit ihren Sünden, ihrer vernarrten Weisheit, Weltnarrheit und Geistesblindheit, ist so oft eine neue Kreuzigung und Marter Christi und der Christenmenschen, wo, was Christus in seinen vier Leiden leiblich vor seinem leiblichen Tode erlitt, die Christen geistig vor ihrem geistigen Tode erleiden. Wo fehlt's da den Christenseelen — an Verrat und Unsicherheit, wenn sie aus sich herausgehen, — an Mißhandlung, d. i. Verspottung und Verhüllung des Glaubens, Fesselung der Unwissenheit, der Dornenkrone des Stolzes, dem Purpur der Wollust, dem Schilfrohr oder der Angel, dem Hamen des Reichtums, — an Geißelung durch Gewissensbisse und Beunruhigung, und an unflätiger Verspeiung verbotener Lüste, welche die Seele verabscheuungswürdig machen und sie als wahres Eccehomobild dem Welturteile vorführen?

Warum wollten wir da etwa noch verwundert fragen: wie das

heutige Tagesevangelium mit der Faschingsfreude, und wie Faschingsmut und Christi Blut, sich zusammenreimen?

Christus will mit seinem Leiden das Leiden des Sünders abwenden, und die allezeit für das Seelenheil ihrer Kinder besorgte Kirche will mit Christi Passionserinnerung sie von den Faschingssünden abhalten, da es erfahrungsgemäß kein kräftigeres Mittel zur Sündenabhaltung giebt, als die Erinnerung und das Gedächtnis des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi.

Und fügt dazu die Kirche auch die Erinnerung an die große Gutthat der Erleuchtung eines Blinden, unter dem, wie jeder in der Finsternis der Schuld und Unwissenheit sich befindende Sünder, so auch das ganze Menschengeschlecht zu verstehen ist, dessen unselige Blindheit durch Gottes Menschwerdung hinweggenommen wird, — was will die Kirche anders, als warnen, sich nicht mehr so leicht und vorsätzlich in so schädliche Blindheit und Finsternis der Sünde zu versetzen, und statt des unsinnigen Jubelns lieber reumütig zu rufen: „Herr Jesus, erbarme dich meiner!“

Auf solche Weise ist das Evangelium die dem blinden Tobias seine blinden Augen eröffnende und heilende „Fischgalle“ des Erzengels Raphael, — zur Abhaltung von den Faschingssünden durch die Vorstellung des schmerzhaften Leidens Jesu Christi.

Wohl uns, so wir diese Seelenmedizin benützen und Christi Passion in unser Herz drücken! Wollten die Sünder aber sogar das Leiden Christi verlachen, so würden zweifelsohne die Leidenswerkzeuge gegen sie beim Gerichte sich erheben!

II. Der leiblich Blinde des heutigen Evangeliums, Bartimäus genannt, war einst sehend und reich, und nun ist er ein am Wege bei Jericho sitzender blinder Bettler, und doch auch dabei, geistig betrachtet, noch ein reicher Bettler. Von leiblich, durch Christus geheilten Blinden führt uns die heilige Schrift acht an.

Wohl ist die leibliche Blindheit ein großes Übel. „O edle Himmelsgabe, du Licht des Auges! Alle Wesen leben vom Licht und jedes glückliche Geschöpf, die Pflanze sogar kehrt freudig sich zum Lichte. Ja Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen, ist ein Unglück (Schiller.).“ Immer aber ist es noch erträglich bei geistiger Erleuchtung.

Leibliche Blindheit und Bettelarmut sind allerdings schon jedes für sich allein das äußerste Elend, wie viel mehr, so sie in einer Person vereinigt sind. Wollte man aber mit Salomo von solchen

sagen: „Besser wäre mir der Tod, als das bittere Leben," so irrt man, weil solche Unglückliche — laut Erfahrung — durch Gottes Güte zur Linderung ihres Elends sich nicht selten eines anderen Ersatzes solcher natürlichen Mängel erfreuen. So war z. B. der Böhme Ziska leiblich blind, aber ein tapferer Krieger, desgleichen Drusus, aber gelehrt, desgleichen Lippus, aber ein tüchtiger Redner, desgleichen Teresias und arm, aber ein vortrefflicher Dichter, und der römische blinde Priester Pigmenius war ein starker Märtyrer. Als diesen der vom Christentum abtrünnige Kaiser Julian anredete: „Ich danke den Göttern, Pigmen, daß ich dich sehe," entgegnete er: „Und ich danke meinem Gotte, daß ich dich nicht sehe!" Wie viele Christen möchte jetzt die traurige Zeit zum Rufe nötigen: „Wollte Gott, daß man lieber mit seinem Leibesauge blind wäre, als so viele Geistesblindheit mit ansehen zu müssen!"

Auch der blinde Bettler Bartimäus des heutigen Evangeliums erfreute sich seines geistigen Gesichtes. Er war ein geistig Sehender; denn er bettelte, wenn auch bei anderen Menschen der Welt um Almosen, so doch bei Christus um das Gesicht seiner Augen. Ob auch leiblich blind, war er doch geistig sehend und besser sehend, als ein hundertäugiger Argus; denn er schaute mit den Augen des Glaubens, daß Christus der Sohn Davids sei und die Macht habe, ihn sehend zu machen, und ob auch Bettler, weiß er doch von der grundlosen Barmherzigkeit Gottes. O schärfster Blick der Blindheit, in der er mehr geschaut, als mit offenen Augen! Und darum bittet er nicht vergebens, — Gott giebt ihm das Gesicht; denn, als der Herr ihn berührt hatte, besaß er sofort das Licht seiner Augen. Und bei keiner Blindenheilung hat Christus so wenig Umstände gemacht, als bei dieser, wo er das alleinige Wort: „Sei sehend," gesagt, und sogleich war er sehend, gleich als wäre es nach dem bekannten Spruch geschehen: „Nichts ist für die Augen gut!" Welch großer Unterschied ist da zwischen den Rezepten und Medikamenten der menschlichen Ärzte und Christi so kurzem, aber mächtigem „fiat", gleich jenem, mit dem Gottes Allmacht das Auge erschaffen!

So war dieser blinde Bettler bei Christus viel glücklicher, als der aus einem großen General zum blinden Bettler gewordene Belisar zu Konstantinopel bei Justinian, — und mit Recht, weil jener bat um sein Gesicht, um das Licht seiner Augen und um den christlichen Glauben, — letzterer aber nur um ein Geldalmosen bat oder was er sonst erbeten und erhalten: „Gebet einen Heller oder Pfennig

dem Belisar, den die Tapferkeit groß gemacht, dem aber der Neid die Augen ausgestochen.“ Alles Hab und Gut, das der Reiche hat und der Bettler in dieser Welt erbetteln kann, ist ja nicht mehr, als einen Pfennig wert.

Daß aber der Sohn Gottes im Neuen Bunde die Blinden so wundersam erleuchtet, hat — wie bereits gesagt — seinen Grund in Gottes althergebrachter Fürsorge für alle mit Leibesmängeln behaftete Menschen, wovon unter anderem zeugt sein alttestamentliches Verbot: „Du sollst nicht fluchen dem Tauben, noch vor dem Blinden einen Anstoß setzen, sondern fürchten den Herrn, deinen Gott,“ — warum? — Weil beide elende Leute sind, der Taube sich nicht verantworten und der Blinde sich nicht hüten kann, — solches Fluchen und Anstoßgeben aber Mangel an Gottesfurcht und Verruchtheit wäre. So verrucht waren unter anderem jene Spötter, die einst den im hohen Alter erblindeten, aber noch immer sein Predigtamt verrichtenden Beda urplötzlich unter dem Vorgeben, „die Kirche sei voll Zuhörer,“ veranlaßten, dahin zu eilen und den leeren Bänken zu predigen, — doch nicht ohne Gottes wunderbare Anerkennung; denn als er seine Predigt mit der Versikel zu Ehren der Trinität schloß: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit,“ antworteten die Steine der Mauern: „Amen, Amen,“ von welcher Stunde an er bis heute der „ehrwürdige Beda“ heißt.

Es ist also immerhin für einen Menschen noch erträglich die buchstäbliche Blindheit der leiblichen Augen, falls nur sein Gemüt die innerlichen Augen behält.

III. Die geistige Blindheit aber ist viel schlimmer. Wie der Leib nämlich, so hat auch der Geist seine Augen und oft viel schärfere, als der Leib, wie dessen sich auch der, ob seiner leiblichen Blindheit von einigen Frauen verspottete Antipater getröstet mit dem Worte: „Auch der Geist hat sogar bei geschlossenen (Leibes-) Augen das, woran er sich erfreut.“ Dieses innerlichen, geistigen Gesichts aber bei noch so hell schauenden, offenen Leibesaugen zu entbehren, d. i. „das Licht der Tugenden verloren und den Ort der Buße nicht gefunden zu haben“ (St. Hieron.), oder religiös-sittlich blind und unverständig zu sein, — solche geistige Blindheit ist unerträglicher und unheilvoller, als die bloß äußerliche oder leibliche, — doppelt unglücklich aber die der innerlichen und äußeren Augen entbehrende Blindheit. Von den geistig Blinden sagt Sophonias mit Bezug auf die von den Chaldäern betrogenen und oft gefährdeten Israeliten: „Sie wandeln wie die Blinden, weil sie dem Herrn gesündigt,“ d. i. wie Blinde ohne Weg-

weiser, die hin und wieder in die Grube fallen. Das sind die Blinden mit sehenden Augen, die wahrhaft blinden Bettler, die neben dem Wege der Gerechtigkeit und Himmelsseligkeit und am Wege der Verdammnis sitzen.

Solcher geistigen Blinden giebt's vielerlei. Geistig blind sind die, welche mit ihren Geistesaugen, wie Vernunft, Verstand und Gedächtnis, nicht erkennen, oder nicht sehen wollen, die Heilswahrheiten und Wege der Religion, Tugend und Gerechtigkeit, das höhere Licht der Offenbarung und des Christentums, das gegenüber dem blinden Juden- und Heidentume „sehend" heißt, — besonders nicht die drei größten vom Anbeginn verborgenen, im Christentume aber geoffenbarten Geheimnisse, nämlich die Größe der göttlichen Liebe, den unendlichen Wert der Menschenseele und die unermeßliche Bosheit der Todsünde, — und die darum alles und jedes Lichtes der Vernunft und Offenbarung verlustig gehen.

Geistesblind sind die, welche sündigen und meinen, ungestraft zu bleiben, die Gefahr aufsuchen, ohne Schaden zu besorgen, und in den Weltgütern nur alles Gute, selbst in der Thorheit die Weisheit, im Verbrechen die Tugend sehen, und im ungerechten Reichtum nicht die Bettelarmut erkennen. Halbblind aber sind die Kurzsichtigen, die nicht die Ferne, und noch mehr die Fernsichtigen, die nicht die Nähe sehen.

Man unterscheidet nach der Quelle — Ignoranz- und Hoffartsblinde.

Ignoranzblind ist man zufolge verschuldeter, nicht aber aus unüberwindlicher Unwissenheit, wie dergleichen die alten und neuen Christuskreuziger sind laut Wort: „Sie wissen nicht, was sie thun," sollten und könnten es aber wissen. „Von Unwissenheit verführt, wird jede schlimme That verübt." Nichts kennen ist keine Schande, wohl aber nichts lernen wollen oder den Fleiß, Eifer und die Nachfrage zur Erlangung der nötigen Wissenschaft unterlassen. Das ist selbstverschuldete oder fahrlässige und darum bei Gott höchst sträfliche Unwissenheit, die keineswegs das Wort entlastet: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!" und die für Christen bei ihren zahlreichen Hilfsmitteln viel größere Schuld ist, als für Juden und Heiden.

Hoffartsblind sind jene, die in ihrem Übermute sich selbst verblenden. Diese zumal heutzutage sich allüberall brüstende Klugheit meint, klug und erfahren genug zu sein, und alle gottgegebenen Lichtfackeln und Weisheitsträger entbehren zu können, und auch ohne höheres

Licht mit bloß natürlicher Klugheit das sociale Leben regeln und bessern zu können, bis sie schließlich bei Ruinen und Trümmern des eigenen und fremden Heiles, bei Armut und Elend, Spott und Schande, Zurücksetzung und Erniedrigung, sich angekommen sieht, — laut Verhängnis: „Wen Gott verderben will, den verblendet er!"

Ist schon schlimm die aus Nachlässigkeit und Hoffart verschuldete Geistesblindheit, so ist noch übler die beabsichtigte Trübung seines natürlichen und übernatürlichen Lichtes, besonders durch Vorliebe, Haß, Neid und andere Leidenschaft, z. B. sich gern zwei Augen ausstechen zu lassen, nur um dem Gehaßten ein Auge nehmen zu können.

Doch überaus unheilvoll ist die Geistesblindheit, die nicht auf die eigene Person sich beschränkt, sondern mit ihren Folgen auf Andere übergeht, wie unter anderem bei Eltern und Vorgesetzten, die als blinde Führer mit den Gefährten zugleich in die Grube fallen. Wie traurig ist's, Andere führen sollen, und als geistesblind sich selbst führen lassen! Wie bei leiblich Blinden dergleichen Führung dreifach sein kann, nämlich die am Stabe, oder von einem Hunde, oder von einem Kinde, so ist's auch bei der geistigen Blindheit. Unstreitig aber ist's der höchste Grad des Übels, sich in Kirche oder Staat der Führung eines Kindes oder Untergebenen als Führer anzuvertrauen; denn welche Schande, Schmach, Bettelarmut und Klage der unter solchen blinden und geführten Führern leidenden Menschheit ist da wahrzunehmen! Athen erfuhr es einst unter der Führung seines so berühmten und doch geistesblinden Themistokles, dessen Sohn Diophantes aussprechen konnte: „Ich regiere meine Mutter, und meine Mutter regiert meinen Vater, und mein Vater regiert Athen, — folglich regiere ich selbst die Athener!"

Von sittlich-geistig Blinden oder geistig Verblendeten seien besonders dreierlei hervorgehoben.

1) Geburtsblinde, Stockblinde. Das sind die schon von Mutterleib und -Schoß an Irrenden, Fehlenden und Gott Entfremdeten (ps. 57), die auf Grund ihrer hohen Geburt und der elterlichen Gerechtigkeit, ihres Namens und Adels, meinen, die zehn Gebote seien nur da für die Bauern, Bürger, Unterthanen und den gemeinen Mann, nicht aber für die Fürsten, Herren und Edelleute, — die meinen, sich mehr und größere Sünden erlauben zu können, als dies dem niedrigen Stande gestattet und zugelassen sei, — kurz, sich mehr Licenzen, als alle Maler und Poeten nehmen zu dürfen.

Dergleichen waren unter Andern Achab, Herodes, Aman; denn

jener hielt's für erlaubt, Nabob seinen Weinberg, der zweite aber, seinem Bruder das Weib abzunehmen, und der letztere, seine Schwester zu verunehren.

Geburtsstockblind sind dem Geiste nach jene, die auf Grund ihres Geburtsadels meinen, mehr Freiheit zu haben und mehr zu wiegen, als der gemeine Mann, als das Polizei- und Natur-, Mosaische und selbst christliche Gesetz, — und die besondere Wage und besonderes Gewicht für sich und anderes für Andere haben, wie's einst zweierlei Wagen und Gewichte, ein profanes, ordinäres oder gemeines und das der heiligen Wohnung oder des Tempels bei der Synagoge gab. Allein ihr Gewicht ist falsch, betrüglich und verlogen, — sie sind Lügenkinder in der Wage, um zu täuschen (ps.).

Gott legt nicht auf die Wage das profane Gewicht des Adels oder Geblüts, sondern das Gewicht des Heiligtums, der Tugend, Gerechtigkeit, Gottesfurcht, Gebotehaltung und spricht: „Wer mich ehrt, den will ich ehren, und die mich verachten, werden unedel sein," d. i. ohne Adel, wie Bürger, Bauern oder Knechte, gleichviel, seien sie Unterthanen oder Fürsten, Könige, Kaiser, — wie solche Gottesverächter die Regenten Dionys, Alexander und Nero waren.

Ja, der Voreltern Ruhm macht noch keineswegs die Nachkommen rühmenswert. „Gott verkündet den Knecht oder Edlen nach den Sitten" (Hieron.). Bei ihm sind nicht alle Knechte auch wirkliche Knechte, noch auch alle Edelleute auch wirkliche Edelleute. Er beurteilt sie nicht nach dem Geblüt und Herkommen, sondern nach den Sitten. Wer gottlos in den Sitten ist, und sei er auch adelig, Fürst oder Kaiser, ist doch vor Gott ohne Adel, gleich einem Knecht und Sklaven. Wer hingegen tugendhaft von Sitten ist und Gottesfurcht und reines Gewissen hat und sei er auch ein Ochsentreiber oder Roßbube, so ist er doch ein Ritter des Himmels, ein Edelmann Gottes und Fürst der Ehren. — Ja, „schlechten, ob auch von ehrbaren Vorfahren abstammenden Menschen gebührt kein Platz unter den Adeligen" (Philo.). — Sie rühmen sich vergeblich ihres, von ihren Eltern entlehnten, aber nicht selbst mit ritterlichen Thaten verdienten Adels und möchten sie auch hundert offene Helme (im Wappen) führen; denn „was nützt „einem der Augen Beraubten" der keineswegs erbliche Scharfblick seiner Vorfahren" (Philo.)?.

2) Schlafblinde — sind die im Gewissen Eingeschläferten. Wie dem schlafenden Tobias aus dem Schwalbenneste der warme Kot auf sein Auge fiel, und er leiblich blind geworden, so lassen viele ihr

Gerechtigkeitsauge durch den aus dem Menschenneste fallenden, warmen Schwätzerkot verblenden. Anfangs redlich, wie Tobias, widerstehen sie mannhaft, mit Gewissensschonung und Meidung aller Ärgernisse, allen an sie von gewissen Versuchern unter Versprechen gerichteten Bitten, zu deren Gunsten eine Ungerechtigkeit zu begehen, der Gerechtigkeit eine Nase zu drehen und ein Urteil zu verkehren; — endlich aber lassen sie sich den warmen Kot aus dem Neste des Versuchers auf ihre Augen, Nase und in ihren Mund fallen, d. i. sie lassen sich durch Schmiererei, Gaben und Geschenke, die die Augen der Weisen verblenden und die Worte der Gerechten verkehren (Eccl. 20), dafür gewinnen, so daß sie eine Sentenz wider Gott, den Nächsten und sich selbst sprechen. Und infolge dessen jubelt dann der Schmierer, Beutler, Mammonsbote, über seinen erhaltenen Sieg, wie er mit Ehren ausgegangen und seinen Handel per fas und nefas gewonnen, ohne zu bedenken, daß der Geschenkgeber, allerdings Sieg und Ehre erlangt, aber doch auch die Seele denen nimmt, die sie annehmen (prov. 22), und zugleich auch als Schmierer gleich dem Geschmierten seine eigene Seele verkauft, verjubet, verloren, verdammt und verhandelt hat dem Teufel um ein Stück Geld, die dieser auch, wenn nicht eher, so gewiß auf dem Todbette sich heimholen wird.

Darum mahnt der sittliche Heide Pythagoras: „Habe keine familiären Schwalben," d. i. keine Gemeinschaft mit Schwätzern und Lotterbuben; „denn solche Schwalben" sind mit ihrem Gezwitscher nicht bloß unbequem und überlästig, sondern auch mit ihrem Kote überaus gefährlich.

3) Wegblinde oder Blinde am und neben dem Wege, die ebenso armselig sind, wie die Straßen- und Wegbettler. Das sind die Faschingsnarren in Maske und Larve, die zumal jetzt in Leichtfertigkeit und Ärgernis herumlaufen, — wie früher bei den alten Deutschen als Larven zum Schrecken der Kinder, so jetzt als Teufelsgesichte zum Schrecken der Engel, zur Beleidigung Gottes, zum Ärger der Menschen und zum Verluste der Zeit und Gesundheit.

Da laufen herum vermummte Männer mit Masken, die sie vom Teffel haben, der bekanntlich eine solche geworden aus einem schönen Engel und dann im Paradies zu Evas Verführung die Gestalt der Schlange angenommen, — und da laufen herum vermummte Frauen in Mannskleidern oder sie entlehnen ihre Masken von jener Thamar „am Scheidewege", die ihre Witwengewande ab- und das



I. LEUDNER SC.

388.

St. Matthäus.

St. Matthieu. | St. Matthew.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Kleid der Venustöchter angelegt, — um zu zeigen, daß sie solche sind oder sein, respektive werden wollen.

Wie abfällig selbst das Urteil unbefangener Menschen über solches Gebahren lautet, zeigt jener türkische Gesandte, der, nachdem er's in Rom geschaut, auf die Frage seines Sultans: „Was er Denkwürdiges bei den Christen gesehen?", berichtet: „Die Christen seien einige Tage Narren und gingen dann in die Kirche und ließen sich Asche auf die Köpfe streuen, worauf sie wieder gescheit würden." Das ist nun freilich eine Wirkung, die nach unserer Ansicht nicht immer eintritt und auch nicht zeitlebens verbleibt, es sei denn die Asche des bußfertigen Sardanapel.

Wie fürsorglich meint's nun die Kirche, wenn sie uns abhalten will von diesem Faschingsunsinn mit ihrem heutigen Rufe: „Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem u. s. w.," d. i. uns abhalten will mit der Erinnerung des Leidens Christi, mit dieser Arznei wider alle Laster, falls wir es schmerzlich betrachten und sofern die Asche nicht bloß auf dem Haare bleibt, sondern zu Herzen geht, — kurz mit der lebendigen Erwägung der in der Passion enthaltenen Geheimnisse, wie besonders unsere Sünden den Sohn Gottes an's Kreuz gebracht und er immer noch in seiner Kirche laut Paulus auf's neue durch unsere Sünden und so auch durch solche Faschingslarven gekreuzigt wird.

Macht der Geist der Hoffart und Finsternis die Menschen blind, so macht uns sehend der christliche Geist der Demut, die Überzeugung von unserer unzulänglichen Einsicht betreffs der heilsamen Ziele, Mittel und Wege, daß all unser Wissen nur Stückwerk ist und wir alle, auch die Superklügsten, nur blinde Bettler am Wege der Ewigkeit sind, — nur diese Ueberzeugung führt uns zu Christus trotz alles Widerheulens der Welt, und zum Bittgebet: „Sohn Davids, erbarme dich meiner! Herr, mache, daß ich sehend werde!", und zur Heilung unserer geistigen Blindheit. Dies ist der Grund des vierzigstündigen Gebetes vor dem eucharistischen Christus, und der ursächliche Zusammenhang mit seiner erneuten Kreuzigung und der darin liegenden erschreckenden Warnung, daß Gott den Menschen nicht richtet nach dem Maße seiner Erkenntnis oder nach seinem zarten oder groben Gewissen, sondern im Gegenteil nach dem Maße der normalen, von und für jeden Menschen zu ermöglichenden Kenntnis eines rektifizierten oder christianisierten Gewissens.

Im Hinblick auf unsere, wie auf die Blindheit eines Bischofs von Laodicea, von dem der apokalyptische Engel redet: „Du glaubst, über-

reich und begütert zu sein und niemand zu bedürfen, irrst dich aber sehr; denn du weißt nicht, daß du unglücklich, elend, arm und blind bist," — laßt uns Gott bitten wie Elisäus: „Herr, öffne die Augen dieses Knaben; erleuchte alle geistig Blinden; öffne ihre Geistesaugen, damit sie selbe allezeit offen haben, in der Gnade hier zu sehen zeitlich und dort ewig!"

Bitten wir um Christi Licht — das Licht der Welt, und darin um die Zuwendung alles Guten, und um die Abwendung alles Übels — für uns und die Unsrigen, für die Kirche und das Vaterland, für Leib und Seele, für die Zeit und die Ewigkeit.

Wir sollen uns beteiligen:

1) Um Christi willen. Ihm haben wir an seinem Altare die Ehre zu bezeugen und zu huldigen in diesen Tagen, in denen fast die ganze Welt sich wider den Sohn Gottes erklärt, selbst, die sonst das übrige Jahr eingezogen leben.

2) Um unserer Mitmenschen willen, um deren Faschings-Sündenfluch mit unserem Gebete abzuwenden — denn Gott verzeiht um weniger Gerechten willen vielen Sündern.

3) Um unserer selbst willen. Alle haben wir ja nötig der Sündenbuße und der Gnaden Gottes.

Fasching und vierzigstündiges Gebet aber — wie sind sie mit einander zu vereinigen, wenn man jene durchaus nicht lassen kann? Wenn alle Welt jetzt den altdeutschen Spruch im Munde führt: „In der Fasching geht alles hin", d. i. in dieser müsse man sich erlustigen, und da sei auch manches sonst nicht erlaubte Vergnügen gestattet, weil Faschingssünden entweder keine oder wenigstens keine so großen Sünden seien, — soll ich allein diesen Spruch verdammen und die also Sprechenden für Geistesblinde erklären? — Nein, sage ich; ihr also Sprechenden seid keineswegs im Geiste blind, sondern sehr sehend; denn ihr habt Recht: „In der Fasching geht alles hin", nämlich Geld, gutes Gewissen, die liebe Zeit, der ehrliche Name, Respekt, Zucht, Ehrbarkeit, Gesundheit, Treue und Glauben, — und nach der Fasching, wenn die Aschermittwoch tagt, kratzt sich mancher hinter den Ohren und klagt, aber zu spät, — der Alte: „Meine Achtung ist hin", — der Junge: „Meine Gesundheit ist hin", — der Mann: „Mein Geld ist hin", — die Frau: „Meine Ehre ist hin", — der Jüngling: „Meine Unschuld ist hin", — und das Mädchen: „Meine Jungfrauschaft ist hin." Und wohin? Dorthin, wo es nicht mehr zu holen ist. Frage das Gewissen, — das wird dir's sagen.

Darum laßt uns mit dem heutigen Blinden zu Gott, dem Allmächtigen rufen: „Herr erleuchte unsere Geistesaugen, daß wir allzeit erkennen, was gut und böse ist, was hin und was nicht hin geht!" Vor ihm ist nichts verborgen. Wohl ein ehrlicher Spaß, und Lust und Erholung in Ehren passiert und geht hin als erlaubt, — aber lustig sein mit Gottbeleidigung, Nächstenärgernis und Gewissensbeschwernis, passiert und geht nicht hin, — und wenn auch bei der Welt, so doch nicht bei Gott.

Nun — so geht ihr denn hin und haltet Fasching nach gutem Sinn, aber kommt zusammen in Gottes Namen! —

## Am ersten Fastensonntage.

Evangelium. Jesus ward vom Geiste in die Wüste geführt (Matth. 4, 1—11).

I. Die heilige Fastenzeit, früher siebzig, dann sechzig, fünfzig, nun vierzig Tage dauernd, — diese Versuchungsvolle Zeit zufolge der, das Wesen des Tieres und des englischen Geistes in sich vereinenden und bald hinab, bald hinauf steigenden Menschennatur, deren geistiges Wesen vom Teufel durch Adams Sünde verdorben, von Christus aber wieder erneuert worden, — ist und soll sein für die Christen, wie überhaupt alles Christentum zu jeder Zeit, nur vorzugsweise und in hervorragendem Grade:

1) eine Zeit der Sündenenthaltung, -Abkehr, Lebensbesserung und Unschuld, gegenüber den Versuchungen des Teufels, — und solcher Abbruch der Sünde ist das eigentliche, allgemeine, jederzeitige und vollkommene Fasten; denn, was nützt es zu fasten von den Speisen, aber nicht zu fasten von den Sünden?

2) eine Zeit der Lebens- und Bußstrenge, gegenüber den anreizenden Ergötzungen der Sinnlichkeit, und dies ist das Kirchenfasten im Abbruch von sonst erlaubten Speisen, Vergnügen und Genüssen; denn wir Christen leben unter einem mit Dornen gekrönten und gekreuzigten Haupte, dem wir ähnlich werden müssen.

3) eine Zeit der Herzenseinsamkeit und Zurückgezogenheit gegenüber den verführerischen Annehmlichkeiten der Welt und menschlichen Gesellschaft, und — dies fordert die für öffentliche Lustbarkeiten geschlossene Zeit; der Mensch ist nicht bloß als sociales Wesen geschaffen, sondern auch zur Selbstanschauung eingerichtet, daher er nicht bloß mit

der Welt, in der die Seele so oft Schaden leidet, sondern auch mit Christo zu leben hat.

In solcher Weise soll, kann und wird sein die heilige Fastenzeit eine Feuertaufe gegen alle Versuchungen, Anfechtungen und Anreizungen des Teufels, der Sinnlichkeit und Welt, und ein Heilsmittel zur Erlangung der Sündensühne des Herrn, zur Abzahlung der bei Gott verdienten zeitlichen Sündenstrafen, zur Beendung, Verringerung und Aufhebung der zeitlichen Sündenfolgen, und zur Ausbesserung aller sittlichen Schäden an uns und der Mitwelt.

Auch die Christen haben mit Jesus in dieser Zeit das gesellige Leben zu verlassen und die Wüste aufzusuchen, um zu hören, was „der Rufende in der Wüste" zu ihren — Herzen redet; denn „sein ohne Jesus ist eine schwere Hölle, sein mit Jesus aber ein süßes Paradies" (St. Thom. Kemp.), und „alles vermag ich in dem, der mich stärkt" (Phil. 4, 13). — Gefährlich ist ja die Menschenfreundschaft, die nicht auf Gott, Christus und den Altar, sich gründet, noch auch durch Leiden und Widerwärtigkeiten geprüft und vollkommen geworden ist, — ja sie ist gefährlicher, als selbst des Teufels Versuchung; denn die Menschen reizen uns mehr zur Sünde, als der Teufel. Wie viele hatten auch wir zu Freunden und folgten ihnen zu unehrbaren Dingen, — ihrer Verleitung und Anreizung zu Zorn, Rache, Vernachlässigung des Kirchenbesuches, und widerstanden nicht ihrer unsittlichen, ehrabschneidenden und gottlästernden Rede trotz unserer Gegenwart! Und warum? Aus Liebe zu ihnen mieden wir sie nicht und verscherzten so die Freundschaft Gottes und unseres besten Freundes Christus, trotzdem er seine Freundschaft zu uns so teuer durch sein Kreuz erkaufte! Nein, mit und bei Christus auch in der Wüste wollen wir sein und unsere Menschen-Freundschaft nur auf die seinige gründen!

Wohl ist die Erdenwelt eine Wüste, aber sie ist nicht die „Wüste Jesu". Die jedem naheliegende Wüste des Herrn ist vielmehr die Stille der Zurückgezogenheit und Einsamkeit, von der St. Petrus Damian sagt: „Auch in einer bevölkerten Stadt findet die kunstreiche Liebe die Einsamkeit"; — und ist ferner das bittere Leiden und Sterben des von allen verlassenen Jesus, — und ist vor allem, die Wüste der Buße.

Diese dreifache Wüste des Herrn sollen wir jetzt aufsuchen und den Geistesstreit kämpfen und siegreich bestehen, um so der Verdienste Christi uns teilhaft zu machen, gleichwie einst gethan alle frommen Büßer.

Mit der Aschermittwoch haben wir begonnen die vierzigtägige Fastenzeit, d. i. die der Zurückziehung in die geistige Einsamkeit und in die Betrachtung der Passion Christi und unserer Sünden, um Gott für uns und die Mitwelt zu versöhnen, uns für den Streit in dieser Welt zu stärken und mit unseren Buß- und Andachtswerken Gottes Gnade zu erwerben.

2) „Vom Geiste ward Jesus in die Wüste geführt". — Daß ihn der heilige Geist, der bei seiner Taufe sichtbar in Taubengestalt über ihm erschienen und ihn erfüllte, — nicht aber der böse Geist dahin führte zur Sündenversuchung, der sichtbaren, nachdem er gewiß schon oft vorher als weltunbekannt und heimlich im Elternhaus und in seiner Jugend, aber vergeblich versucht worden, — das sagt die unbestreitbar gute und heilsame Lehre dieses seines Wüstenganges und geistigen Streites.

Gleich nach der Taufe ward Jesus vom empfangenen, heiligen Geiste geführt und nicht vor derselben. Dies soll uns als lehrreiches Geheimnis hinweisend versichtbaren die große, über alle dämonischen Geister siegreiche Kraft und Wirkung der, in der Taufe auf die versprochene Teufelsent- und Christuszusagung empfangenen Gottesgnade, durch deren Benützung der Mensch mit seinem freien, ungebundenen und selbst von Gott nicht zu bezwingenden Willen allen Teufeln der Hölle zu widerstehen vermag, — und soll somit zurückweisen die nichtige Entschuldigung derer, welche trotz ihres christlichen Taufcharakters in der Beicht so oft ihren Sündenfall mit der großen Macht der Versuchungen zu beschönigen pflegen.

3) „Und als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, danach hungerte ihn," d. i. nach so langer übernatürlicher Sättigung mit Betrachtung und Gebet, regte sich das natürliche Gefühl des Hungers, das bis da geschwiegen.

a. Warum fastete Christus so lange und so streng?

Um auch uns, in seiner Eigenschaft als der beste Seelenarzt, das Fasten ob auch in minderer Strenge und viel geringerem Maße, wie es schon jeder Vernünftige an sich zu seiner Gesundheitserhaltung und Lebensverlängerung zu benützen pflegt, als eine leicht zu ermöglichende und gern anzuwendende Seelenarznei, oder als bewährtestes Mittel, zu ihrer Gesunderhaltung oder Heilung vorzuschreiben.

Um damit das Werk der Menschenerlösung zu beginnen, die von Adam in seinem Lebensanfang begangene Schuld des unmäßigen

Genusses der verbotenen Frucht wieder zu ersetzen und abzubüßen und das durch ihn verlorene Heil wieder zu gewinnen.

Um damit sich als Gesetzgeber des Neuen Bundes in der Menschheit einzuführen und sie zum Glauben an sich zu bewegen, angesichts dessen, daß auch Moses, der Gesetzgeber des Alten Bundes, vor der zweimaligen Gesetzgebung auf Sinai gleichfalls je vierzig Tage gefastet.

Um sich als Mensch auf die mit seiner Gottheit vorausgeschauten Teufelsversuchungen zu rüsten, nicht so für sich, als uns zur Beispielslehre, daß mit dem Teufel als purem Geist, der sich des Fleisches zur Anfechtung bedient, nur mit einem durch Fasten geschwächten Leib erfolgreich zu kämpfen ist, keineswegs aber mit wohlgenährtem und gekräftigtem Leibe.

b. Daß Christus aber gerade vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet, geschah aus folgenden Gründen:

Um die Menschen hinzuweisen auf jene allgemeine Sündflut, die er einst zur Sündenstrafe über die Menschheit sandte, zu der er vierzig Tage und vierzig Nächte ohne Aufhören regnen ließ und daß, wenn sie ihrer Sünden halber auch gleiche Strafe verdienten, er doch nicht so scharf mit ihnen verfahren wolle, sondern ihnen in der vierzigtägigen Faste ein gar leichtes und bequemes Mittel zur Abbüßung ihrer Sünden darbiete.

Zur Hindeutung ferner auf Moses und Elias, die als pure Menschen, wenn auch gestärkt durch Gottes Kraft und Mitwirkung, gleichfalls vierzig Tage gefastet und darum auch verdienten, zu seiner Taborverklärung zugelassen zu werden.

Und solches vierzigtägige Fasten, das Christus um der Menschen willen geübt und womit er diese Zeit vom 6. Januar bis 15. Februar geheiligt, das die Apostel von ihm erlernt, dann den Christen vorgeschrieben und in der Kirche eingesetzt und das noch jetzt kirchliche Vorschrift ist, — wollten die Christen, Christo zu lieb und aus Dankbarkeit, nicht beobachten, nur an fortwährendes Wohlleben denken und die heidnische Fasching auf alle Tage des Jahres ausdehnen? Was hieße dies anders, als nicht Christo, sondern dem Teufel nacharten? Und welches Wehe wäre zu fürchten, als das von Christo angedrohte: „Wehe denen, die hier täglich gesättigt worden, sie werden dort Hunger und Durst leiden!?“

4) Das so kecke Wagnis des Teufels mit seiner **Versuchung** selbst der Heiligkeit Christi und seiner eingefleischten Gottheit konnte

ihm wohl nur eingeben die unselige Leidenschaft des unversöhnlichen Hasses gegen die Menschheit und Christi Heiligkeit.

Christus ließ sich auch durch die Lüfte tragen, obwohl er dem Dämon dies so leicht verwehren konnte. Das ist allerdings eine der seltsamsten Thatsachen aus Christi Lebensgeschichte. Allein Christus hatte dazu, — abgesehen davon, daß er sich ja auch von den Kindern des Teufels, den Juden, kreuzigen ließ, an seiner Person selbst alle unsere menschlichen Mühsale und Beschwernisse, einschließlich der größten und gefährlichsten in des Teufels Versuchungen, erfahren, uns darin gleich werden und dadurch zum Mitleid mit uns bewegt sein wollte, — auch seine sehr guten und weisen Gründe und Ursachen. Er ließ sich versuchen:

a. Um dem Teufel, der einst Adam überwunden, als zweiter Stammvater diesen Sieg wieder abzugewinnen, seine Gewalt zu vernichten und unserer Schwachheit die nötige Stärke mitzuteilen.

b. Um die Allgemeinheit der Versuchungen darzuthun, und daß der Dämon den Gerechten und Frommen mehr und heftiger zusetzt, als den Sündern, weil eben Heilige zu besiegen, dem Teufel vor allem erwünscht ist.

c. Um uns auch die Beschaffenheit der Versuchungen, besonders in der Schriftverfälschung, der großen Arglist, Verwegenheit und Hartnäckigkeit des auch nach ein und zweimaliger Abweisung mit noch stärkerer Anfechtung wiederkommenden Menschenfeindes anzuzeigen.

d. Um uns endlich auch die Art und Weise und die Mittel, wie und womit die teuflischen Versuchungen zu überwinden sind, zu lehren, zu welchen Mitteln besonders Gebet, Fasten, heilige Betrachtung der Gebote Gottes, Beharrlichkeit und festes Gottvertrauen, als sicherstes Mittel aber die heilige Schrift in der Erinnerung und Anwendung des göttlichen Wortes, gegenüber der verstellten der Versuchung, zu zählen sind.

II. Bei der dreifachen Versuchung ist ob des geschichtlichen Verlaufes nicht bloß das Wort Christi, sondern auch das des Teufels zu beachten.

1) „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese (umherliegenden) Steine Brot werden," um deine Allmacht als Gottsohn und Messias zu beweisen und dich zu sättigen, d. i. mir zu Gefallen zu sündigen, — so lautet die erste Versuchung Luzifers in Menschengestalt in der Wüste zur Unmäßigkeit.

Gewiß ist's eine trefflich zusammengestellte Rede zur Sündenverleitung und, menschlich gedacht, ein ganz billiges Ansinnen; denn

welcher Hungrige, der gleiche Verwandlungsmacht besäße, würde sich zu deren Anwendung erst gute Worte geben lassen? Doch Christus als zweiter Adam und Sohn Gottes that nicht des Teufels Willen, sondern entgegnete: „Es steht geschrieben: Nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt!", d. i. das Menschenleben ist nicht bloß ein tierisches und durch Brot zu erhaltendes; denn es besteht nicht nur aus dem sterblichen Leibe, sondern auch aus der ewigen Seele, die als etwas Göttliches, Engelgleiches und für den Genuß Gottes Geschaffenes, nur mit der Geistesspeise des göttlichen Wortes genährt wird und darum auch sorgsamer, als der Leib zu speisen ist, zumal Gottes Wort zugleich auch die Quelle des leiblichen Brotes ist. O schöne, goldene, göttliche Worte, mit denen er den Teufel abgespeist und die dieser auch ohne Einwand hingenommen!

Wie anders die Welt! „Einfältiger, leichtgläubiger Teufel," heißt's da; „wer kann leben vom Worte Gottes und möchte es auch hundertmal geschrieben stehen?" Sprich nur zu manchem unkirchlichen Christen vom Beten, Kirchengehen, Predigthören und dergleichen Seelenspeise, so heißt's sofort: „Solche geistigen Werke bringen kein Brot in's Haus und dabei müßte man verhungern und verderben!" Also sind derartige Menschen noch ärger, als der dies erkennende Teufel selbst, weil sie eben meinen, keine vernünftige Seele zu haben, und sich zum Viehe zählen.

Christus, sich erweisend als Sohn Gottes, d. i. als Gott und Mensch, wies mit der Deutung auf die leibliche und geistige Menschenspeise zurück die behufs leiblichen Brotes ihm gebotenen Teufelssteine, die dieser ihm in den Mund ebenso schieben wollte, wie der Meerkrebs es thut mit den zur Speiseaufnahme sich öffnenden Austern, um sie als offene zu zerreißen und zu verspeisen. Wohl aber verwandelte er die Steine gegen des Teufels Willen in viel größerem Wunder durch deren geistige Benützung in „Seelenbrot", und diese wunderbare Kunst, „die Steine zu wandeln in Geistesbrot und die Seele mit Steinen zu speisen", zeigte er später so oft und besonders in seinem Leiden mit jenen Geistessteinen, die auf ihn der Teufel mit seinen Gehilfen in so schmerzlichen, seine Seele mit Schmach sättigenden Worten und Thaten geworfen, — aber auch alle wahren, ihm folgenden Kinder Gottes übten diese Kunst gleichfalls, wie unter anderem der die Steine Semeis mit schweigender Geduld aufnehmende David, oder wie jener Altvater, der zu seinem ihn schmähenden Mitbruder

freundlich-lächelnd gesagt: „Gesegnet sei Bruder, dein Mund von dem Herrn“ (St. Doroth.)!

Auch bei den Christen beginnt der Teufel stets, wie bei Christus und im Paradies, mit der Versuchung zu Fraß und Völlerei, d. i. mit Steinen und beim Hunger, auf daß sie solche nicht für sich, sondern für ihn zum Sündenbrote machen, wohl wissend, daß ein zu gut genährter Leib zu aller Unterlassungs- und Thatsünde neigt. Sein Teufelshunger ist ein Wolfshunger und größer, als der Menschenhunger. Und leider, während der in sich und seinen dürftigen Brüdern nach dem Menschenheil und einem Stücke Brot hungernde und darum bittende Christus mit den Steinen harter Worte und Herzen abgespeist wird, da erfreut sich der nach dem Menschenverderben hungernde Teufel, — weil man einwilligt in seine Sündenversuchungen, statt ihm dergleichen Steine an den Kopf zu werfen und ihn zu zwingen, sie zur Verdiensteskrone zusammenzufügen, — tagtäglich der Einladung zum freien Gasttisch, der ersten Stelle und der fettesten und raffiniertesten Bissen und kann das Sündenbrot genießen, wann, wie und so oft er will, — bereitet aber auch seinen Gastgebern, die laut Heidenfabel aus Steinen zu Menschen geworden, den Untergang Pharaos und seines Heeres, die wie Steine ob Israels harter Behandlung versanken, und das Geschick des verdorrenden Feigenbaumes, der dem hungrigen Christus keine Früchte geboten, laut Wort: „Ich war hungrig und du hast mich nicht gespeist . . .!“

2) „Bist Du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln Deinetwegen befohlen, und sie sollen Dich auf den Händen tragen, damit Du nicht etwa Deinen Fuß an einen Stein stoßest!“, d. i. zeige hier vor allen Menschen Deine Allmacht und Wunderkraft und laß Dich hinabfallen, gesichert durch Gottes Schutz vor jedem Schaden, und aus solcher That wird jedes Dich für einen Gott halten, und anbeten, — so lautet die zweite Versuchung Luzifers in Engelsgestalt auf der Tempelzinne.

Nach der Abweisung der ersten Versuchung ließ der Teufel sofort eine neue folgen in dem zwei Meilen vom Wüstenorte entfernten Jerusalem auf der Tempelzinne, der höchsten Spitze des Daches, dessen Seite der Stadt zugewandt und allen sichtbar war. Dahin hatte er Christum mit dessen zulassender Anordnung, da er mit seiner Menschheit sich ihm ganz überlassen, gefaßt bei der Hand oder am Leibe und durch die Luft, wohl sichtbar für den Teufel, aber unsichtbar für die Menschen zur Vermeidung des Ärgernisses, getragen. Das war eine

von Gott zugelassene Teufelsgewalt, wie sie auch bei den heiligsten Menschen zur Offenbarung ihrer Heiligkeit über ihren Leib mit Ausschluß der Seelenschädigung vorgekommen, unter anderem bei Job, St. Anton, dem Einsiedler, St. Stagitius, Xaverius, — und ist darum eine dringende Warnung vor der Sünde, welche ja sogar die Seele trotz oder vielmehr gerade wegen aller geweihten, aber durch falsches Vertrauen unwirksam gemachten Schutzmittel dem Teufel überliefert.

Hier versuchte der Teufel, da er die Menschen wohl führen, aber nicht stürzen kann und darum ihre Gedanken nicht zur Höhe, sondern zur Tiefe richtet, Christum zur Ehrsucht und Hoffart, „sich", nach seinem Beispiel des Sturzes vom höchsten Himmel in den tiefsten Abgrund vermessenen Strebens halber, „gleichfalls ob der Menschenehre vermessentlich von der Höhe zu stürzen," indem er ihn zufolge der ersten Vertreibung mit dem Schriftworte, und wie er einst den Adam mit der Verheißung, „wie Gott zu werden" zum verbotenen Genuß gereizt, nun mit der für selbstgesuchte Gefahr falschgedeuteten Schriftverheißung des göttlichen Schutzes zum vermessenen Gottvertrauen anreizte und so das Gift seiner Versuchung unter die Süßigkeit des göttlichen Wortes verbarg.

Auf das Gelingen dieser Versuchung hoffte Luzifer nicht ohne Grund auch wegen und nach der Entfernung Christi aus dem Orte, wohin ihn der Geist des Herrn geführt, da ja gewöhnliche Menschen so oft, sittlich gefährdet, an Leib und Seele zu Grunde gehen, sobald sie ihren geweihten Standort mit einem anderen, die Armut mit dem Glück, die Kirche mit der Welt, vertauschen, und in ihrer hohen Lebensstellung und auf dem Glücksgipfel gleich angebeteten Göttern oder auf der eingebildeten Höhe ihrer Selbstschätzung, zu der sie der Teufel des Sturzes halber geführt, sich im Hochmut übernehmen, um immer höher zu steigen, dann aber auch mit ihrem Anhang um so tiefer fallen.

Doch Christus, weil nicht begierig nach Weltehre, machte zu Schanden den mit der falsch ausgelegten Bibelstelle gelegten Fallstrick, den der listige Teufel auch sonst nicht selten im Mißbrauch der heiligsten und schönsten Worte und Namen der heiligen Schrift, wie Sachen der Religion, besonders bei abergläubischen Dingen, zur Köderung, Blendung, Sichermachung und Gewinnung der von ihm zeitliche Vorteile erhoffenden Seelen, anwendet. Bekämpft ward er mit der gleichen Bibelwaffe, einer anderen, aber recht gedeuteten Stelle: „Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott deinen Herrn nicht ver-

suchen,“ d. i. kein Wunder ohne Not begehren oder wirken; denn mich als Gottsohn zu zeigen, bedarf's nicht meines Herabsturzes und Wunders, da ich ganz natürlicher Weise hinabsteigen kann. Und danach hat sich Christus in Wahrheit als Sohn Gottes gezeigt und auch nur jene Menschen als Kinder Gottes bezeichnet, die sich mehr auf Christi Glauben und Wort, als auf Wunder, verlassen, zumal der wahre Glaube ans Unsichtbare mit seinem frommen Leben das größte aller Wunder ist.

Wie zahlreich sind die teuflischen Anreizungen bei den Christen, sich von der Höhe ihrer Würde und Gottauserwählung, zu der sie als vernünftige Wesen und Kinder Gottes sind erhoben worden, der Teufel aber sich nicht erheben kann, — zu ihm in die Tiefe der Sünde hinabzustürzen, wobei er ihnen, um sie leichter zu bereden, vor die Augen die Larve ihrer eingebildeten Erhabenheit bindet, gleich als hätten sie bei so hoher Begabung und getragen von der Menschengunst nicht den geringsten Nachteil davon zu besorgen!

Glücklich darum jene, die ihrer Menschen- und Christenwürde, vermöge deren sie den Teufel unter ihren Füßen haben und auf seinem Kopfe gehen können, nicht vergessen, d. i. nicht den Satan auf ihrem Kopfe tanzen lassen, noch mit ihrer sittlichen Erniedrigung erhöhen, sondern aus seinen Versuchungen sich Himmelsstufen erbauen und ihn selbst zum Höllensturze zwingen!

3) „Dies alles“ — alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit, — „will ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest,“ — dies war nach zweimaliger Abweisung die dritte Versuchung auf dem Berge, und zwar die allergefährlichste, zum Geldgeiz, die zugleich bewahrheitet, daß, solange der Erzfeind der Menschenseelen lebt, an keinen Frieden, sondern nur an steten Kampf zu denken ist.

Satan, der überwundene Engel, führte Christum mit dessen Zulassung und Gottes Anordnung, wie vor, so nun, und zwar wieder zur Wüste zurück, anzudeuten, daß er das Menschenherz wohl aus seiner gottgeweihten Ruhe bringen kann, aber nach seiner Überwindung auch wieder in seine vorige Ruhe zurückstellen muß.

Er führte ihn auf einen sehr hohen Berg daselbst, also von einer Höhe zur anderen, im geraden Gegensatze zu dem vom Himmel zur Erde sich erniedrigenden Gottsohn, womit er sich als hochfahrenden Geist und alle nach hohen Ehrenstellen strebenden Menschen als seines Geistes bekundet.

Er zeigte ihm alle Königreiche der Welt, nicht in Wirklichkeit, was ja bei ihrer weiten Zerstreuung auf Erden unmöglich ist, sondern nur im phantastisch-flüchtigen Gesichte und kennzeichnete so nicht bloß sich als Meister der Malerkunst, der Schönfärberei und blendenden Darstellung in Traum und Einbildung, die wie eine Seifenblase plötzlich entsteht und schnell vergeht, — sondern auch alles irdischen und zeitlichen, selbst des gekrönten Glückes, Geschick, Bedeutung und Inhalt in diesem Thränenthale.

Er sagte nicht, wie sonst: „Bist Du Gottes Sohn," weil bei solcher Erinnerung er schon längst nicht auf seine Anbetung hoffen durfte, daher er auch bei den schwersten Versuchungen der Menschen ihre Christenwürde verschweigt und nur ihre Schwachheit betont.

Er versprach ihm, „alles zu geben," d. i. machte, als Vater aller Lügen und allen Betrugs, der nur zeigt, aber nicht giebt, und stets mehr verspricht, als er halten kann, ein lügenhaftes Versprechen, da nicht er, sondern Gott, respektive Christus, der Herr der Welt, und der König aller Könige ist, — bekundete damit aber auch den ihm bewußten Weltenwert einer einzigen Menschenseele, die so mancher Mensch für einen Spottgewinn verhandelt.

Und er begehrte von Christus, er solle vor ihm niederfallen und ihn anbeten, d. i. „ihn", den Teufel, der wegen verweigerter Anbetung der mit Gott in Christo vereinten Menschheit aus dem Himmel gestürzt worden, „anbeten" ob schnöden und dazu erlogenen Geldgewinnes, und „kniefällig", wie es Gott selbst von allen himmlischen, irdischen und höllischen Geistern gebührt und gezollt wird.

Dies war das unverschämteste Teufelsverlangen, das bezeugt, wie weit, selbst bis zur Abgötterei, die Hoffart einen Geist bringen kann, — ferner das schimpflichste Armutszeugnis für die verblendete Menschheit, die das Geld für das Allerwertvollste, wert sogar des Teufelsdienstes, ansieht, — und endlich auch die schändlichste Zumutung an Christus, von ihm für sich als Teufel einen direkt der Ehre des allein anzubetenden Gottes zuwiderlaufenden Dienst zu verlangen.

Daher hat ihn auch Christus, um zugleich alle Versuchung zu beenden, wie nie vorher, so heftig und rauh abgefertigt, mit dem, den Teufel am gewaltigsten schlagenden Worte: „Weiche, Satan," d. i. fort und hinweg mit dir, dem Fleisches-, Hoffarts- und Geldabgottsteufel, ins ewige Feuer, in den Höllenabgrund, wohin du ob angestrebter Gottgleichheit auf ewig verdammt worden; denn „es steht

geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn anbeten, aber auch ihm allein dienen", denn niemand kann zwei Herren, nicht Gott und dem Teufel, dienen! Damit lehrt er, daß zur Verteidigung der Ehre Gottes kein Ernst zu scharf und keine Schärfe zu groß im gerechten Zornes-eifer sei.

Und nach dieser Abfertigung verließ ihn der Teufel, aber nur bis zu seinem Leiden, respektive bis zur Aufhetzung der Juden. Und die (guten) Engel traten (sichtbar) hinzu und dienten ihm in allem, was er wollte zu der Menschen Heil und Hilfe, — d. i. da erst und nicht vorher, während des Streites, damit der Teufel nicht zu sagen veranlaßt sei, Christus habe ihn mit Engelshilfe überwunden. Und diese Engelsbedienung haben alle zu hoffen, die dem Teufel Dienst und Herberge aufkünden und den Sieg in der Versuchung mit Christo abgewinnen.

Wie oft versucht der prahlsüchtige Satan, genannt „der arme oder Lügenteufel", die Menschen mit trügerischem Blendwerk und dem Versprechen von ihnen vorgemalten goldenen Bergen und Gütern der ganzen Welt zur Teufelsvergötterung und Leibes-, Seelen- und Willens-aufopferung, dieser Quelle alles Unglaubens! Wohl ihnen, wenn sie dann den Teufel zwingen, ihre Überlegenheit zu respektieren und Christum zu adorieren, und so mit ihm auch alle gottlosen Menschen, selbst die Mächtigsten der Erde, zur Anbetung Christi nötigen!

Wir haben uns beim Beginne der Fastenzeit wohl zu fragen: Wo sind die Beweise aus unserer Jahresvergangenheit, daß wir solche Heilslehren für unsere Christusfreundschaft und zu unserem sittlichen Nutzen angewendet? Wo sind die Beweise unserer Prüfung der Geister; unserer Führung durch den heiligen Geist, der Souveränität unseres freien Willens, der Benützung der Taufgnade und unserer Christen-stärke? Wo ist unser Fasten und unsere Entsagung als Siegeswaffe zum Geisteskampf? — Und die Antwort ist leider mehr oder weniger beschämend für uns alle!

Wir haben so oft dem Teufel zu Gefallen als Fleischesgesinnte aus so manchen seiner Versuchungssteine ein sündiges Teufelsbrot gemacht, aber kein leibliches Brot für Christus und noch weniger ein Seelen-brot für uns, und so den Christus- Menschen- und Seelenhunger in der Welt vermehrt.

Wir haben nicht selten, der Teufelseinsprechung folgend, als Weltehrsüchtige durch falsche Auslegung der heiligen Schrift, und durch vermessenes Gottvertrauen in Selbstaufsuchung der Gefahren, Nicht-

anwendung der natürlichen Mittel und Verlassung auf unsere vermeintlichen Gottverdienste, uns von unserer wirklichen oder eingebildeten sittlichen Höhe des Lebens vermessen und gottversuchend in die Tiefe der Sündenfälle und Unsittlichkeit gestürzt und so mit der Menschen- auch die Gottesehre eingebüßt.

Wir haben so oft als Geldgierige und glaubend dem teuflischen Geldversprechen um solchen Teufelsgeldes willen, das doch nur wertloses Höllengestein ist, Gott entehrt, den Gottesdienst vernachlässiget, den Teufel adoriert und dazu beigetragen, daß der Teufel in der Christenheit bleibende Herberge genommen und seine Herrschaft ausgedehnt, die guten Engel aber ihr den Dienst gekündet und immer mehr von ihr zurückgewichen, Gottes Strafe aber näher gekommen.

Wohlan! Jetzt ist die gnadenreiche Zeit, die des Heils, da uns Gott leichter erhört und hilft, — die von Christo und der Kirche geheiligte Zeit, wo Gott mit Wohlgefallen auf das, von den Christensündern und -Büßern vereint mit Christi Passion ihm dargebrachte Sühnopfer herabblickt und um dessentwillen auch die verdiente Sündenstrafflut von ihnen abwendet. Jetzt ist die Zeit, Gottes Gerechtigkeit ob unserer Sünden mit unseren von Christi Blut besprengten und geheiligten Fasten-, Demuts- und Almosenakten zu versöhnen und mit dem Brot der Buße Christum in den Armen zu speisen. Jetzt ist die Zeit, mit Christo auf dem Ölberge als mit ihm Leidende auf unser Angesicht zu fallen, um Miterben Christi zu werden und so durch unsere Bußsühne auch alle Gottlosen samt dem Teufel zur Anbetung Christi und seiner Gottheit zu nötigen. Jetzt ist die Zeit, als Zurückgekehrte zum Vater des Himmels von unseren Verirrungen, reumütig und gewissenhaft zu bekennen: „Vater, ich habe gesündiget wider Dich und den Himmel und nicht gethan, was einem Kinde geziemt, — doch hoffe und vertraue ich auf Deine ewige Vatergüte, mich wieder als Dein Kind und als Erben Deines Himmels aufzunehmen!“

# Am zweiten Fastensonntage.

Evangelium. Jesus nahm den Petrus, Jakobus und Johannes mit sich (Matth. 17, 1—9).

Das heutige Evangelium erzählt die Verklärung des Herrn auf Tabor vor seinen drei Jüngern und in Gegenwart der, in ihrer ewigen Herrlichkeit erschienenen zwei Propheten, Moses und Elias.

Wer hätte nicht auch gleich den Jüngern gerne geschaut die Herrlichkeit des verklärten Menschgewordenen Gottes und in ihr, wie im klaren Krystallspiegel, die uns sterblichen Menschen verheißene unsterbliche Glorie für's himmlische Vaterland, allwo wir Christo, als dem Hauptoriginal, der Klarheit seines glorifizierten Leibes nach- und gleichgestaltet werden sollen?

Wie einfach diese Erzählung lautet, so zahlreich sind ihre Geheimnisse.

I. Die Frage: Warum Christus seine Jünger wohl zu seiner Verklärung, nicht aber zu seinem Leiden und Tode berufen hat?, beantwortet seine Herzensgüte, sie wohl bei seiner Freude als Gefährten zu erfreuen, aber als Schlachtopfer allein die Kelter zu treten.

Die Frage: Warum Christus nur drei Jünger und gerade Petrus, Jakobus und Johannes, zu seiner Verklärung mitgenommen hat?, ist damit beantwortet, daß sie gerade die vortrefflichsten an Verdiensten waren, nämlich Petrus mit seinem Glauben und als der erkorene Schlüsselträger des Himmelreiches, — Johannes mit seiner Liebe und als der unversehrte Reine, den er seiner Mutter empfehlen wollte, — und Jakobus, der ältere, mit seiner Hoffnung, der als erster sein apostolisches Priestertum mit dem Purpur seines Blutes zieren sollte.

Und — wären auch die anderen Jünger der Verklärungsgnade würdig gewesen, so mußte doch Christus wegen der Unwürdigkeit des Meuchlers Judas und wegen der Vorsicht, ihn nicht durch alleinigen Ausschluß noch vor der Zeit zur noch neidvolleren Bosheit zu treiben, auf die Begleitung der anderen verzichten.

Die Auswählung eines so hohen Berges zum Ort seiner Verklärung soll wohl deuten, daß die Glorie der göttlichen Klarheit nicht im wüsten Abgrunde dieses nächtigen Weltwesens oder in der Tiefe der sinnlichen Gelüste, sondern allein im himmlischen Reiche der unendlichen Freuden mit den Flügeln inbrünstiger Liebe zu den ewigen Gütern aufzusuchen sei.

Sagt ferner der Evangelist: „Nicht Christus habe sich verklärt," sondern „er sei verklärt worden von seinem himmlischen Vater" (Hebr. 5, 5), so hat auch dies seinen tiefen Grund. Der Vater verklärte seinen Sohn, um dessen Gehorsam, mit dem er sich nach angenommener Menschheit in allem ihm unterworfen, zu offenbaren, und ihn selbst als den Hohenpriester zu bestimmen und als Lehrmeister der ganzen Welt auszurufen.

Der Umstand, daß der Glanz seines Angesichts mit der Sonne, und die Kleider mit der Weiße des Schnees verglichen werden, — auch dieser hat seine geheimnisvolle, tiefe Bedeutung. Nicht heller, als die Sonne und der Schnee, sondern gleich wie diese, strahlten sein Antlitz und seine Gewande; denn Christus hat nur einen Teil seiner geheimen und verborgenen Majestät geoffenbart und auch nicht alle Vollkommenheit seiner Glorie ausgegossen, sondern nur soviel und soweit die Kraft der Jünger es ertragen konnte. Der Sonnenvergleich seines Angesichts soll uns befestigen im Glauben an seine Verheißung: „Die Gerechten werden alsdann leuchten, wie die Sonne, im Reiche ihres Vaters," und die Schneeweiße seiner Gewande stellt ihn dar als den Erstgeborenen und als Oberhaupt aller Auserwählten; denn Tugend ist ja die schneeweiße Farbe aller Heiligen Gottes, das Eigentum des hochzeitlichen Brautkleides und die Gewandfarbe derer, die aus großer Trübsal kommen und ihre Kleider weiß gewaschen haben im Blute des Lammes (Joh.).

„Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit ihm." Warum diese beiden? Weil gerade sie sich am meisten nach der Vollendung der Erlösung sehnten und Christi Vorbilder auch gewesen in der vierzigtägigen Faste, insofern sie als pure Menschen, obgleich gestärkt durch Gottes Kraft ebensolange gefastet und darum auch

verdienten, zu seiner Verklärung zugelassen zu werden. Weil Moses, — der Repräsentant der abgeschiedenen, in der Vorhölle ohne Trost harrenden Altväter, der Mann der Sanftmut, — und Elias — der noch lebende Prophet als Vertreter der noch auf Erden lebenden Menschen, der Mann des Eifers, war, — beide somit Christum, den in ihrer Mitte Stehenden, bekunden sollten, als einen „sanften Eiferer", und zwar als solchen, in dem die Sanftmut den Vorrang vor dem Eifer einnehme, da Moses zu seiner Rechten und Elias zu seiner Linken sich befanden.

„Die redeten mit ihm." Das Gespräch des Herrn mit Moses und Elias als Repräsentanten der Toten und Lebenden, war sein vorgenommenes Leiden und sein in einigen Tagen bevorstehender Kreuzestod, indem Moses und Elias den Herrn inständigst baten, zur Befreiung der armen Seelen aus so lange dauernder Gefangenschaft und zur Erlösung der lebenden Menschheit mit ihrem täglichen, so vielen unzähligen Seelen widerfahrenden Untergang, sein Erlösungswerk zu beschleunigen und den Tod für's Menschengeschlecht, den er zu erleiden, freiwillig auf sich genommen, nunmehr auch auszuführen.

„Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns; willst du, so wollen wir hier drei Hütten bauen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine." Petrus ließ sich — laut dieses Wortes — vom Glanze der ihm so wohlthuenden Freude der Verklärung so sehr einnehmen, daß er der Angelegenheit der Altväter in der Vorhölle, — Christi Leidensvorhaben — und auch seiner selbst vergaß! Sein Wohlgefallen an der glanzvollen Erscheinung war ungemein groß, aber höchst mißfällig das Passionsgespräch. Sofort darum, nach Moses und Elias Weggang (Luk. 9, 30), in deren Gegenwart er aus Respekt das ihm mißfällige Gespräch nicht zu unterbrechen gewagt, begann er den Herrn mit dem Worte: „Herr, hier ist gut sein," von seinem Leidens- und Todesvorhaben wieder abzureden, sich nicht freiwillig den Händen seiner Feinde zur Kreuzigung zu übergeben, sondern lieber auf diesem Berge, dem für sein Leben so sicheren Orte zu bleiben, welchem Ansinnen aber Christus weder geantwortet, noch gewillfahrt. — O wie weit verblendet doch das Glück, Wohlleben und die Freude, und sei es auch das geringste des Petrus angesichts der Glorie Christi auf Tabor und im Bewußtsein, seines Meisters Gunst zu besitzen, daß er sich sofort dünkte, etwas zu sein, und inmitten seiner Freude und um nur seinen eigenen, persönlichen Privatnutzen und Vorteil zu befördern, auf das Heil der Toten in

der Vorhölle, wie der Lebenden auf Erden, vergaß, das Wohl so vieler Anderen ohne Zahl außer acht ließ, ja sogar auf sich selbst in sträflicher Vergessenheit vergaß; denn Jesus, Moses und Elias, wollte er zur Wohnung eine Hütte bauen, seiner eigenen Person und Mitjünger aber gedachte er nicht! Freilich war's für Petrus verzeihlich, da er sich gleichsam in einem Rausch und Vorgeschmack der himmlischen Freude befand und in selbem nicht wußte, was er redete ohne Bedacht — aber immerhin war Petrus noch zu loben, insofern er wenigstens nicht Jesu, seines Meisters, vergessen.

„Und als Petrus noch redete, da überschattete sie eine lichte Wolke." Ein Lichtnebel trat zwischen die drei Jünger und die drei Verklärten, welcher diese ihren Blicken entzog. Je stärker nämlich das Licht ist, umsoweniger läßt sich hineinschauen und desto mehr ist es für die, welche außerhalb desselben sind, und denen es unzugänglich ist, Dunkelheit oder Schatten, daher auch Gott, der im Licht und Dunkel Wohnende heißt (I. Tim. 6, 16; 2. Mos. 2, 21).

„Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, diesen sollet ihr hören!" Nicht Moses oder Elias und auch kein anderer Heiliger, und selbst nicht ein Engel vom Himmel, — sondern nur dieser Christus allein ist es, an dem ich meine ganze Freude habe und an dem ich mit meiner ganzen Liebe, mit ganzem Herzen hänge; denn dieser ist nicht gemacht, noch geschaffen, sondern von meiner Natur von meinem Wesen. Es war das dem Gottmenschen gleichsam zu seiner Beglaubigung auf Erden abgelegte göttliche Zeugnis seiner himmlischen Sendung, wie es bei seiner Taufe am Jordan vernommen worden (Matth. 3, 17) und wie davon auch Petrus (II. 1, 18) als Ohrenzeuge berichtet. Der Befehl aber, ihn zu hören, ist bei seiner Taufe nicht, wohl aber hier beigefügt, weil Christus hier als Lehrer im Verhältnis zu Moses und den Propheten eingeführt wurde, im Hinweis auf die Weissagung: „Einen Propheten wie mich, wird dir der Herr aus deinem Volke erwecken, den sollst du hören" (5 Mos. 18, 15).

„Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr." Das deutet hin auf ihr Erschrecken vor der Wolkenstimme und auf ihre ehrfurchtsvolle Anbetung des göttlichen Vaters. Wie schnell war Petri Jubel mit seinem eilfertigen Bauen von Laubhütten zum Schweigen und Schrecken übergegangen!

„Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Als sie aber ihre Augen auf-

hoben, sahen sie niemanden, als Jesum allein!“ Alle himmlischen Erscheinungen waren verschwunden, so daß, als sie auf des Herrn Berührung und Befehl sich erhoben, sie niemanden sahen, als Jesum allein, d. i. der gekreuzigt werden sollte.

„Und da sie von dem Berge herabgestiegen, befahl ihnen Jesus: Saget niemanden dies Gesicht, bis der Sohn des Menschen von den Toten auferstanden sein wird.“ So hatte er kurz vorher seinen Jüngern verboten, zu verkünden, daß er Jesus, der Christus, d. i. der Messias sei (Matth. 16, 20) und auch dem geheilten Aussätzigen Stillschweigen auferlegt (Matth. 8, 4), — und so auch hier, um Volksauflauf zu verhüten, bevor noch seine Zeit gekommen sei, während er sonst nicht bloß mit seinen Thaten, sondern auch mit seinen ausdrücklichen Worten sich öffentlich als Messias und Sohn Gottes bekannte (Joh. 5, 18) und hinlängliche Beweise für seine Würde gab.

Der besondere, von Christus außer dem trostreichen Hinweis mit seiner Verklärung verfolgte Zweck war

bei seinen Jüngern der: aus ihrem Herzen alle Ärgernisse des bevorstehenden, schmählichen Kreuzestodes zu entfernen, auf daß, nachdem sie seine verborgene Würde und höchste Vortrefflichkeit mit Augen geschaut, sie nicht bei seinem freiwilligen und verächtlichsten Leidensende im Glauben wanken möchten, —

bei allen Menschen aber der: ihnen ein Vorbild, einen Abriß der himmlischen Glorie zu geben und zu zeigen, unvergleichlich größer sei der Lohnesgenuß der ewigen Freuden im Himmel, als empfindlich und schmerzlich alle Drangsal unseres sterblichen Lebens auf Erden dünkt — kurz, augenblicklich und leicht sei alles Leid auf Erden, ewig aber und unendlich die Freude im Himmel, laut Schrift: „Kein Auge hat's gesehen,“ und: „Die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen“ (Röm. 8), — und — so wir zum Himmel aufschauen, müsse uns die Erde anwidern, er selbst uns aber im Schmerz und Tode stärken und trösten. Und darum sollen wir stets unser Auge und Gemüt zum Himmel, zum Ort der Seligkeit, erheben und sie nie vom Himmel abwenden, auf daß auch unser Wandel stets im Himmel sei.

Der Berg Tabor, auf dessen Haupt die Gottheit ihren Rat gehalten, um die höchsten Angelegenheiten des Menschenlebens zu verhandeln, — weist uns hin auf den Berg Golgatha, auf dessen Gipfel die Gottheit ihr weltversöhnendes Opfer für der Menschen Heil gebracht.

So ist denn der Verklärte Tabors zu betrachten, wie er zum Manne der Schmerzen auf Golgatha verwandelt worden.

Lehrreich ist der Inhalt des heutigen Evangeliums.

Es ist ein Beweis für die Gottheit Christi vor seinem Leiden; — ein Bild des seligen und einheitlichen Christusreiches gegenüber dem vom Teufel geführten Reiche der Welt; —

ein Beweis für das unsterbliche Fortleben der Menschenseelen, wie fürs ewige Leben der Leiber, da des Moses Seele bei längst, vor fünfzehnhundert Jahren auf dem Berge Nebo begrabenem Leibe hienieden erschienen, — und der leiblich nicht gestorbene Elias nach tausend Jahren trotz seiner noch nicht himmlisch verklärten Seele durch Gottes Kraft noch am Leben war; —

ein Beweis, daß mit Bewilligung oder Befehl Gottes die Menschenseelen den Erdenmenschen erscheinen können, sie also nicht im Schlafe sich befinden, — ferner, daß es außer Himmel und Hölle noch andere Aufenthaltsorte für die Seelen giebt, wie Vorhölle und Reinigungsort, da Moses und Elias in keinem von jenen beiden sein konnten;

ein Beweis für die geistige, Leib und Seele verklärende oder verschönernde, sich selbst in die Ewigkeit erstreckende Kraft des Christentums; und

ein Beweis für den herrlichen Lohn, den das von Moses, Elias und Christus geübte Fasten, Entsagen und die von den Aposteln an Christi Hand geführte Betrachtung der Einsamkeit und geschichtlichen Vergangenheit gewinnt. —

Mag die Welt die biblischen Thatsachen und auch die Verklärung Christi mit ihren Nebenumständen leugnen und als Blendwerk darstellen: — wir glauben fest daran, trotzdem wir nicht Augen- und Ohrenzeugen gewesen. Und — wenn uns sonst nichts zu diesem Glauben drängte, so wäre es schon die unumstößliche, allen offenstehende Thatsache von der Verklärungskraft des Christentums und die Gewißheit der sich erfüllenden Verheißung, daß die wahren Christen sich des Beistandes der unsichtbaren, höheren Welt erfreuen und ihrer Seligkeit entgegenwandeln.

Die Verklärung Christi auf Tabor ist ein Abriß oder Schattenbild jener Glorie, die sein heiligster Leib im Himmel besitzt;

ist das Unterpfand unserer einstigen seelischen und leiblichen Verklärung — unter der Bedingung und nach Vorhergang unserer jetzigen geistigen und sittlichen Verklärung — vermittelst der Befreiung von der geistigen und sittlichen Finsternis und Häßlichkeit der Sünde; —

zeigt uns unsere christkatholische Religion in dem liebenswürdigsten

Bilde, da sie uns dieselbe als ein heiliges Reich des Friedens darstellt; —

befestigt unseren Glauben an Jesus, indem sie seine Gottheit auf die unbestreitbarste Weise bezeugt; — und

ermutigt uns, die Leiden dieser Zeit standhaft zu ertragen, indem sie unserer Hoffnung auf selige Unsterblichkeit neue Nahrung giebt.

Darum schwebe uns Jesus in seiner verklärten Gestalt immer vor, besonders, wenn Leiden uns umdrängen, und vor allem auf dem Golgathahügel unserer letzten Lebensstunde, auf daß sich sonne unser brechendes Auge und das erkaltende Herz in dem Lichte, das seinen und unseren himmlischen Tabor auf ewig umglänzt, — und wir so gleich ihm die Welt überwinden!

Christi Verklärung predigt aber auch die allen Christen notwendige, geistige Verklärung, d. i.:

1) Die Verklärung der Wahrheit;

2) die Verklärung der göttlichen Gnade;

3) die sittliche Verklärung, indem sie zugleich warnt vor der Verunstaltung durch die Sünde zur häßlichen Gestalt des Tieres und des Teufels.

Des sündigen Christen Bekehrung oder Verklärung, Veränderung und Verbesserung, darf aber keine bloß äußerliche oder bloß eingebildete sein.

a. Gottverworfen ist die bloß äußere Tugend und Frömmigkeit, die nur in Gesicht und Kleidung sich kundgiebt, während das Herz unchristlich, tierisch oder teuflisch gesinnt ist.

b. Noch größerer Greuel vor Gott und der allergrößte Betrug im geistlichen Leben ist die bloß eingebildete Bekehrung oder Verklärung des sündigen Christen, die nur in Haupt und Phantasie vorhanden ist.

c. Die wahrhafte Sittenwandlung des sündigen Christen darf nicht bloß in Gesicht und Kleid oder in Haupt und Einbildung, sondern muß in Herz, Geist und Leben, zu finden sein. Gleichwie der herrliche, aus des verklärten Gottmenschen Gesicht, Leib und Gewanden, strahlende Lichtesglanz so groß war, daß er auch auf die Anwesenden, Moses, Elias und die Apostel, fiel, und sie gleichfalls so glänzend wie ihr Meister erschienen, — so werden auch die Christen durch wahrhafte, innere und äußere Lebensbekehrung und Verwandlung, die im Herzen und Geiste erfolgt, ebenfalls in das Bild Christi verwandelt und ihr Licht wird auf die Umgebung ausgegossen.

4) Christi Verklärung predigt auch im Hinblick auf den, mit Moses und Elias beratenen Ausgang seines Lebens, die Verklärung der Geduld und Gottergebung in die unvermeidlichen Mißgeschicke, die hinieden über uns kommen.

5) Vor allem aber die Verklärung des vornehmsten guten Werkes, des Gebetes. Denn, „während er betete, ward die Gestalt seines Angesichts verändert und sein Gewand weiß und glänzend."

So sprach der Herr zu Ananias in Damaskus, seinem Jünger: „Gehe zu Saulus in das dir bezeichnete Haus, denn siehe, er betet," d. i. du hast nichts zu fürchten, kein Leid soll dir geschehen, er ist nicht mehr der allbekannte, wilde, rachsüchtige Saulus, sondern ein williger Paulus; denn siehe, „er betet," d. i. er ist umgewandelt, verändert, verklärt.

Doch zur hier beginnenden und dort sich vollendenden Verklärung der Christen bedarfs großer Arbeit, Mühe und Anstrengung.

Nötig ist die Gnade der Auserwählung, d. i. daß man nicht mit Judas verworfen werde, — ferner das mühevolle und schweißtriefende Besteigen eines hohen, abseits gelegenen Berges, die Gebetsfrömmigkeit und die Passionsbetrachtung, — kurz, die gottergebene Kreuztragung und die christliche Bußwirkung.

II. Petrus vergaß angesichts der Verklärung des Herrn, die ihm einen Vorgeschmack der ewigen Freude gab, beim beabsichtigten Hüttenbauen, nicht auf Moses und Elias, noch auf Jesus, wohl aber auf das Wohl der Menschheit, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, auf sich selbst und seine Mitjünger, — soweit hatte ihm das in dieses Thränenthal der Erde strahlende Verklärungsbild vorübergehend seine Besinnung geraubt. Wieviel weiter aber erstreckt sich die, aus der Verblendung des irdischen Wohlstandes entstehende, sträfliche Vergessenheit derjenigen Menschen, die nicht bloß auf sich selbst und ihre lebende und tote Mit- und Vorwelt, sondern auch auf Gott sogar vergessen!

Wir meinen die im Glück verblendeten Menschen. Glück, Wohlergehen und Reichtum, im materiellen wie geistigen Sinne, gleichen nämlich dem am ersten Schöpfungstage geschaffenen Sonnenlichte. Wie in dessen Einwirkung die am dritten Tage geschaffene Pflanzenwelt gegrünt und geblüht, so wächst auch das zeitliche Gut, welches das Menschengemüt erheitert, erhellt und erwärmt, die Thränen trocknet, das menschliche Dasein belebt und als das wahre Licht alle Menschen anlacht, die in diese Welt kommen, — das aber auch die Augen

blendet, die unverrückt dasselbe betrachten, d. i. die sich derart an ihrem Wohlstande erfreuen, daß sie sich in ihm von jedermann wollen genügend sehen und bewundern lassen. Dem entgegen ist die Armut zu vergleichen der Finsterniß, der Nacht, der materiellen, jener, wie sie einst über dem Abgrund der Erde gewesen, als sie noch öd und leer und nichts zu sehen war; denn also ist's auch in den Wohnungen der Armen, daher auch ihr einziger Freudentrost die Nacht ist, weil deren Finsternis allen ihren Mangel und Abgang in, wie außer dem Hause bedeckt.

Die Glücksverblendeten vergessen sträflich auf Gott, ihre Mitwelt und sich selbst.

1) Auf Gott, den Anfang aller Geschöpfe, vergessen sie.

In Kreuz und Leid auf Gott vergessen, wie wäre dies wohl eher zu vermeinen ob der Ansicht, als habe Gott unser vergessen! — Aber in Glück und Freude vergessen auf Gott, auf den, der uns täglich so viele Gutthaten darreicht, — ihn aus dem Gedächtnis schwinden lassen und so vom Angesichte des Herrn hinweggehen, — gleichwie die Gebärende nicht mehr der Schmerzen gedenkt ob der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren ist, so in der Freude seines Glückes sofort seine Armseligkeit vergessen und der Gutthat Gottes nicht mehr gedenken, — gleich den Juden Gott, dem Herrn, niemals untreuer und rebellischer erscheinen, und sich nie ärger und öfter versündigen, als im Wohlergehen, als da Gott den Menschen die größte Liebe und nicht bloß die größten Wohlthaten, sondern in allem Überflusse erweist und mit vollen Händen den Segen über sie ausgießt und sie im größten Wohlstande leben, — wie ist dies wohl bei einem ehrlichen Menschengemüte zu erklären? — Nicht anders, als durch die Verblendung des Glückes. „Was mich nährt, löscht mich aus," so heißt's auch bei der brennenden Kerze, d. i. reichlicher Segen, viele Gaben und Gutthaten Gottes ernähren den Menschen überreich, aber diese Glückseligkeit löscht sodann aus in den Menschen das Angedenken Gottes.

2) Sie vergessen auf ihre Mitwelt, die sich außerhalb ihres Wohlstandes befindet.

Wie sträflich war's vom Mundschenk des Königs Pharao, inmitten seines Wohlergehens Josephs im Kerker zu vergessen! Als er gleichfalls vorher im Gefängnis und zum Tode verurteilt von Joseph getröstet ward mit der Vorhersage seiner Befreiung binnen drei Tagen, und der Tag seiner Befreiung kam, — da hatte ihn Joseph gebeten, „seiner zu gedenken, wenn es ihm wohlergehe, und Barmherzigkeit an

ihm zu thun dadurch, daß er Pharao erinnere, auch ihn aus dem Kerker zu befreien, in den er unschuldig gekommen, nachdem er heimlich aus dem Lande der Hebräer hinweggenommen worden.“ Dem Mundschenk ging es wohl, aber an den unschuldigen Joseph dachte er nicht, so daß dieser noch zwei Jahre im Kerker zu verbleiben hatte. Wie aber wird es dem Mundschenk ergangen sein, als er dem Joseph als Vicekönig von Ägypten seine Huldigung darbringen mußte?

Und daß wir uns solcher Glücksverblendeten Vergessenheit zu unserem Nachteil nicht bloß gegen die Lebenden, sondern auch gegen unsere abgeschiedenen Voreltern schuldig machen und ihres Seelenheiles mit keinem Sühnemittel gedenken, — wer wüßte es nicht und fühlte sich nicht im Gewissen getroffen?

Wer aber auf Andere vergißt und Anderer Nutzen nicht achtet vergißt auch damit auf sich selbst und befördert auch nicht seinen eigenen Nutzen; denn eigenes Heil und fremdes ist miteinander aufs innigste verknüpft, und „Nächstensorge ist Selbstsorge“. Gott hat in der Schöpfung und Erlösung die Menschen so innig mit einander verbunden und alle Dinge so nützlich gemacht, daß der Nutzen des einen auch den Nutzen des Anderen der Ordnung gemäß nach sich zieht und niemand in irgend einer Sache sich seines eigenen Nutzens erfreuen kann, so er nicht zugleich den fremden Nutzen befördert, und im Gegenteil eigenen Schaden erleiden muß, wenn er fremden Nutzen außer acht läßt.

Das erhellt hinreichend aus dem Beispiele eines Schiffsherrn, der mit der Sicherung seines Fahrzeuges und aller darauf befindlichen Passagiere vor dem Scheitern auch sein eigenes Leben sichert, — aus dem Beispiele eines Soldaten, der mit der Verteidigung seines Mitstreiters an der Seite auch sein eigenes Leben schützt, — und aus dem Beispiele eines Landmannes, der mit der guten Bestellung seines Ackers nicht bloß Anderen, sondern auch sich selbst, Brot ins Haus schafft, während er ohne Bestellung und ohne Verkauf seiner überflüssigen und zum eigenen Bedarf nicht nötigen Früchte nicht bloß Anderen, sondern auch sich selbst den größten Schaden zufügen würde.

3) Auf sich selbst vergessen sie. — Solcher aus der Glücksverblendung sich selbst vergessenden giebt's aber besonders zweierlei Sorten.

a. Die Ersten denken nicht mehr daran, wer sie sind. Wer sind sie? Jene sind's: die zuvor keinen ganzen Schuh an den Füßen gehabt, denen kann dann im Wohlstand kein Leder gut genug sein; — die zuvor kein wollenes Gewand erschwangen, denen ist dann Sammet

und Seide zu schlecht; — die zuvor sich genügten mit Kreuzerspitzen, denen müssen dann goldene Borten die Zierde geben; — die zuvor keine ganze Haube auf dem Kopfe gehabt, die setzen dann auf so hohen Hut, daß er für Luzifer als ein passender Thron gelten könnte; — und die zuvor so starke Haut gehabt, daß selbst eine spitze Schuhmacherahle nicht hindurchgegangen wäre, die sticht dann bei subtilem Häutlein schon jede spitze Nadel!

b. Die Anderen bauen den Ihrigen Häuser, für sich aber nicht.

Was aber ist zu halten von so unachtsamen Bauleuten, die Anderen Häuser bauen, und sich selbst ohne Dach und Fach lassen?, — was von jenem Gastgeber, der Anderen reichlich Speise austeilt und sich selbst vergißt?, was von jenem Koch, der Anderen Speise bereitet und selbst Hungers stirbt?, — was von jenem Arbeiter, der Anderen Heizmaterial für den Winter besorgt, und selber in der Kälte erfriert?, — und was von jenem Doktor, der Anderen zur Gesundheit wieder verhilft, sich selbst aber vernachlässigt und das Leben verkürzt? Gleiches aber gilt auch von den Eltern, die ihren Kindern Häuser bauen, Geld und Gut sammeln, Kisten und Kästen füllen, und dabei sich selbst vergessen.

Und wie noch thörichter sind jene Menschen, die ihren Kindern, Freunden und Nachkommen, hier zeitliche Häuser bauen und Schätze sammeln und ihrer eigenen Seele dabei vergessen, sich nicht bloß zeitlich, sondern auch ewig unglücklich machen und ihrer selbst vergessen nicht zum Troste, sondern zu um so größerer Verzweiflung für jenen Moment, wo keine Zeit mehr sein wird, solche Fehler zu verbessern?!

Wohl ist das Wort: „Nicht mein, sondern des Volkes Interesse?", d. i. mehr und eventuell in erster Linie fürs Wohl der Anvertrauten zu sorgen, — ein herrlicher Spruch für Vorgesetzte und ein Beweis der Uneigennützigkeit, des Gemeinsinnes und der Aufopferung; — allein nun und nimmer darf es sich so weit erstrecken, daß man damit seine Seele und Seligkeit zum Opfer bringt. Denn — was nützt's „die ganze Welt zu gewinnen, aber an seiner Seele Schaden leiden?" Was nützt's oder schadet's euch vielmehr, ihr Eltern, so ihr eueren Kindern zu großem, zeitlichem Glücksstande verhelft und ihr dann von ihnen mit dem grausamsten Undank, ja oft mit frühem Tode, — belohnt werdet? Und was hilft's euch, wenn nach euerem Tode euere Kinder ein schönes Haus haben, in dem sie wohnen, euere Freunde ein schönes Erbe haben, das sie sich zu nutze machen, — und euere Nachkommen ein schönes Geld und Gut haben, mit dem sie prangen, — wenn ihr

unterdessen klaftertief in der unseligen Ewigkeit vor Verzweiflung die Hände ringt, dieweil ihr Anderen gebaut, euch selbst aber vergessen?!

Wohl ist's recht und euere Pflicht, solange und soweit ihr für Andere zu sorgen habt, dies auch zu thun; denn „wer ein Weib hat," sagt der Apostel den Korinthern, um sie für die Jungfräulichkeit einzunehmen, — „der sorgt auch für das, was der Welt ist!" „Alles aber, was in der Welt ist, ist entweder Augenlust, Fleischeslust oder Lebenshoffart." Daher lassen sich wohl auch, wenn nicht alle, so doch viele und die meisten Eheleute diese Sorge betreffs ihrer Familie und Kinder angelegen sein. Geht nämlich eins sauber gekleidet, will's das andere auch; wird eins ausgesteuert, will's das andere auch, — und wird einem ein Haus gekauft, will's das andere auch; — aber wo immer hernehmen? Wenn da das eigene Gut nicht reicht, geschieht's nicht selten aus fremdem und so auf Kosten ihres Seelenheils. Kurz, sie bauen ihren Kindern Häuser mit fremden Geldern und bringen sich selbst um ihre Wohnungen in der Ewigkeit. Und sei es auch nicht von ungerechtem Gute, so doch von solchem, das sie für ihr eigenes Seelenheil verwenden sollten!

Schaffe also zuvor deiner armen Seele in der himmlischen Freudenstadt eine Wohnung, wo sie ewig ruht, — und alsdann baue auch deinen Kindern, Freunden und Nachkommen, hier unten auf Erden Schlösser, Paläste, Häuser und Villen. Befördere zuvörderst das Heil deiner armen Seele, — und alsdann auch das, was dir deinen Kindern, Freunden und Nachkommen, zeitlich nützen kann; denn — thust du nicht also, wirst du's nur zu bald bereuen, deine Thorheit büßen und über solche Pflichtvergessenheit nicht selten schon hier, gewiß aber in der Ewigkeit, in Jammer und Wehklage ausbrechen!

Doch vergeblich ist alle Mahnung. Das Elternherz denkt: „Mag alles prophezeite Unglück mich treffen, wenn nur den Meinigen es wohl ergeht! Komme ich auch hin, wo es sei, in Glück oder Unglück, Himmel oder Hölle, wenn's nur denen wohlergeht, für die ich's vermeint habe! Mag es mir ergehen, wie es will, sei's in der Zeit oder in der Ewigkeit, wenn nach meinem Tode die Kinder nur versorgt sind!"

Wie vermessen-thöricht handeln solche Menschen, die, um ihre Kinder und Freunde in hohem Stande mit Waffen, Geld und Gut, zu erhöhen, unterdessen sich selbst vernachlässigen, ihre Seligkeit zum Opfer bringen und zum Teufel fahren, — die ihre Kinder begütern, sich selbst aber entblößen, — ihre Kinder anbringen, sich selbst aber umbringen,

— ihren Kindern aufhelfen, sich selbst aber in's Verderben stürzen, — ihren Kindern zeitliches Wohl, sich selbst aber das Feuer der Zeit und Ewigkeit bereiten!

Wie thöricht und schwersündlich handelte bei allem Patriotismus ein Kodrus, König der Athener, als er im Thrazierkriege, nach seiner abergläubischen Meinung zur Versöhnung des Apollo und zur Sicherung des Sieges auf seiner Seite, die Kleider wechselte und sich erstechen ließ!

Wie thöricht handelte Agrippina, die ihrem Sohne Nero durch geheime Vergiftung ihres kaiserlichen Gemahls Klaudius zum Kaiserthrone verhalf und noch an dessen Krönungs-Tage vor derselben von den Auguren gewarnt wurde, „sich wegen Neros Krönung wohl zu bedenken; denn sei er auch ihr Sohn, so werde er doch, sollte er Kaiser werden, sie elend ermorden.“ Sie aber hatte darauf keine andere Antwort, als: „Bringe er mich auch um, wenn er nur Kaiser ist.“ — Wohl war's rasch gesagt, aber furchtbar gebüßt; denn — als das Prophezeite zur Wahrheit geworden, und Nero, ihr eigenes Kind, ihr, der Mutter, den Leib aufschneiden und das Herz herausreißen ließ, — wie jammervoll hat da — nach dem Bericht des Geschichtschreibers Tacitus — die Mutter geheult und gerufen: „Zerissen wird der Leib, der in Nero ein grausames Untier getragen!“

Alle diese Glücksverblendung aber, der auch wir gewiß so oft mehr oder weniger in Bezug auf Gott, die Mitwelt und uns selbst, anheimgefallen, — wie kann sie anders gebüßt und wie kann unser Auge wieder klar und hellsehend werden, — als nur allein dadurch, daß es sich auf eine Zeit zurückzieht in einen finsteren, dunklen Ort und sich da erholt und erquickt von der Verblendung des strahlenden Lichtes dieser Zeitlichkeit! Und dieser Ort ist kein anderer, als die Fastenzeit mit ihrem lebenden Hinabsteigen in die Unterwelt, um nicht im Tode hinabzusteigen, und mit dem Hineinsteigen in unser Inneres mit dem andächtigen Gebete: „Herr, verleihe, daß ich mich und Dich erkenne, und nie etwas anderes verlange, als Dich und mein und aller Heil“!

# Am dritten Fastensonntage.

Evangelium. Jesus trieb einen Teufel aus (Luk. 11, 14—28)

Das Ereignis des heutigen Evangeliums war geschehen im zweiten Jahre der öffentlichen Lehrthätigkeit des Herrn, gleich nach Magdalenas Bekehrung. Als nämlich Christus das Haus des Pharisäers Simon nach dem Gastmahle verlassen und man ihm einen teufelsbesessenen, stummen Menschen gebracht, heilte er ihn, so daß er auch wieder redete, — und das zuschauende Volk erstaunte und rief: „Ist dieser nicht der Sohn Davids?" — die mißgünstigen Pharisäer aber ergrimmten und verlästerten ihn öffentlich als einen Zauberer und diabolischen Teufelsbanner, — und wieder Andere versuchten ihn und begehrten zur Zurückweisung solchen Verdachtes, ein Zeichen des Himmels von ihm (Matth. 12).

Diese Schreckens- und Geheimnisvolle Geschichte deckt uns auf die diabolische Nachtseite des menschlichen Lebens, indem sie berichtet einerseits vom höllischen Geiste, wie er mit Gottes Zulassung einen Menschen besitzen kann, — anderseits aber auch von des Teufels Anhang oder verteufelten Menschen, die viel ärger und heftiger Christo zugesetzt, als der Teufel selbst, der ja sofort auf Christi Befehl gewichen, während die Christum verteufelnden Pharisäer erst mit vielen Worten und Reden gedemütigt, überwunden und vertrieben wurden. Diese Geschichte lehrt uns aber auch die Kunst, den Teufel mit seinem Anhange zu verjagen.

Das Evangelium stellt uns zur freien Wahl, zu gehören entweder zum Christenreiche Gottes, des heiligen Geistes, der Liebe und aller Tugend, der Teufelsbeherrschung, der Vereinigung aller Güter,

der Bewunderung der Thaten Christi und seiner Seligpreisung, — oder aber zum Reiche des Christum verfolgenden Teufels, der Bosheit und aller Laster, der Güterverluste, des Zwiespalts, der Verwüstung und aller dämonischen Besessenheit, durch welche die Seele ein Tummelplatz aller Dämonen für Zeit und Ewigkeit wird.

Am ersten Fastensonntage zeigte uns die Kirche, wie der Teufel herzhaft und offen und mit seiner Wohlredenheit Christum in der Wüste angegriffen, — heute aber zeigt sie, wie Christus den zaghaften, verborgenen und schweigsamen Teufel vor dem ganzen Volke bekämpfte. Der Teufel ist ein listiger Proteus, der sich in allerhand Gestalten zu verstellen weiß: — bald bezaubert er wie eine Sirene, bald ist er ein stummer Fisch bei bereits Verführten. Wie aber Christus den redenden Teufel verachtete und besiegte in der Einsamkeit, so überwand er auch den stummen Teufel, indem er ihn vor dem Volke zum Reden und Bekenntnis seiner Ohnmacht brachte; — und wie er als das ewige, göttliche Wort dem vom Teufel stumm gemachten Menschen die Sprache wiedergegeben, so wolle er auch uns die rechte Rede und vollkommene Beichte geben. Gerade jetzt läßt uns die Kirche dies Evangelium vorlesen, weil's die Zeit der kirchlich anbefohlenen, jährlichen Osterbeichte ist, in der sich dem Geiste nach erfüllt, was beim heutigen Teufelsbesessenen dem Leibe nach der Fall war.

Dieser stumme und doch redende Teufel ist die Grundgestalt aller unaufrichtigen und sich nicht offen zeigenden Freunde. Derart waren die Pharisäer und das Volk des Evangeliums. — Die Pharisäer redeten sonst mit Honigzungen und verstummten mit giftigen Herzen, und waren gleich der falschgehenden Uhr, der Schlange des Paradieses, dem Krokodil, dem Skorpion, dem Vogelsteller, — heute aber zeigten sie sich offen als Raubvögel und Natterngezücht. — Als feig aber bekundete sich das Volk, weil es gegenüber den Verlästerungen des Herrn seine Freundschaft zu ihm nicht leuchten ließ durch das Licht des guten Beispieles. Und doch war und ist dies die Pflicht gegen einen Wohlthäter, die um so größer ist, je zahlreicher die Gutthaten und je höher die Stellung der Verpflichteten vor Gott und der Welt ist. Wie ist nun unsere Freundschaft zu Christus beschaffen? Fehlt die Aufrichtigkeit, dies Merkmal einer wahren Freundschaft, so ist auch letztere nicht vorhanden.

I. Der Teufel hatte die Herde des guten Hirten angegriffen und ihm ein armes Schäflein geraubt und es übel zugerichtet; denn nach Lukas hatte der höllische Löwe diesen Menschen nicht bloß stumm

gemacht, sondern nach Matthäus (12) auch blind, und nach Theophylakt und Chrysostomus auch taub, — kurz ihn beladen und gezeichnet mit jenen drei Mühseligkeiten und Wunden, die er der Menschheit schon seit dem Paradiesesfall zugefügt an ihren drei vorzüglichsten Leibessinnen. Er hatte seine Seelenpforten der Zunge, des Gesichtes und Gehörs, eingenommen und wie ein erfahrener Kriegsfeldherr mit seiner Schildwache besetzt, — ihn mit der Willensstummheit, der Gemütesblindheit und der Begierdentaubheit entstellt, — ihm die Zunge gefesselt, die Augen verblendet und die Ohren verstopft, um so seiner Seele desto sicherer zu sein und ihr alle Hilfe abzuschneiden, damit sie nicht entfliehe.

Ein wundersames Schauspiel war es nun, daß Christus, der gute Hirt, dem Höllenlöwen dies Schäflein wieder mit Gewalt abgenommen und ihn weit von dannen zur Hölle getrieben.

Doch dazu war der Sohn Gottes auf Erden erschienen und Mensch geworden, um zum siegreichen Ende zu bringen den großen Kampf zwischen den guten und bösen Geistern, der im Himmel zwischen Michael und seinen Engeln und zwischen Luzifer und seinem Anhange begonnen (apoc. 12) und für den Himmel entschieden worden, — der aber auch auf Erden im Paradiese fortgesetzt, — laut dem zum Satan gesprochenen Gotteswort: „Ich will Feindschaft setzen . . . . zwischen deinem und ihrem Samen,“ d. i. meinem Sohne der menschlichen Natur nach, — weiter angekündigt worden und der von da so oft zwischen beiden, wie in David und Goliath, Job und Satan, David und Saul, Judith und Holofern, wie auch in der Wüste, gestritten worden.

Daher hat Christus auch Zeit seines Lebens bis zu seinem Kreuze auf nichts anderes gesehen, als diesen Höllenfeind, diesen Riesen, diesen vielköpfigen Drachen, diesen Feind des Menschengeschlechtes und Urheber alles Bösen, zu verfolgen und zu vertreiben aus allen seinen Schlupfwinkeln, aus den Menschen, den Leibern, Seelen und aus der Welt bis in den höllischen Abgrund, alle seine Höllenwerke in seinem satanischen Reiche zu zerstören, seine Burgen wie Jerichos Mauern einzustürzen und seine Altäre wie Nabuchodonosors Bildsäule zu zertrümmern.

Wir wollen nicht reden von des Satans Macht und Stärke, daß er nämlich alles Natürliche thun und leisten kann, unter anderem vermöge, Leibesgestalt anzunehmen, Ungewitter zu erregen, Kunst und Wissenschaft zu lehren, die Sinne zu betrügen, die Leiber zu peinigen

(Job), die Gemüther zu betrüben (Saul), die Sinne zu bezaubern (Nabuchod.), ja die Menschen umzubringen (Saras sieben Männer), — freilich alles das — wohlgemerkt — nur mit Gottes Einwilligung.

Daß und warum Gott aber dem Teufel nicht selten große Gewalt zulasse, in die Menschen zu fahren, sie zu besitzen und so zu sagen wie seine Leibeigenen zu behandeln, trotzdem der Teufel ein geschworener Feind Gottes und jeder Mensch nur Gott allein gehört und jeder Gottglaubende und Getaufte eine Wohnung des Geistes ist, — gilt laut Geschichte des Christentums und der täglichen Erfahrung als traurige, aber auch als bei Gott wohlbegründete Wahrheit, die aus höchst billigen Ursachen hervorgeht, wie die Gottgelehrten sagen.

Teufelsbesessenheiten werden zeitweise von Gott zugelassen:

1) Zur Befestigung des göttlichen Glaubens wider die, welche weder an Gott noch Teufel, weder gute noch böse, weder gemischte noch reine Geister glauben, damit sie — angesichts dessen, daß manche Menschen thun, was sie mit natürlicher Kraft nicht vermögen, und anderseits solcher böse Geist durch Anrufung des göttlichen Namens vertrieben werde, — auch gläubig werden.

2) Zur Züchtigung der bösen Menschen mit dieser göttlichen Strafe, um sie vor ewiger zu bewahren, wie unter anderem Paulus einst zwei Lästerer, Alexander und Hymäus, eine Zeit lang dem Satan zu ihrer Besserung übergab (1. Tim. 3) und wie es noch oft Lasterhaften ergeht, wenn sie ihre Seele dem Teufel verhandeln oder sich und ihren Angehörigen den Teufel auf den Hals wünschen.

3) Zur Belehrung aller Menschen über die großen Qualen des höllischen Geistes für einen, auch nur leiblich besessenen Menschen, wie z. B. für einen mit dem Aussatz und jedem Unglück geschlagenen Hiob, — und wie viel größer diese Peinen erst sein müssen, wenn der Teufel den Menschen nicht bloß leiblich, sondern auch geistig und der Seele nach, und nicht bloß zeitlich, sondern auch ewig besitzt, auf Grund des Seelenschadens, den er den Sündern als seinen Leibeigenen und Sklaven zuzufügen vermag!

Angesichts des armen, vom Teufel besessenen und mit Stummheit, Blindheit und Taubheit, geschlagenen Menschenopfers ist vor allem zu beachten des Teufels Bosheit, diese drei Heilswege zum Glauben dem Menschen zu verlegen und zu besetzen; denn dieser Teufelsdieb kommt ja nur, um zu stehlen, zu erwürgen und zu verderben (Joh. 10).

II. Belzebub heißt auf Deutsch „Mückengott“; denn das hebräische

„Beel" heißt idolum oder Götzenbild — „Zebub" soviel als musca oder Fliege (St. Hieron.).

Laut Schrift befand sich zu Askaron, einer Philisterstadt, ein teuflisches Götzenbild „Belzebub, Götze Beel" genannt, mit dem Zunamen: „Götze der Fliegen", weil dies Bild wegen der im und vor dem Tempel mit soviel Blutvergießen geschlachteten, zahlreichen Tieropfer gänzlich mit unverschämten Fliegen- und Mückenungeziefer bedeckt war, — oder weil (nach Anderen) dieser Götze Beel, von den Askaroniten als Vertreiber der lästigen, bösen und giftigen Fliegen verehrt worden, wie unter anderem auch vom todkranken König Ezechias, der seinen Diener hingesandt, um diesen Götzen zu befragen, ob er noch einmal genesen oder sterben werde (4. reg. 11).

Die Pharisäer nannten ihn den „Obersten" der Teufel, nicht über alle, sondern über gewisse Teufelskohorten, da auch die Teufel gleich den Engelchören sich nach ihren Diensten theilen; denn wie Michael vorsteht und vorgesetzt ist dem Kirchenschutz, Gabriel der Verkündigung großer Geheimnisse, Rafael der Gesundheit, — so Luzifer (Leviathan) der Hoffart (Job 40), Mammon dem Geiz (Matth. 11), Asmodeus der Unlauterkeit (Tob. 3), Belphegor dem Fraß, der Völlerei (ps. 105), Satan dem Zorn (Job 1), Behémoth der Trägheit (Job 40), Belzebub dem Neid (Luk. 11).

Die Pharisäer machten Christo den Vorwurf, daß er das Wunder der Teufelsaustreibung, nicht durch Gottes Finger und nicht als göttliches Werk, sondern als teuflisches, mit Hilfe des Belzebub, des Neid-Götzen und -Teufels bewirke und so den Teufel mit dem Teufel selbst bekämpfe. Welche schimpfliche und teuflische Beschuldigung und Lästerung war es, auch das heiligste und göttlichste Werk Christi für ein Teufelswerk, und ihn selbst, nicht für den allmächtigen Gottsohn, sondern für einen Teufelsverbündeten Teufelsbanner auszurufen!

So giebt es denn einmal Menschen, und nicht wenige, die nichts, was gut und recht geschieht, mit guten Augen ansehen können, sondern, — weil mit schalkhaftem Auge, verkehrter Meinung und sonach mit verblendetem Urteil versehen, — alles für tadelnswert halten, und selbst das Gute und Gerechte, Tugend und Frömmigkeit, für schlecht und ungerecht, für Laster und Heuchelei, ausschreien. Und in solchen Menschen sollte ein guter Geist wohnen, und nicht vielmehr ein neidischer und häßlicher Teufel, — und solcher Neid sollte nicht in Wahrheit ein teuflisches Laster sein, das dem Menschen mehr schadet, als dem Teufel selbst?

O welch schlimmes Laster ist der Neid! „Der Neid wird im Kloster geboren, am Hofe genährt und im Hospitale stirbt er," sagt ein Weiser, d. i. elendiglich pflegt er zu Grunde zu gehen.

Siehe, der Neid war es auch, der Christum ans Kreuz gebracht, laut Schrift: „Es wußte Pilatus, daß sie ihn aus Neid überliefert hatten."

Wenn also die neidischen Pharisäer Christi Wunder der Teufelsaustreibung als Teufelswerk verschrieen, so haben sie sich damit selbst das Urteil von Belzebuben ausgesprochen. — Und wenn so auch das Teufelsbeschwören der christlichen Kirche und ihrer Diener als diabolisches Werk verdächtigt wird, — so ist gleichfalls die Quelle der Neid, der Götze und Teufel dieses Lasters; denn die weltliche Autorität ist neidisch auf die Hierarchie oder der Kirche Ansehen und beschuldigt sie menschlicher Gelüste und Übergriffe ins weltbürgerliche Gebiet, und daß sie ihre sittliche Obermacht über die bösen Geister nur durch satanische und beelzebubische Mittel erringe; denn, wie der Meister, so der Schüler!

Wie viel und wie energisch, hatte er nötig, zu sprechen, um seine Ehre und Unschuld zu verteidigen, siegreich die schimpfliche Beschuldigung von sich zu weisen und ihnen ihr unverantwortliches Unrecht vorzuhalten, — ja größerer Anstrengung bedurfte dies Werk, als die Teufelsaustreibung selbst; daher sind auch viel schlimmer und ärger die verteufelten Menschen, als der Teufel selbst, und darum ist auch von solchen Menschen mehr, als vom Teufel selbst, zu reden.

Konnte nun auch Christus die Pharisäer mit ihren Lästerzungen und ihrem Urteil betreffs seiner Teufelsgemeinschaft sofort und ohne ein von ihnen begehrtes Himmelszeichen für Zeit und Ewigkeit verstummen lassen, — so that er es doch nicht, weil er „der Allerhöchste und ein geduldiger Vergelter" ist (Eccl. 5, 4), der zuerst gütliche Worte, und dann, wenn sie vergeblich sind, ihre Schärfe anwendet. Das ist gewiß eine unschätzbare, nie genug zu preisende Gnade und Güte Gottes gegenüber den so zahlreichen und täglich Gott lästernden Versündigungen der Menschen; denn „sollte Gott seine Blitze senden, so oft die Menschen sündigen, wie bald wäre es um die Welt geschehen"!

Wie lauten aber die Verteidigungsgründe des Herrn?

Er verteidigt seine Unschuld gegen die verteufelten Pharisäer, d. i. daß er nimmer durch den Obersten der Teufel die Teufel austreiben und er unmöglich eine Gemeinschaft mit ihm haben könne: —

1) Mit gütlichen Worten, — d. i.

a. Durch den vergleichenden Hinweis auf die Teufelseinigkeit, d. i. weil ja nie ein Teufel den anderen austreibe, sie miteinander vielmehr bei allen schlechten Zwecken harmonieren, ohne das ja auch des Teufels Reich nicht bestehen könnte.

b. Durch das gute Beispiel ihrer Vorfahren und eigenen Landeskinder, die, — wie die Pharisäer selbst sagten, — unter anderem in den sieben Söhnen des Hohenpriesters Scaeva zu Salomos Zeit die Teufel nicht durch teuflische, sondern durch göttliche Kraft ausgetrieben, darum ihre Vorfahren selbst ihre Richter sein würden.

c. Durch die Bezeichnung seiner selbst als den „Starken", insofern er sich in dieser Teufelsaustreibung stärker erwiesen, als jeder alle Menschenkraft überragende Teufel, und selbst als Belzebub der oberste Teufel sei.

Und dieser Verteidigung fügte er die schreckliche Wahrheit hinzu: „Wer nicht mit ihm sei," sei wider ihn, sei also des Teufels, — und wer sich bloß begnüge, mit ihm zu sein, ohne von ihm abtrünnig zu werden, aber nicht mit ihm „sammle" die Früchte und Verdienste des Glaubens und der Gnade, der zerstreue und verliere sie für Zeit und Ewigkeit.

Damit hat Christus die lehrreichsten Hinweise fürs Leben gegeben:

a. Er lehrt die Unmöglichkeit, als Menschen zwischen Christus und dem Teufel eine neutrale Stellung einnehmen und sich begnügen zu können, bloß thatenlose und träge Christen zu sein.

b. Er giebt die Gewißheit, wohl seinerseits die durch Menschensünden in der Welt entstandene Teufelsmacht gebrochen, ihn sozusagen an die Kette gelegt und die Menschen von seiner leibeigenen Dienstbarkeit befreit, — aber diesen letzteren keineswegs den freien Willen benommen zu haben, solche Teufelsbefreiung recht oder übel zu brauchen, eventuell sich dem Teufel durch die Sünde wieder zu nähern und sich aufs neue ihm zu verpfänden.

c. Er mahnt, alle teuflische Freundschaft oder die Gemeinschaft mit sündigen und zu bösen Zwecken vereinten Menschen zu fliehen, um nicht mit diesen Teufelshelfern zuletzt dem Teufel selbst anheimzufallen.

d. Er warnt vor der Thorheit, unser Böses mit anderem Bösen, unseren Teufel mit Anderer Teufel und unsere Verdammnis mit Anderer Verdammnis zu entschuldigen, vielmehr die teuflische Ver-

suchung mit dem Blick auf die Frommen und Gerechten zu überwinden.

e. Er giebt zur Beherzigung die weise Lehre, nicht bloß selbst in Staat, Gemeinde und Familie, allen Zwiespalt zu vermeiden, sondern auch alle menschlichen Uneinigkeits- und Zankteufel zu entfernen ob der Überzeugung: nur wo die Liebe und der Friede, da sei Gott, — wo aber Unfriede, sei der Teufel, und „nur durch Einigkeit werden kleine Dinge groß, durch Zwietracht aber gehen die allergrößten zu Grunde"!

Wie oft haben wir dagegen gesündiget, und wie viel zu büßen!

2) Mit scharfen Worten werden die lästernden Pharisäer zurückgewiesen, nachdem gütliche nicht geholfen.

a. Er droht ihnen als den Beleidigern seiner Person, aber auch als neidischen Friedensstörern und in der Unbußfertigkeit verstockten sechsfachen Sündern wider den heiligen Geist — mit der Nichtvergebung für diese und jene Welt.

b. Er nennt sie nichtsnutzige Bäume, die keine guten Früchte bringen, — und eine giftige Natternbrut, die, weil voll des Giftes, auch nur mit ihren bösen Worten Gift ausspeien.

c. Er droht ihnen mit einem scharfen und strengen Gerichte Gottes, bei dem man auch von jedem, selbst unnützen, d. i. ohne Not und Ursache gesprochenen Worte Rechenschaft abzulegen habe, und — wie man aus seinen Werken, so auch aus seinen Worten gerechtfertigt und verdammt werde.

d. Er heißt sie ein böses und ehebrecherisches Geschlecht, — „böse", da sie ein Zeichen vom Himmel nicht zu seiner Ehre, sondern zu seiner größeren Schändung begehrten, — und „ehebrecherisch", weil sie trotz Rühmens als Abrahams Kinder, doch von seinem Geist und von Gott selbst durch Vermischung mit den Heiden abgefallen und jenen so wenig ähnelten, wie ein unehelich Kind seinem Vater.

e. Er verkündet ihnen schließlich in voraus ihr letztes Endurteil: von den heidnischen Niniviten und der Königin von Saba verdammt zu werden, da jene gebüßt und letztere die Weisheit gehört, — sie aber nicht, trotzdem in ihm mehr, als Jonas und Salomo, sei.

Wer wollte zweifeln an der Wahrheit, daß Gott, obwohl anfangs ein geduldiger Vergelter, doch mit der Zeit um so schärfer die darob stutzende und die Nase rümpfende Menschheit für alle und ewige Zeiten straft?

Und das sollte uns nicht zur Lehre und Witzigung gesagt sein?

Zur Lehre, daß wir nichts, gar nichts Gutes an und um uns haben, weder in Werken und Menschen, noch in Gütern der Ehre, Gesundheit, Weisheit und Nahrung, so wir nicht selbst gut sind und ein gutes Leben führen, und weniger auf dieses, als auf unsere Schuhe achten, — ja sogar durch unsere Bosheit auch alle unsere Güter und Angehörigen böse machen?

Und zur Witzigung für alle, die als gut gelten wollen: sich der größten Behutsamkeit im Reden zu befleißen, um nicht durch schlechte Worte das schlechte Herz zu verraten und sich selbst um die Menschenehre zu bringen, — desgleichen auch Gott nicht zu versuchen, sondern sich mit dem christlichen Glauben und den früheren Gotteswundern zu begnügen, um nicht einst als hochbegnadigte Christenmenschen von den Pharisäern verdammt zu werden.

III. Laut Christus geht so oft der Teufel in des Menschen Seele ein, so oft er freiwillig und bedachtsam eine schwere Sünde begeht, — und der Teufel besitzt dann die Seele und nicht selten auch den Leib; durch jede Todsünde verpfändet der Mensch Seele und Leib dem Teufel, — er verhandelt seinen Leib mit der Seele, als dem Rosse, zugleich auch den Zaum. Demnach ist jeder Mensch, der eine Todsünde auf seinem Gewissen oder böse Anschläge in seinem Herzen hat, und noch viel mehr der Verführer Anderer zur Sünde — ein der Seele nach vom Teufel Besessener. Der Mensch hat so viele Teufel, als er Laster hat, ja er ist der Teufel selbst; denn die Todsünde ist ein Werk des Teufels.

„Jede Todsünde ist ein freiwilliger Teufel," sagt St. Augustin.

Die Todsünde im Herzen haben, ist schlimmer, als den persönlichen Teufel in seinem Leibe haben, weil die Seele unendlich wertvoller, als der Leib ist, und der Teufel im Leibe noch immer keine Gewalt über die Seele hat. — Wohl aber hat er sie über die mit einer Todsünde behaftete Seele; solche Menschenseele betrachtet der Teufel als sein Eigentum, seine Wohnung: „Ich will in mein Haus zurückkehren . . .," die er, der wirkliche, lebendige, persönliche Teufel, „dessen Atem schon die Kohlen glühend macht" (Job 41, 22), als Gast, Inwohner und Beisitzer, inne hat. Und darum hat er auch jeden Augenblick Fug und Macht, Gewalt und Recht, solchen Menschen, in dessen Seele, Herz und Gemüt, er wohnt, auch mit sich in die Hölle hinabzuführen zum ewigen Tode der Verdammnis, falls Gott es in seiner unergründlichen Barmherzigkeit nicht noch ändert (Ezech. 18, 21; ps. 20, 18; Röm. 16, 13.).

Das ist ein hartes Wort und enthält ein großes und unbeschreibliches Elend. Allein — das Wort des Herrn und der heiligen Schrift lautet also!

„Teufelsstumm" sind also nur die Sündenstummen, d. i. die sich selbst in freiwilliger Bosheit und Sünde durch des Teufels Einfluß für Glaube und Religion, Pflicht und Gott, stumm gemacht. Dieser geistigen, freiwilligen und teuflisch beeinflußten Stummheit unterliegen besonders dreierlei Sünder.

Die Gebetsstummen aus Gottlosigkeit.

Die Korrekturstummen aus Menschenfurcht, Lässigkeit und Bestechung.

Die Beichtstummen aus Hoffart oder falscher Scham.

Welcher specielle Teufel, respektive welche Sünde aber überaus stumm und stark zur Seelenüberwindung, -Festhaltung und -Wiedergewinnung, genannt werden muß, — das ist der unreine Geist oder die Fleischessünde, weil sie besonders, ob auch durch Beicht und Buße vertrieben, doch zehnmal ärger wiederkehren, und schließlich und zumeist dem Menschen die Kehle für die Beichte zuschnüren.

Die Beicht ist's allein, die alle Teufel und Sünden aus den Menschenseelen austreibt.

O wie nötig ist uns, den Teufel aus unseren Herzen zu vertreiben, angesichts der so großen Arglist, trotz so oftmaliger Vertreibung und nach allem Ruhesuchenden und -nichtfindenden Umherirren in dürren Orten, nicht bloß der Natur, — wohin man einst den Teufel verbannte, — sondern auch der Menschenherzen, — doch ebenso oft und mit immer mehr und schlimmeren Geistern oder Anfechtungen in die bußgereinigte Seele wieder zurückzukehren, um sie unter oftmaliger Zulassung Gottes, zur Bestrafung ihrer Undankbarkeit, zu immer neuen und schwereren Rückfällen zu verleiten, und so zum unabwendbaren zeitlichen und ewigen Verderben zu führen!; denn mit jeder Sünde wird geringer die Kraft zum Widerstand, und schwächer die Gnade, bis der Mensch als unheilbar aufgegeben und sich selbst überlassen ist, — das Sündenmaß erfüllt, an Gott verzweifelt und unbußfertig dahinstirbt und es so auf ewig um ihn geschehen ist, — und möchten auch tausend und tausend Priester seine Hülle umstehen, ihn segnen und absolvieren!

Laßt uns büßen, speciell durch die Einschränkung unserer fünf Leibessinne, damit wir diesen Vorhof, diese Pforten und Fenster unserer Seele, unsere Sinne, zum Gehorsam zurückführen und sie in

Zukunft gegen Teufel und Sünde besser sichern, nach dem Beispiele der büßenden Magdalena, die sich dreißig Jahre durch die Umarmung des Kreuzes diese starke Obhut und Christenstärke bewahrte; denn, „wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist alles sicher, was er hat.“

Laßt uns Christum durch eine aufrichtige Beicht und Buße gleich der Frau im Evangelium loben und auch Andere dazu ermuntern. Doch — seien wir auch überzeugt, daß nun und nimmer die Buße und Beichte genügt, den Teufel auf immer von uns zu treiben, sondern dies einzig und allein nur ein rechtes, christliches Leben und ein reiner und unbefleckter Glaube an Gott (Ant.) vermag. Und handeln wir danach, so gilt auch uns das trostreiche Schlußwort des Herrn im heutigen Evangelium zufolge seines und Mariens Lobes aus eines Weibes Munde, nämlich: nicht zu den unselig Besessenen und verteufelten Menschen zu gehören, sondern zu jenen Marianischen Seligen, die nicht bloß das Christentum äußerlich und leiblich an sich tragen, sondern auch innerlich und geistig, d. i. in der Hörung und Erfüllung des göttlichen Wortes!

---

# Am vierten Fastensonntage.

Evangelium. Jesus fuhr über das galiläische Meer (Joh. 6. 1–15).

I. Der heutige Sonntag heißt in der Kirchensprache „Lätare“, so genannt vom Anfangswort des Introitus der heutigen Tagesmesse, — und diesen Namen „Freudensonntag von Lätare, freue dich“, bewahrheitet er in der That. — Er ist ja der Frühlingssonntag ob des endenden Winters und des genahten Frühlings. Ein Freudensonntag ist er aber auch fürs Reich der Gnade, — und zwar im allgemeinen ob der wunderbaren Volkssättigung, und — auch insbesondere für unsere heimatliche Scholle, insofern am 7. März einst vor vielen Jahrhunderten das Christentum in Schlesien eingezogen und das Heidentum verabschiedet worden. Daher erklären sich auch die verschiedenen Volksbräuche des heutigen Sonntags seitens der Kinder, wie unter anderem das sogenannte Todaustreiben und das Sommersingen nebst dem Herumtragen grüner Maienbäumchen, womit die Freudenzeit begrüßt wird.

Auch mit dem Evangelium bewahrheitet der heutige Sonntag seinen „Freudennamen“, wenn wir nämlich unsere Augen zur Betrachtung des verkündeten Brotvermehrungswunders erheben und mit Christi Augen auf die große, zu ihm gekommene Menge des Volkes schauen; denn Christus erhob seine Augen und hielt Umschau nur bei wichtigen Sachen, wie unter anderem bei der Predigt der acht Seligkeiten, der Bekehrung des Zachäus und der Einsetzung des letzten Abendmahles, uns zu lehren die Einschränkung der Blicke (Thom. Aq.). Christus hatte sich nämlich, nachdem die Johannesjünger ihm die Kunde von er Enthauptung des Johannes überbracht und wie sie ihn bestattet hätten, zur Sicherung vor Herodes über das galiläische Meer an einen

entlegenen Ort begeben (Matth. 14, 13); doch das Volk, dessen kundig, war ihm aus den Städten zu Fuße nachgefolgt, — und diese Thatsache giebt drei Sachen zu bedenken:

Zuvörderst, daß Christus den Augen des Herodes entwichen, nicht um dem Tode zu entgehen, sondern ihn bis zur Osterzeit hinauszuschieben; und

sodann, daß dies Volk mit einem, die Christen beschämenden Eifer nach der Seelenspeise des göttlichen Wortes verlangte und ihm zu Fuß auf weitem Umwege, um das galiläische Meer, nach- und sogar zuvorgekommen (Mark. 6), — und sogar

endlich sich weder durch häusliche Geschäfte, noch durch Mangel an Lebensmitteln, davon hatte abhalten lassen, darum es aber auch keine Nachteile erlitten hatte.

„Lätare," hieß es einst, d. i. erfreue dich Jerusalem — ob der wunderbaren und überfließenden Volkssättigung, — „miserere", aber, d. i. erbarme dich, klagt man jetzt ob des Mangels und der Zurückhaltung des Brotes. Erfreulich war auch bei den ersten Christen die Armenversorgung, denn „es war kein Dürftiger unter ihnen", — jetzt aber ist's erbärmlich, da so vielen das Genügende, ja das Nötigste mangelt, — zu schweigen vom Überfluß, — trotzdem mit wenigem vielen könnte geholfen werden. Kurz, der Freudensonntag ist so vielen zum Trauersonntag geworden, daher die Doppelklage der Kirche: „Viel des Volkes hungert! Aber die ihm das, von Gott empfangene Brot des Leibes und Geistes, durch die Hände Christi geben könnten und sollten, halten es zurück für sich selbst"! — Sie tragen die Schuld am Elende des Volkes, — und nicht Christus oder die Kirche.

II. Die vom heutigen Evangelium berichtete, selbst von den heidnischen Sibyllen prophezeite (Lactant. 4, 14), wunderbare Brotvermehrung, — war — unterschieden von der des sechsten Pfingstsonntags — geschehen nahe einem Berge, auf dem der Herr mit seinen Jüngern sich niedergesetzt, fern von menschlichen Wohnorten, auf der westlichen Seite des galiläischen Meeres, an welchem Ufer auch Tiberias lag, — zu der, dem jüdischen Osterfeste kurz vorhergehenden Zeit, — mit fünf Gerstenbroten und zween Fischlein, — bei fünftausend, Mann ungerechnet die Frauen und Kinder, die ihm nachgefolgt ob seiner Krankenheilungen, — und mit zwölf Körben voll Überresten.

Alle vier Evangelisten berichten davon, — nur Johannes mit einigen näheren Umständen, wahrscheinlich um auch den Anlaß zu den beigefügten Reden Jesu anzugeben.

1) Angesichts der großen, zu ihm gekommenen Volksmenge sprach der Herr zu Philippus: „Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen?" Das sagte er aber nur, um ihn auf die Probe zu stellen; denn er wußte wohl, was er thun wollte. Philippus ward geprüft, ob er auch glaube, daß Jesus wunderbar helfen könne. Jesus kannte den Schwachglauben der Apostel, und darum fragte und prüfte er sie, um ihre Aufmerksamkeit auf das Wunder, das er wirken wollte, zu erregen und sie zur Erkenntnis ihrer Glaubensschwäche zu führen (St. Aug.).

Philippus aber antwortete ihm: „Brot für zweihundert Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder auch nur etwas Weniges bekomme." Philipp wies somit zurück das Kaufen von Brot ob des vielen dazu nötigen Geldes von ungefähr fünfundsiebzig Mark für so große Menge Menschen, bei welchem großen Aufwande doch jedes nur weniges bekomme.

Als Christus nun aber entgegnete, die Leute nicht ungespeist von sich lassen zu können, und sich nach ihrem eigenen Speisenvorrat erkundigte, was und ob wenigstens etwas vorhanden sei, da antwortete Andreas, der Bruder des Simon Petrus: Etwas weniges sei vorhanden, — nur fünf Brote und zween Fische, die ein Knabe in Verwahrung habe. Aber was sei das unter so viele? Es lohne der Mühe nicht, davon zu reden. Es reiche kaum für vier oder fünf. Der Menschen seien zu viel: wer könne allen geben. Gäbe man dem Einen, dem Anderen aber nichts, so wäre es nicht recht. Und darum wäre es am ratsamsten, das Geben ganz zu unterlassen. Man schaffe sich dadurch doch keine Ehre. Seien sie hungrig, so würden sie schon selbst nach Brot umschauen. Warum sollte man sich erst ihretwegen viele Unkosten machen?

Wie Philippus und Andreas, so reden alle Menschen, die nicht gerne geben. Beim „Geben sollen" geht's hart her und giebt's viele Ausreden, die aber meist faule Fische sind. Betrifft's aber das „Nehmen", dann hat alles seinen richtigen Weg und „die Kuh" — laut Sprichwort — „zwei Euter", d. i. da giebt's keine Ausrede. — Auf solche Weise ist des Menschen Kleid sozusagen aus zweierlei Tuch verfertigt zufolge seiner verkehrten Natur. Er ist schnell, zu nehmen, aber schwierig, zu geben. Freigebig ist er mit dem Essig oder den Strafen und Unbilden, wie's Christus auf Golgatha erfahren, — aber geizig und sparsam ist er mit dem Wasser oder den Wohlthaten, wie es die Samariterin Christo gegenüber bewiesen.

2) „Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstenbrote und zwei Fische

hat.“ Fünf Brote hat er, die auf der gottverfluchten Erde gewachsen; denn die Sünde hat den Fluch Gottes nicht bloß über die Menschen, sondern auch über die Erde gebracht, laut Schrift: „Verflucht sei die Erde um deinetwillen, und nur Dornen und Disteln soll sie tragen!“

Wer ist jener Knabe? Er ist das alte Gesetz — und die fünf Brote sind die fünf Sinne des Leibes, mit welchen die Menschen im Alten Bunde noch den fleischlichen Begierden ergeben waren (St. Aug.). Es waren aber Gerstenbrote, weil die Gerste das Futter der Zugtiere und die Nahrung der Sklaven ist, — das alte Gesetz aber für die Sklaven und Jochtiere gegeben worden (St. Beda), d. i. für die fleischlich Gesinnten.

Auch zwei Fische waren da, weil diese den Geschmack den Broten gaben. Sie bezeichnen die zweifache Person, durch welche das alte Gesetz geleitet wurde, d. i. die königliche und priesterliche, welche Personen aber unseren Herrn vorbildeten; denn sie beide nahm er auf als König und als Priester (St. Aug.).

3) „Jesus aber sprach: Lasset die Leute sich setzen. Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, fünftausend an der Zahl.“ Es setzten sich nieder die fünf Sinne auf das Gras oder Heu, weil sie fleischlichen Geschmack hatten; denn alles Fleisch ist Heu (St. Au g.).

„Jesus aber nahm die Brote, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, die sich niedergesetzt hatten; desgleichen auch von den Fischen, so viel sie wollten.“ Christus dankte seinem himmlischen Vater auch für den geringen Speisevorrat, um uns zu lehren, daß auch wir Gott für seine Gaben fleißig danken sollen. — Der Herr teilte aber nicht selbst die Brote und Fische unter das Volk aus, — sondern er übergab sie seinen Aposteln und diese teilten sie aus unter die, welche sich niedergesetzt hatten. So berichten auch die übrigen Evangelisten.

4) „Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die übriggebliebenen Stücklein, damit sie nicht zu Grunde gehen. Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stücklein von den fünf Gerstenbroten, welche denen, die gegessen hatten, übrig geblieben waren.“ Christus lehrt damit die Augenscheinlichkeit seines Wunders und die Tugend der Sparsamkeit, damit auch wir die Gaben Gottes, wie gering sie auch seien, in Ehren halten und besonders für die Armenunterstützung aufbewahren.

Noch zwölf Körbe Brocken blieben oder ließ Christus nach alledem

noch übrig, trotzdem er so großer Feind des Überflusses ist. Welchen Grund konnte er wohl dabei haben, insofern ja Gott und die Natur — nach dem Lehrsatze der Weisen, — nichts vergeblich thun?

Nun, zwölf Körbe blieben übrig, — weil der, welcher bereichert, stets im Überflusse giebt, während im Gegenteil dem Geizigen und Nichtsgebenden immer nur Mangel ist (St. Cyrill.).

Zwölf Körbe blieben übrig — nach der Zahl der zwölf Apostel (St. Chrysost.). „Christus vermehrte die Brote und ließ zwölf Körbe Brocken übrig, nicht zur Notwendigkeit, sondern zur Verteidigung seiner Macht" (St. Basil.); denn es könnten die Böswilligen einwerfen, daß es nur ein eingebildetes und scheinbares Wunder gewesen. „Es wollte also Christus, daß sogar die stummen Fische und Brote in den übrig bleibenden zwölf Körben die wahrhafte Wohlthat verkündeten" (idem).

Christus erweist nämlich nie eine Wohlthat, ohne dabei klar zu zeigen, daß er eine Wohlthat erweist.

So erschuf er im Anfange Himmel und Erde, am dritten Tage die grünenden Kräuter und fruchtbaren Bäume der Erde und am vierten Tage erst die großen Lichter am Firmamente. Warum? Damit die Menschen nicht etwa die Früchte der Erde den Einflüssen der Himmelsgestirne zuschreiben, sondern anerkennen, wie die irdischen Wohlthaten von Gott selbst ausgehen.

So schuf er — laut Bibelzeugnis — den Menschen außerhalb des Paradieses und setzte ihn erst nach seiner Erschaffung in dasselbe. Warum? Damit Adam und der Mensch, so er im Paradiese selbst geschaffen wäre, nicht etwa glaubte, dort zu sein von Natur und nicht aus Gnade, sondern die Wohlthat Gottes klar erkenne.

So legte er die Stärke Samsons nicht in seine Brust oder Arme, sondern in seine Haare, in diese schwachen Auswüchse des menschlichen Hauptes. Warum? Damit Samson diese seine Stärke nicht seiner Natur zuschriebe, sondern die Wohlthat der Gottheit anerkennte.

So kam Christus, der Herr, den auf dem Schifflein gefährdeten Jüngern erst in der Mitte der Nacht um die vierte Stunde zu Hilfe, da, als sie bereits die Ruder weggelegt und keine andere Hilfe mehr übrig war. Warum? Damit sie ihre Rettung nicht etwa ihren Rudern zuschrieben, die sie vorher noch gebrauchten, sondern seine Wohlthat anerkennten.

Und so erwies Christus den Menschen während seines dreiund-

dreißigjährigen Wandels auf dieser Erde Wohlthaten ohne Zahl, zu deren bloßen Namen, sollte man sie sammeln, mehr als zwölf Körbe erforderlich wären, — und so klar zu erkennen, daß jedweder sie als solche ansehen mußte. Und doch ward er zum Tode des Kreuzes verurteilt. Welch ein unerklärlicher Undank der Menschen!

5) „Da nun diese Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll," d. i. der Prophet, auf den Moses verwiesen (5 Mos. 18, 15), der Messias, der König Israels.

„Als aber Jesus erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermals auf den Berg, er allein!"

Die gesättigten Volksscharen zeigen bei aller dankbaren Anerkennung des Herrn, seiner Macht und Weltsendung, dennoch mit der beabsichtigten Königswahl die offenbarsten Merkmale einer ungerechten und treulosen Freundschaft. Ungerecht war es, Christum bloß deswegen, weil er ihnen zu essen gegeben, zum Könige machen zu wollen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob es mit Fug und Recht geschehe, und ob der zu Krönende auch die Fähigkeit und den Willen dazu habe. Und solche ungerechte Freundschaft konnte sich darum auch nur als treulose bewähren, wie sich dies später gezeigt, als dieselben Volksscharen bei der Gefangennahme und Todesverurteilung des Herrn sich mit keinem Worte desselben gegenüber seinen Feinden angenommen, während doch selbst die Hunde für ihren Herrn bellen, ihn verteidigen und sogar seinen toten Körper, solange er unbestattet ist, nicht verlassen. — Wie scharf hat Christus mit seiner Flucht vor der ihm zugedachten Königsehre verworfen — alle bei der Welt so sehr beliebte Brotesfreundschaft gegenüber Menschen und Gott, alle ungerechte Austeilung und Annahme der Liebes- und Freundschaftsbeweise und alles Favoritentum, das nur nach der Goldelle seinen Ehrensold abmißt und nur sich goldene Kälber und Götzenbilder schnitzt, d. i. nur jene Menschen, seien sie auch nur Gecken und Gelbschnäbel, zu seinen Lieblingen und Führern auserwählt und auf den höchsten Ehrengipfel erhöht, die ihnen Gutthaten gespendet und an deren Äußeren, Geldbörse, Ansehen, Gestalt und Person, sie Gefallen fanden, ohne dabei nach ihrem inneren Werte, Verdienste, und nach ihren für Amt und Würde erforderlichen Geschicklichkeiten, noch auch nach dem Bedürfnis des allgemeinen Wohles zu fragen, und damit in himmelschreiender Ungerechtigkeit die würdigen und verdienstvollen Menschen zurücksetzen,

die Allgemeinheit schädigen und Gottes Strafen gleich Israel herabrufen! — Wie ungerecht und treulos war oft unsere Freundschaft gegenüber den Menschen, die Liebe der Eheleute gegeneinander und die der Eltern zu ihren Kindern, — und wie nicht selten auch unsere Religion nur eine Brotes- und darum nur eine treulose Religion!

Christus floh vor der Königswahl auch deshalb, uns zu lehren, daß der Ehrgeiz ein Strick sei, womit der Teufel manchen fängt. Wer darum sicher vor solchem teuflischen Fallstricke sein will, der fliehe wie Jesus, oder — wer's nicht glauben und fliehen will, der mag's probieren und den Hals darüber brechen! Beispiele sind Zambri, der sich selbst zum König machte, aber nur sieben Tage herrschte (3 reg. 16), Pharao, Aman, Gilimer, Belisar, Valerian, Bajacet, Absalon, Architophel u. A. Sicherer ist's, auf der Ebene gehen, als auf der Höhe stehen, — davon zu laufen, als sich um die Herrschaft raufen, — oder wenn man als Vorgesetzter regiert, herrscht und gebietet, dann sich in der demütigen Gottesfurcht zu halten im Bewußtsein seiner menschlichen Schwäche und Sterblichkeit, und daß vor Gott alle Menschen gleich berechtigt sind, — und sich nicht zu übernehmen oder zu tyrannisieren, weil Gott mehr auf die Bedrängten, als auf die Großen, mit seiner Barmherzigkeit schaut und letztere dann zum Schutze der bedrängten Menschheit oft mit scharfen Geißeln heimsucht.

6) Die Kirche läßt uns dies Evangelium kurz vor der Osterzeit vorlesen im Hinweis auf die heilige Kommunion des Altarssakramentes.

Nachdem die Menschen sich mit dem Sündenbrot bis zum Überfluß gesättigt und noch oft zahlreiche Körbe voll des Elendes für sich übrig behielten, so haben sie sich nun mit dem heiligen Brote zu speisen. Das natürliche, vom Herrn so wunderbar gemehrte Brot ist ein Sinnbild seines übernatürlichen Brotes zufolge der damit verknüpften Verheißung und der einzelnen Umstände.

Jenes ward wunderbar gemehrt in seiner Wesenheit durch seinen Segen, — dieses aber bewirkt, daß einerlei Leib mittels seines Wortes der Konsekration an vielen Orten sein kann.

Jenes sättigt nur fünftausend Menschen, — dieses die Menschen der ganzen Welt; denn es enthält in sich Christi Leib und Blut, Seele, Menschheit und Gottheit, des Himmels Reichtümer und Gnaden, alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft Gottes, das unsterbliche und ewige Leben, das Engelsmanna u. s. w., Erquickung und Stärke durch fünftausend Jahre für die Menschenwelt der Erde und

des Reinigungsortes, — für die Teufel aber und ihren Anhang den Grund des Hasses und der Unseligkeit.

Wie damals Christus zwei an seiner Macht zweifelnde Apostel gehabt, so zweifeln auch gegenüber der Kirche zwei Irrlehren, die der Impanatianer und der Symbolisten an der Wahrheit der Verwandlungslehre Christi und versuchen, den im Sakramente enthaltenen Christus mit den Stricken falscher Zeugnisse zu fesseln, aber vergebens, da der Starke sie zerreißt und in seinem Sakramente triumphiert. Wird doch auch ihr Einwand, daß unter der Brotesgestalt ohne Kelch kein vollständiges Mahl vorhanden sei, schon sinnbildlich durch das Evangelium zurückgewiesen; denn wie dessen Mahl, trotzdem es dabei nichts zu trinken gab, dennoch eine vollständige Mahlzeit gewesen, so ist's auch mit der kelchlosen Broteskommunion. —

Zum würdigen Empfang des Sakramentes müssen auch wir gleich dem Volke drei Tage lang Christo folgen, nämlich mittels der drei Bußstücke, der Reue, Beicht und Genugthuung, — müssen fahren über das Meer der Buße, und essen auf den Steinen der Demut, mit dem Gras der Sinnlichkeit unter unseren Füßen. So vorbereitet werden wir gespeist mit den fünf Broten in den fünf Wunden Christi, und mit den zwei Fischen in seinen zwei Naturen. Unsere Seele wird gesättigt in Verstand, Willen und Herz, und auch die zwölf Körbe voller Stücklein werden übrig bleiben, nämlich Sündenverzeihung, Gottes Gnade, Freundschaft, Verwandlung der ewigen Strafen in zeitliche, Gewissensruhe, des heiligen Geistes Trost, Fleischesabtötung, Ausrottung böser Gewohnheiten, Gnadenmehrung, vollkommene Lebensbekehrung, Neigung zum Gutesthun und zuletzt die ewige Himmelsglorie.

Sind das nicht herrliche Brosamen, die von diesem Tische aufgelesen werden? Bitten wir den Gastgeber um eine Kommunion, die uns aller seiner Segnungen teilhaft macht, bis wir sie feiern in jener Welt in seinem Genuß von Angesicht zu Angesicht.

II. Dies Wunder der Brotvermehrung ist in Wahrheit ein Wunder der göttlichen Vorsehung. „Vorsehung“ aber ist jene Vollkommenheit, vermöge deren Gott unfehlbar sorgt für alle Geschöpfe und für alles ihnen Nötige, und über sie wacht und überhaupt die ganze Welt in ihrem Bestande, ihrer Schönheit und Ordnung, erhält.

Das Evangelium kann mit Recht heißen das Evangelium des Trostes für die Armen, die in besonderem Sinne „Kinder der göttlichen Vorsehung“ sind; denn können immerhin wohl alle Menschen

Kinder der Vorsehung genannt werden, so gebührt doch von Rechts wegen dieser Name besonders den Armen, insofern sie nichts besitzen und keine gewissen Einkünfte haben, sondern in ihrem täglichen Unterhalte bloß von der Vorsehung Gottes abhängen. — Es ist aber auch zugleich ein Evangelium der Verwerfung für jene Begüterten oder Reichen der Welt, die sich nicht als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung zeigen.

Solange die Welt besteht und es Menschen giebt, so alt ist auch der Glaube an die göttliche Vorsehung. Immer hat sie ihre Freunde, Anbeter und Verehrer, wie unter den Christen, so unter den Juden und Heiden gehabt, — aber niemals hat's ihr auch gefehlt an Feinden, Gegnern und Widersachern, und solcher Vorsehungsfeinde giebt's besonders dreierlei.

1) Feind der göttlichen Vorsehung sind die Leugner der göttlichen Allwissenheit, Güte und Macht, betreffs der Weltversorgung. Sie leugnen, daß Gott die Bedürfnisse aller seiner Kreaturen kennt, ihnen abhelfen will und auch thatsächlich abhilft.

2) Feind der göttlichen Vorsehung sind ferner die Weltklugen, die Mißtrauen auf deren Hilfe setzen.

3) Feind der göttlichen Vorsehung sind auch die Trägen, die mit der Vorsehung nicht mitwirken. Besonders aber sind's die geizigen Reichen, die vergessen, daß sie Gott zu Werkzeugen seiner Vorsehung in der Ausspendung seiner materiellen Güter gemacht, — und anderseits die unwürdigen Armen, die nicht daran denken, daß sie besondere Kinder der göttlichen Vorsehung sind und als solche auch durch christlichen Lebenswandel ihren Mitmenschen hilfreiche Freunde für die ewigen Wohnungen sein sollen.

Wissen wir auch, daß Gott in seiner Vorsehung alles in allem ist, und auch nimmer der Beihilfe der Geschöpfe zu seiner Welterhaltung bedarf, — so ist's doch auch gewiß, daß er seine Vorsehung auch als eine mittelbare auf sekundäre oder nachfolgende Ursachen gegründet hat.

Und sehen wir darum, daß Gott die Gestirne mit deren Licht und Wärme nicht bloß um ihrer selbst, sondern auch um anderer Geschöpfe willen geschaffen hat, und als seine Stellvertreter, als Statthalter und als Führer seiner Regierungsgewalt, bestellt und eingesetzt hat die Fürsten, Könige und obrigkeitlichen Personen im Staate, und die Bischöfe und priesterlichen Hirten in seiner Kirche, — wer wollte da zweifeln, daß Gott, wie für die natürliche, bürgerliche und religiöse, so auch für die sociale Welt eine „gleiche Ordnung seiner Vor-

sehung" getroffen, d. i. daß er die Reichen zu Schlüsselträgern und Ausspendern seiner Erdenschätze und die Armen zu Spendern seiner Seelengüter und Himmelsschätze ernannt hat für die, derselben entbehrende Menschheit, und beide somit nach seinem Ratschlusse verpflichtet sind, einander beizuspringen und zu helfen?

Was der Reiche dem Armen an materiellen Gütern giebt, empfängt er von diesem an geistigen, und — was der Arme dem Reichen an Himmelsschätzen giebt, empfängt er an materiellen.

„Sache des Armen ist's, zu bitten, und die des Reichen, zu geben, — und die Gottes, Kleines mit Großen zu belohnen" (Aug.), das Irdische mit Himmlischem und das Zeitliche mit Ewigem. „Der Reiche und Arme sind zwei Gegensätze, aber sich notwendig. Der Weg zum Himmel ist der Arme" (Aug.) und der zur Erde der Reiche.

Darum hat Gott die Reichen mit Erdengütern überschüttet und ihr Almosen zum Taufwasser für die Abwaschung ihrer Sündenschuld, zum Ablaß ihrer Sündenstrafe und zum Unterpfand ihres himmlischen Anrechtes gemacht, — die Armen aber mit der speciellen Verkündigung des Evangeliums beglückt, sie zum Objekt seiner besonderen Liebe, zu den Mittlern bei seiner Gerechtigkeit und zu den Schlüsselträgern für die Eröffnung seines Himmels gemacht.

Wie sehr versündigen sich dann die Reichen, wenn sie sich nicht als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung, — und die Armen, so sie sich nicht als würdige Kinder dieser Vorsehung bezeugen? Wahrlich, sie sind die größten, ja die allergrößten Feinde Gottes!

1) Weil sie die Ordnung seiner Vorsehung umstoßen.

2) Weil sie die, ihnen anvertrauten zeitlichen und himmlischen Güter — seiner Vorsehung und ihren Mündeln rauben.

3) Weil sie Tyranen, Henkersknechte, Verfolger und Mörder der ausgehungerten Menschheit durch Unterlassung und Vorenthaltung sind.

4) Weil sie alles geistige, religiöse, christlich-kirchliche Leben erdrosseln, indem sie den Ungläubigen Anlaß geben, wider Gottes Vorsehung zu lästern und sie ganz hinwegzuleugnen und alle Religion mit Füßen zu treten.

Gottes Vorsehung besiegt alle ihre Feinde auf dieser und in jener Welt, — hienieden mit ihrer Verwerfung und dort mit ihrer Verdammung, so sie nicht Buße thun. Sie beglückt und beseligt aber alle wie eine sorgsame Mutter, die sich mit kindlicher Zuversicht ihrer liebevollen Fürsorge übergeben!

Was macht einem armen Hausvater betreffs seiner Anvertrauten, besonders unter den Armen, mehr Sorge und Klage, als ihr Lebensunterhalt?!

In Gottes ewiger Weisheit liegt die ungleiche Austeilung der Güter und Talente hienieden, — aber das ist eine heilige und für alle Menschen heilsame Einrichtung, weil ohne solche Verschiedenheit eine schlechte Ordnung und Subordination und keine gegenseitige Hilfe vorhanden wäre.

Nach seinem Willen soll und kann der Geringbegabte ebensogut sein zeitliches und ewiges Glück erlangen, als der Vielbegabte; bei Gott gilt weder Glück noch Unglück; und nicht am Mehr oder Weniger der Talente und Güter liegt's, dies Ziel zu erreichen, sondern nur an ihrem guten Gebrauch. Gott ist's ebenso leicht, zu stürzen den Hohen, als zu erhöhen den Niedrigen. So hat sich also niemand wegen seines äußeren Standes zu beklagen!

Was allein bedarf der Mensch, als das tägliche Brot? — So sollen auch wir uns bei der nötigen Nahrung und Kleidung für reich halten und zufrieden sein; denn das ist der Wille Gottes, des himmlischen Vaters, laut der Vaterunserbitte ums tägliche Brot, und auch der Wille des Sohnes im heutigen Evangelium.

Nur um diesen täglichen Lebensbedarf sollen wir ohne Ängstlichkeit sorgen und nach Kräften unsere Pflicht thun. Und geben wir also Gott das Seine in Ehre, Liebe und Dank, und zeigen wir uns gleich dem Volke des Evangeliums als seine guten Kinder, indem wir Christo nachfolgen, sein Wort hören und ihn als Heiland anerkennen mit dem Wunsche, ihn zu unserem König zu machen, — so wird sich auch Gott als unser fürsorglicher Vater bezeugen und uns das Unsere in des Lebens Notdurft geben und seine weise Sorge erfahren lassen.

Der nämlich die Vögel nährt und die Blumen kleidet, — der wird auch uns, nackt und bloßgeborene, aber nach seinem Ebenbilde geschaffene, mit seinem Blut erlöste und zu seinen Himmelserben berufene Wesen nicht verlassen, sondern uns helfen, nähren, kleiden und in keiner Not untergehen lassen, bis wir erreicht das selige Leben, wo kein Mangel und keine Not mehr, sondern überströmender Überfluß zu erreichen ist durch Christum, unseren Herrn.

Aber freilich — nötig haben wir das Gottvertrauen und die Zufluchtnahme zu Gott. Sucht man aber die Hilfe bei allen Anderen, gleich als ob kein Gott im Himmel wäre oder er den Menschen nicht

helfen könnte oder wollte, oder als ob er uns nichts anginge, oder wir mit ihm und er nichts mit uns wollte zu schaffen haben, — was ist's dann Wunder, daß da, wo Gott unbekannt und nicht gesucht wird, auch seine Hilfe nicht zu finden ist?! Wie viele hätten sich Geschäft, Eigentum und Leben erhalten, so sie bei Gott Hilfe gesucht hätten! Weil sie aber Gott verließen, so hat er auch sie verlassen.

Wie hundertfach bedauernswert sind aber erst die Armen ohne Gottvertrauen, — und wie unberechtigt ist ihre Klage, daß sich niemand ihrer annähme und sie von allen verlassen seien! „So viel wirst du Brot haben in deinem Haus, als wie viel du Vertrauen hast auf Gott in deinem Herzen!" Und wie kann's den an Gott sich Haltenden am Brote fehlen, der da von sich gesagt: „Ich bin das Brot!"? —

# Am fünften Fastensonntage.

Evangelium. Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen (Joh. 8, 46—59)?

I. Das Evangelium hat dem heutigen Sonntag den Namen gegeben, oder vielmehr auf Grund desselben wird dieser Tag von der katholischen Kirche „Passionssonntag", oder „Sonntag des Leidens" genannt. — Aufgerichtet wird da die Blutfahne des Kreuzes unter dem Trauergesang: „Es weht das königliche Panier — vom Himmel glänzt des Kreuzes Zier" (Vexilla regis prodeunt), — und verhängt und verdeckt werden die Kreuzesbilder in den Kirchen und Gotteshäusern.

Wenn auch das ganze Leben des Heilandes ein unausgesetztes, mit seiner Geburt beginnendes und mit seinem Tode endendes Leiden gewesen, — so erscheint doch das vom heutigen Evangelium erzählte als ein ganz besonderes, von den boshaften Juden bereitetes und von ihm erduldetes Leiden.

Und wenn auch dies Evangelium noch nichts berichtet von seinen wirklichen Leiden, die erst später erfolgten, sondern nur, daß die Juden mit dem heutigen Tage angefangen, sich gegen ihn zu verschwören, und ihn bis in den Tod hinein mit Lästerreden und Drohungen der Steinigung zu verfolgen, — so weiß es doch die Kirche und will es auch uns wissen lassen, daß die Hebräer damit sein wirkliches Leiden anticipierten, ihn sozusagen schon damit gefangen nahmen, ihn nicht mehr frei ließen, ihn ins Angesicht schlugen, wo sie konnten, ihn bis ins innerste Mark der Seele hinein geißelten, mit spitzen Dornen sein Haupt krönten und ihn kreuzigten noch vor seinem wirklichen Kreuzesleiden, — ja daß sie mit ihren Lästerzungen und Schmachreden Christo

weit größere Leiden und Schmerzen verursacht, viel tiefer seine Seele verwundet und ihn viel schrecklicher zugerichtet, als dies seine ganze blutige Marterpein und der bittere Tod selbst es vermochten; denn wie unbedeutend waren alle ihre Lästerungen und Verleumdungen Christi gegen die zwei entsetzlichen Worte: „**Samaritan**", Ketzer oder „Abtrünniger, und „**Teufelsbesessener**"! — Mit solchem doppelten Ehrenangriff begnügten sie sich aber noch nicht, insofern sie auch sein Leben angriffen und ihn auch unfehlbar im Tempel zu Tode gesteinigt hätten, so er sich nicht durch die Flucht oder Verunsichtbarung ihrer Raserei und Wut entzogen.

Was will die Kirche mit diesem Evangelium und der Betrachtung des unschuldigen Leidens Christi in seiner Anwendung auf unsere Heilslehre?

1) Sie will uns vorbereiten zur Dankbarkeit gegen den Gekreuzigten, — zur inbrünstigen Liebe desselben, und zum Haß und Abschen der Sünden als der Ursache seiner Leidenspein und — zur Heilung der sündenkranken Menschenseelen; denn nach Origines ist die Passion des Herrn das wirksamste Buß- und Bekehrungs-, aber auch Bewahrungsmittel vor Sünden, da, wo man Christi Tod und Kreuz vor Augen hat, die Sünde nicht regieren kann, daher wir als Christen allezeit das Sterben des Herrn Jesu in unserem Leibe tragen sollen (2 Kor. 4).

2) Sie will uns mahnen zur Büßung und Sühnung unserer zahlreichen Zungensünden, mit denen wir Christum in seiner Person oder in seinen Heiligtümern, und in seinen Gliedern, unseren Nebenmenschen, gekreuzigt, um nicht von ihm zeitlich und ewig verworfen zu werden.

3) Sie will uns aneifern zur Nachahmung seiner Geduld, die uns nötiger ist, als alle anderen Tugenden in Betracht der täglichen Gelegenheiten, wo sie erforderlich ist, und auch der vielen Sünden, die wir durch dieselbe abbüßen können, — die aber eine christliche Geduld und nicht die des Zwanges, noch des Hochmuts sein muß.

4) Besonders aber will sie, angesichts des die Juden und ihren Tempel meidenden und ihnen ihre zeitliche und ewige Verwerfung verkündenden Christus — uns vor die Seele führen den dreifach unglückseligen Zustand der sündigen Menschheit wegen ihrer Entfernung von Christus, der da gesagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben," d. i. der Weg ohne Irren, die Wahrheit ohne Falsch und das Leben ohne Tod, — der Weg im Beispiel, die Wahrheit im

Verheißen und das Leben im Lohn, — der Weg, auf dem zu wandeln, die Wahrheit, zu der zu gelangen, und das Leben, in dem zu verharren ist, — will man anders nicht dem Irrtume, Betruge oder Tode anheimfallen, wie es allen Sündern geschieht.

Als der Herr Jesus sah, daß die Juden ihm bereits den Tod geschworen, hielt er ihnen vor zwei schöne Fragen, um ihnen nicht bloß seine Unschuld, sondern auch die Wahrheit seiner Lehre darzuthun, — zwei Fragen oder Schlußworte, in denen der ganze Inhalt der Theologie und somit das ganze Heil der Engel und Menschen besteht.

1) „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen?", d. h. der Erbsünde oder einer persönlichen Sünde, einer läßlichen oder eines Lasters? Gebt Antwort, ihr Pharisäer, Rechtsgelehrten und Beisitzer des Parlamentes und hohen Rates, was sagt ihr dazu? Habt ihr in den dreiunddreißig Jahren, so lange ich bei euch bin, je etwas Böses oder Ungebührliches an mir wahrgenommen? Und, — wenn je, so überweiset mich dessen; denn leicht ist's, jemand einer Schlechtigkeit zu beschuldigen, aber schwer, überaus schwer, es zu beweisen.

Und — ist euch die eigene Erfahrung nicht genügend, so erkennet aus jenen, mich vorbildenden Gestalten, sowie aus dem prophetischen Urteil der Jeremias (27) und Davids (20), daß jene Vorbilder auf meine Sündenlosigkeit und Unschuld hinweisen und diese Propheten mich als den Gerechten geweissagt.

Und genügt euch dies nicht, — ruft er auch allen späteren Feinden zu, — so höret auf das Urteil der Welt, auf das des Verräthers Judas: „Ich habe übel gethan und unschuldiges Blut verraten," — auf das des Pilatus: „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten", — auf das seines Weibes: „Habe nichts zu schaffen mit diesem Gerechten", — oder auf das jener anderen Frau: „Selig der Leib, der dich getragen!"

Bin ich also unschuldig — warum verfolgt ihr denn in mir — einen Unschuldigen und warum trachtet ihr ihm nach dem Leben? — Und siehe, niemand konnte ihn einer Sünde zeihen, und sie alle, die Klugen und Naseweisen, schwiegen.

So hat Christus seine Unschuld und sein unschuldiges Leiden vor aller Welt kundgethan.

Wie aber steht's mit uns? Welcher Mensch, außer Christus und Maria, wollte sich unterfangen, ohne Sünde sein zu wollen? Würde ihm nicht sofort Johannes das Wort: „Lüge" zurufen?

Daß Christus zuerst seinen Lebenswandel klar und offen vor den Augen der Synagoge dargestellt, und dann erst, als er ihnen seine Unschuld dargethan und zu verstehen gegeben, ihre Sünden und Gebrechen getadelt und abgestraft, — damit er die herrliche Lehre: — zuerst auf sich selbst und sein eigenes Leben zu schauen und es zu reinigen, um keine Sünde auf sich zu haben, bevor man Andere darin anklage.

Aber leider, wie sind wir zumeist bestrebt, Anderer Leben mit Adleraugen zu durchspähen, für sein eigenes aber Maulwurfsaugen zu haben!

Wo ist da unser Christentum? Wie beschämen uns selbst die Heiden, wenn unter anderem sogar der Cyniker Diogenes gesagt, „daß der Mensch, wolle er die Vollkommenheit des Lebens erreichen, nötig habe entweder treue Freunde oder bittere Feinde, die auf sein Leben und seine Sitten fleißig acht geben und auch auf die geringsten Fehler aufmerken," — und wenn selbst ein macedonischer König Philipp seine größten Feinde, die Athener, nur deshalb erduldete, „um so durch deren Straf- und Schmachreden zur eigenen Lebensbesserung gereizt und bewegt zu werden!"

2) „Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht?", lautet die zweite Frage, und er knüpft daran die unwidersprechliche Schlußrede: „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort! Darum aber hört ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid!"

Er wollte sagen: Da ich, — in Rücksicht darauf, daß zwei Dinge es sind, die den Menschen glaubwürdig machen, nämlich ein unschuldiges und unsträfliches Leben und das Sichbefleißen der Wahrheit, — bisher ein unschuldiges Leben geführt und mich stets der Wahrheit befleißigt und sie so hoch und über alles wert geschätzt und höher, als mein Leben, und alle die mir angethane Schmach der Unwahrheit mit Wahrheitsbeweisen zurückgewiesen, und — da auch alle Schriften des Alten Bundes für die Wahrheit meiner Lehre zeugen und ich selbst wesentlich die Wahrheit bin, und nur auf die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben: — so sage ich euch die Wahrheit und verdiene eueren Glauben. Wenn ich aber diesen Glauben trotz meines unsträflichen Lebens und meiner Wahrheitsverkündung nicht finde, — warum glaubet ihr mir nicht, warum verwerfet ihr mein Evangelium, warum hasset ihr mich deshalb noch überdies bis aufs höchste und trachtet mir nach dem Leben?

Nun, wie jedes, so hat auch dieses „Warum" sein „Darum". Die Juden und Pharisäer mochten die Wahrheit nicht leiden, nicht bloß deshalb, weil die Wahrheit als eine Himmelstochter Haß und Mißgunst dem Menschen gebärt, sondern auch,

weil sie in lauter Unwahrheit auferzogen und ihnen darum, wie ihren Vorfahren, der „Knoblauch der Lüge" besser schmeckte, als das Himmelsmanna der Wahrheit! —

weil ihre Neigung darum anderswohin zielte, als wohin sie Vernunft und Verstand geleiteten, so daß sie ebensowenig, wie ein verdorbener Magen, die Speise der Wahrheit annahmen; und

weil ihnen die Wahrheit auch deshalb zuwider war, da sie ihnen ihre Bosheit darstellte.

Wie vielen Menschen gilt noch jetzt dieser Vorwurf! Wie viele getaufte Christen giebt's, die sehr wohl kennen das christliche Gebot, „die Fleischeswollust zu fliehen und der Welt Betrug zu verachten", desgleichen die christliche Lehre und Vorschrift von der Feindesliebe, der Weltverlassung, dem Bußethun und der vierzigtägigen Fastenhaltung, — allein wo ist ihr Glaube daran, wenn sie sich danach nicht richten, nicht dem Gehorsam nachkommen und es im Werk vollziehen?

Warum gleichen die Sünder allzumal, gegenüber den Mahnungen der Gottes Stelle vertretenden Verkünder der Wahrheit des göttlichen Wortes, mögen sie auch noch so laut und oft rufen und sich heiser schreien, den tauben Schlangen, die ihre Ohren versperren und zustopfen, um nicht zu hören die Stimme des Beschwörers? Satan verhindert es, damit die Sünder sich nicht zu Gott bekehren, daß sie nicht in die Kirche gehen und daselbst das Wort des Heiles, der Wahrheit, des Evangeliums, hören. Gott prüft seine Kinder durch das göttliche Wort und nimmt nur dessen Liebhaber als seine wahren Kinder an, verwirft aber dessen Verächter als illegitime Kinder oder Bastarde.

O Schande und Wehe aller und jeder Wahrheitsscheu und jedem Wahrheitshaß, die aus der verkehrten Menschennatur, ihrer Blindheit oder Bosheit, hervorgehen und das größte Unglück und Elend nach sich ziehen, besonders dann, wenn die Wahrheit verstummt, und die gekrönte Bosheit ungehindert schaltet, die Worte in der Luft gefrieren oder sich selbst in Steine verwandeln, die auf den Wahrheitsfreund niederhageln, und wenn der Himmel nur noch brieflich die Bosheit warnen kann! Darum ist „die Wahrheit gern hören und kühn reden" ein Merkzeichen der wahren Freundschaft und

des echten Christentums, und ihr Symbol der Spiegel mit der getreuen Abspiegelung. Wahre Freunde machen sich ohne Schmeichelei und Schönfärberei auf jeden Makel aufmerksam, falsche aber treiben Heuchelei und Fuchskriecherei. Der Welt freilich ist's am liebsten, nur Angenehmes zu hören und zu reden. Darum ist auch unter vielen Freunden keine Wahrheit und Aufrichtigkeit zu finden, und: „Wer viele Freunde hat, ist niemandes Freund" (Aristot.)! Aber besser sind die Wunden eines Freundes, als die Küsse eines Feindes; besser ist's, den Menschenfreund verlieren, als die Wahrheit verbergen und verlieren, d. i. Gott, Christum selbst. Wo ist die wahre Freundschaft besser zu lernen, als in der Schule Jesu Christi, der um der Wahrheit willen das Kreuz erleiden wollte? Aber wie oft haben wir gesündigt gegen die Wahrheit, sie ungern geredet und gehört, und sogar die göttliche Wahrheit der Kanzel angefeindet!

Was sagen und antworten aber die Pharisäer auf Christi zwei so ernste Fragen? Nur teuflische Bosheiten, nur Lästerungen und Schmähworte, wie: „Sagen wir nicht mit Recht, daß Du ein Samaritan bist und den Teufel hast?", d. i. auf seine Unschuld nennen sie ihn einen „Ketzer" und auf seine Lebenswahrheit einen „Teufelsbesessenen". O welche widersinnige Antwort und welche unerhörte Lästerung und Bosheit!

Warum aber streiten sie also mit dem Schwert ihrer unverschämten und lasterhaften Zunge gegen seine Unschuld und Wahrheit, anstatt mit der Vernunft? „Weil sie überwunden und überführt worden, und weil dies der gewöhnliche Menschenbrauch ist, mit Schmähworten zu antworten, falls man gegen die Wahrheit nicht aufkommen kann."

Wie zahlreich sind die Christen, welche die Unschuld und Wahrheit gleich den Pharisäern hassen und unterdrücken, mit schwarzem Flor umhüllen und mit ihren Lästerzungen bis aufs Blut verfolgen! Sie bedenken nicht, daß sie damit Christum selbst, die Heiligkeit und Wahrheit, verachten, hassen und verfolgen, und zwar gottloser und schuldbarer, als die Juden, weil sie die Steine ihrer Lästerworte nicht werfen auf seinen Leib, sondern auf seinen Geist, nicht auf seine Menschheit, sondern auf seine Gottheit, — nicht auf ihn in der Welt, sondern auf dem Himmelsthron, — und nicht auf den, den sie erleugnet und nicht erkannt, sondern den sie wohl erkannt und als Gott angebetet! Und sie bedenken auch nicht, daß sie mit der gehässigen Verfolgung der Heiligkeit und Wahrheit auch zugleich den Weg

zum ewigen Leben, ja das Leben selbst, unterdrücken und sich versperren, und darum so ewig irre gehen und den ewigen Tod erleiden.

O bitten wir Gott, den Herrn, der die Güte und Wahrheit selber ist und auch der wahre göttliche Samaritan, daß er uns in unseren Sündenkrankheiten beistehe, unsere Seelen heile und mit dem Öl seiner Barmherzigkeit salbe, auf daß sie die Wahrheit willig annehmen, die Sünde meiden, verlassen, büßen und seinem Willen gehorchen, um so würdig zu werden seiner Gnade hier und seiner Beseligung dort!

Was aber that Christus auf alle diese Lästerungen? Ist er in heiligen Eifer und Zorn geraten gegen diese Entehrer?

Nein, mit welcher unüberwindlichen Geduld ertrug er die Wut ihres Zornes, und mit welcher unvergleichlichen Sanftmut antwortete er ihren Lästerungen!

Er übersieht ihren ersten Vorwurf vom „Samaritan", weil derselbe in sich selbst vernichtet und es allbekannt war, daß er von Geburt ein Galiläer und der Religion nach ein Jude war, — und überdies hatte man ihn auch nie auf dem Berge Garizim in Samaria beten oder die Götzen verehren, sondern stets im Tempel Salomos zu Jerusalem seine Andacht verrichten gesehen, daher er es denn auch nicht für nötig erachtete, sich gegen diese erste Lästerung zu verteidigen, zumal sie nur gegen seine Person direkt gerichtet war.

Wohl aber verwahrte er sich gegen die zweite Lästerung als eine mittelbar gegen Gott selbst gerichtete.

Christus lehrt uns damit, daß es löblich ist, in eigenen Unbilden geduldig zu schweigen, hingegen gottlos ist, Beleidigungen Gottes zu übersehen" (St. Chrysost.), d. i. Pflicht ist's, unsere eigenen zu übersehen und nicht zu beachten, Gottes Beleidigungen aber zu bestrafen.

Kann man wohl so entsetzliche Lästerung seiner persönlichen Ehre mit mehr Sanftmut ertragen? O wie wohl verdient der Herr den Namen eines „Gottes der Geduld", und wie recht sagen die Kirchenväter, daß das ganze Leben dieses Gottes und Menschen nichts, als eine stete Ausübung der Geduld gewesen!

Wo kann aber auch eine Verteidigung der göttlichen Ehre entschiedener und schärfer sein, als die der Herr auf den zweiten, mittelbar auf Gott selbst gerichteten Vorwurf „seiner Verteuflung" gegeben?

„Ich habe keinen Teufel"; denn ich ehre meinen himmlischen Vater in Wort und That, vom Teufel aber und von euch selbst wird

Gott in meiner Person geschändet und ihr fallet so seiner, meine Ehre schützenden Strafe anheim.

In mir entehrt ihr meinen himmlischen Vater, den ihr eueren Gott nennt, weil ihr trotz eueres Rühmens als „Kinder Abrahams" ihre Worte und Werke nicht thut, sondern mich lästert und zu töten sucht, und —

weil ihr nicht glaubt meinem himmlischen Vater, der euch in meinen durch ihn verrichteten Werken sagt, daß ich mehr als Abraham und die Propheten bin, und —

weil ihr blindlings widersteht der vollkommenen Wahrheit, die ich als der, von ihm in die Welt Gesandte in zum ewigen Leben führenden Worten lehre, und —

weil ihr so den Teufel als aus seinem Geiste Handelnde zum Vater habt, als den, welcher der Vater der Lüge in der Ableugnung der Herrlichkeit Gottes vom Anbeginn ist.

„Ja, ihr kennt nicht meinen Vater, von dem ihr sagt, daß er euer Gott sei; ich aber kenne ihn (aus seinem Wesen, seiner Natur und nicht bloß aus seinen Werken), und wenn ich sagen würde, ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleichwie ihr." Ein Wort ist dies, das Gottes Ehre verteidigt auch gegen jene thörichte Losung: „Wir glauben alle an einen Gott, und auf die Beschaffenheit der Religion und Gotterkenntnis, ob sie wahr und vollkommen, oder falsch und mangelhaft sei, kommt es nicht an." Nein, die Menschen haben einen verschiedenen Gott, je nach der Vorstellung, die sie von der Gottheit haben.

Wie unähnlich sind wir Christo und wie ähnlich den Pharisäern, wenn wir die uns persönlich zugefügten Unbilden in harte Strafe ziehen, die Gott aber in seiner Kirche und ihren Dienern in Flüchen, Lästerungen und falschen Schwüren angethanen Beleidigungen ungestraft hingehen lassen, — und wie viele Ursache haben wir zu büßen und zu sühnen!

„Abraham, euer Vater, hat frohlocket, daß er meinen Tag sehen werde. Er sah ihn und freute sich!" Welch einen Tag? Den Tag des Leidens und Sterbens Christi. Wohl ein bitterer, aber zugleich auch ein süßer Tag, ein Tag der Erlösung. Darum freute er sich diesen Tag zu schauen.

Aber auch Christus freute sich schon vor Abraham auf diesen Tag und frohlockte im Hinblick auf ihn, — denn „mit Sehnsucht habe ich auf ihn gewartet" (Luk. 22, 15).

„Gott schuf den Himmel, die Erde, die Sonne, den Mond und die Sterne, und hat nicht geruht, aber nach der Schaffung des Menschen ruhte er aus von allem geschaffenen Werke". Warum gerade beim Menschen? Siehe, „meine Freude ist's bei den Menschenkindern zu sein", denn „der Mensch vor allem trägt an sich das Bild des Kreuzes und des gekreuzigten Christus in seinen ausgespannten Armen. Darum sehnte er sich nach seinem Ebenbilde und nach dem Tage des Kreuzes", dessen Last und Hitze die Liebe ist. Laßt auch uns dieses Tages Last und Hitze tragen.

Da sprachen die Juden zu ihm: „Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen? Jesus aber sprach zu ihnen: „Wahrlich, wahrlich, sage ich euch: ehedenn Abraham ward, bin ich! Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen; Jesus aber verbarg sich und ging aus dem Tempel hinaus!"

Dies war eine Steinantwort. Es war ihnen nicht genug, sich an seiner Ehre zu vergreifen mit Schmachreden und Verleumdungen, — sie griffen sogar sein Leben an und hätten ihn unfehlbar im Tempel.

Dies war eine Steinantwort. Weil ihnen die Worte fehlten, hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen; denn so groß war ihre Härte, daß sie nicht zu etwas anderem, als nur zu ihresgleichen, nur zu den Steinen, laufen konnten.

Christus verbarg sich — und ging zum Tempel hinaus! Wenn aber der Sohn Gottes von der Menschheit hinweggeht, so verliert sie den Grund- und Eckstein ihres Lebens und die Sonne ihres Glückes, — und zurück bleibt nur der finstere, schwarze Unglückstag der Gottverlassenheit.

Was ist's Wunder, daß sie dann in Finsternis und Todesschatten wandeln, das heiligste Kreuz Christi, ihren gekreuzigten Heiland, nicht mehr erkennen und anbeten, sondern verachten und verlachen, und so ohne Crux und Lux, ohne Kreuz und Licht, der Finsternis des Irrtums und der Sünde anheimfallen und leben und sterben den Tod der unbußfertigen Sünder?

Die Sünden sind's, die das Angesicht Christi verdecken, sich zwischen Christus und den Menschen stellen und Christi Licht der Erde entziehen. Und solche mondsüchtige Christen oder Kreuzverdunkler sind insbesondere:

1) Die Ungläubigen,

2) die Mammonsdiener,

3) die Verehrer des Halbmondes

4) alle falschen und irrgläubigen Christen, die von Christi Kreuz nichts wissen mögen und kein's in ihren Häusern haben, als „das Kreuz auf dem Eselsrücken".

5) so unzählige rechtgläubige Christen, die unverschämt vor seinen Augen sündigen und meinen, Gott sähe sie nicht, und die sozusagen wie jene Juden „Blindekuh" mit ihm spielen, sich des Kreuzzeichens als einer Unehre für sich vor der Öffentlichkeit schämen und erröten, oder sich nur so unmerklich damit bezeichnen, daß der Teufel dasselbe, als seinen größten Schrecken, kaum mit der Brille zu sehen vermag, während doch Christus selbst sich nicht geschämt, am Kreuze zu sterben, ja gerade deshalb am Kreuze, damit wir im Kreuze, das wir immer bei uns haben, ein leicht anwendbares Verteidigungsmittel hätten.

Das sind die Ursachen der Kreuzverhüllung, — der Un- und Irrglaube, die Sünden und Vergehen, die falsche Glaubensscham und die Menschenfurcht.

Laßt sie alle von uns thun, und zu unserem Heile im Kreuzzeichen unsere Gottversöhnung, Sündenverzeihung, Gottes Gnade und Segen und aller Feinde Überwindung für diese und jene Welt, suchen und erstreben.

II. Der Herr hat heute einen guten Anfang seiner Passion gemacht mit der geduldigen und nachgebenden Übertragung der gröbsten und grausamsten Schmachworte.

Ein Beispiel ist's für uns, niemals bei einer Gott oder dem Nächsten schadenden Schmährede zu verstummen, bei ihnen ungefährlicher aber zu schweigen.

Auf die Frage aber, ob's bei den, auf unsere eigene Weltehre gerichteten Angriffen besser sei, zu schweigen oder sie mit Gegenrede abzuweisen?, antwortet Christus: „Beides muß geschehen, je nach den Umständen!"

Wenn uns durch Schmährede der ehrliche Name genommen oder einem Dritten geschadet wird, so ist ruhige Verantwortung nötig, weil der seinen guten Ruf Vernachlässigende keine Tugend, sondern Grausamkeit übt. Wenn aber keines von beiden der Fall ist, sondern der Widersacher an uns nur sein Mütchen erkühlen und seine scharfen Zähne zeigen will, so ist's zwar nicht verboten, ihn ruhig und mit geschliffener Antwort abzufertigen und heimzuleuchten, ja auch bisweilen gut und besonders einer Autoritätsperson anzuraten, solchem Lästermaul bei Zeiten einen Korb anzulegen, damit es nicht noch andere

Unschuldige beiße, — allein im allgemeinen ist's allzeit besser, solchenfalls zu schweigen oder die Stichrede in einen Scherz hinüberzuziehen, — kurz, stets auf den Stand des Schimpfenden zu sehen, und zu schweigen vor dem Höheren, denn was kann da reden helfen?; — Seinesgleichen aber mit einem Scherz zu antworten, der den Angriff dem Gelächter der Zuhörer preisgiebt — und endlich den Schimpf Geringerer zu verachten und nicht wert einer Antwort zu halten.

Warum aber solchenfalls Schweigen oder gelinde Antwort, christliche Sanftmut und heroischer Gleichmut besser, als leidenschaftlicher Widerpart sei, ist leicht ersichtlich.

Dadurch bringt man die Schandzungen am besten zum Schweigen, denn eine „gelinde Rede bricht den Zorn" (prov. 157). „Bläst man in die Asche, so facht man das Feuer an; speit man aber hinein, so erlischt es" (St. Chrysost.). Lästerer und Jähzornige gleichen den Narren, und wer ihnen antwortet und mit ihnen wörtelt, wird selbst zum Narren; — sie gleichen den Hähnen und Dorfhunden, d. i. wenn einer kräht oder bellt, krähen und bellen alle, — und von Worten kommt's zu Schlägen und jahrelangen Feindschaften. Durch Übertragung aber der Schmachrede und Unbill zeigt man ein heroisch Heldengemüt und die Tugend der Großmut, die selbst der Feind bewundert, während er sich seiner Handlungsweise schämt; denn, wer nachgiebt, ist auch ein Mann; und wen sein Gewissen nicht anklagt, wer sich getraut, sein Thun und Lassen zu verantworten, muß es so hoch nicht achten, wenn ihm schon sein Gegner da und dort was anhängt; wer aber gar zu empfindlich ist und kein einziges Schmachwort ertragen kann, giebt zu verstehen, daß er ein kleinliches, schlechtes, verächtliches und erbärmliches Herze hat.

Die Sanftmut aber ist eine Tugend, die etwas Übermenschliches und Göttliches zeigt und uns zu wohlgefälligen Kindern des himmlischen Vaters macht; denn „Gott liebt die Menschen nicht so sehr wegen der Jungfräulichkeit, Enthaltsamkeit, Güterverachtung und dem freudigen Almosen, als vielmehr wegen der sanften und wohleingerichteten Sitten" (St. Chrysost.), und darum ist die Gott liebenswerte Sanftmut auch ein vorzügliches Mittel, ihn bei uns zu behalten.

In diesem Heroismus beschämen sogar die Heiden so viele Christen.

So ein macedonischer König Philipp. Er hatte einst eine trotzige Gesandtschaft Athens doch gnädigst empfangen, und erhielt auf die Frage, „was er Athen zu Liebe thun könne?", von einem Demochares zur frechen Antwort: „Nichts Lieberes, als wenn du dich

hängen läßt!" Gleichwohl wehrte er die Seinen ab von der sofortigen Bestrafung des Unverschämten und sprach nur zu den übrigen Legaten: „Saget den Athenern in meinem Namen: die also reden, sind viel hochtrabender, als die solche Schmachrede ungestraft hingehen lassen!"

Vor allem predigt uns das Christentum die Gott und Menschen fesselnde Sanftmut, — besonders mit dem, in ihm und in den Christenherzen glänzenden Kreuzzeichen und seiner Überschrift: „Jesus von Nazareth, König der Juden", „J. N. R. J.", d. i. „Injurien nicht räche ich", — sowie mit den Beispielen der Heiligen, die Christo nachgefolgt sind.

So ein französischer König Ludwig XII. Als ihm einst ein Höfling das Verzeichnis jener vorgelegt, die den König vor seiner Thronbesteigung geschmäht, behufs ihrer nunmehrigen Bestrafung, — nahm der König die Feder, machte ein Kreuz darüber und ging davon. Fürwahr, das war die kostbarste, seinen Feinden abgenommene Standarte und die herrlichste Siegesfahne seiner Selbstüberwindung, die er zu den Füßen des Gekreuzigten niedergelegt.

Und — ist auch dieses Kreuzzeichen jetzt verdeckt und verhüllt, so sagt es uns doch, daß es jetzt nicht an der Zeit ist, mit unseren Feinden und Mißgönnern zu streiten, sondern bei ehrenrührigem Angriffe die Fahne der Geduld aufzustecken, den Schmerz in sich zu verbeißen und die zugefügte Schmachrede nach Christi Beispiel mit Ruhe oder Schweigen, womit er sein Leiden begonnen, zu ertragen und den sich vergreifenden Lästerern aus dem Auge zu gehen, um dadurch nicht bloß Buße für unsere Sünden zu thun, sondern auch Gottes Gnade zu bewahren.

Bitten wir also Jesum, das Lamm Gottes, den Heiland, der hinter dem Vorhange am Kreuze wie hinter einem Tabernakel verborgen ist, uns die Hand und Zunge zu zügeln und von aller Selbstrache zurückzuhalten, um so zu büßen und uns zur Betrachtung seines Leidens würdig zu machen! —

III. Christus nennt die Juden im heutigen Evangelium „Lügner", weil sie sich der wahren Gotteserkenntnis rühmten, und sie doch nicht, wie sie es wohl wußten, besaßen. „Lügen" heißt wissentlich und vorsätzlich die Unwahrheit sagen.

Allgemein ist es und wird fast für keine Sünde mehr angesehen (Ose. 4, 1).

Gelogen wird nicht bloß im Wort, sondern auch in der Erkenntnis und im Werke.

Man unterscheidet subjektive und objektive, vollbewußte und fahrlässige, gelegentliche und gewerbsmäßige, verschämte und freche, — Lüge vor den Menschen und vor Gott, — Scherz-, Not-, Dienst-, Geschäfts-, Schaden- und Bosheitslüge, — Verführung auch Anderer zum Lügen, und die Bezahlung der mündlichen und gedruckten Lügen.

Was alles bringt man vor, um die Lüge zu beschönigen?!

So manche sagen: „Es sei unmöglich, ohne Lüge durch die Welt zu kommen, und man müßte ohne sie in Not und Armut verkümmern." Allein die Schrift entgegnet: „Besser ist ein armer, als ein lügenhafter Mensch" (prov. 19, 22).

Ein Anderer wieder wendet ein: „Durch Lüge verhüte ich manches Unheil." Job (13, 7) aber fragt: „Bedarf denn Gott euerer Lüge, daß ihr Trug redet?"

Und giebt's nicht hinreichend andere erlaubte Mittel, sich aus der Not zu helfen? Wie hat sich einst der heilige Franz von Paula aus der Klemme geholfen? Es begegnete ihm Einer mit entblößtem Degen, willens, seinen Feind zu töten, der sich zu sichern, in die nächste Gasse hineinlief. Der Rachgierige fragte den Heiligen, „ob er seinen Feind nicht in die Gasse hineinlaufen sah?" Was soll er antworten? Lügen darf er nicht, und wenn er die Wahrheit spricht, so liefert er den Entflohenen auf die Schlachtbank. Da bediente er sich der doppelsinnigen Rede, schob die Hände in die Ärmel und sagte: „Da ist er nicht hineingelaufen!"

Auf diese Weise kann man sich also auch ohne Lüge aus der Not helfen, indem man manchmal die Wahrheit verbirgt, zumal, wenn man nicht schuldig ist, sie zu sagen. Die Unwahrheit jedoch ist nie erlaubt, und könnte man selbst mit einer Scherzlüge alle Verdammten aus der Hölle erlösen; denn das Lügen ist ein innerliches Übel.

Jede Lüge ist ein Greuel vor Gott, dem Herrn (prov. 12, 22). Der Teufel ist der Vater der Lügen, oder der Lügengeist, so daß, wer da lügt oder Lügen leichtsinnig glaubt, aus dem Teufel redet und dem Teufel glaubt.

Die Lüge ist aber auch eine Schande und Schmach vor der Welt. Das zeigt der Spruch: „Einem Lügner glaubt man nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht!" Und die Geschichte aller Völker der alten und neuen Zeit berichtet, daß man die Lügner brandmarkt.

Die Lüge ist das fressende Gift am socialen Menschenwohl, weil sie Treue und Glauben unter der Menschheit untergräbt und die Unschuld und Wahrheit an Kreuz und Galgen bringt. Wie viel

unheilvoller ist die Lüge vor Gott und vor Gericht in falschen Schwüren und Meineiden, die man begeht unter Anrufung Gottes zum Zeugen und Rächer seiner bewußten und beschworenen Lügen.

Die Lüge zieht darum nach sich das zeitliche und ewige Unglück (prov. 10, 4; eccl. 20, 27; — ps. 5, 7; apoc. 21, 3). Des Herrn zeitliches und ewiges Wehe gilt den Menschen, die sich von ihm sagen lassen müssen: „Ihr seid Lügner", und: „Aus euerem Munde, aus eueren Worten richte ich euch!" Keinen einzigen Lügner hat Christus bekehrt.

Im Leiden des Herrn war die permanente und organisierte Lüge in Thätigkeit. Und ungeheuer groß ist die Drachensaat der Lügen im gewöhnlichen Leben, in der öffentlichen Meinung und Geschichte.

Wollen wir unsere Lügen büßen und auch zeitlich straflos machen vor Gott, so giebt's nur das Bußmittel des Widerrufes, widrigenfalls wir Zeit des Lebens an unseren Lügen zu kauen und auch seinerzeit als Lügner vor Gott und der Welt die Brandmarkung zu fürchten hätten.

---

# Am sechsten Fastensonntage.

Evangelium. Als Jesus sich Jerusalem nahte (Matth. 21, 1—9)

I. Die heilige Fastenzeit geht zu Ende. Mit dem heutigen Tage, an welchem die Friedenstaube des Neuen Bundes aus der Sündflut der Welt nach Jerusalem zurückgekehrt mit dem grünen Olivenzweig der Hoffnung auf das baldigste Aufhören der allgemeinen und alle Erbarmung ausschließenden Strafgerechtigkeit Gottes, — wird angefangen die letzte Woche, — genannt von den ersten und alten Christen „die Marterwoche" wegen der schweren Pein und Marter Christi (St. Bern.), — oder von der allgemeinen Kirche „die große Woche", weil die größten Geheimnisse unseres Glaubens in dieser Woche vollbracht worden, — oder von der heutigen Zeit auch gemeiniglich „die heilige Woche" genannt, weil sie heiliger denn andere Wochen zuzubringen ist, um so mehr, je weniger von so manchem die heilige Fastenzeit mit ihren so reichen, kirchlichen Heilsmitteln benützt worden ist.

1) Durch die zwei heutigen, einander entgegengesetzten Evangelien — durch das von Christi freudenreichem Triumph mit dem „Hosiannah", — und durch jenes von seinem bitteren Leiden mit dem „Kreuzige ihn", — zwischen denen nur sechs Tage lagen, führt uns die heilige Kirche in die Charwochenfeier ein, indem sie zur würdigen Betrachtung des Leidens Christi mahnt.

Welche Triumphe, Ehren- und Ruhmesbezeugungen, und wie viele Glückswünsche werden heut dem Herrn entgegengetragen!

Doch ach! wie bald wird sich diese Freude in Trauer wandeln! Wie groß wird nach einigen Tagen, nach allem Applaus, die Betrübnis

sein und die Schmach und die Verwünschungen, Täuschungen, Schmähungen, Martern und die Wut: „Kreuzige, kreuzige ihn!“

Dort wird er erhoben mit Lobesbezeugungen, und hier gesättiget mit Hohnausbrüchen! Dort wird er wie ein Erretter in Jerusalem aufgenommen, und hier wie ein Verführer hinausgeworfen! Dort umgiebt ihn Ruhm und Ehre, und hier ist ihm weder Gestalt, noch Zierde! Dort ist er die Freude der Menschen und der Ruhm des Volkes, und hier der Hohn der Menschen und die Verwerfung des Pöbels! O fragt, warum der Heiland seinem Leiden diesen Triumphzug wollte vorhergehen lassen! —

Siehe, aus keinem anderen Grunde that dies der Herr, als darum,

damit ihm desto bitterer das Leiden, der Preis unserer Erlösung, wäre, welchem vorhergegangen der Triumphzug (St. Bern.), —

damit er desto bitterer büße die wankelmütige und unbeständige Gesinnung der Sterblichen und dieses Leben, in welchem nichts Festes und Standhaftes zu finden ist, und

damit wir selbst um so ungehinderteren Fußes ihm, als unserem Führer nachfolgen sowohl im Glück als im Unglück, in der Freude wie in der Betrübnis!

Wie der heutige Einzug des Herrn, so ist sein ganzes Leiden mit dem Übermaße seiner Liebe, betreffs der Menschenherzen, ein königlicher Eroberungs- und Triumphzug!

2) Die letzten — auf die Salbung seiner Füße und die Totenerweckung des Lazarus — folgenden Lebensereignisse des Herrn, wie sein feierlicher Einzug, seine letzten öffentlichen Tempellehren, sein letztes, vorbildliches und erfülltes Osterlammes-Opfermahl, seine Kreuzigung mit der Grabesruhe, — oder kurz: der Glaubensartikel „Gekreuziget, gestorben und begraben“ — bilden den Inhalt der heiligen K a r w o c h e.

Jeder Tag derselben führt nach der Volks- oder Kirchensprache seinen bestimmten Namen, wie: Palmsonntag, blauer Montag, gelber Dienstag, krumme Mittwoch, Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag.

Die Kirche feiert diese „Woche der Liebe“ mit den ergreifendsten Ceremonien. Religiöse Ceremonien sind ja im allgemeinen n ö t i g und n ü t z l i c h. Sie sind keineswegs bloße Schaustellung oder Gaukelspiel, sondern jene lieblich-holden Gestalten, die der frommen Andacht den Weg zum Menschenherzen zeigen, und jene befruchtenden Quellen, aus denen der Menschengeist in jedem Lebensverhältnis Trost, Frieden und Wonne schöpft.

Das erhellt aus der Doppelnatur des Menschen, der leiblichen und geistigen, — und

aus dem Ceremonialgebrauch aller Religionen, des Heiden-, wie Judentums.

Auch die christliche Kulteinrichtung zeigt uns, daß Christus, der neue Religionsstifter, mit dem Worte: „Man muß Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten", keineswegs die guten Ceremonien der Religion, noch auch den Ceremoniendienst verworfen hat, sondern daß er im Gegenteil diese Bräuche sowohl selbst beobachtete, und nur die überflüssigen, zwecklos gewordenen oder gemißbrauchten abschaffte, an deren Stelle aber auch neue, wie die Handauflegung, Anhauchung u. dgl. m. setzte.

Aber auch die Vernunft spricht für dieselben und gegen die Vergeistiger der Religion. „Jede Religion, die bloß auf den geistigen Dienst ohne Ceremonien beschränkt ist, paßt nicht für Menschen, welche diese Welt bewohnen, sondern muß ins Gebiet des Mondes verwiesen werden" (Mirabeau). — Der Protestant Beger sagt: „Es ist nicht zu leugnen, daß mit der Abschaffung der Ceremonien auch die Frömmigkeit unter uns zu erkalten begonnen hat."

Freilich dürfen die Ceremonien zur Erzielung des geistigen Gewinnes, und damit sie vor dem Spott der Ceremonienverächter und -Verschreier möglichst gesichert werden, nicht tote Formen bleiben, sondern müssen in ihrer Bedeutung erfaßt werden.

Und das ist besonders nötig bei den so reichen Ceremonien der Karwoche, wie da sind die Palmweihe, -Verteilung und Prozession, die Lesung der Passion nach allen vier Evangelisten, das Glockenschweigen, der Brauch der Klappern und Schnarren, die Fußwaschung, die Altarentblößung, die Lamentationen, — der fünfzehnkerzige Triangel, hinweisend auf die elf Apostel, die Gottesmutter und die drei Marien, — die trockene Messe, das beflorte Kruzifix und seine allmähliche Enthüllung, seine kniefällige Verehrung und die Küssung der Fußwunden und das heilige Grab.

Der Palmsonntag hat seinen Namen von den beim Einzuge Christi in Jerusalem gebrauchten Palmen. Viele glaubten, daß er nunmehr sein irdisches Reich beginne und riefen ihn darum zum Könige aus, mit dem Worte: „Hosiannah", d. i. „Erlöse o Gott, den Sohn Davids von seinen Feinden, und laß ihn erlösen!" Da er aber ihre Erwartung nicht erfüllte, so wurden die meisten bald seine Feinde, —

und so wäre es auch besser gewesen für Jerusalem, es hätte ihn nicht so feierlich eingeholt.

Die Palme oder der Zweig mit seinen zarten Sprossen, diesen willkommenen und ersehnten Boten des erwachenden Frühlings, die heute geweiht wird, welche die Kirche für den Aschermittwoch des nächsten Jahres aufbewahrt, die bei der heutigen Prozession getragen wird, und die ihr dann als ein leibliches und geistiges Schutz-, Segens- und Gnadenmittel, das es allerdings nicht unfehlbar, sondern nur nach dem Maße der Andacht und Mitwirkung ist, mit in euere Wohnungen nehmt und sorgfältig aufbewahrt, ist ein Siegeszeichen der göttlichen Liebe, und mahnt, uns dieser Liebe würdig zu machen, damit wir einst der Palme des ewigen Triumphes im Himmel nicht verlustig gehen.

Das dreimalige Anklopfen des Priesters an der Kirchenthüre bei der Rückkehr der Prozession deutet an, daß der bis auf Christus den Gerechten verschlossene Himmel erst durch seinen Kreuzestod geöffnet worden.

Die Auslöschung der Lichter während der, statt des Evangeliums gelesenen Leidensgeschichte des Herrn nach Matthäus zeigt an, daß Christus, das Licht der Welt, und der Glaube seiner Jünger durch seinen Tod von der Welt sollte ausgelöscht werden.

II. Wie aber die noch übrigen sieben, vom barmherzigen Gott den Menschen zur Tugend und Lebensheiligkeit, wie zum zeitlichen und ewigen Heile gegebenen Tage der heiligen Fastenzeit gut und heilig zu verwenden seien, — deutet an das Volk des Evangeliums mit seinen zwei Christo gewidmeten Ehrendiensten:

a. Die Ausbreitung seiner Kleider auf den Weg unter seine Füße. Mit dieser haben sie ihm nicht bloß den rauhen und steinigten Weg linder gemacht, sondern ihm auch eine wahrhaft königliche, bis da bei anderen Weltmonarchen unerhörte Verehrung erwiesen. Dieselbe bedeutet für uns, daß wir das alte Kleid der Sünde, der bösen Gewohnheit, der üblen Leidenschaft und Rede, durch eine aufrichtige Buße ausziehen und es Christo gleichsam unter seine Füße legen, d. i. uns von unseren Sünden bekehren; denn wollen wir diese Bekehrung, Gottverzeihung und Anteilnahme an Christi Blut erlangen, — welche Zeit wäre geeigneter, als die heilige Fastenzeit, in der es nicht, wie zur vierzigtägigen Sündflut, Strafen, sondern Gnaden vom Himmel regnet und die Rettung zur Arche des Kreuzes so leicht ist, zumal in den Tagen, in denen der Sohn Gottes für unsere Sünden am Kreuze gestorben und sein heiliges Blut vergossen!

b. Seine Begleitung mit Palmen und Olivenzweigen in den Händen. — Die Palmzweige sind ein Symbol des Leidens und der Geduld, und die Olivenzweige sind ein Sinnbild des Mitleids und der Erbarmnis. Dies aber bedeutet für uns, daß wir Christum in dieser Woche auf seinem Passionswege begleiten, mit den Tugendübungen des Leidens und Mitleidens.

Wir üben die Tugend des Leidens, indem wir angesichts seiner großen Schmerzen auch unserseits mit ihm etwas an unserem Leibe erleiden (Phil. 2, 5), sollen, — laut Christi Drohung — nicht einst am Gerichtstage die Niniviter gegen uns, als verzärtelte und unbußfertige Sünder, aufstehen und uns verdammen (Matth. 12, 40).

Die Tugend des Mitleidens aber üben wir, indem wir, angesichts seiner großen Passionsliebe zu uns, auch der Seele nach ein herzliches Mitleid mit ihm tragen, mindestens an sein Leiden und Sterben denken und beherzigen, wer, was und für wen er gelitten hat, laut Wort: „Dies thuet zu meinem Andenken!"

Das ist die heilige Andacht und das sind die Gedanken der Christen in dieser heiligen Woche beim Schlafengehen und Aufstehen, beim Besuch der Kirche und des heiligen Grabes, in Erinnerung dessen, daß man ein Christ ist und darum auch jetzt etwas Christliches an sich spüren lassen muß.

III. Der Triumphzug — was bedeutet und ist er?

1) Die Erfüllung messianischer Vorbilder und Prophezeiungen. Die von Zacharias viele hundert Jahre vorher gegebene Weissagung sollte bei dem heutigen Einzug erfüllt werden — und zugleich auch das alte Vorbild des jüdischen Pascha- und Osterlammes, das fünf Tage vor Ostern in die Stadt Jerusalem einzuführen war.

„Saget" von der Ankunft ihres Königs der Tochter Sion, d. i. der armseligen Menschennatur und Seele, daß sie aus dem Gewirre der weltlichen Interessen heraustrete und betrachte den so lange Erwarteten, dessen Tag des Antritts der Regierung über die Welt nunmehr herangenaht.

„Er kommt sanftmütig und demütig", voll der erbarmenden Liebe und Gnade, für die Menschen in Leid und Tod zu gehen, die Welt dadurch zu erlösen, — voll Sehnsucht, mit den Menschen das Osterlamm zu essen, und voll der Freude ob seines nahen Endes, gleich dem Schwan, der vor seinem Tode auf das lieblichste singt.

„Siehe, dein König kommt zu dir!" — nicht wie die Könige der Welt in irdischer Pracht und Herrlichkeit, —

nicht wie Cajus Cäsar auf elfenbeinernem Triumphwagen, gezogen von vierzig Elephanten, —

nicht wie Antonius, getragen von Löwen, —

nicht wie ein Kaiser Nero unter dem Gefolge von tausend Wagen, —

nicht wie der ägyptische König Sesostris auf einem aus Gold und Edelstein gefertigten Wagen, gezogen von vier Königen, —

und nicht wie König Salomo, der triumphierte mit zwölftausend Wagen Bewaffneter und vierzigtausend Wagenpferden. Nein, der Monarch der ganzen, weiten Welt hält seinen Triumphzug auf einem verächtlichen Tiere; seine Fürsten sind Fischer, — seine Krieger das gewöhnliche Volk, Klein und Groß, Kinder und Erwachsene, — und deren Waffen die Zweige von den Bäumen, deren Gepränge ihre Kleider und deren Posaunen ihre Rufe.

Wundert sich aber die Welt ob solchen Triumphzuges voller Armut und Demut, so ist's ihr nicht so sehr zu verdenken, da sie ohne Glauben ist und niemals das Geheimnis der Erlösung zu begreifen vermag. Doch als Christen müssen wir wissen, daß die Welt nur einzig errettet der in Geburt, Leben und Tod, arme und demütige Gottmensch.

Darum, o Tochter Sion, ihr Christenseelen, geht und schauet ihn, eueren König, in seiner Krone, mit der ihn seine Mutter, die jüdische Synagoge, am Freudentage seines Herzens, d. i. seines Leidens, gekrönt hat; —

schneidet ab und streuet die überflüssigen Zweige euerer Erdengüter unter die Füße Jesu Christi, d. i. unter seine Armen; —

breitet ihm auf den Weg euere Kleider, die euerer Sünde und Unreinigkeit, d. i. den alten Menschen, den ihr ausgezogen mit seinen Werken; —

und rufet ihm ohne Aufhören entgegen das Hosiannah euerer Liebe, des Dankes, Lobes und Preises, zum endlichen Sieg und Triumph auch in allen Leiden und Trübsalen seiner Kirche und seiner Getreuen!

2) Eine Tragödie, ein klägliches Schauspiel, aufgeführt vor den Augen der Welt auf der Bühne des heutigen Evangeliums mit dem Titel: „Der Welt Unbeständigkeit, Wankelmut und Betrüglichkeit", — bedeutet ferner der Einzug; denn er zeigt, wie leichtfertig ihr Urteil und Zeugnis erscheint, und wie beweinenswert und hartnäckig der Menschen Blindheit in ihren Ansichten und Urteilen betreffs

der Erscheinungen dieser Welt ist, in der sie das für Wahrheit, Weisheit und Glorie ansehen, was vor Gottes Augen nur Schein, Betrug, Lüge und Schande ist, — und umgekehrt, — und in welchen falschen Ansichten sie sich so gefallen und festhalten, daß sie nichts so sehr fürchten, als von solchen Täuschungen befreit zu werden.

a. Dieser freudenreiche Einzug des Herrn in Jerusalem unter dem Jubel des ihn begleitenden Volkes gilt den leiblichen Augen der Menschen als der prächtige Einzug eines siegreichen Kriegshelden, ihm bereitet nach aller Feinde Überwindung zur Ehre des Triumphes von der Hauptstadt des jüdischen Landes.

Wie anders aber lautet das Urteil des göttlichen, bei allen Dingen, nicht nach dem äußeren Schein, sondern nach ihrem Wesen und inneren Wert urteilenden Heilandes über die Andacht dieses, ihn trotz seiner Feinde Zorn und Neid so freudig empfangenden Volkes? Mit seinen Thränen spricht er es aus, die viel beredter, als seine Zunge, sind; denn, als er die Stadt sah, weinte er über sie, denn er sah voraus, wie teuer ihm diese Ehre zu stehen kommen würde, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer ihm diese Volksbewegung für ein Verbrechen der verletzten Majestät ausdeuten und daraus Anlaß nehmen würden, ihn vor dem Richterstuhl des Kaisers als Aufrührer, und vor dem des Hohenpriesters als Gottlosen anzuklagen.

Und thatsächlich thaten diese Beneider seiner Glorie schon damals ihr Möglichstes, um dies unsträfliche Fest zu verwirren und dies demütige Siegesgepränge zu unterbrechen, d. i. sie konnten ihren Haß und Neid nicht länger verbergen, wurden ungehalten über diese Christusehre und interpellierten ihn sogar mit dem Worte: „Hörst du nicht, was diese Kinder sagen, oder bist du denn stumm, daß du es ihnen nicht verbietest?“ Das war die Äußerung des gehässigsten Neides, die aber Christus nicht mit der hochmütigen Antwort eines Besiegers, sondern mit der sanftmütigen eines friedsamen Königs zu schanden machte: „Freilich höre ich die Stimme dieser Kinder, aber habt ihr nicht gelesen: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet?“ In solcher Weise hat der Neid den Sohn Gottes am herrlichsten Tage seines Lebens angefallen und die offenen Anschläge seines Todes gefaßt.

Wie Recht hatte Christus mit seinem Thränenurteile auch betreffs des Volkes, seiner Jünger, Freunde und Verwandten! Verwandelten sich ja ihre jubelnden Freundschaftsbezeugungen, — diese sogenannte Anerkennung der ihnen so zahlreich in Krankenheilungen,

Totenerweckungen, wie leiblichen und geistigen Sättigungen, erwiesenen Wohlthaten, — nicht etwa nur binnen drei Tagen in schmachvolle Verlassenheiten, grimmige Haßbezeugungen, ja zur Vorbereitung seines Todes und Leichenbegängnisses. Nein, schon am selben Tage und Abende erfuhr er diesen Wandel; denn, sobald sie merkten, daß die Pharisäer anfingen, zu murren, sich zu beklagen und wider den Erlöser zu empören, um die Freude über seinen Triumph zu zerstören, — da ließen sie ihn auch allein im Tempel und ging jedes in sein Haus, lediglich aus Furcht, um sich seinetwegen nicht Feinde zu machen, ja selbst Joseph von Arimathäa, den geheimen und frommen Freund und Jünger Jesu, nicht ausgenommen, so daß Christus, weil er von niemandem in sein Haus aufgenommen wurde in der Stadt, sofort aus derselben wieder nach Bethania gehen mußte.

Welch ein trauriges Beispiel der Unbeständigkeit und des Wankelmutes der Welt, der Menschen!

b. Wohl viele dergleichen Beispiele erzählt die Geschichte.

Doch, — was sind diese Beispiele der Unbeständigkeit der Welt gegen die Tragödie des Gottmenschen im heutigen Evangelium?

Heute halten sie ihn für einen „Sohn Gottes", für den Heiligen aller Heiligen, — und bald hernach für den allerböseſten Menschen.

Heute breiten sie ihm ihre Kleider unter, und hernach berauben sie ihn seiner Kleider, ja verspotten ihn noch in fremden Kleidern.

Heute ehrt die Welt ihn als Erlöser und Seligmacher, und nach drei Tagen führt sie ihn zum Galgen des Kreuzes und kreuzigt ihn als einen Mörder.

Dies ist das Höchste, was die unbeständige, treulose, falsche und hinterlistige Welt zu leisten vermag.

Die in der Freundschaft Christi so unbeständigen Volksscharen, die so schnell den Triumph- zum Kreuzeszuge machten, waren in Wahrheit Schilfrohrfreunde und getreue Nachahmer der Freundschaft der Welt.

Und auf diese treulose, eigennützige und unbeständige Menschenwelt wollten wir uns mehr verlassen, als auf Gottes Freundschaft, ob der Meinung, sie werde besser gegen uns, als gegen Christus, handeln?, und — unsere Freunde der Welt und des Glückes würden uns mehr Großmut, Erkenntlichkeit und Verbindlichkeit, zur Zeit unseres Unglückes bezeugen?! Was wäre das für Thorheit?

O bedauerungswürdig alle, die sich mehr auf die Freundschaft der Menschen, als auf die Gottes verlassen!

O bedauerlich alle, die von dem, den höchsten Ehrentriumph mit Trauer aufnehmenden Herrn nicht gelernt, den heiligen Gleichmut des Geistes in Glück und Unglück zu zeigen, um so durch alle stets wechselnden Erscheinungen dieses Lebens seine Seele sicher und ungetrübt hindurch zu retten!

Glücklich kann uns nur die wahre, d. i. beständige Freundschaft und Liebe machen.

Der allerbeständigste und beste Menschenfreund ist ja Christus, der Herr. Er ist's, der alle Pflichten einer vollkommenen Freundschaft erfüllt, und uns beständig ewig treu und hochherzig liebt, auch dann, wenn wir seine größten Feinde sind, und — bei dem wir auch allezeit Schutz wider die Feinde, den Schatz aller Gnaden und das Unterpfand alles Lebens finden, so wir uns als seine treuen Freunde zeigen.

Wie aber ist unsere Freundschaft zu Christus beschaffen? Wie viele von uns sind Schilfrohre!

O, daß wir unseren Wankelmut in unserer Christusfreundschaft büßen, und von ihm die Treue und Beharrlichkeit im Guten bis in den Tod erlernen, und seine beständige Liebe zu uns mit jener Liebe vergelten möchten, die niemals, auch nicht durch die ganze Ewigkeit aufhört!

IV. Christi **Einzug ins alte Jerusalem** hat der eifersüchtige Neid, dies Laster des Teufels, — das aus der Hoffart stammt, seinesgleichen nicht ertragen kann und die Menschen zu Mitgenossen des Teufels und der Verdammten macht, — zu einem Tage der Verschwörung gegen sein Leben verstaltet.

Ein neidischer Mensch, wie schaut er aus? „Bleiches Gesicht, schwindsüchtiger Leib, fletschende Zähne, gallsüchtiges Innere, giftvolle Rede, kein Lachen, höchstens bei Anderer Schmerz, und kein Schlaf bei immer wachen Sorgen".

Fliehen und büßen wir dies Laster, und um so mehr als Christen, je tiefer es schon die Heiden verabscheuten.

Wie fliehen und büßen wir aber den Neid? Vor allem

durch demütige Anbetung der Vorsehung Gottes, die verschieden und ungleich die Güter der Natur und Gnade verteilt, doch keinem auf Kosten des anderen;

durch möglichste Geringschätzung dieser Welt und ihrer Güter; —

durch die Zufriedenheit mit unserem gottgegebenen Beruf, — und

durch die Erweckung des christlichen Gemeingeistes, d. i. als Glieder Jesu Christi, seines Einen sittlichen Leibes, nur den Vorteil

des Hauptes zu beachten und des Nächsten Wohlergehen für seine eigene Glückseligkeit zu halten (1. Petr. 1, 2). Fliehen und büßen wir den Neid, „wollen wir nicht für Schuldige des göttlichen Vatermordes gehalten werden" (St. Basil.).

V. Christi feierlicher Einzug ins neue Jerusalem, oder in die Christenherzen, hat zu seiner Ehre mittelst einer würdigen Kommunion zu geschehen.

Wollen wir würdig kommunizieren, und dies heiligste Werk im Christentume gut verrichten: — so müssen wir uns darauf vorbereiten, — eingedenk, daß auch die köstlichste Speise dem kranken Magen nichts nützt, sondern schadet, sobald das Krankheitsübel nicht entfernt wird.

Wodurch geschieht aber die würdige Kommunionbereitung?

Durch dreierlei Ähnlichkeiten oder Nachahmungen Christi in jenen Geistesgedanken, Herzensgefühlen und Leibesbeschaffenheiten, wie er sie bei der Einsetzung dieses heiligsten Sakramentes gezeigt, und zwar in seiner menschlichen Natur und Eigenschaft.

**Wie Christus** bei der Einsetzung der Eucharistie beschaffen war, **so sollen auch wir** es bei ihrem Empfange sein!

1) Wir sollen dasselbe denken im Geiste, d. i. denken
   a. an seinen Tod,
   b. an sein Opfer und an unser eigenes (geistige) Opfer,
   c. an sein Sakrament.

2) Wir sollen auch dasselbe fühlen im Herzen, d. i.
   a. den Abscheu vor den Sünden,
   b. Gottes- und Menschenliebe,
   c. die Demut.

3) Wir sollen endlich dasselbe zeigen
   a. in der Abtötung der Leibessinne,
   b. in der leiblichen Sauberkeit,
   c. in Gewandesehrbarkeit.

Kommunizieren wir dann beim heiligen Akte selbst, wie die heilige Katharina von Siena:

als ob wir — bei der Darreichung der heiligen Hostie, — unseren Mund an die heilige Seite (Wunde) des Gottsohnes legten, wie ein Kind an seiner Mutterbrust, —

als wenn wir — beim Empfange der heiligen Hostie — wie Sterbende unseren Geist mit geneigtem Haupte in die Hände Jesu Christi aufgäben, — und

als ob wir — nach der Kommunion — uns wie eine, den

Sohn Gottes im Leibe tragende Maria zu sein dünkten, indem wir, geistig von den Kreaturen abgesondert, uns zurückziehen, Christo danken, unsere Dürftigkeit offenbaren, ihn als das höchste Versöhnungsopfer dem himmlischen Vater aufopfern und wie Jakob sprechen: „Ich laß dich nicht, bis du mich gesegnet!“, um dann gotterfüllt heimzukehren mit dem Vorsatze, als Glied Jesu Christi gotteswürdig zu leben.

Das heißt würdig — oder ersprießlich und zu seiner größeren Vollkommenheit – kommunizieren. Und wollte man sagen, daß solche Würde unsere Kräfte übersteigt, so haben wir sie wenigstens zu erstreben und zu erwünschen, — und Gott begnügt sich dann auch mit unserem guten Willen und macht die Unfähigen selbst würdig, und um so eher, je größer die Sehnsucht nach dem Empfange ist, zumal ja auch Christus selbst keine andere Vorbereitung für die Einsetzung gehabt und haben konnte, als sein großes Verlangen.

## Am Sonntage der Auferstehung oder heiligen Osterfeste.

Evangelium. Maria Magdalena und Maria Jakobi . . . kauften Spezereien (Mark. 16, 1—7).

I. Ostern ist gewidmet dem Andenken an die glorreiche Auferstehung Jesu Christi,

ist angeordnet bereits mit dem christlichen Sonntage von den Aposteln, —

der Zeit nach allerdings gefeiert von der gesamten Christenheit erst seit dem Konzil von Nicäa im Jahre 325 zum Unterschiede des jüdischen Passahfestes am Sonntage nach dem ersten Frühlingsmonde, doch sonst stets und auch schon von den ersten Christen festlich begangen, — und zwar

mit der Weihe des Feuers, der Osterkerze und des Taufwassers,

mit der Segnung der nun wiedergestatteten Milch-, Honig- und Fleischspeisen, und

mit der Auferstehungsprozession, der Auferstehungs- Vor- und Hauptmesse, dem feierlichen Alleluja, der Austeilung der Osterkommunion und anderen Feierlichkeiten, von denen jedoch nur der österliche Friedenskuß und der Gruß der Gläubigen beim Kircheneintritt: „Der Herr ist aus dem Grabe auferstanden," und auch der dritte Osterfeiertag wegen des dringenden Feldbaues weggefallen, und auch die Auferstehungsprozession nicht mehr in der Ostermitternacht, sondern bereits Sonnabend vorher gehalten wird.

Jubel und Freude geht heute durch die christlichen Länder und

Völker des Erdkreises. Feierlicher als sonst, ertönen die Glocken, die Gläubigen zum Gotteshause einzuladen. Kirche und Altäre sind aufs feierlichste geschmückt. Auf der Evangelienseite des Hochaltares erblicken wir den auferstandenen Erlöser mit der triumphierenden, weißroten Siegesfahne nebst der flammenden Osterkerze. Im weißen kostbarsten Meßgewande der Kirche schreitet der Priester zur Darbringung des heiligen, unblutigen Opfers, und feierliche Freudenklänge nebst dem fröhlichen „Alleluja" begleiten und verherrlichen die heilige Handlung.

Ostern galt stets der gesamten Christenheit als das erste, größte und vorzüglichste der drei christlichen Hauptfeste des Kirchenjahres.

Wohl viele Tage hält die christliche Andacht in größten Ehren, — keinen jedoch begeht sie mit größerer Feierlichkeit, als den Tag der Auferstehung Jesu Christi,

an dem er triumphierte als das wahre Lamm, das getötete, mit dessen Blut die Pfosten der Gläubigen geweiht sind,

an dem er, der Heerführer des Neuen Bundes, die geknechteten Völker aus der Knechtschaft durch das rote Meer seines Blutes trockenen Fußes hindurchgeleitet,

an dem er, das Licht der Welt, die Finsternisse der Sünden durch seine Erleuchtung reinigt.

Die Kirche singt vom heutigen Tage: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht, — laßt uns frohlocken an ihm und fröhlich sein!"

Mit Recht feiert die Kirche Ostern als das größte Fest; denn

kein's von allen anderen Jahresfesten bietet so reine, lautere und ungetrübte, so unabhängige und segensreiche Freude;

keine Thatsache ist für unsere Kirche und alle Zeiten wichtiger und bedeutungsvoller, herrlicher und glorreicher, im ganzen Erlösungswerke;

keine ist von Jesus Christus schwerer und mühsamer errungen in Arbeit, Angst, Schmerz und Blutvergießen, und

keine ist so sehr ein Akt der Glorie, Gnade und Erleuchtung, des Sieges und Triumphes — und

keine ist in solcher Weise eine zweite Geburt zum neuen, besseren, schöneren und freudenreicheren Leben, — als die Thatsache der Auferstehung Jesu Christi, das Wunder aller Wunder, und einer der mächtigsten Beweise für die Göttlichkeit des Christentums, für die Wahrheit unseres Glaubens und für die Hoffnung und Bürgschaft unserer eigenen künftigen Auferstehung.

Hatte ja schon David tausend Jahre vorher den Messias zu seinem Vater sprechen lassen: „Du wirst meine Seele nicht in der Unterwelt lassen und Deinem Heiligen nicht zu sehen geben die Verwesung“ (ps. 15, 10)!

Hatte ja der Herr selbst in bestimmter Weise erklärt: „Löset diesen Tempel, so will ich ihn in drei Tagen wieder aufrichten!“ woran der Apostel Johannes (2, 19) ausdrücklich die erklärenden Worte knüpft: „Er aber redete vom Tempel seines Leibes!“

Und wieder hatte Christus vorhergesagt: „Gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches gewesen, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Schoße der Erde sein“ (Matth. 12, 39).

Hätte nun aber Christus die Weissagung der Schrift und seine eigene Vorhersage nicht erfüllt, — wie könnten wir ihm glauben, ihn als Sohn Gottes verehren, seine Gebote befolgen und die von ihm gestiftete Kirche als göttliche ansehen und ihr gebührende Ehrfurcht und willigen Gehorsam erweisen?

Darum erklärte schon der Weltapostel (1. Kor. 15, 19): „Ist Christus nicht auferstanden, so folgt, daß unsere Predigt vergeblich ist, vergeblich auch euer Glaube!“

Da wird uns gleiche Freude, wie den Aposteln, Jüngern Jesu und frommen Frauen beim Wiedersehen des Herrn nach der schmerzlichen Trennung.

Selbst die Natur scheint unbewußt mitzufühlen die hohe, selige Festfreude und was des Gläubigen Herz heute erfüllt und bewegt. Vergangen ist der harte, rauhe Winter; milder wehen die Lüfte und im wärmenden Strahl der Frühlingssonne schmückt sich die neuerwachende Erde mit dem ersten, frischen Grün und mit bunten Blumen und Blüten.

Was Wunder darum, wenn in alten christlichen, noch strenggläubigen und -sittlichen Jahrhunderten der österliche Frohsinn von der Kanzel der Christenkirche nicht bloß in heiliger Glaubensfreude, sondern auch im drastischen Osterwitz und Osterschwank, im Ostermärchen und Ostergelächter sich äußerte! Dieser Brauch gehörte damals mit zur Osterfeier, wenn er uns jetzt auch unbegreiflich erscheint.

Daß aber auch das kirchliche Ostergelächter der alten, besonders der ersten Christen nicht ohne den ernsten Beigeschmack war, beweist ja ihr Ostergruß bei der Begegnung: „Schmeck Ostern“, wobei sie

sich mit zusammengeflochtenen Ruten berührten und zwar im Hinweis auf Hebr. 2, 9, wo Christi Leiden und Tod „ein Schmecken oder Kosten" genannt wird. Das bedeutet: Genieße nicht bloß die Osterfreude, sondern bedenke, verkoste und schmecke auch die Streiche und Leiden, die sie dem Herrn gekostet, willst du anders eingehen ins Reich Gottes. Daher wurden diese Ruten auch „Schmackostern" genannt.

Nur allein die alte Mutterkirche, diese felsenfeste Säule der Wahrheit, vermag in aller Segensfülle das Auferstehungsfest des Herrn und all der Seinen, zu feiern. Warum? Weil dessen Geheimnis nur sie fest und unerschütterlich in den Menschenherzen zu gründen vermag, gleichwie sie es auch durch achtzehnhundert Jahre unverkürzt der Menschheit erhalten hat, während alle übrigen Christenkonfessionen nur noch Trümmer aufzuweisen haben, — und weil nur sie zum glorreichen Fortleben in allen Vollkommenheiten des Auferstehungsleibes heranzuziehen und fähig zu machen vermag, d. i. zur Klarheit und Durchdringlichkeit in der Vergeistigung des Leibes, zur Schnelligkeit im flammenden Gotteseifer, zur Schönheit im strahlenden Beispiele und zur Leidensunfähigkeit in der alles überwindenden Geduld.

Laßt uns am großen Christenfeste mit dieser Kirche einstimmen in den Osterjubel: „Halleluja dem Auferstandenen!

II. Christus hat von dem Bache des Todes wohl getrunken, aber nicht, wie andere Menschen, die bis zum Weltende im Tode bleiben, sondern nur „am Wege", nur vorübergehend, nur drei Tage im Tode bleibend, — und hat dann sein Haupt erhoben, d. i. er ist am dritten Tage wieder auferstanden (St. Gregor).

Nicht sofort ist er auferstanden, als er ins Grab gelegt worden, — noch auch hat er damit gewartet bis zum jüngsten Tage, wie er uns die Auferstehung erworben. Wie er nämlich als Mensch gestorben und begraben worden, so wollte er als Gott auferstehen, laut der Prophetie vom Zeichen des Jonas. Wäre er sofort auferstanden nach seiner Grablegung, so wäre verdächtig und zweifelhaft gewesen seine Menschheit, gleich als wäre er nicht wahrhaft gestorben oder als hätte er keinen rechten, sterblichen Leib gehabt. Hätte er aber gewartet mit seinem Auferstehen bis zur allgemeinen Auferstehung, so wäre verdächtig gewesen seine Gottheit, die ja kein anderes, auch von anderen heiligen Menschen zu wirkendes Wunder so klar erweisen konnte, als daß er sich selbst von den Toten erweckte.

Die Auferstehung Jesu Christi geschah — nach dem Berichte



I. LEUDNER. SC.

# St. Marcus.

St. Marc. | St. Mark.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

der Evangelisten — in der Frühe des heutigen Tages unter der Bewegung des Himmels und der Erde.

1) Getötet, — seine Seele vom Leibe getrennt und mit seinem Leibe ins Grab gelegt — war der Herr, — aber in einem Augenblicke hat er seine Seele mit seinem Leibe wiedervereinigt. Sein Leichnam lag, vom Tode ausgestreckt, im Grabe — erstarrt, erkaltet, voller Wunden, gesalbt, ohne Bewegung, ohne Blut und Leben: — Er aber hat den Tod überwunden, den Leib mit frischen Lebensgeistern erwärmt, die Adern mit Blut gefüllt, die Salben entfernt, die Wunden geheilt und alles wieder lebendig gemacht und — zwar in einem Augenblicke. Das Grab war verschlossen, mit dem Petschaft des Landpflegers versiegelt und mit schwerem Steine bedeckt, — aber ohne Verletzung des Siegels und ohne Bruch und Entfernung des Steines ist er durchgedrungen und hat auf dem Grabe gestanden in schöner, lebensvoller Gestalt und umflossen von großem Licht und Glanz.

Er selbst im Grabe war bewacht von den Soldaten, aber so viele Strahlen von seinem glorifizierten Leibe ausgingen, mit so viel Streichen blendete und schlug er die zaghaften Wächter, so daß sie halbtot niederfielen, und stellte an ihrer statt zur Verwahrung der Tücher die Engelwacht an das Grab.

Ein großes Erdbeben entstand — laut Bericht des Evangelisten — und der Engel des Herrn stieg vom Himmel, und herannahend wälzte er den Stein hinweg und setzte sich darauf und sein Anblick war wie der Blitz und sein Gewand wie der Schnee — und darob erschraken die Grabeswächter noch mehr und waren wie tot, worauf sie die Flucht ergriffen.

2) In jener Zeit kauften drei fromme Frauen, Maria Magdalena, Maria, des Jakobus Mutter, und Salome, Spezereien, um zum Grabe Christi hinzugehen und seinen heiligen Leib zu salben — und sie kamen am ersten Wochentage in aller Frühe zum Grabe, da die Sonne eben aufgegangen war. Somit waren sie schon vor Sonnenaufgang, im Frühdunkel, aufgebrochen — und zwar mit dem Wunsche, wir müssen dem teuren Entschlafenen noch ein Opfer der Liebe bringen. Welche Frömmigkeit in der sich gegenseitig aneifernden Gesellschaft, — welche gottehrende Freigebigkeit nach aller bisher schon durch Magdalena und Nikodemus geschehenen Salbung, — welche emsige Befolgung der religiösen Gesetze — und welche milde Erweisung von Gutem an den Toten mit den, allen Wohlgeruch verbreitenden Salben der guten Werke!

In aller Frühe kamen die Frauen voll der Liebe zum Grabe, aber auch mit der ängstlichen Klage während ihres Ganges: „Wer wird uns wohl den Stein vor der Thüre des Grabes wegwälzen?“ da zu diesem Werke weibliche Kräfte nicht hinreichten. Wegen des schweren Steines hatten sie Besorgnis. Dergleichen Steine sind aber auch oft Freunde und Verwandte, Hab und Gut, Weltehre u. dgl. m. Doch der Christ läßt sich nicht abhalten; denn Gott hat seine Mittel und Wege, und so hatte er auch hier seinen Engel. — Welche freudige Überraschung bot sich nun den Frauen dar, als sie das Grab bereits offen und den sehr großen Stein hinweggewälzt sahen; — darum Magdalena sofort weggeeilt, es den Anderen zu verkünden! Wie aber auch erschraken sie beim Hineingehen in das Grab, als sie zwei Jünglinge, angethan mit weißem Kleide, erblickten.

Diese Jünglinge sinnbilden der auferstandenen Leiber Herrlichkeit — mit ihrer Gestalt des blühenden Alters, der Klarheit, und im weißen Kleide der Freude und Glorie der Auserwählten, — und waren Engel.

3) Mit Schrecken, — aber auch mit Freuden, vernahmen sie die Stimme des Einen zur Rechten: „Fürchtet euch nicht! Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden, er ist nicht hier; sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt hatten!“

Aus zweifachem Grunde nannte der Engel gegenüber den Frauen den auferstandenen Jesus „den Nazaräer“ („das blühende Heil“), weil sie seine Blumenfreuden nicht ohne sein Kreuz suchten, und — um ihnen die Freudenblumen seiner Auferstehung anzukünden.

Engel waren die ersten Verkünder seiner Empfängnis und Geburt, und so waren sie es auch bei seiner Auferstehung.

Wie die Frauen die ersten Grabespilgerinnen waren, so sollen auch wir allezeit Jesum suchen und zu seinem Grabe pilgern, sei es sein Tabernakel, oder sei es sein wirkliches Grab, das, obgleich es in den Händen der Türken sich befindet, doch unzerstört und zugänglich geblieben ist.

4) „Gehet aber hin,“ fügte der Engel hinzu, „und saget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch vorangehe nach Galiläa; daselbst werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat!“ —

Als Frauen sollen sie den Männern die Auferstehung verkünden, weil das Ursprungsverderben von ihnen ausgegangen war, Gott sie aber auch besonders für ihre, Christo gewidmete treue Hilfe und Betrübnis durch seine Auferstehung belohnen wollte. —

Und Petrus wird besonders genannt als das zu ehrende Apostel-

haupt und zur Andeutung, daß Gott ihm ob seiner großen Buße die dreifache Sünde der Verleugnung verziehen.

5) Darauf gingen die zwei Frauen eilends hinweg, wohl mit Furcht, aber auch mit dem wohlbegründeten, freudigen Verlangen, Jesum zu schauen.

Als dann Petrus und Johannes aus dem Munde dieser Frauen, denen Christus unterwegs erschienen war, die frohe Kunde vernahmen und, miteinander wetteifernd, eiligst zum Grabe liefen und das offene Grab, die Grabestücher, das Schweißtuch des Hauptes und die anderen Gerätschaften des Grabes sahen, — glaubten sie nunmehr der Osterbotschaft der Frauen und waren von großer Freude erfüllt.

Vor den Frauen aber war der Auferstandene schon der zurückgekehrten Büßerin Magdalena erschienen, die ihn im Frühdunkel zuerst für den Gärtner angesehen, dann aber an seiner Stimme erkannte; und nach den Frauen erschien er dem Petrus und darauf dem Jakobus und dann den anderen Aposteln und Jüngern.

Des Herrn Auferstehung bestätigte glorreich seinen Namen „Jesus", d. i. Heiland, Erlöser, Befestiger in der Gnade und Bändiger der bösen Geister.

Wohl war ihm dieser Name schon bei seiner Geburt gegeben, allein — wie dessen Würde er sich erst durch sein Leiden und Sterben verdiente, so hat er dessen Wahrheit erst in seiner Auferstehung den Menschen, Engeln und Teufeln, geoffenbart, denn „der Fürst dieser Welt war nunmehr hinausgeworfen" (ps. 117), und „den Erdkreis hatte er nunmehr bezwungen, nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Holze" (St. Aug.).

6) Wir lobpreisen darum mit Recht das Grab Jesu Christi als ein überaus herrliches und wunderbares Grab.

Wenn anderer Menschen Erdenherrlichkeit, selbst die der mächtigsten Weltregenten, — trotz all ihrer Ehren bei der Nachwelt, doch nicht mit ihrem Leibe hinabsteigt in das Grab, sondern sich nur bis zum Grabe erstreckt und mit ihrem Grabesstein sich abschließt, — und wenn auch die prachtvollsten Gräber nur Orte der Finsternis und des Grauens, der Trauer und Thränen sind, und nur zernagte oder in Asche gelöste Leiber und Gebeine enthalten, — — so zeigt dem gegenüber uns Christi Leib und Grab gemäß erfüllter Prophetie: „Sein Grab wird herrlich sein," eine überaus große und einzig dastehende Herrlichkeit, — und zwar sein Leib, weil seine Herrlichkeit mit ihm ins Grab gestiegen, — und sein Grab, weil er darin eine unbe-

schränkte Erden-, Himmels- und Höllenmacht, einen unverweslichen Leib und ein unsterbliches, nie mehr sterbendes Leben überkommen hat.

Sein Grab ist in Wahrheit

1) eine Triumphstätte seines unverwesten Leibes — auf Grund seiner im Grabe überkommenen Macht.

2) eine Wiege seiner unsterblichen, dem Tode nie mehr unterliegenden Geburt.

3) eine Schaubühne der Wunderwerke der göttlichen Allmacht, — und zwar

a. der Wunder der Natur, im Erdbeben, im Zerreißen des Siegels, im Wegrollen des Steines und im Schrecken der schlachterprobten Grabeswächter.

b. der Wunder der Glorie, — indem er so einzig und überaus herrlich, wie noch nie ein Sterblicher, vom Tode auferstanden ist;

c. der Wunder der Gnade, weil die von den Juden zur Grabeswache bestellten heidnisch-römischen Soldaten, trotz der versuchten Bestechung dennoch die ersten Verkündiger und Verteidiger der Auferstehung Christi geworden und als Heiden den auferstandenen Christus bekannten, den die Juden totzuschweigen suchten.

III. Die frohe Osterbotschaft lautet: „Er ist auferstanden.“ —

Und er mußte auferstehen, sollte sein zukünftiges Wirken nicht durch seine Feinde auf immer vernichtet sein, sondern sein angestrebtes Werk der Menschenerlösung, seinen Tod und sein Grab überdauern.

Und damit dem Menschen der Glaube an die Wahrheit und Wirklichkeit seiner vor fast zweitausend Jahren erfolgten Auferstehung, nicht etwa zu schwer falle oder wankend werde, und auch nicht etwa gar ins Reich der Fabeln und Unmöglichkeiten verwiesen werde, — darum hat Gott sie mit gewaltigeren Beweisen und menschlichen Zeugnissen, als jede andere geschichtliche Thatsache, ausgestattet.

1) Daß die Auferstehung Jesu Christi eine unbezweifelte Thatsache ist, davon sind allerdings die gläubigen Christen überzeugt, nicht aber die ungläubige Welt. Sie hat seit den zweitausend Jahren, da die Auferstehung geschehen, alle möglichen Einwürfe dagegen vorgebracht, um sie abzuleugnen und als Fabel und Unmöglichkeit darzustellen. Warum? Um mit der Auferstehung Christi die Wahrheit des christlichen Glaubens als eines göttlich gestifteten, Christi Richteramt und Vergeltung des Guten und Bösen, seine Sündenvergebung, die stets siegreiche Kraft der christlichen Kirche gegen alle Angriffe der Hölle, das Glück der Christen in der Zeit und ihre Seligkeit in der

anderen Welt, die Unsterblichkeit der Menschenseele und die Auferstehung aller und zwar die selige Auferstehung aller in Christo Entschlafenen auch dem Leibe nach, — abzuleugnen. Warum?

Nur, um ungehindert ein zügelloses, lasterhaftes, bestialisches und viehisches Leben führen zu können. Denn — das ist ihre Meinung, — lebt sich's ja so frei und frank ohne den Christenglauben, ohne seine Moral, ohne das christliche Jenseits, ohne Christengott und ohne Christi Gericht mit seinem ewigen Leben der Seligkeit und Verwerfung. Lebt sich's doch so herrlich hienieden, wenn's auch beim Menschen heißt: „Tot ist tot!" „Kommt, laßt uns darum genießen das Leben und alles Geschaffene, so lange wir sind." Kommt und gehen wir, um allen Ausschweifungen und Gelüsten uns hinzugeben. Kurz, „iß, trink und laß dir wohl sein," denn mit und nach dem Tode hat alles aufgehört, „da giebt's kein Vergnügen mehr!" — d. h. sie glauben wie die Tiere, leben wie die Tiere und enden wie die Tiere.

So will's die ungläubige Welt, ohne jedoch die Frage zu beantworten, woher und wie die Menschen es sich sollen wohl sein lassen, um die Erde zum Orte des Vergnügens und Glückes zu machen, wenn sie unter dem Fluche der Armut und Sklaverei, des Elendes und Jammers, leben und von diesen Aposteln des Unglaubens nur Worte, aber kein Stückchen Brot zur Stillung des Hungers erhalten, während diese selbst im Überflusse von Millionen und in allen Weltgütern schwelgen!

Der Grund, warum die Welt von Christi und der Menschen Auferstehung nebst ihren Folgen nichts wissen will — ist also eigentlich entweder übermäßiger Glücksstand, oder die Verzweiflung in ihrem maßlosen Elende.

2) Was alles aber hat die unchristliche Welt im Laufe von achtzehn Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag — für Einwände gegen die Auferstehung Christi vorgebracht?

Bald sei Christus nicht wirklich tot, sondern nur scheintot gewesen und ganz natürlicher Weise aus dem Grabe hervorgegangen.

Bald soll sein Leib durch's Erdbeben verschüttet worden sein und daraus sich die Kunde von seiner Auferstehung gebildet haben, falls man auch seinen wirklichen Tod zugegeben.

Bald wieder sollen, als die Soldaten schliefen, die Jünger gekommen sein und hätten den Leichnam hinweggenommen und dann die Lüge verbreitet, er sei auferstanden.

Bald wieder, wenn auch Christi Tod und der Seinen Aufrich-

tigkeit nicht geradezu weggeleugnet werden, — sollen sich doch die Jünger in einem visionären, wundersüchtigen, geistig abwesenden und phantastisch aufgeregten Zustande befunden haben, so daß sie Dichtung und Vision von der Wahrheit und Wirklichkeit nicht hätten unterscheiden können und die Auferstehung Christi als wirklich erfolgt angesehen, während sie doch nur in ihren Gedanken, Wünschen, Vorstellungen und Verheißungen, vorhanden war.

Daß es endlich, — wie Andere zusetzen — sich mit der Auferstehung Christi nicht in der Richtigkeit, Wahrheit, Wirklichkeit und in der Übereinstimmung mit den biblischen Berichten verhalte, — gehe ja schon daraus hervor, daß er sich nach seinem Tode nur seinen Freunden und nicht auch seinen Feinden, dem jüdischen Rate und dem Pilatus, zum Erweise seiner Auferstehung gezeigt.

So spricht die ungläubige Welt der Gegenwart, belügt sich aber damit selbst; denn sie bedenkt nicht, daß sie mit der Behauptung des Scheintodes, der Apostellüge und ihrer Selbstbetrügung, sogar den jüdischen und römischen Kreuzigern, Soldaten und Henkern, dem Pilatus und jüdischen Rate, und allen damaligen Christusfeinden geradezu widerspricht. Die Kreuziger Christi haben es nämlich nie gewagt, Christum für scheintot anzusehen, — noch auch wagten sie es, die Apostel und Freunde Christi, und die Fünfhundert, die ihn geschaut und ihn mit Händen berührt und mit ihm durch vierzig Tage Umgang gehabt, jemals als Lügner, Leichenräuber und Grabesschänder oder als Geistesverirrte, anzusehen und anzuklagen, so wenig sie dies auch gegenüber den Soldaten wegen „vernachlässigter" Grabeswache gethan, — im Gegenteil begnügten sie sich einfach damit, den Jüngern das Predigen vom Gekreuzigten und Auferstandenen zu verbieten.

Niemals auch haben sie gefordert, daß der Auferstandene sich auch ihnen zeige, weil sie zu sehr von ihrer Unwürdigkeit und Ungläubigkeit überzeugt gewesen, als daß sie an solche Frivolität, Bosheit und Profanierung, hätten denken können, — daran nämlich, daß man ihnen als „Unreinen" die Perlen vorwerfe, oder daß ein aus dem Tode Wiederkehrender sie bekehren werde.

Und wagt die heutige Welt dennoch — im Widerspruche mit den jüdischen und römischen Kreuzigern und den Aposteln und Jüngern Christi Auferstehung zu leugnen, — wie erscheint sie dann vollends als Lügner gegenüber den biblischen Berichten, den messianischen Auferstehungsprophezeiungen, den Auferstehungszeugnissen der Millionen aus dem Juden- und Heidentume christianisierten Märtyrer, gegenüber

dem über die Erde verbreiteten und mit zahllosen Gotteswundern bestätigten Auferstehungsglauben der christlichen Menschenwelt, und gegenüber der Christuskirche mit ihrer wunderbar-göttlichen Wirksamkeit bis zum heutigen Tage!

Wie elend steht's darum aber auch mit allen ihren Unglaubensforderungen, — mit ihrem des christlichen Glaubens, der Sitte und Hoffnung entbehrenden Leben und mit dessen „vermeintlicher" Sicherheit und Freudigkeit, gleich als ob sie von Christus, seinem Richteramte und seiner Ewigkeit, nichts zu fürchten hätte! Nein, nur zu bald und schrecklich dürfte ihr der Glaube in die Hand kommen! —

IV. Aus der Auferstehung Jesu schöpfen wir die freudige und unumstößliche Gewißheit der göttlichen Wahrheit unseres Glaubens, die Gewißheit eines gottbegnadeten Lebens hienieden und eines seligen nach dem Tode, mit der überreichen Vergeltung aller Erdenmühen und Opfer, — aber auch die Gewißheit unserer eigenen Unsterblichkeit der Seele und unserer Auferstehung des Fleisches.

Aus Christi Auferstehung schöpfen wir die Kraft in unseren Leiden zur geduldigen Ertragung aller Drangsale.

Wie sehr auch Armut, Elend, Verfolgung, Kummer, Betrübnis, Krankheiten und Schmerzen aller Art, — auf uns losstürmen, — und wie mangelhaft und entstellt an Leib und Seele wir auch von Natur aus geboren seien — und wie erbärmlich wir durch dieses Erdenleben und seine Geschicke auch verwundet werden und ein armseliges und verstümmeltes Leben führen müssen: — mit Christus dem auferstandenen Erlöser, — und dem Herrn und Gebieter des Lebens und Todes, getrösten wir uns der festen Erwartung, daß sein Ostertag auch uns alle Gebrechen und Mängel, Schmerzen und Armseligkeiten, heilen, und ihnen abhelfen werde, und daß die Zeit nicht ausbleibt, wo alles Wehe endet, und jedem Verdienste seine Krone, und jedem Christen sein durch Christi Blut so teuer erkauftes Erbe zu teil wird, und wo auch unser Menschenleben wieder aufblüht und gleich der beschnittenen Rebe um so reicher und bessere Früchte hervorbringt.

Aus Christi Auferstehung schöpfen wir endlich auch den Trost und die Zuversicht in unserem Scheiden.

Wie, wann und wo, uns auch der Tod nahet, wir kennen sehr wohl den uns gegebenen Christentrost. Mit dem Tode naht uns Christus, der Auferstandene, nebst seiner Gnade, um uns heimzurufen und zu sich zu nehmen. Durch seinen Tod hat er den Tod getötet und zur Mutter des Lebens, zur Pforte der Glückseligkeit und zur

seligen Unsterblichkeit gemacht. Er hat verwandelt das Sterben dem Leibe nach zum kurzen Entschlafen im Herrn mit bald folgendem Erwachen, — Staub und Asche aber in leuchtende Sterne des seligen Lebens. Und am jüngsten Tage gestaltet er um den Leib unserer Niedrigkeit und gestaltet ihn gleich dem Leibe seiner Herrlichkeit.

Darum kann auch der Christ, aber nur der Christ, der wahre, fromme und gottselige Christ, sich in seinem Seelen- und Leibesleben getrösten: „Nur Geduld! Harre aus in allen Schmerzen und Krankheiten, Leiden und Entbehrungen; denn bald naht deine Verherrlichung und Glorie, die, wo kein Schmerz, keine Trauer, kein Mangel und Abbruch, kein Alter und keine Veränderung, sondern eine allezeit blühende Jugend, gleich der des Osterengels, ja des Auferstandenen, sein wird!"

Wohl kann uns schon die Vernunft hinweisen auf die Unsterblichkeit der Menschenseele — in ihren geistigen Thätigkeiten.

Wohl so manches lehrt auch schon die Vernunft von der Auferstehung des Menschenleibes und von seiner Wiedervereinigung mit seiner Seele, kurz vom Wiedersehen des ganzen Menschen.

Allein nur in Christus, dem menschgewordenen Gottsohne, der in seinem Leben wie Sterben so klar und deutlich nicht bloß die Unsterblichkeit der Menschenseele, sondern auch die Auferstehung des Fleisches gelehrt und alle diese Lehren durch seine eigene Auferstehung, wie sich selbst als Todesüberwinder und als Lebensspender, als Herrn über Leben und Tod, Himmel, Erde und Hölle, erwiesen hat, — ja nur in ihm haben wir die überzeugungsvolle Gewißheit unseres Fortlebens, — und was noch unendlich mehr ist, — unseres ewig-seligen Fortlebens und Wiedersehens, so wir als Christen uns seiner Auferstehungsgnade für Seele und Leib teilhaft machen.

Müssen wir armselige Menschen, — gegenüber Christus, der nur drei Tage im Grabe gelegen, — auch bis zum Weltende in der Tiefe des Grabes versenkt bleiben, so giebt uns doch die Auferstehung Christi die Hoffnung und Versicherung der allgemeinen Auferstehung am jüngsten Tage, weil die Glieder der Glorie ihres Hauptes folgen (St. Greg.) und weil Christus der Erstling unter den Schlafenden Kor. 15, 20) ist, und — wenn Christus auferstanden ist, so auch wir unfehlbar auferstehen (Hugo).

V. Auf Grund der Auferstehung Christi ist nun die bange Frage gelöst:

„Wer wird uns den Stein vom Grabe wegwälzen?" d. i. von unserem Erdenleben die so schweren Steine, die Laststeine, die

Steine des Anstoßes und des Ärgernisses, — namentlich den Kummerstein vom äußeren Lebenswege, das Schuldbewußtsein von unserem Gewissen und den Leichenstein von unseren Gräbern?

Aber auch die Frage ist gelöst: „Ob's ein Wiedersehen des Menschen von Angesicht zu Angesicht giebt — und was für eins, ob ein schmerzliches oder ein seliges?"

Wie traurig ist ein schmerzliches Wiedersehen schon auf dieser Welt!

Wenn ein Sohn aus der Kriegsgefangenschaft vom Feindesland zu seiner Mutter wiederkehrt und diese bei seinem Anblick sich entsetzt und erschrickt; denn ihr Sohn ist unkenntlich, — gräßliche Narben entstellen sein Gesicht, — er hat nur noch ein Auge, die Nase ist zerquetscht, ein Säbelhieb hat seine Lippen gespalten und langes Leiden den Körper gekrümmt, — welch schmerzliches Wiedersehen! — Noch mehr: die Mutter erkennt nicht den entsetzlich Verunstalteten trotz des von ihm vorgewiesenen Muttermals, trotz der von ihm bestätigten Identität und trotz aller über seine Jugend und Kindheit gegebenen Enthüllungen, — wohl aber erkennt der Sohn seine Mutter, — was ist das für ein trostloses Wiedersehen! — Noch mehr: wenn nun auch die Geschwister, Neffen und Verwandten, den Rückgekehrten nur wie einen Dorn im Auge betrachten oder als solchen, der ihr bereits gehofftes Erbe gefährdet, und selbst nebst der dazu verleiteten Mutter auf Fälschung im Prozeß gegen den angeblichen Sohn klagen, wie's nur zu oft sich ereignet hat, — wer schildert dann des Sohnes Schmerz!

Fürwahr, wenn uns nach diesem Leben kein anderes, schöneres Wiedersehen würde, dann lieber keines.

Allein in Christi Auferstehung wird uns nur ein seliges Wiedersehen, ohne Täuschung und Entstellung, wo des Lebens Narben und Wunden nur zu schönen Triumph- und Siegeszeichen geworden. Ja, seliges Wiedersehen der Menschen, — welche Süße, Wonne und Seligkeit liegt im unverhofften, glücklichen Wiedersehen schon auf dieser Welt und trotz aller damit vermischten bangen Wehmutsgefühle und trotz alles Fürchtens, Sorgens und Zweifelns, ob man auch in dem, was man bereits mit seinen Armen umschließt, in Wahrheit den geliebten Gegenstand umfange, und trotz aller Zurückhaltung des Herzens, sich nicht ganz der Freude hinzugeben, weil allzusehr besorgt, daß sich noch mische ins Glück ein Unglück und in die Süße eine Bitterkeit!

Laßt einen Sohn nach langem Weilen im fernen Lande und

längst als tot betrauert und beweint, unverhofft und glücklich den Heimatsherd betreten, — wie wird die Mutter, wohl erfreut, doch immerhin noch zweifelnd, fragen: „Bist du es aber auch, mein liebes Kind, — so lange die Trauer meines Herzens und nun die unverhoffte Freude meiner Augen? Bist du's, mein Sohn? Oder umfange ich an deinerstatt nur dein Bild, deinen eitlen, betrüglichen Schatten? Wache ich auch zur Genüge oder hat ein süßer Schlaf meine Sinne umfangen und mich in sel'gen Traum gewiegt? Bist du es wirklich, oder ist mein Herz durch der Liebe Übermaß berückt, daß ich schon zu besitzen glaube, was so lange mit heißem Wunsche vergeblich ich gesucht und doch noch weit entfernt von mir ist?"

Und wie oft wird da der Sohn angesehen, ob er's auch in Wahrheit sei, — und wie oft wollen die Augen in ihrer Erkundigung durch wiederholtes Aussprechen sich versichern! Und — ist die Überzeugung gewonnen, — wer schildert dann ihre Freude, ihre Seligkeit?

Das ist Wiedersehen, unverhofftes, freudiges, — schon in dieser Welt trotz aller Unvollkommenheit und Bangigkeit vor neuer Trennung. Dort aber bei Christus, dem Himmelsverklärten, giebt's ein seliges Wiedersehen, rein und lauter in der Freude, wie das Gold und der Strahl der Sonne, und auf ewig hin, ohne Trennung! —

Halten wir darum fest an der Auferstehung Christi in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit, an diesem Fundamente des Christentums, — sowie an der daraus für uns hervorgehenden Pflichterfüllung, d. i. des Glaubens an alle seine Lehren, der Befolgung aller seiner Vorschriften, des Empfanges aller seiner Gnadenmittel in Gottesdienst, Sakrament, und besonders der heiligen Kommunion, — kurz, an der Notwendigkeit unserer geistigen und sittlichen Auferstehung. Dann werden wir, getragen von des Auferstandenen siegreicher Liebe, aus jedem Erdengrabe des Geistes wie Leibes eine glorreiche Auferstehung feiern!

# Am ersten Sonntage nach Ostern.

Evangelium. Als es an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbate, Abend war (Joh. 20, 19—31).

Die Osterglocken sind verklungen, nicht aber der Ostergesang; denn Frühlingsjubel ist Osterjubel und ein unaufhörliches Alleluja.

I. In keiner Zeit des Jahres giebt's so viele und mannigfache Antriebe zur heiligen Gottesfreude, zum Sakramentenempfang, zu anderen Gottseligkeiten und zum Lobe Gottes, als zur österlichen Zeit, — und dies aus keinem anderen Grunde, als weil sie die Zeit des Frühlings und der Auferstehung, oder des freudigen Wiedersehens ist.

Die Frühlingszeit, wo alles grünt und blüht ohne Zahl, Berechnung und Maß, ist ja die schönste Zeit des Jahres, die Blüte der Zeit, die lächelnde Freude der Natur und verkündet uns in allen ihren Erscheinungen die Schönheit, Anmut und Holdseligkeit Gottes, des Schöpfers aller Schönheiten, — in allen Kreaturen aber Gottes Weisheit, Allmacht und unermessene Güte, — kurz, verkündet uns ein unaufhörliches „Alleluja" der Lobpreisung Gottes.

Doch für uns als Christen bietet diese Zeit als die Auferstehungszeit unseres Herrn und Heilandes noch viel mehr der Antriebe zur heiligen Gottesfreude, insofern wir zu keiner Zeit mehr Zeugnisse seiner Liebe zu uns finden, als gerade in dieser Zeit.

Die Allgegenwart des Himmel und Erde erfüllenden Gottes, und sein Wirken allüberall in der Welt und an allen Orten, ist für uns Christen ein feststehender Glaubensartikel, — aber nicht minder auch der Glaube, daß wir Menschen bei der Beschränktheit unseres Wesens dies Wirken nicht überall und zu allen Zeiten wahrnehmen und erkennen, — und es auch als ein verschiedenes, bald uns erfreuen-

des, bald uns betrübendes Heimsuchen und Wirken ansehen, während Gott doch immer und allezeit und ewig derselbe verbleibt.

Anders aber verhält es sich mit dem menschgewordenen Gott und mit seiner auferstandenen und verklärten Menschheit nebst seiner Berührung dieser Menschenwelt, indem wir da sehr wohl von seiner an Zeit, Ort und Raum, sich bindenden Gegenwart, von seinem Kommen und Gehen und von seinen wie jetzt, uns gebrachten Freuden- und Friedenssegnungen, oder von deren Gegenteil zur Zeit der Heimsuchung, sprechen können. —

Das Christentum ist im allgemeinen eine Religion des Trostes, und zwar des großen und überfließenden, auch das bitterste Leid, sowohl der Seele, als des Leibes versüßenden Trostes; „denn der Herr ist unser Trost in Not und Drangsal; seine Worte sind lieblicher, denn Honigseim, sind Süßigkeit für die Seele und Heil für das Gebein" (Salomo). „Seine Lippen fließen über von Anmut und Holdseligkeit und sind voll der Gnaden" (ps.), und: „Wohin, o Herr, sollen wir gehen? Nur Du allein hast Worte des ewigen Lebens!"

Doch die Osterzeit, als die Zeit des Auferstandenen, ist nach dem Willen der Kirche besonders dazu bestimmt, den Gerechten und die eines guten Gewissens sind, diesen Trost zu erschließen. Darum hat sie in die Osterzeit die trostreichsten Evangelien nebst dem Himmelfahrtsfeste angeordnet.

Der „weiße Sonntag" heißt der heutige aus drei Gründen:

1) Wegen der in der ersten christlichen Zeit an diesem Tage erfolgten Ablegung der weißen Kleidung und Wiederanziehung der gewöhnlichen seitens der aus dem Juden- und Heidentume zu Christus bekehrten und in den Ostertagen getauften und kommunizierten Neophyten;

2) wegen der mit diesem Tage beginnenden und zum Empfange der Osterkommunion in seiner Pfarrkirche mit einer Todsünde verpflichtenden Osterkommunion-Zeit, deren Unterlassung selbst trotz sonstiger Sündenfreiheit bei der Todesüberraschung zur Verwerfung führt; — und

3) wegen des anheut von Christo dreimal angewünschten, respektive aus seinem Kampfe mitgebrachten Friedens, sozusagen wegen der Aufpflanzung seiner Friedensfahne oder Standarte, dieser Parlamentärflagge, welche die weiße Farbe zeigt und die Geneigtheit zum Friedensschlusse oder dessen bereits erfolgte Vereinbarung mit der Einstellung aller Feindseligkeiten ankündet.

II. Im heutigen Evangelium werden zwei Erscheinungen des Auferstandenen berichtet. Zu zehn verschiedenen Malen ist der Herr nach seiner glorreichen Auferstehung den Seinen erschienen und zwar in folgender Reihenfolge:

Am Auferstehungstage erschien er:

1) Der Magdalena im Garten; —

2) den Frauen auf ihrem Wege zu den Jüngern, um ihnen die Engelsworte zu verkünden;

3) dem Petrus bei seinem Rückgange vom Grabe;

4) den zwei nach Emmaus gehenden Jüngern;

5) den Aposteln insgesamt mit Ausschluß des abwesenden Thomas.

Zum Andenken dieser fünf Offenbarungen des Ostertages wendet sich der Priester bei der heiligen Messe fünfmal vor dem Altare zum Volke um, und zwar viermal mit lauten und einmal mit stillen, leisen Worten, und dies letztere in Hindeutung auf die dem Petrus geschehene Erscheinung, welche die Evangelisten wohl berichten, aber ohne besondere Angabe, wann? wo? und wie? sie geschehen.

Nach diesen fünf Erscheinungen hat sich der Auferstandene noch wiederholt und zu verschiedenen Malen den Seinen gezeigt und zwar:

6) den gesamten Aposteln einschließlich des Thomas acht Tage darauf;

7) den am Meere Tiberias fischenden Jüngern;

8) mehr als fünfhundert Jüngern auf dem ihnen bestimmten Berge Galiläas;

9) dem Apostel und ersten Jerusalemer Bischofe Jakobus; und

10) allen Jüngern auf dem Ölberge zwischen Jerusalem und Bethanien anläßlich seiner Himmelfahrt.

Das heutige Evangelium aber nennt uns zwei Erscheinungen, nämlich die fünfte vom Abende des Auferstehungstages und die sechste acht Tage darauf erfolgte. In jener zeigte er ihnen die Hände und die Seite, d. i. sie war die augenscheinlichste; und in der letzteren ließ er von Thomas seinen Auferstehungsleib berühren und angreifen, um auch ihren Gefühlssinn zu überzeugen, daß er kein Geist sei, sondern Fleisch und Bein an sich habe, und um mit der Berührung seiner Wundmale auch die Wunden der zweifelnden Herzen zu heilen, d. i. sie war die handgreiflichste. Kurz, er wollte sie nicht bloß von der Wirklichkeit und Identität seiner Person und von der Erfüllung seines Versprechens: „Ich werde euch wiedersehen und

euer Herz wird sich freuen," überzeugen, — sondern auch ihren Glauben an sich, als an den menschgewordenen Gott und Heiland kräftigen, noch vor seiner Vervollkommnung bei seiner Himmelfahrt und Geistessendung.

1) Sein glorwürdiger Auferstehungsleib zeigt in vorbildlicher Weise nicht bloß die zwei allgemeinen Eigenschaften, d. i.

die Vergeistigung — oder die Unsterblichkeit und Unverweslichkeit — und

die Vollständigkeit — in allen Gliedmassen bei aller Mangelhaftigkeit im Erdenleben, — sondern auch

die vier herrlichen Gaben und Zierden der Leiber der Gerechten, d. i. die Gabe der Leidensunfähigkeit, — oder Unangreifbarkeit, gleich dem unverletzlichen Sonnenstrahl, bei aller Fähigkeit, sich Anderen fühlbar, sichtbar und wahrnehmbar zu machen, —

die Sonnenklarheit, — gleich einem glanzvollen Gestirne,

die alles Körperliche durchdringende Feinheit — oder Durchdringlichkeit, gleich einem Geiste, und

die Blitz-, Gedanken- und Engelgleiche Leichtigkeit und Schnelligkeit, in einem Augenblicke an diesen und jenen, auch noch so weit entlegenen Orten zu sein.

Diese vier besonderen Vorzüge konnte Christus seinem Auferstehungsleibe und kann er auch dem der Seinigen geben.

Die vorbereitende Fähigkeit dieser vier besonderen Zierden suchen aber die Christen ihrem Erdenleibe schon hienieden durch die Geduld, lautere Absicht, Gebetsfrömmigkeit und Sündenfreiheit, besonders aber durch die den Leib vergeistigende und die Seele vergöttlichende Kommunizierung des übernatürlichen, glorifizierten Leibes Christi beizubringen.

2) Sein Kommen bei verschlossenen Thüren, — wie ist es zu verstehen? Etwa, wie die Calvinisten zur bequemeren Leugnung der Gegenwart Christi im Altarssakramente vorgeben, „er habe nicht erst gewartet, bis man ihm die Thüre geöffnet, sondern habe sie sich selbst mit seiner göttlichen Kraft aufgethan", oder aber, „er habe die Thüre erweicht wie Wachs und ihr dann zu weichen befohlen", oder noch gottlästerlicher, „er sei durch ein Fenster oder einen Rauchfang hineingekommen", gleich als wäre er ein Dieb, Räuber und Mörder gewesen. — Nein, eine ganz andere Bewandnis hat's mit Christi, des Auferstandenen Kommen bei verschlossenen Thüren, und ohne anzuklopfen, und ohne sich die Thüre öffnen zu lassen, noch auch sie

selbst zu öffnen, in der besonderen Absicht, seine Apostel nicht zu erschrecken und ihre Furcht vor den Juden nicht noch mehr zu vergrößern, gleich als nahe ein solcher, um sie zu fangen. Lehren wollte er damit seinen Jüngern, in welcher Art und Weise er von den Toten auferstanden sei, und daß es ihm eben so leicht gewesen, durch verschlossene Thüren zu ihnen hineinzugehen, wie aus dem verschlossenen Grabe zu kommen, und daß er mit seinem heiligen Leibe ebenso die gesperrte Thüre durchdrungen, wie vorher das geschlossene Grab und den geschlossenen Schoß seiner jungfräulichen Mutter und den Himmel aller Himmel, — kurz, daß er nunmehr einen glorifizierten, nicht bloß klaren, leidensunfähigen und schnellen, sondern auch durchdringlichen Leib besitze oder die Gabe, mit diesem seinem Leibe, gleichwie mit einem Geiste, alle körperlichen Dinge, wie Stein, Eisen, Holz u. dgl. ohne Hindernis und Widerstand zu durchdringen und hindurchzufahren, welche Gaben ja auch alle Leiber der Gerechten trotz ihrer bloß menschlichen Natur und ohne Gottvereinigung nach ihrer Auferstehung für ihr ewiges Leben, d. i. weil und damit sie ewig leben, besitzen werden auf Grund ihrer Gleichgestaltung mit dem glorifizierten Leibe Christi. —

Ist dies nun aber auch wunderbar, warum sollten solche menschliche Auferstehungsleiber Gott unmöglich sein, ihm, der Christi Leib unter der so kleinen Gestalt des Brotes zugegen sein läßt, der da macht, daß leichter ein Kamel, ein so großes Tier, durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel eingeht, der zu allen Orten die Schlüssel besitzt und ein- und ausgeht, wo er will, und der da auch einst zu Jonas inmitten des Meeres und in den Bauch des Fisches, und zu Daniel in der versiegelten Löwengrube und zu seinen Dienern vermöge seines Engels in den Feuerofen gekommen zu ihrer Rettung?

O wie thöricht ist's, wenn so viele Menschen bei ihren Sünden glauben, Gott wisse und sehe ihre Gedanken nicht, und vermöge nicht, durch das Schloß ihres Herzens einzudringen, und Gott unser Seelenbräutigam, werde mit seiner Gnade zu uns kommen, anders „als bei verschlossenen Thüren", d. i. als wenn wir unsere fünf Sinne des Leibes den Lockungen der Welt zu verschließen suchen.

3) Er kam am Abende, und nicht am Morgen, — nicht zur Glückszeit, noch beim Anfange der Trübsale. Des Auferstandenen trost- und hilfreiches Kommen, als wahrer Nothelfer für seine hilflosen und verlassenen Freunde — ist laut Lehre der Osterzeit und des heutigen Evangeliums — ein abendliches Kommen: „Als es am selben Tage Abend war," — ein „Kommen im Abendmahl," — des

Abends, wenn kein Mensch mehr zu raten und zu helfen weiß, sowie es war bei Abraham in Isaaks Aufopferung, bei Daniel in der Löwengrube, bei den Jüngern im Meeressturme, bei der Belagerung Bethuliens, — bei Jobs Heimsuchung u. s. w., d. i. der Herr verzögert und schiebt hinaus seine Hilfe, bleibt jedoch nie damit aus, noch läßt er jemanden von seinen Getreuen in der Not stecken.

Wozu also in des Lebens Widrigkeit an der endlichen Christus- und Gotteshilfe verzagen oder verzweifeln, so wir Freunde Jesu, fromme Christenmenschen sind, und seiner Barmherzigkeit keine Zeit bestimmen in Gott versuchender und sich selbst der Hilfe beraubender Weise, sondern in aller Demut warten auf den Tag und die Stunde, wo es ihm beliebt zur Gewährung seines Trostes, seiner Hilfe.

4) „Sein Stehen in der Mitte seiner Jünger" weist hin auf sein Wort: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen" (Matth. 18, 20)! Wir gewahren da thatsächlich in ihm unseren Mittler zwischen Gott und den Menschen, den Vermittler aller unheilvollen Gegensätze, den uns vor allem Übermaße des Excesses und Defektes bewahrenden Helfer, das Centrum oder den Mittelpunkt unseres Lebens und das Vorbild aller maßvollen Harmonie.

„Er stand in der Mitte als der Abmesser aller Tugenden." „In der Mitte steht die Tugend." — „Die Glücklichen halten die Mitte, die Mittelmäßigkeit." Diese giebt allen Sachen das rechte Temperament oder die Mäßigung, daß weder zu viel noch zu wenig des Guten geschehe; denn „zu viel", ruiniert und verkehrt zum Fehler, und „zu wenig" reicht nicht hin, — und wie zwischen dem Glaubenseifer und der Unkirchlichkeit, zwischen dem National- und Freiheitssinn, zwischen den Optimisten und den Pessimisten und Anderen, so steht überall die Tugend in der Mitte.

Die hiermit gemeinte Kardinaltugend der „Mäßigkeit", — ein wenig zutreffender Name, weil er leicht mit der sittlichen Tugend der „Nüchternheit" zu verwechseln ist, darum treffender „Mäßigung" oder „Maßhaltung" zu sagen wäre — fordert nicht bloß für alle von Gott angeschaffenen Begierden, Neigungen und Triebe der Menschennatur, sondern auch in allen Tugenden das rechte Maß zu halten, weder nach rechts noch nach links auszuschreiten, noch ihr Maß zu überschreiten, — mit weiser Umsicht wie ein Feldherr über den Tugenden zu stehen und Maß, Zeit und Umstände im Auge zu behalten, um zu wissen, wo etwa der Arbeit genug ist, damit man nicht etwa bei

zu viel oder zu wenig Gerechtigkeit, Selbstverleugnung, Geduld, Güte, Freigebigkeit, Demut und anderen mehr, den Weizen in Unkraut verwandle; denn allzugerecht ist ungerecht, und unzeitige Geduld, unnötige Güte, schädliche Freigebigkeit und unangebrachte Demut u. s. w., sind ihr Maß überschreitende Tugenden und als solche Sünden.

5) Er kam mit seinem Friedensgruße und unserem Friedenskusse: „Friede sei mit euch!“

Er wünscht an und bringt — als wahre Friedenstaube des zweiten Noa, — als „Friedensfürst“, welcher Name der wichtigste unter all seinen messianisch-geweissagten Titeln ist, und wozu er geboren worden, und zwar zur Zeit des allgemeinen Weltfriedens, — und demgemäß als Mittler und Anwalt des Friedens, — den im heißen Kampfe mit Satan und dem Tode errungenen, am Kreuze mit seinem Blute befestigten und unterschriebenen, und mit dem Siegel seiner heiligsten Wundmale versiegelten und bestätigten, und uns testamentarisch vermachten Gottes- und Menschenfrieden. —

Er wünscht an und bringt
den Vernunftfrieden,
den Herzensfrieden,
den Gewissensfrieden.

Und damit jeden anderen Frieden, den Land-, Haus-, Nächsten- oder gesellschaftlichen Frieden, — und der christlichen Kirche die Friedensmission und Friedensmacht, d. i. alle unheilvollen Gegensätze der Menschenwelt zu vermitteln und zu versöhnen, selbst stets die Mitte zu halten und auch die Ihrigen halten zu lassen, sie vor Exzeß und Defekt zu bewahren, und nicht als „Ultras“ weder nach rechts, noch nach links ausbiegen zu lassen.

Der Menschenfriede ist allerdings nicht in unsere alleinige Möglichkeit und Hand gegeben, sobald unsere Gegner mit uns keinen Frieden wollen, — allein mit unserer innerlich und äußerlich gezeigten Friedenswilligkeit haben wir unsere Christenpflicht gethan. Ist's gewiß auch etwas Schönes um den Frieden und seine nötige Anstrebung, so oft und wo immer er ohne Pflichtverletzung und Preisgebung wesentlicher und wohlerworbener Rechte zu erhalten und herzustellen ist, — so ist doch „Menschenfriede um jeden Preis“ unstreitig die Parole der unchristlichen Feiglinge und Verräter.

Der Friede der Weltkinder ist kein auf Christus gegründeter, — ist keine Einigkeit im Guten, Gottesdienst und in der Tugendübung, sondern im Bösen, — ist ein Friede, den sie nur mit dem Munde, nicht aber mit Herz und That bekennen, — der faule Weltfriede, der Friede

mit der Sünde, der Friede der Un- und Antichristen, von denen die Christen als Friedensstörer verfolgt werden, wenn sie nicht zu allem Un- und Antichristlichen ihr „Ja und Amen“ sagen.

Der wahre Friede ist „die Hauptsache“ und das Gut aller Güter, die Ursache aller Glückseligkeit.

6) „Danach zeigte er ihnen die Hände und die Seite,“ d. i. seine Wunden, gleich als wollte er sagen: „Sehet die Zeichen meines Triumphes und setzet euere Hoffnung auf mein bitteres Leiden! Meine Wunden müssen euch trösten und stärken, und zu ihnen müssen sich alle Sünder flüchten und in ihnen bergen!“ — Er zeigt uns, mit wie großer Mühe und Arbeit er uns den Frieden erworben und wie hoch dieser zu schätzen, da er ihm so teuer zu stehen gekommen.

Es waren aber die von ihm gezeigten Hände- und Seitenwundmale keineswegs falsche oder erdichtete, sondern die wahrhaft am Kreuze empfangenen, mit denen er ebenso, wie mit seinem von den Engeln gesammelten Blute, auferstanden, und die er auch an seinem glorifizierten Auferstehungsleibe, und zwar geöffnet, zu seiner größeren Glorie beibehalten und allzeit beibehalten wird, um sie zumal am jüngsten Tage der ganzen Welt zu ihrer um so größeren Schmach zu zeigen, damit sie — laut Johannes — dann sehe, wen sie gekreuziget hat.

Christus hat seine offenen Wundmale in seiner Auferstehung und Himmelfahrt beibehalten — und wozu?

Als die ruhmreichen Zeichen seines sieg- und triumphvollen Streites;

als die klarsten Erweise seiner Auferstehung;

als die wirksamsten Beweggründe zur vertrauensvollen Erhörung seiner Gebetsfürsprache;

als die lautesten Prediger seiner unaussprechlich großen und unermeßlichen Liebe zu den Menschen;

als die Zeichen seiner auch inmitten aller Herrlichkeit sich bekundenden Demut; und

als Zufluchtorte und Gnadenquellen für die hilfsbedürftige Menschheit, deren Namen in sie gezeichnet sind. Wie er die Wunden auf sich genommen der Menschheit zum Heile, so hat er sie deshalb auch beibehalten, d. i. den sie anschauenden Sündern zu Liebe, Trost und Hilfe. Bei ihrem Anblick ruft jedes aus: „Mein Herr und mein Gott“, bekennend Christi Menschheit und Gottheit, — sie sagen ihm: „Christus hat mich erlöst, Christus gedenkt meiner, Christus liebt mich, Christus beschützt mich, — Christus will mich nie verlassen!“

Diese fünf heiligen Wunden sind für den Christen Orte der Zuflucht und Zeichen der Versöhnung, Erinnerung und Liebe, der Ermutigung und Gebetserhörung.

In die Wunde der rechten Hand sind geschrieben die Armen, Bedürftigen und Notleidenden;

in die der linken alle Verfolgten, Unglücklichen und Bedrängten;

in seiner Seitenwunde sind eingetragen die betrübten und trostlosen Seelen;

in der Wunde seines rechten Fußes haben einen Zufluchtsort alle versuchten und angefochtenen Seelen, — und

in der Wunde seines linken Fußes nehmen ihre Einkehr alle büßenden und reumütigen Sünder.

Ja, — wer zu den Wunden des Heilandes flüchtet, der findet dort Ruhe, Frieden, Glauben, Freude, Trost und Leben! —

7) „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich auch euch. Und darauf hauchte er sie an und sprach: Empfanget den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen und . . .!“ —

Damit gab er seinen Jüngern und seiner Kirche die göttliche, seine Stelle vertretende Sendung, mit dem dreifachen Amte des Lehrer-, Priester- und Hirtentums.

8) In der Bekehrung des Thomas gab er endlich auf Grund des Anblickes und der Berührung seiner Kreuzeswunden, den Seinen

den unbezweifelten, überzeugten und festen Christusglauben, d. i. den Grundglauben an seine Auferstehung; denn dieser von ihm in seiner Auferstehung besiegelte und nun überbrachte Glaube berücksichtiget, als die Quelle des Vernunft- und Herzensfriedens, unsere menschliche Schwachheit bei Zweifeln an der Schrift gegenüber den Naturwundern, — und gewährt uns Glaubensmut und -Kraft durch den gewissen Gedanken: „Mein Herr und mein Gott“ in allen Glaubens- und Sittenkämpfen.

Er überbrachte uns damit den rechten Glauben, der gleich weit entfernt ist von der, sich und die Mitmenschen schädigenden und Gott beleidigenden Schwer- und Leichtgläubigkeit, — aber auch von dem, aus Mangel an Religionskenntnis, Selbstbeherrschung und Beobachtungsschärfe, hervorgehenden Un-, Irr- und Aberglauben. „Wenn ich nicht sehe (mich überzeuge), so glaube ich nicht“. Thöricht ist solches Wort; denn, wie viel sieht man nicht, so z. B. seinen Verstand, und doch glaubt man ihn; — nie begreift man auch die entgegen-

gesetzte Wirkung des Feuers, das die Butter schmilzt und die Eier hart macht, zwei verschiedene Wirkungen aus derselben Ursache, und doch glaubt man an Omelett.

Der Unglaube in menschlichen Dingen ist oft eine herrliche und heilige Tugend, — gegenüber den Lehren der wahren Kirche Gottes aber ist er das Zeichen eines hartnäckigen Ketzers.

III. Thomas ist nicht bloß laut Namen: „Zwilling, Bruder", lateinisch „German", von „Germen, Samenschoß oder Sproß," ein Typus für die Germanen, „Brüder", — so genannt von den Römern, wegen ihrer brüderlich zu einander gesinnten Herzen, — sondern auch auf Grund seiner geistigen Beschaffenheit, und zwar:

1) Wegen seiner Offenheit.

Offen bekannte er seinen Un- wie späteren Glauben, daher ihm auch der Auferstandene entgegengebracht ein „Freundesherz", das ihn in seinem Unglauben nicht im Stiche ließ, und eine offene Brust laut Wort: „Reiche her deine Hand und lege sie in meine Seite!" Offene Brust und offenes Herz ist aber das Symbol der stets jugendlich-frischen, in Glück und Unglück, Ehre und Schande, Hoheit und Niedrigkeit, Wort und That, angesichts wie hinterrücks, in Gegenwart wie Abwesenheit, sich gleichbleibenden Redlichkeit, Ehrlichkeit, Treue, Freundschaft, Einfachheit und Geradheit, — und ist anerkanntermaßen nicht bloß eine christliche Tugend, sondern auch das kostbare und edle Erbteil und Kleinod der deutschen Nationalität, — während das verschlossene Herz und die verdeckte Brust ein Sinnbild der Falschheit und eigennützigen Treue ist. —

Um das Jahr 1440 hatte Wladislaus, König von Ungarn und Polen, mit dem türkischen Kaiser Amyrat Frieden gemacht. Da aber dieser christliche König kein aufrichtiges und redliches Herz hatte, sondern voller Betrug und Falschheit war, so brach er im vierten Jahre darauf, als er seinen Vorteil ersah, den Frieden, rüstete sich, dem gegebenen Worte zuwider und trotzdem er darin Glaube und Treue verpfändet hatte, zum Kriege, griff den türkischen Kaiser mit großer Heeresmacht an und lieferte ihm am St. Markusabende eine große Schlacht. Als nun der siegreiche Ausgang sich bereits auf die Seite der Christen neigte, die Türken schon hie und da aufs Haupt geschlagen waren und der türkische Kaiser Amyrat bereits die bevorstehende Niederlage der Seinen bemerkte, — da zog er das Friedensinstrument samt dem Briefe, worin der ungarische König Treue und Glaube zu halten versprochen, aus der Einhülle, hängte ihn an eine

Lanze und erhob ihn zum Himmel mit dem Worte: „O Christus, sieh', in diesem Briefe steht der Vertrag, den Deine Christen mit mir gemacht! Bist Du dann ein wahrer und gerechter Gott, so räche diese Untreue und Falschheit, die von Deinen Christen gegen mich und die Meinen begangen wird!" — Und wunderbar! Sofort wandte sich auf dies Anrufen des gerechten Gottes gegen die falschen und ungetreuen Herzen der Sieg, — die Türken kamen wieder in Vorteil und überwanden die Polen und Ungarn derart, daß sie den König samt dreißigtausend der Seinen erschlugen.

Hat nun aber der gerechte Gott die Untreue und Falschheit der Christen gegen die Ungläubigen so schrecklich gerächt und gestraft, wie wird er erst die falschen Herzen der Christen gegen Christen bestrafen?

2) Wegen seiner Hartgläubigkeit ist Thomas nicht minder ein Typus der Germanen. —

Auch die deutsche Nation ist ein hartgläubiges Volk, voller Opposition und Widerspruch und gleichsam schon von Geburt aus mehr fähig und geneigt zum „Nein-", als zum „Jasagen". Bereits vor tausend Jahren sprach's schon der St. Gallener Mönch Notker in dem Worte aus: „Allemannia dura viris, dura fide," und das erste Wort, das ein Schwabe hervorbringe, soll lauten: „noi" oder „nix", d. i. „nein" oder „nicht". Es ist ein Volk, langsam, schwerfällig, bedächtig, in sich gekehrt, das sich in seinen Gedanken abschließt und widerspricht, weil es eben tiefer, als Andere denkt, aber darum auch betreffs dessen, was es einmal mit seinem Geiste erfaßte und durchdachte, ein gründliches und ausdauerndes Volk.

Thomas ist ferner das Bild eines Schwachheitssünders.

Sein Nichtglauben an Christi Auferstehung trotz der Weissagungen der Propheten und des Herrn selbst, trotz all seiner Wunderwerke und der glaubwürdigen Zeugnisse und Berichte aller seiner Mitapostel, der Frauen und Jünger, war das Zeichen eines hartnäckigen, verstockten und an seinem Seelenheile gefährdeten Menschen; — es beraubte ihn des inneren Friedens und peinigte ihn mit Gewissensqualen, so lange er in seinem Zweifel und Unglauben verharrte.

Thomas ist aber auch das Bild eines rechten Büßers.

Er hat die Gnade wieder gesucht und gefunden. Er bemäntelte nicht seine Sünde, sondern suchte und fand seinen verlorenen Glauben und die verscherzte Gnade in der Seite Christi und seinen heiligen Wundmalen. Für ihn war die heilige Seitenwunde Christi ein ihm

vom Herrn anvertrauter kostbarer Schatz geworden, und diesen hat er auch treu bewahrt, behütet, mitgeteilt und verteidigt. Er ward sonach nicht bloß ein getreuer Schatzmeister der Kirche Christi und ein Muster für alle Verwalter der materiellen und geistigen Kirchenschätze, wie seine Mission in Indien und sein Martertod durch einen Lanzenstoß beweist, — sondern er ward auch ein Lehrmeister für jenen theologischen Unterricht, genannt die „Weiheordnung", oder wie ehrerbietig die heiligen Gefäße bei der Feier der heiligen Geheimnisse als Werkzeuge der Erlösung zu berühren sind.

Er lehrt uns, Christi heilige Wunden als die kostbarsten aller Erdenschätze zu ehren, — als Sünder unsere Sünde nicht zu verteidigen mit der Berufung auf andere Sünder bei eventueller Kirchenstrafe, also uns nicht zu berufen wie Kaiser Theodosius auf König David gegenüber Ambrosius, noch auch auf Petrus, den Wucherer Matthäus, die ehrgeizigen Jakobus und Johannes, den neidischen Bartholomäus und Philippus, oder auf die Christum verlassenden Apostel, — kurz, er lehrt, nicht bloß den Irrenden, sondern auch den Büßenden zu folgen.

So hat Gott die Schwergläubigkeit des Thomas zugelassen, aber zum guten Übel gewandelt. So wurde seine Unglaubenssünde zur Quelle größerer Gläubigkeit, Tugend und Festigkeit, als wie er und seine Mitapostel je zur Zeit der Gläubigkeit gehabt.

So giebt's also „gutes Übel" und „gerechtes Unrecht". — Warum also gegen Gott klagen ob der moralischen und natürlichen Übel, oder der Sünden und Drangsale, — warum schmähen die verfügende und zulassende Weisheit Gottes und über seine Vorsehung gotteslästerlich reden?

Nein, Gott macht alles gut!

IV. Mit dem Auferstandenen ward uns gebracht der Friede im innigsten Anschluß an ihn und die Kirche, der unbezweifelte Glaube und die Gewißheit seiner Hilfe in der Not. Aber mit ihm kommt uns auch:

1) Die innigste Freude: „Da freuten sie sich, daß sie den Herrn sahen."

Und dies Sehen Jesu, in der Gnade hier und dort in der Seligkeit, ist auch aller Christen einziger Lebenswunsch, Freude und Lohn, dessenthalben wir leiden, — die Krone, um die wir kämpfen, — unsere Erquickung, für die wir schwitzen, — das Centrum, danach wir trachten, — die Ruhestätte, die wir suchen, — die Glorie, die wir erwarten, und — die Glückseligkeit, die wir hoffen.

2) Der herzhafteste Mut, wie an den Aposteln zu sehen ist.

Mit Christi Gegenwart wird uns klar, daß er den Löwenanteil aller Erdenleiden, sozusagen zu siebenundneunzig Teilen, auf sich genommen und angezogen, und den Christen nur eine ganz geringe Wenigkeit hinterlassen hat; denn es sagt St. Bernhard: „Wenn Du unser Herz heimsuchst, so leuchtet ihm die Wahrheit, schwindet der Welt Eitelkeit und erglüht innen die Liebe!"

Von der Wahrheit gilt das alte Wort:

„Gerechtigkeit liegt in großer Not, Treu' und Glauben ist geschlagen tot;
Andacht, diese liegt im Stroh, und die Armut schreiet „Mordio".
Hoffart nunmehr ist auserkoren, Geduld, die hat den Streit verloren;
Die Wahrheit ist des Land's vertrieben, Sünd' und Laster sind drin geblieben!"

Desgleichen das Wort des Seneka: „Hohen Personen, wenn sie auch alles nach Herzenswunsch haben, geht doch eins ab, die Wahrheit, d. i. ein Mensch, der ihnen die Wahrheit sagt."

Überall ist sie vertrieben und nur noch bei Einem vorhanden, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, der gesagt: „ich selbst bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Aller der besagten Gnaden hat sich die Menschenseele zu getrösten, die Jesus seiner Gegenwart würdigt.

Darum ist's unsere Pflicht, — zumal in der Osterzeit und im Besitze und Genusse der sakralen Gegenwart des verklärten Gottmenschen, — stets und überall seiner gottmenschlichen Gegenwart aus Liebe und Dankbarkeit zu gedenken, und so uns den christlichen Eifer im Guten, christliche Demut, Ehrfurcht, gute Meinung, den Christentrost, Christi Heiligkeit und die Christenwürde zu bewahren.

## Am zweiten Sonntage nach Ostern.

Evangelium. Ich bin der gute Hirt (Joh. 10, 11—16).

I. Kein schöneres, lieblicheres, rührenderes und trostreicheres Christusbild giebt's, als das des guten Hirten, wie immer es auch dargestellt sei, — ob in Christi Hirtensorge oder Hirtentreue oder Hirtenliebe, — oder wie er mit dem Hirtenstabe des Friedens die Herde seiner Schäflein weidet, oder sie mit seinem Herzblute gegen die reißenden Wölfe verteidigt, oder die verlorenen Schäflein in der Wüste sucht und sie auf seinen Schultern zur Herde zurückträgt. Mit diesem Christusbilde finden wir darum schon die Deckgewölbe der fast zweitausend Jahre alten Katakomben seitens der ersten Christen vielfach geschmückt, was somit beweist ihre Dankbarkeit für die unendlichen Wohlthaten der Erlösung, durch die sie aus irrenden, gottverlassenen, von Mietlingen verratenen und von Tyrannen geschundenen Schafen, zum göttlichen Hirten und Bischofe ihrer Seelen bekehrt worden.

Vom kommenden Messias war geweissagt: Höret ihr Hirten der Völker, — spricht Gott, der Herr! — Wehe euch, weil ihr meine Herde nicht, wohl aber euch selbst von deren Milch, Wolle und Fleisch, geweidet. Ich selbst will nach meinen Schafen sehen und sie retten, sammeln, führen, weiden, und ihr Hirt, Retter und Richter sein. Diese Prophetie hat Christus im Gleichnis des heutigen Evangeliums bestätigt, indem er sich selbst diesen Hirten nennt.

Anlaß war der nach seiner Heilung von der Synagoge ausgeschlossene Blindgeborene, indem Christus den Pharisäern gleichnisweise sagte: Ihr seid schlechte Hirten, weil ihr die Schafe zerstreut, statt zu vereinigen!

Im Gleichnis bedeutet der „Schafstall“ oder die Herde die

Gemeinde Gottes, — der „Herr“ Gott Vater, — die „Thüre“ Christus, — der „Thürhüter“ den heiligen Geist, — der „Hirt“ gleichfalls Christus. Alle „wahren Unterhirten“ sind die mit ihm nur eine Person bildenden Propheten und Lehrer, — und alle „falschen“, weil von Gott nicht gesandten, mit Christo nicht vereinten und die Lehre und Sendung sich selbst anmaßenden Hirten sind Diebe, Mietlinge und Mörder.

Das Hirtenwesen bezeichnet uns das Buch aller Geschichtsbücher nicht bloß als ein höchst mühsames und aufopferungsvolles Amt, sondern auch als das älteste der Welt und als das wichtigste für die Menschheit in seiner ursprünglichen Bedeutung.

Es ist das älteste, weil es so alt ist wie die Welt selbst oder nicht viel jünger, als sie; denn schon Abel wird uns genannt als ein Hirt der Schafe. Und es ist das wichtigste und folgenreichste, weil aus ihm mit der Zeit sich herausgebildet das Amt, auch die Menschen zu leiten und zu regieren und den Hirtenstab in einen Zepter und Befehlshaberstab, den Hirtenkranz aber in eine Krone zu verwandeln, wie hinreichend beweist die Geschichte.

Was ist das Hirtenamt und worin besteht's, insbesondere das eines Schafhirten, wie solchen Christus sich genannt?

1) Ein Hirt ist zu unterscheiden vom Eigentümer der Herde, von welchem er beauftragt ist.

Einer Herde ist nichts nötiger, als die Aufsicht eines sorgfältigen Hirten, und daß er sie Tag und Nacht besorge, beschütze, rechtzeitig auf die Weide und wieder heimführe und mehr auf ihr Gedeihen, als auf das seinige, sehe.

Das Hirtenwesen, besonders das eines Schafhirten, ergiebt sich aus der Natur der zu hütenden Tiere, also der Schafe.

Das Schäflein ist unter allen Tieren von Natur allein kraft- und wehrlos. Warum? Damit es alle seine Stärke, Beschützung und Hilfe, beim Hirten suche und sich um so beständiger zu seiner Heerde halte, was es denn auch immer thut.

Die Schafe sind nicht wegen des Hirten, sondern der Hirt ist wegen der Schafe angestellt, um sie a) zu weiden, b) zu kennen, c) zu verteidigen und d) zusammenzuhalten.

Der Hirt muß sich seiner Herde anpassen und gleich verhalten, und zwischen beiden muß Anhänglichkeit, Vertraulichkeit und Verständnis, herrschen.

Das Schäflein muß ihm nachlaufen. Er muß die Schafe an

sich gewöhnen, daß sie nur ihm folgen; darum paßt er sich ihnen an. Er umkleidet sich mit einem Schafspelze, der Ähnlichkeit halber; sein Hirtenstab ist ein Hirtenlöffel zur Aufschüttung der Nahrung oder zur Werfung mit einer Erdscholle oder des Stabes selbst unter die Herde, wenn sie seinem pfeifenden Rufe oder seinem Hunde nicht folgt, — und in seiner Hirtentasche hat er Brot und Salz zur Anlockung der Schafe, weil bei ihm nicht gilt „biegen oder brechen", d. i. Gewalt und Strenge, sondern kluge Nachsicht, Geduld und stete Gegenwart.

„Des „guten" Hirten Eigenschaft ist's, die Schäflein zu scheren und nicht zu schinden" (proverb.)." „Kein guter Hirte ist's, der sich nur allein gut ist." Und: „keiner ist Vorsteher, der nicht seinen Untergebenen nützt."

Gute Hirten sind sorgsam für ihre Herde. Schlechte Hirten haben diese Sorge nicht, sondern suchen ihren eigenen Nutzen. Mietlinge sehen als Gebungene nur auf ihren Sold und Lohn, während der Sohn des Eigentümers auf der Herde Vorteil schaut; — sie fliehen beim Nahen des Wolfes oder werden gar zu Dieben und Mördern der Herde.

2) Gott hat aus Schäfern und Hirten die gewaltigen Fürsten und Führer seines Volkes gemacht und ihnen statt der Schafe die Menschen zur Regierung übergeben, wie Jakob, Moses, Saul, David und Anderen. Er berief nur zu Menschenregenten, die verstehen gelernt, das Vieh oder die Schafe zu hüten. Man sollte erst von der Anführung, Austreibung und Weidung einer Schafherde die eigentliche Kunst der Menschenregierung und Volksverwaltung erlernen und absehen, — kurz, — vorher erst den Hirtenstab, Hirtenkranz und Schafspelz, und dann erst den Scepter, die Königskrone und den Purpurmantel tragen. So wollte es Gott zu der Menschen Heil.

Das Hirtenwesen oder der Stand der Hirten, ist allzeit wegen seines großen Nutzens für die Menschheit sehr ehrenwert gewesen.

Dem Hirten Faustulus, der die zwei Brüder Romulus und Remus auferzogen, verdankt Rom seinen Ursprung, da sie es erbauten.

Der Hirt Euphorbius in Grätien lehrte, die Erde befruchten, und verdiente dadurch sein König- und Priestertum.

Hirten waren ferner Tamberlan, der große Scythenbesieger, — Gyges, König von Lydien, — Viriat, Herzog von Portugal, wie auch Jakob, Moses, David, Amos.

Auch die Dichter der alten Römer und Griechen scheuten sich nicht, aus ihren Göttern Hirten zu machen. So verkündet die Mythe

von Apoll, dem Gott der Wissenschaft, daß er dem Admet, König von Thessalien, einen Hirten abgegeben, anzudeuten, daß das Hirtenamt nicht bloß die höchste Weisheit und Diskretion verlangt, sondern auch ein „göttliches" Amt sei.

Was ist's darum Wunder, daß der Gottsohn für seine Erdenankunft sich vorbehalten den Namen eines Hirten und Hirtenfürsten, daß er als Hirtenkind geboren, begrüßt und verkündet werden wollte und daß er sich auf Erden dieses Ehrentitels durch Liebe, Starkmut, Wachsamkeit und Fürsorge für die Seinen würdig erwiesen, damit sein Schafstall stets gewahrt und die Seinigen das Leben überfließend hätten?

3) Christus nennt sich einen „Hirten" und zwar „den guten Hirten". Er giebt sich zwei Titel. Wer wollte zweifeln an der Wahrheit seines Wortes?

Die Weltweisen stritten einst darum, „wem die Versorgung und die Leitung der Menschheit anzuvertrauen sei?" Ebensowenig, wie man zum Tierhirten oder zur Verwaltung, Besorgung und Beherrschung des Viehes kein anderes Tier bestimmt, sondern wie man vielmehr einen Menschen zum Hirten über die Tiere setzt, ebensowenig könne ein bloßer Mensch über die Menschen die höchste Leitung, Versorgung und Regierung haben und führen, sondern ihr Leiter und Hirt müsse mehr, als Mensch sein, — mehr aber sei nur Gott und darum gebühre dieses Amt Gott allein.

Was die Weltweisheit hiermit befriedigend nicht gelöst, das beantwortet das Christentum in der allein richtigen Weise, und zwar in der Menschwerdung Gottes, in dieser wunderbaren Erfindung der ewigen Weisheit, insofern sie allein im Gottmenschen Genüge leistet allen Anforderungen, insbesondere in zwei Dingen, die für ein menschliches Hirtenamt dem, der über andere Menschen ein Oberhaupt sein will, unbedingt nötig sind, Sittenreinheit, Sichtbarkeit.

Das aber sind zwei Dinge, die man weder beim puren Menschen, noch beim puren Gott, sondern nur beim Gottmenschen Christus antrifft.

4) Christus nennt sich aus vier Ursachen einen „Hirten" und zwar mit Fug und Recht. Er ist unser Hirt wegen seiner Herkunft, ob seines Namens, ob seiner Natur und ob seines Amtes.

Christi Abstammung war aus dem Hirtengeschlechte, David und Jakob waren Hirten.

Christi Namen ist der große „Pan", d. i. der große Hirtengott, der Hirt aller Hirten, „alles in allem."

Christus ist ferner unser Hirt auch seiner Natur und Bekleidung nach. Gleichwie sonst der Hirt von anderer Natur ist, als die Schäflein, so auch Christus. Und gleichwie sonst die Hirten sich kleiden von der Wolle ihrer Schäflein, so hat auch Christus unsere menschliche Natur an sich genommen.

Christus ist endlich unser Hirt auch laut seines Amtes und hat sich als solchen erwiesen zu allen Zeiten und an allen Orten, wie vor und in seinem Erdenleben, so auch nach demselben.

Als Hirt war er geweissagt schon vor seiner Geburt. Als Geborener rastete er auf Heu und von Hirten wollte er zuerst besucht werden. Als Mann sehen wir ihn eilen, laufen und schwitzen, um die zerstreuten Schäflein wieder zusammenzubringen. Seine Jünger nennt er vor der Aussendung „Schäflein". Als Auferstandener macht er den Petrus zum Vicehirten, und empfiehlt ihm die Gläubigen als seine lieben Schäflein. Und bei seiner Himmelfahrt verspricht er, bald wieder zu kommen, als ein Hirt, um die übeldünstenden Böcke von den Schäflein abzusondern.

5) Christus nennt sich aber auch den ausschließlich „guten" Hirten aus zwei Ursachen, die vor allem einen guten Hirten kennzeichnen.

Wegen seiner Liebe zu seinen Schäflein, weil seine Barmherzigkeit ihnen nachfolgt alle Tage ihres Lebens, damit sie wohnen im Hause des Herrn für alle Ewigkeit.

Auch wegen der genauen Kenntnis seiner Schäflein. Er kennt jedes Schäflein in dessen Stand, Wandel, Sitten, Tugenden und Lastern. Und doch hat er kein einziges von seiner Liebe ausgeschlossen.

Ist aber Christus der Universalhirt und Hirtenfürst der Menschen, besonders der Christen, der so emsig das verlorene Schäflein gesucht, auch in den Dornen bei seiner Krönung, es so liebevoll auf seine Schultern genommen in seiner Kreuztragung, es so fürsorglich genährt durch seine Lehre, es so starkmütig dem höllischen Rachen entrissen und für dasselbe so aufopferungsvoll sein Leben am Kreuze hingegeben, — welch ein Trost ist's, sich unter der Fürsorge eines so treuen und gewaltigen Hirten zu wissen, besonders dann, wenn wir wie Thomas, David oder Magdalena, uns durch Unglauben oder Unmoral zur Genießung der verbotenen Frucht von ihm und seiner Herde absondern, so Gefahr laufen, uns zu verirren und zu verlieren und dem Rachen des Höllenwolfes anheimzufallen, — dann zu wissen,

daß dieser göttliche Hirt uns so überaus liebt und schützt, und von uns nicht lassen kann, und nicht ruht, bis er uns findet und freudig zu seiner Herde zurückträgt, — vorausgesetzt, daß wir uns von ihm finden und tragen lassen; denn, was würde bei Ermangelung dessen uns der noch so große und mühsame Fleiß des besten Hirten nützen? Und einer so großen Gnade, die der vorchristlichen Welt ob des fehlenden Hirten noch nicht in solchem Umfange und bis zu solcher Freude zu teil geworden, könnten wir uns durch eigene Schuld und Widerwilligkeit berauben?

Spricht Christus von sich: „Ich bin der gute Hirt,“ an welchem Selbstzeugnis nicht zu zweifeln ist, so müssen wir sagen: „Ich bin sein gutes Schäflein.“

Sagt Christus: „Ich kenne meine Schafe,“ so sagen wir: „Wir anerkennen ihn als unseren Hirten.“

Spricht Christus: „Ich gebe mein Leben für meine Schafe,“ so müssen wir unser Leben für unseren Hirten geben.

Und sagt Christus: „Sie hören meine Stimme,“ so hören wir nicht bloß darauf, sondern folgen ihr auch nach.

Wie können wir nun aber des guten Hirten „gute Schäflein“ sein, wenn wir täglich, ja stündlich ihn beleidigen, oder um seinetwillen nicht einmal eine kleine Unbill, ein geringes Opfer erleiden wollen, — oder ganz unleidentlich gegen christliche Zurechtweisungen sind?

Wie viele kennen, hören und folgen ihm nicht und sind sozusagen bockende Widder oder widerspenstige Böcke! Der Teufel, der sich unter die christliche Schafsherde gemischt, um ihre Seelen zu fangen, hat ihnen Hundszähne eingesetzt, mit denen sie mit Wissen zerreißen ihren Herrn. Jede Todsünde ist ein solcher Hundsbiß der Sünder für ihren Hirten Jesus, und doch meinen so viele, noch seine Schäflein zu sein und sich zu nennen! O wie viel besser wäre es da für so manche Menschen, keinen so guten Hirten und darum kein so scharfes Gericht zu haben!

Möchten wir uns bestreben, nach Christi, des Gotteslammes Beispiel, seine guten S c h ä f l e i n zu sein, sowie auch von seinen uns von ihm gesetzten Unterhirten, den Vorgesetzten, Obrigkeiten und Seelsorgern.

O seien wir nicht undankbare Schäflein, um nicht einst das: „Ich kenne euch nicht,“ zu hören! Tragen wir vielmehr an uns Gottes Wahrzeichen seiner Auserwählung in Buße, Gotteswort, Gebet, Kreuz und Feindesliebe! Folgen wir nach dem wahren Hirten, nicht

aber dem falschen! Die nicht durch die Thüre in den Schafstall eingegangen, denen der Thürhüter, der heilige Geist, nicht geöffnet, deren Stimme auch die Schafe nicht folgen, die auch die Schafe nicht mit Namen kennen, sie auch nicht bezeichnen mit äußeren Merkmalen, wie unter anderem mit den Devotionalien des Rosenkranzes, der Faste, des Kreuzes, sie auch nicht auf die Weide der Andacht und auf den wahren Weg des Kreuzes führen, und schon längst nicht für ihre Seelen die eigene Seele einsetzen, auch nicht im unblutigen Martyrium, diese sind unstreitig falsche Hirten, denen nimmer zu folgen ist. —

II. Seien wir aber auch gute Unterhirten Christi, so uns Gott berufen in der Kirche oder Welt, Gemeinde oder Haus, als Statthalter Christi, um die von ihm mit seinem Blute erlösten Schäflein zu regieren, über sie Hirten, aber nicht Ölgötzen zu sein, um sich anbeten zu lassen, sie zu weiden, ihre Betrübnis auf uns zu nehmen und ihr Wohl und Leben mit der Hingabe unserer zu erhalten.

1) Was braucht's viel der Beweise, daß niemand ein guter Menschenhirt sein kann, der sich nur allein gut ist, seinen Untergebenen aber nichts nützt, nur seinen und nicht deren Nutzen sucht, und nicht vor allem und an erster Stelle des Volkes Interesse erstrebt, also uneigennützig und gemeinnützig ist?

Die Vernunft lehrt, daß der Eigennutz des Vorgesetzten das Vertrauen der Untergebenen vernichtet, d. i. wenn sie nur in seiner Hirtentasche den goldenen Mammon, in seinem Hirtenstabe die Zuchtrute und in seinem Gewande nicht bloß ihre Wolle, sondern auch ihre Haut erblicken.

„Wir nannten unseren Cäsar „Vater des Vaterlandes", nicht bewogen durch üble Schmeichelei, sondern damit er wisse, daß ihm eine väterliche Macht gegeben sei, welche eine sehr maßvolle, Kinderversorgende und das eigene dem ihrigen nachsetzende Macht ist" (Seneka). „Die (römischen) Konsuln wurden so genannt von „consulendo" „Beraten", nicht aber genannt Könige und Herren vom Regieren und Herrschen" (St. Aug.).

Die Geschichte aber berichtet von einem Kaiser Adrian, er habe, als er von einem Weibe auf der Straße mit einer Bitte angegangen und sie abgewiesen, weil er keine Zeit habe, sie doch sofort erhört, sobald sie ihm geantwortet: „Nun, so sei denn kein Kaiser," d. i. höre auf, zu regieren, wenn du keine Zeit hast, dein Amt zu versehen.

Schwer ist ja solches Amt für die dazu Berufenen; denn „Würden sind Bürden“.

Das Hirtenamt verursacht viel größere Pein, als selbst das Kreuz der Marter, daher auch Petrus nicht mit diesem, sondern mit dem Symbole des Amtes abgebildet wird. Selbst die Riesen erseufzen unter so schwerer Last. Auch Perikles, Regent der Athener, pflegte sich stets erst vor seinem Gange aufs Rathaus zuzurufen: „Merke wohl auf, Perikles: es sind freie Leute, die du regierst, und es sind Griechen und Athener!“ Und selbst von Christus steht geschrieben: „daß auf seinen Schultern die Herrschaft ruht und nicht in seinen Händen, in denen er doch die ganze Welt zu tragen vermag!“

Aber auch verantwortlich ist das Hirtenamt. Haben wir ja für jede durch unsere Schuld verlorene Menschenseele vor Gott schwere Rechenschaft zu geben und fordert er ja ihr Blut von unserer Hand, so daß jedes Vorstehers Seele für die Seele des Untergebenen zu stehen hat und so viele Höllen verdient, als seinetwegen Menschenseelen zur Hölle gefahren, wie's umgekehrt kein größeres Glück giebt, als das, auch nur eine einzige Seele für Gott gewonnen zu haben.

Und sowie jede Herde ihrem Hirten nachfolgt und hinter ihm dreingeht, so bildet sie auch an sich dessen Sitten ab, da jede Herde sich nach ihrem Hirten richtet und alles, was er thut, ja sein ganzes Leben, für sie wie ein Befehl und Gebot ist, so daß zwischen dem Hirten und der Herde eine Gleichheit zu sein pflegt, daher das Sprichwort: „Wie der Hirt, so die Herde, — aber auch wie die Herde, so der Hirt. Von der guten oder schlechten Beschaffenheit der Einen ist auf die der Anderen in der Regel zu schließen. Wir sagen: in der Regel ist so zu schließen, da es ja auch faule Herden unter guten Hirten, und gute Herden unter schlechten Hirten, ebenso wie's auch falsche, trügerische und täuschende Echos und Stimmen . . . geben kann.

Hat aber Christus uns heute, das reguläre Unterscheidungsmerkmal eines guten Hirten nicht bloß in seiner Person, sondern auch in den Herden angegeben, so müssen wir selbstverständlich schon um unserer Ehre willen als gute Vorgesetzte auch auf gute Untergebenen halten, und sie gut machen durch Lehre, Beispiel und Zucht, weil sich in ihrer Güte oder Schlechtigkeit unsere Ehre oder Schande kundbar macht, wollten wir's auch selbst nicht um Gottes und unserer Verantwortung willen oder des Menschenwohles halber.

Wo aber kann von guter Zucht die Rede sein, wenn man unter

seinen Untergebenen nicht vor allem auf vier Stücke hält, auf Ordnung, Frieden, Nüchternheit und Religiösität, — wenn schon der Heide Dido gesagt: „Schlimm ist's immer, eine Obrigkeit zu haben, unter der keinem etwas erlaubt ist, aber noch viel schlimmer ist eine solche, unter der allen alles gestattet ist!" Oder sollen das etwa christliche Hirten sein, die der Verwahrlosung ihrer Untergebenen durch das weinende Bittgebet um Gottes Wunderbekehrung, anstatt durch ihrer Hände Zucht, abhelfen wollen? Wo ist da Vernunft? Ebensowenig, als wenn man ein ausgebrochenes Feuer mit Thränen und Gebet löschen wollte. Zucht der Hand ist auch Gebet, und zwar das beste, gottgefälligste und gewinnreichste, wie alle pflichtmäßige und gottehrende Arbeit, dieweil wir nicht bloß mit der Zunge, sondern auch mit dem Herzen, Gedanken und Werke, beten.

2) Im Unterhirtenamte der Geistlichen oder Seelenhirten, in der Seelsorge für Christi Schäflein unter seiner Oberleitung, sind diese allerdings nur gedungene Arbeiter, da sie nur um des Lohnes oder um Christi selber willen dienen.

Fragen wir, auf wessen Schuld die so geringe Zunahme des Schafstalles Christi zu schreiben ist, ob auf der Hirten Fahrlässigkeit, oder auf der Herden Widerspenstigkeit? — so ist wohl unleugbar die Lässigkeit so mancher Geistlichen.

Allein — wer wollte auch die Herde Gottes von aller Schuld freisprechen? Gehen nicht die Hirten aus der Herde hervor? Und kann's stets gute Hirten geben, wenn so viele Herden nicht gut sind? Und hat nicht Gott auch die Macht, lässige Hirten anzufeuern, oder zu vertilgen und bessere an die Stelle zu setzen? Und — wenn er es nicht thut, lässige Hirten zuläßt oder Herden ihrer guten Hirten beraubt, — warum thut er's? Zur Bestrafung der widerspenstigen Herden, weil sie nachfolgen den unbändigen und undankbaren Böcken in ihrer Mitte.

Wenn der Weinberg alle Arbeit fruchtlos macht, wird er sich selbst und seinen Dornen und Disteln überlassen!

So lehrt's die Vernunft, Erfahrung, Gottes Wort, das Geschick Sauls, der Samuel's beraubt, zum alten Wahrsagerweib geflüchtet, so Christi Schweigen vor Herodes, das seinem Geschicke überlassene Israel, so die ganze Gegenwart. Denn „der Hirt ist zu lieben, der Mietling aber zu dulden, weil Gott alles Fehlende durch seine Gnade ergänzt."

III. „Ich habe noch andere Schafe," die nicht aus diesem

Schafstalle sind.“ Hiernach anerkennt Christus als die Seinigen auch die Menschen, die von ihm ferne weilen, seine Stimme nicht hören, zu den Verirrten und Verlorenen gehören, oder gar sogenannte „Wolfsnaturen“ sind.

„Auch diese muß ich herbeiführen!“ Nach diesem Worte überläßt Christus die Mitteilung seines Erlösungswerkes keineswegs allein seiner Kirche und ihren Dienern, — und er „muß“ sie herbeiführen, weil er gedrängt ist von seiner Liebe zu den Menschen, und kann darum nicht ruhen und rasten oder ablassen, so lange nicht sie alle herbeigeführt sind und das heilige Gotteszelt der Kirche sich über alle Völker ausgedehnt hat (Jes. 54, 2).

„Und sie werden meine Stimme hören und es wird ein Schafstall und ein Hirt werden!“ Hiermit ist ausgesprochen die große und frohe Verheißung und Christenhoffnung der Vereinigung aller Menschen zu Einer Herde und zu Einem Hirten schon in dieser Welt.

Für die Christianisierung aller Menschen spricht nicht bloß die Untrüglichkeit dieser Verheißung und die siegreiche Macht der Wahrheit und Liebe, sondern auch die Unabweislichkeit des menschlichen Bedürfnisses.

Der Wiedervereinigung aber der christlichen Konfessionen kann vom katholischen Christen durch die echte, mit eigener Glaubensentschiedenheit verbundene Duldung der allergrößte Vorschub geleistet werden, weil er auf Grund seines Glaubens toleranter sein kann, als der andersglaubende Christ, welcher in seinem Glauben weniger Toleranzmotive, wohl aber mehr Toleranzhindernisse, vorfindet.

Die, — Bedrückung und Haß ausschließende Toleranz der Bekenner aller und jeder außerchristlichen Religion wird von Christus den Seinigen anbefohlen, und selbstverständlich eine noch größere gegen alle Christusbekenner ohne Unterschied, welcher Konfession sie auch immer angehören, besonders in einem und demselben Landes- oder Staatsverbande und bei gleicher Berechtigung, auf daß sie als Christen untereinander friedlich leben, sich nicht verunglimpfen, ihre Rechte respektieren, auch nicht in ihre Glaubensgebiete eingreifen, damit so das Christentum, wie die Staatseinheit, vor Schaden bewahrt werde. Die Glaubenstrennung der Christen hat ja außer der menschlichen Leidenschaft nur das Mißverständnis der christlichen Glaubenslehren zuwege gebracht, — Gott aber hat sie zugelassen.

Wie mißverständlich wird z. B. auch das heutige Evangelium und mit ihm das ganze Christentum aufgefaßt! Die feisten Epiku-

räer schreien voll Hohn und Spott in die Welt hinaus: „Die Ultramontanen sind in ihrer Weise auch Schafzüchter und sie nennen sich mit Vorliebe Hirten und Schäfer und möchten am liebsten aus der Welt einen einzigen, großen Schafstall machen; uns aber sind viel lieber die profanen und materiellen Wollproduzenten, die es lediglich auf Vermehrung und Veredlung der Tuchwoll=, Kammwoll= und Fleischschafe abgesehen haben." — Die Socialdemokraten werfen höhnisch dem Christentume vor: „Es erziehe die Menschen nur zur Schafsgeduld und philiströsen Gutmütigkeit, und sei darum als der größte Feind des Menschenglückes zu verdammen!" — Die Herrnhuter aber reden in Betracht des Herrn als des „Lammes Gottes" in einer ganz einseitigen, süßlichen und der eigentlichen Menschennatur widerwärtigen Weise nur immer vom „Lämmlein und Jesulein", wodurch sie den erhabenen Gottmenschen mit seinem großen Erlösungswerke zu einer kleinen und kindlichen Gestalt erniedrigen und den alles überragenden Helden, „den Löwen aus dem Stamme Juda," zum einfach Leidenden herabziehen, dem nicht Achtung, Ehrfurcht und Bewunderung, sondern nur Mitleid und Bedauern der Frauen Jerusalems zu widmen sei.

Wenn aber so falsch und widersinnig mit der Deutung des heutigen Evangeliums verfahren und gänzlich auf der Christen kraftvollen und energischen Hirtencharakter vergessen wird, — wer kann dann das Christentum noch achten und die Christianisierung der Ungläubigen und die Wiedervereinigung der getrennten Christen erhoffen?

Möge uns wenigstens das rechte Verständnis nie abhanden kommen. Und möchten wir uns angesichts des Herrn, der sich dem „Muß" der Liebe unterwirft, wenigstens durch die Dankbarkeit zwingen lassen, um ihm, dem guten Hirten, beim Herbeiführen der Menschen zum Heile, bei der Belehrung der Unwissenden, bei der Zurechtweisung der Verirrten, bei der Überwindung der Glaubensirrtümer und bei der Erstrebung der Glaubenseinheit, mit Gebet, Wort und opfervollem Werke beizustehen, damit noch hienieden in absehbarer Zeit Ein Hirt und Eine Herde werde; denn

„Der Hirt und seine Herde bleibt unvergänglich steh'n,
Seh'n Himmel auch und Erde ihr alt' Gesetz vergeh'n!"

## Am dritten Sonntage nach Ostern.

Evangelium. Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen (Joh. 16, 16–22).

I. Das Evangelium ist ein Teil seiner Abschiedsrede.

Die Jünger des Herrn hatten unter der „kleinen Weile" zu verstehen die kurze Zeit nach seinem Leiden, in welcher sie ihn drei Tage lang nicht sehen würden, und — unter der anderen „kleinen Weile" die Zeit nach seiner Auferstehung, wo sie ihn wiedersehen sollten. Wegen seines Leidens waren die Jünger traurig und betrübt, die Juden aber voller Freuden, — doch nach drei Tagen ward der Apostel Traurigkeit wegen der Auferstehung Christi in große Freude verwandelt, während die Juden hingegen in große Traurigkeit versetzt wurden.

Andere Ausleger beziehen die „kleine Weile" auch auf seine Himmelfahrt und Geistessendung, indem sie Christum gleichsam sagen lassen: Bald werdet ihr mich mit sinnlichen Augen nicht mehr sehen; denn ich fahre auf zu meinem Vater; — aber eine „kurze Weile" darauf werdet ihr mich mit den Augen des Geistes wiedersehen; denn beim Vater angekommen und verherrlicht, werde ich euch den Geist senden, in dessen Wirkungen ihr mich zwar äußerlich unsichtbar, aber doch gegenwärtig erblicken werdet.

Der Herr selbst hat in sehr bezeichnender Weise den Jüngern auf alles an ihn betreffs der Bedeutung der „kleinen Weile" gerichtete Fragen nur geantwortet mit der Vorhersage ihres unter der Freude der Welt erfolgenden „Weinens und Wehklagens", aber auch mit dessen „Verwandlung in die unabnehmbare Freude des Wiedersehens", um sie in voraus gefaßt zu machen und zu trösten, indem er zugleich diese

ihre Trauer und Freude, denen sie als angehende Väter oder Erzeuger einer neuen Menschheit entgegengingen, mit der Trauer und Freude einer Gebärerin vergleicht.

Für uns Christen aber hat das heutige Evangelium noch die weitere Bedeutung, daß es nur eine kleine Zeit, nämlich die Zeit des gegenwärtigen Erdenlebens ist, in der wir den Herrn in Person nicht sehen, daß wir ihn aber über „ein kleines“, nämlich am jüngsten Tage, von Angesicht zu Angesicht wieder schauen, und — uns deshalb bemühen sollen, das Wiedersehen des Herrn von unserer Seite zu einem freudigen zu gestalten.

Das Gleichnis vom gebärenden Weibe, das ebenso merkwürdig, wie Pilatus, der Heide, im Credo, ein Hinweis auf die Sünde und Strafe des naschhaften Weibes im Paradiese ist, besagt: Auch ein Weib, das gebären soll, trauert, wenn die Stunde des Gebärens herannaht, und zwar deshalb, weil sie vor oder in oder nach dem Gebären sterben, oder ein totes oder verunstaltetes Kind gebären, und auch nicht ohne Schmerzen sich entbinden kann; — aber ihre Traurigkeit dauert nicht lange und sie vergißt aller Schmerzen, wenn sie nur die Frucht ihres Leibes zur Welt bringt. So, — will Christus sagen, — ist's auch mit der Geburt nach dem Geiste, mit der geistigen Geburt, der Geburt fürs ewige Leben, wo gleiche Beschwernisse zu überwinden, aber auch ob der nachfolgenden Freude nicht zu achten sind. Kurz, das Gleichnis ist zu verstehen vom Wege der Seligkeit.

Die Geburtswehen und Freuden der Christenheit im heiligen Geiste hat wohl der Weltapostel am treffendsten geschildert mit dem Worte: „Wir Christen sind als Verführer geachtet und doch wahrhaft, als unbekannt und doch bekannt, — wie sterbend und siehe, wir leben, — als gezüchtigt und doch nicht getötet, wie betrübt und doch immer freudig, wie arm und doch viele bereichernd, wie nichts habend und doch alles besitzend“ (2 Kor. 6, 8).

Mit welchen Schmerzen gebären wir die guten Werke!

Fasten, — bilden wir uns ein — führe zur Schwindsucht, Almosen zur Vermögensschmälerung, Kirchfahrt zu Fuß zur Erlahmung, Beten und Predigthören sei Zeitvergeudung, Unbillverzeihen eine Ehrverletzung, Demut eine Wegwerfung, das Lassen ungebührlicher Liebe eine Unmöglichkeit, Wiedererstattung eine Thorheit und das Entsagen der Unmäßigkeit eine Unmenschlichkeit. Ach, wohl schwer und mit Trauer erfüllend ist die Geburt der Menschenseele fürs christliche und ewige Leben!

Wenn aber das Fasten ersetzt wird mit reichster Sättigung, das Almosen mit Reichtum, die Kirchfahrt mit dem Elysium, die Trauer mit Trost, der Schmerz mit Freude, die Pein mit Ergötzlichkeit, die Armut mit Überfluß, die Demut mit Ehre, die Trübsal mit Wonne, der Kerker mit ewiger Freiheit und der zeitliche Tod mit ewigem Leben, — dann wird's heißen: „Da denkt man nicht mehr der Angst, da ist die Trauer in Freude verwandelt!"

Ja, alle Traurigkeiten der Erde sind klein und gering, wenn man nur nicht die kommende Freude und himmlische Seligkeit vergißt und verliert. Erfahren haben es die sieben makkabäischen Brüder in ihrer großen Marter (II, 7). Das ist eine fröhliche Traurigkeit, nicht aber jene, die sich wegen des Zeitlichen zuviel und ob des Seelenheiles zu wenig betrübt.

Unchristlich trauerte jene Witwe, die weniger ihren toten Mann, als ihr künftiges Elend beweinte. Christlich aber trauerte David, der nach dem Tode seines Sohnes Absalon untröstlich war, nach dem Tode aber seines Söhnleins von der Bethsabee fröhlich war und jubelte. Und warum? Weil Absalon in der Sünde zur Verdammnis, und letzteres in seiner Unschuld zur Seligkeit gestorben.

O ihr Eltern, welch ein Beispiel, von David die lustige Traurigkeit zu erlernen, wenn Gott euch ein Kind in der Unschuld wegnimmt, und andererseits euer ungeratenes Kind zu beweinen, besonders, wenn der Tod unversehens über solches kommt!

Ja, die Traurigkeit ist der Weg zur Freude! „Was bist du traurig, meine Seele? Hoffe auf Gott" (ps. 48)! Durch Thränen und Trübsale bewähren sich die Gläubigen zu den ewigen Freuden. — Du verlierst z. B. einen Rechtshandel, Hagelwetter schlägt dir das Getreide zu Boden, du fällst in tödliche Krankheit oder der Tod nimmt dir Eltern, Weib, Kind u. s. w. hinweg — und du betrübst dich darüber: — o hoffe auf Gott und gedenke, daß der „Weg zur Freude" ist die Traurigkeit!

Wie die heidnische Mythologie erzählt, beschwerte sich einst die Göttin „Bestürzung" (consternatio) bei Jupiter, daß sie überall mit ihrem Anhange bei den Menschen ausgestoßen sei unter Spott und Mißhandlung. Jupiter tröstete sie und gab ihr in der „Freude" (gaudium) eine Schwester mit dem Rate, stets zusammenzugehen und derart, daß sie nie diese Freudenschwester sich vorangehen, sondern allezeit sich nachfolgen lasse, — und so würden sie allüberall gut aufgenommen werden, — wenn aber nicht, so wäre es umgekehrt, weil „das Ende der Freude die Trauer sei."

Wohl ist's nur eine Fabel, aber Wahrheit ward's durch Christi Wort: „Euere Trauer wird in Freude verwandelt werden!"

Ist Jemand also traurig, so seid versichert, mit der Trauer ist zugleich deren Schwester, die Freude, bei euch eingekehrt und sie wird euch mit der Zeit erfreuen.

Auch jene ist eine „lustige Traurigkeit", die durch Bußmahnungen bewirkt wird, aber zum Guten der Buße führt. So schrieb Paulus an die Korinther (2 Kor. 2, 2): „Wenn ich euch betrübe, wer ist es, der mich erfreue, als derjenige, der durch mich betrübt ist?", d. i.: Ich betrübte euch in dem Briefe, und es freut mich, nicht deshalb, weil ich sah, daß jener Brief euch betrübte, und nicht darum, daß ihr betrübt waret an sich, sondern deshalb, daß ihr betrübt waret zur Pönitenz, zur Buße. Wie kann es, — möchte die Welt sagen, — christliche Liebe sein, Andere zu betrüben? Und doch ist's so; denn durch solche Betrübnis haben sie ihre Trauer in Freude verwandelt.

Das ist göttliche Betrübnis, — nicht eine Betrübnis Gottes; denn könnte Gott sich betrüben, so wäre er nicht Gott und der Himmel wäre aus und die Seligkeit hätte ein Ende. Nein, das ist eine Betrübnis des menschgewordenen Gottes; denn Gott als Gott hat sich nie betrübt, wohl aber Gott als Mensch, als Christus, der Herr, und zwar in Gethsemane laut seines Wortes: „Meine Seele ist betrübt bis zum Tode." — Aber diese Betrübnis wandelte sich in Freude, denn „sich die Freude vorstellend nahm er auf das Kreuz" (Hebr. 12). Und inwiefern und wodurch? Ein Engel vom Himmel erschien und stärkte ihn, indem er ihn erinnerte nicht bloß an seine eigenen Worte nebst dem Willen seines Vaters: „Ich bin nicht in die Welt gekommen, meinen Willen zu thun" . . . (Joh. 6), sondern ihm auch die große Freude vorstellte, die durch dies sein Leiden, seine heilige Menschheit erreichen würde.

Wollen wir also, ihr Christen insgesamt, unsere Trauer in Freude verwandeln, so laßt uns

erkennen in unseren Trübsalen, Leiden und Widerwärtigkeiten, den Willen Gottes, d. i. Gott will, daß du dies deiner Seele zu Liebe leiden sollst; so ergieb dich also dem göttlichen Willen und sage mit Christus: „Dein Wille geschehe;" —

bedenken und sprechen wir aber auch mit Paulus: „Die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der künftigen Glorie" (Röm. 8; 2 Kor. 4), und das Gewicht der ewigen Glorie wirket dann in uns; denn — was ist ein Senfkörnlein gegen einen Berg, und ein Tropfen

Wassers gegen das Meer? Und alles, was man hienieden leidet, ist in Betracht der ewigen Freude nichts, nicht der Mühe wert, davon zu reden.

Weißt du also, wie Christus und die Korinther ihre Trauer in Freude verwandelten, so gehe hin und thue desgleichen! Übe diese christliche Kunst! Und gedenke stets daran, daß alle Trauer, auf welche die Freude folgt, nur eine fröhliche Trauer ist, sowie alle Freude, auf die Trauer folgt, nur eine traurige Freude ist.

II. Die Trauer der Gerechten wird schon hienieden in Freude verwandelt und selbst mitten in ihren Schmerzen empfinden sie eine höhere himmlische Freude.

Wäre Freude aber im Schmerze nicht wirklich zu denken möglich, wie hätte dann sagen können ein Paulus: „Ich habe ein Wohlgefallen an meinen Schwachheiten, Ängsten, Nöten und Verfolgungen. Ich erfreue mich in meinen Leiden, ja, ich bin ganz mit Trost erfüllt und empfinde einen Überfluß von Freude in all meiner Trübsal!"

Woher aber entsteht nun solche innere Freude im Schmerze, oder welches sind die Quellen, aus denen sie hervorfließt? Sie entsteht:

1) Aus dem Frieden des Gewissens und aus dem Bewußtsein der edlen Handlungsweise.

2) Aus der Liebe zum Herrn, zu unserem Gott, — denn für Geliebte leidet man gern.

3) Aus dem Hinblick auf die durch geduldiges Leiden zu gewinnenden großen Verdienste, wie — Weltentwöhnung, Himmelseinbürgerung, Bezahlung der zeitlichen Sündenstrafen, gutes Beispiel, den dem Teufel gebotenen Trotz, Erfreuung der Engel und Auserwählten, Teilnahme an der Gesellschaft der Märtyrer und am Leiden Christi, seine Leidensähnlichkeit und die Aussicht auf den Himmel und auf höhere Seligkeitsstufen.

4) Aus dem sicheren Bewußtsein seiner Vereinigung mit Gott, dem Endziel, Schwer- und Ruhepunkt alles Strebens (Aug.). Was sagt uns nämlich, daß wir schon hienieden Gott im Glauben haben und besitzen? Nicht das Gewissen, das Leben oder der Freund, — die können irren, — sondern nur das gottgetragene Kreuz und Leid; „denn wen Gott lieb hat, den züchtigt er," und „er wird abwischen alle Thränen," und „die mit Christo leiden, werden auch mit ihm verherrlicht werden!"

5) Aus einer besonderen Gnade Gottes, des heiligen Geistes,

mit der er die Gerechten überhäuft, je weniger Trost sie von dieser Erde empfangen. Er giebt ihnen in solcher Gnade einen für alle Leiden entschädigenden Vorgeschmack der Himmelsfreude, von der ein einziges Tröpflein mehr wert ist und mehr Süßigkeit gewährt, als alle Freuden der Welt zusammengenommen. Es sagt ja die heilige Schrift: „Die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes und die Pein des Todes rührt sie nicht an" (sap. 3). — „Ich will sie trösten und erfreuen mit ihren Schmerzen" (Jer. 1). — „Wer sich selbst besiegt, dem will ich geben das verborgene Himmelsbrot, welches niemand kennt, außer dem, der es empfängt" (apoc. 1). „Sie werden den Überlauf des Meeres (des bitteren und salzigen), wie die Milch (die süße, gleich den Kindern an der Mutterbrust) saugen" (Deut. 3, 3).

„Fraget die Augen des Glaubens, und nicht die des Fleisches, und ihr werdet finden, daß oft die Unglücklichsten die Allerglücklichsten sind" (St. Aug.).

Darum haben viele Heilige ihr Kreuz über alles geliebt, sich sogar nach Kreuz und Leid gesehnt, ja sich selbst welches bereitet. St. Katharina hätte um alles in der Welt ihre Dornenkrone nicht hingegeben. Magdalena von Pazzi begehrte nur deshalb länger zu leben, um desto länger leiden zu können. St. Theresia betete: „Gieb mir, o Herr, entweder für Dich zu leiden, oder zu sterben!" Und St. Franz Xaver seufzte in seinen ohnedies so großen Drangsalen zum Himmel: „Mehr Kreuz, o Herr, mehr Kreuz!", gleich als wenn er vom Leid nicht ersättigt werden könnte.

Wie unrecht ist's, die lustigen Kinder der Welt um ihre Freuden zu beneiden und sie deshalb für allein glücklich zu schätzen, — nur auf ihre Rosen, nicht aber auf ihre damit verbundenen Dornen zu sehen, — nur auf ihr äußeres Wohlleben und Frohsein, nicht aber auf ihre innere Trauer, — nur auf ihren Friedensruf, nicht aber auf ihre innere Friedlosigkeit zu merken!

Wie unrecht ist's endlich, Kreuz und Buße für eine qualvolle und zu fliehende Last, und nicht vielmehr für eine leichte Bürde, für ein süßes Joch, für ein trostgesalbtes Kreuz, für ein versüßtes Leid und für eine freudige und fröhliche Traurigkeit anzusehen! (St. Bern.)

III. Christus mahnt im Evangelium, weder im Erdenglück sich übermäßig zu freuen, noch auch im Unglück maßlos zu trauern. Er verwirft maßlose Freude, aber auch maßlose Trauer, — und lehrt, darin allzeit die Mitte zu halten, — oder die Freude nie ohne Trauer, und die Trauer nie ohne Freude zu zeigen.

Es ist ja hienieden Freude und Leid gemischt, — und keine Freude ohne Leid, und kein Leid ohne Freude, und — auch Alles auf Erden ist einem beständigen Wechsel unterworfen.

Unglücklich sind alle, die sich übermäßig freuen — und die maßlos trauern. Allzeit mit Heraclit trauern, ist närrisch, — und allzeit mit Democrit lachen, ist unsinnig. Nie soll der Mensch der Freude so ergeben sein, daß er dieselbe nicht auch mit einem Tropfen Wermut oder Bitterkeit vermische, — noch auch soll er dem Schmerze sich derart hingeben, daß er im selben nicht auch Raum finde für die Freude. —

In dem Leid soll man nicht vergessen, daß es die Quelle, die Mutter und der fruchtbare Baum der Freude ist, — aber auch in der Freude soll man daran denken, daß sie oft der Vorbote der Trauer ist.

So lehrt es Christus mit Wort und Beispiel. Wehe denen, die stets lachen, — aber auch jenen, die stets trauern! Selig aber sind, die im Herrn und nicht in der Welt sich freuen und trauern, — aber auch, die nicht zuviel sich der weltlichen Freude, noch der Erdentrauer ergeben, sondern im Hinblick auf der Zukunft Freude und Leid sich mäßigen; denn Erdenwohl und Himmelsseligkeit — oder Jammer und Hölle hängt davon ab.

Maßlose Freude und Trauer sind dem Menschen an Leib und Seele schädlich, aber auch unchristlich, weil darin übermäßig sein, nicht christlich leben, noch Christo nachfolgen heißt.

1) Weltliche Freude und irdisches Wohlergehen sind an sich sittlich-gleichgültige Dinge und werden von Gott den Guten und Bösen gegeben, — und scheinbar den Bösen mehr, als jenen, insofern die Bösen ja an Zahl die Guten überwiegen, — aber auch in Wahrheit, dann nämlich, wenn die Bösen mit dieser Welt abgefunden werden und sie keinen Himmel erlangen. Gleichwohl sind und werden laut des Herrn Wort: „Die Welt wird sich freuen", Weltfreude und Wohlergehen nach der guten oder bösen Beschaffenheit ihrer Empfänger selbst gut oder böse. Und demgemäß sind sie auch, — nicht bei den Gerechten, — sondern bei den Sündern als die verdächtigen Boten künftigen Leides aufzufassen.

2) Weltfreude und Wohlergehen sind aber auch kurz und vergänglich, lügenhaft, falsch und betrüglich — und auch überaus schädlich in ihren seelischen Einwirkungen Gott gegenüber, so daß Freundschaft dieser Welt dann Feindschaft gegen Gott ist (Jak. 4, 4).

Warum wollten wir im Glücke uns übermütig erfreuen?

Alles Glück ist ja wie ein Spinnengewebe, mit dem die Welt ihre Seele ausspinnt und leer macht, und das die Magd des Todes demnächst hinwegkehrt. Da spinnen und sinnen, dichten und trachten, laufen und rennen die Menschen, um Mücken und Fliegen zu fangen, und — wenn sie meinen, solche erhascht zu haben und zu genießen, kommt jählings ein Windstoß oder der Besen, und streicht Spinnen samt Gewebe herunter, und sie werden mit Füßen zertreten und — auf immer ist's geschehen um Leib und Seele (ps. 89).

Ist's nicht ein wahres Sprichwort: Den die Welt heute hält und wie einen Gott erhoben, so daß er meint, er höre schon die Engel singen und die Götter reden, — der wird über ein kleines zum Spotte und von jedermann verlacht!?

Ist nicht großes Glück der Erde zumeist ein Vorbote baldigen Unglücks? Sagt ja schon der Heide Seneca: „Nichts erscheint mir unglücklicher, als derjenige, dem nie etwas Widerwärtiges sich ereignete!" Und — lehrt schon die Philosophie der Welt: „Unglücklich ist, wer immer glücklich ist!" — so bestätigt dies im vollsten Maße das Christentum. Und warum?

Nun — aus dem steten Glück der Zeit entsteht der Hochmut, und — sodann die Vergessenheit auf Gott und seine Gnaden und Wohlthaten, — und aus diesen beiden gehen wiederum hervor viele Sünden, die zum Unheil führen. Mit einem Worte: Man kann nicht zugleich Teilnehmer sein am Tische des Herrn und auch am Tische des Dämons, wie die Geschichte vom reichen Prasser und vom armen Lazarus zeigt.

Und dennoch könnten wir Christen ein immerwährendes Erdenglück begehren, — könnten in solchem uns befinden, ohne zu fürchten für unser Seelenheil, — könnten es wohl gar für ein Zeichen der Gottauserwählung halten — oder auf die Glücksmenschen mit neidischen Blicken, anstatt mit Mitleiden, schauen?

Nein, unser Wahlspruch sei: unsere weltliche Freude mit der christlichen Trauer zu vermischen, um sie, nach dem Willen des Herrn, in wahre und himmlische Freude zu wandeln.

Welche Freude wir aber stets als heilsame suchen und genießen sollen auf Erden, das ist die Freude in Gott, dem Herrn, und zwar wegen der himmlischen Auserwählung und dem Zeugnisse eines guten Gewissens. —

IV. Maßlose Erdentrauer ist gleichfalls unchristlich und schädlich, ja noch viel schädlicher, als die maßlose Weltfreude.

1) Wohl wissen wir vom Herrn, daß die Frommen hienieden mehr Trauer haben, als die Gottlosen und zwar

wegen der eigenen und fremden Sünden, wegen des Gerichtes und des ungewissen Endurteiles;

wegen der Armseligkeiten des Erdenlebens, dieser Fastenvigilie des himmlischen Festes und des Thränenthales, — und wegen der die Guten überwiegenden Zahl der Bösen, dieser „Ursache, aus einem Lande hinwegzufliehen" (Plato); und

wegen ihres verzögerten Einganges in die ewige Heimat. —

Allein das ist keine schädliche Erden-, sondern eine heilsame und gottselige Trauer; die Gerechten genießen in dieser, die süßeste Herzensfreude solchen Bewußtseins und die Hoffnung auf die baldige Verwandlung derselben in Freude durch den Erden- und Himmelslohn.

2) Anders ist's mit der Erdentrauer, die nur wegen irdischen Dingen und zwar sich maßlos betrübt, ohne an Gott zu denken. Sie ist eine Quelle besonders von drei Hauptübeln (Sir. 38, 19)!

a. Sie kürzt ab das Menschenleben, beschleunigt den Tod, lähmt die Kraft, beugt nieder den Nacken und ist eine wahre Lachesis. Sie vertrocknet die Säfte des Menschen, macht melancholische Milzbrüder, traurige Grillenfänger, einsame Maulhänger; — Maulhenkerlisten aber sind schlimme Christen. „Die Traurigkeit hat schon viele getötet" (eccl. 30, 25), — und — sind auch viele an maßlosem Lachen der Freude gestorben, noch weit mehr brachte die maßlose Trauer ins frühe Grab, und — in die Hölle. Ist's aber schrecklich und ungerecht, Andere töten, so ist's höllisch und teuflisch, sein eigener Henker und Mörder zu sein! — Befolge darum den Rat der Salernitanischen Schule: „Fehlt dir's an Ärzten, so seien es diese drei: ein heiterer Geist, mäßige Ruhe und Diät!"

b. Sie vernichtet auch die Lust zu allem Guten, zur Tugend des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, und zum guten Werke — und führt zum Bösen und zur Verzweiflung. „Die Prophetie ruht nicht über einem Traurigen," lautet ein hebräischer Spruch.

c. Sie verkehrt den Menschen in ein sinnliches und unvernünftiges Geschöpf, wie einst den Nabuchodonosor, — und ist schädlicher, als jede diabolische Einwirkung, weil die Dämonen am meisten den schwarzgallichten Menschen, wie Kain und Judas, nachstellen, — und sie verhindert auch am meisten die Einkehr des gottgegebenen heiligen Geistes.

Solche maßlose Erdentrauer ist somit ein das Herz zerfressender

Wurm, eine es zernagende Viper, eine Motte, eine Schabe, und — so durchwühlte, zernagte und durchfressene Menschenseelen, Gemüter und Herzen, haben keinen Wert mehr fürs Leben, sondern nur fürs Feuer der Hölle.

Warum wollten wir also uns zu sehr der Erdentrauer hingeben oder in der Trübsal verzagen? — Alle und jede ist in letzter Instanz von Gott gefügt, — und jeden Augenblick kann sich das Blatt wenden! Darum tröste deine betrübte Seele wie David, mit der Hoffnung auf Gott.

Solon tröstete einst seinen weinenden Freund, indem er ihn auf einen hohen Ort führte und ihm die Häuser der Stadt zeigte und zu ihm sprach: „Gedenke, wie viel der Betrübnisse in diesen Häusern vor Zeiten gewesen, noch sind und hinfüro sein werden, — und beweine nicht die gewöhnlichen Übel der Menschen, gleich als träfen sie dich nur allein!"

Der Redner Demonar tröstete einen, den Tod seines Sohnes Beweinenden mit dem Worte: „Ich gelobe dir, ihn von den Toten wieder zu erwecken, wofern du mir drei Menschen nennen kannst, denen keine Widerwärtigkeit und Trübsal widerfahren war!"

Der Gesetzgeber der Lydier, eines asiatischen Volkes, gab — wie Seneca berichtet, — dessen Bürgern folgendes Gesetz: „Daß, wenn sie trauern wollten, sie die Mannskleider ausziehen und Frauengewande anziehen sollten, weil Trauern und Weinen einem tapferen Gemüte übel anstehen!"

Diogenes aber antwortete auf die Frage: „was ihm alle seine Philosophie genützt?" sehr weise: „Hätte sie mir auch keinen anderen Nutzen gebracht, so habe ich doch den Vorteil von ihr, daß ich bereit bin, Glück und Unglück auszustehen!"

Ist so die heidnische Philosophie schon imstande, das in Trübsal trauernde Menschenherz zum inneren Troste zu erheben, — wie viel mehr muß es das Wort der menschgewordenen Weisheit.

Ja, gewiß und sicher und im ausreichendsten Maße das Menschenherz von der maßlosen Erdentrauer zu befreien und heiter zu stimmen, — das vermag nicht die Welt, weil sie nichts mit der Menschenseele zu schaffen hat, — sondern nur Gott in Christo, der Schöpfer, vermittels und zufolge des eifrigen Gebetes, dieser Harfe Davids. Bist du also traurig, so bete (Jak. 5, 3).

Laßt uns deshalb in allen traurigen Ereignissen trauern im Gebete zu Gott, — und in freudigen uns freuen in Gott, unserem Heilande (Habak. 3, 18)!

V. Daß nun im Worte des heutigen Evangeliums: „Die Welt

wird sich freuen" über die Christentrauer, nicht die große oder elementare, sondern nur die kleine, d. i. die Menschenwelt, aber auch nicht die ganze Menschenwelt gemeint sein kann, dürfte schon aus der Sache selbst zu ersehen sein; denn die Menschenwelt ist eine zweifache, die Welt Jesu Christi und die des Teufels.

Es ist die teuflische Menschenwelt.

Warum wollten da die Christen sich grämen ob der von solcher Welt über ihre Drangsale geäußerten Schadenfreude? Besitzt die Christenheit nicht bei all ihrer Trauer Gott in Christo und mit ihm alle wahren Güter der Zeit und Ewigkeit, und die unchristliche Menschenwelt bei all ihrem äußeren Glanz nur das zeitliche und ewige Verderben im Innern?

Darum laßt uns als Christen in der Welt Christi oder seiner Kirche leben, und lieber mit ihm unsere Trauer in Freude verwandeln, als mit der Teufelswelt eine gottlose, aber verderbliche Freude teilen.

# Am vierten Sonntage nach Ostern.

Evangelium. Ich gehe hin zu dem, der mich gesandt hat (Joh. 16, 5—14).

I. „Ich gehe nun hin zu dem, der mich gesandt hat, und niemand von euch fragt mich, wo gehst du hin? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt!“

„Niemand von euch fragt mich, wo gehst du hin?“ So sind einmal die Menschen beschaffen. Sie haben große Begierde, jenes zu erfahren, was sie nicht angeht und ihnen keinen Nutzen bringt, — geringe oder keine Beflissenheit aber, um das zu wissen, was sie angeht und ihnen zum Heile gereicht.

Natürlich war ihre Trauer wegen dem Hingange des Herrn, und daß sie nunmehr ohne seine persönliche Gegenwart leben und wirken sollten.

„Aber ich sage euch die Wahrheit.“

Ich, der ich die unerschaffene Wahrheit oder die Wahrheit im Wesen, und so auch in der Erkenntnis, im Wort und in der Wirkung bin, sage euch die Wahrheit.

„Wie nämlich der Mann, so ist die Rede“ (Sokrates), wenn wahr, so wahr, — wenn lügenhaft, so lügenhaft.

Wie das Herz, so ist der Mund. Und — wie die Rede, so ist das Herz.

Wie der Wein im Faß ist, so kann kein anderer daraus fließen. „Was ein jeder ist, bezeugt die Zunge“ (Aristot.). Mag die Welt noch so viel heucheln, an der Zunge hat sie ihren Verräter. Vom Uhrwerke der menschlichen Gedanken ist der Zeiger die Zunge.

Im Spiegel der Worte sieht man den Menschen selbst. — Ist

das Herz voll Frieden oder voll Neid, so sind auch die Worte danach, — und sind die Worte müßig, unflätig, ehrabschneidend und fluchend, oder das Gegenteil davon, so ist auch nicht anders das Herz beschaffen.

Auch die Arzneiwissenschaft weist darauf hin. Warum schaut der Doktor beim Patienten zuerst nach der Zunge? Weil nicht bloß die Lunge, sondern auch das Herz, mit der Zunge durch gewisse Nerven verbunden sein sollen, kraft deren aus der Beschaffenheit der Zunge der gesunde oder ungesunde Zustand des Herzens zu erkennen sei, d. i. „die Zunge ist eine Botschaft des Herzens“: fürchtet sich das Herz, so zittert die Zunge, — oder ist das Herz erhitzt, so geschwillt die Zunge. — So ist's auch in geistiger Beziehung.

Wie sollte es nicht Pflicht aller Christen sein, sich an der pfingstlichen Pforte des Festes des heiligen Geistes, als des Herzensbildners und des Wortdirigenten, vor den Spiegel ihrer Reden zu stellen, um darin zu sehen, „wer und was sie sind?“, ob Galiläer oder Samariter, — ob katholische Christen oder Andersgläubige, Heiden oder Juden, — ob aus Gottes heiligem Geist oder aus dem Freigeist des Diabels? Wie jedoch auch die Antwort laute, alle sollen wir uns bemühen um die Gnade des heiligen Geistes zum rechten und guten Leben und Reden, und um so inbrünstiger nach seiner Hilfe gegenüber der epidemischen Rede- und Preßpest verlangen, je weniger die Menschen sich selber zu helfen vermögen.

„Es ist euch gut, daß ich hingehe.“ Gut sollte der Leidenshingang und die Himmelfahrt seiner Menschheit für sie sein wegen der Sendung des heiligen Geistes, als ihres Trösters und des Überführers der Welt, — und auch deswegen, um ihnen damit jeden Zweifel an seiner Auferstehung zu benehmen, und seine leibliche Person durch seine geistige, darum viel nähere und wirkungsvollere Gegenwart zu ersetzen.

„Er wird die Welt überzeugen von der Sünde, der begangenen, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit, aber der unterlassenen, weil ich zum Vater gehe und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte Gottes, dem nicht gefürchteten, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist!“

1) Er nimmt weg die Sünde, indem er die Menschen des Irrtums überführt und des Besseren belehrt.

2) Er pflanzt ein die Gerechtigkeit, indem er die Welt überzeugt von der Gerechtigkeit Christi, von ihrer eigenen Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit.

3) Er weist sie hin auch aufs künftige Gericht, — auf das allgemeine des jüngsten Tages — und auf das satanische Gericht, in der Kraft des heiligen Geistes, besonders im Exorcismus.

„Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber der Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hört, wird er reden, und was zukünftig, euch verkünden!"

Dies lehrt uns klar das Amt und Wirken des heiligen Geistes innerhalb der Kirche Christi und verdammt der Welt Unglauben betreffs der Lehren der vom heiligen Geiste geleiteten Kirche mitsamt dem unsinnigen, widerspruchsvollen und lügenhaften Einwurf der Welt: „Ich glaube nur das, was in der Bibel steht!" — nicht aber der „ererbten Väterlehre oder Überlieferung, die nur Menschensatzungen enthält."

Ginge der Glaube nur aus der Bibel hervor und nicht auch aus der ererbten Überlieferung der Väterlehren, — wo konnte da der Glaube herkommen, als an Bibeln noch nicht zu denken war? — und woher hatten dann Adam, die Patriarchen und Propheten, die doch keine Bibeln hatten, ihren Glauben? Wie konnten dann die Apostel an Christi Messiaswürde glauben, da wohl die Beschreibung desselben in der Bibel stand, aber nicht, daß er es war? Wie konnte Christus Unglauben den Juden vorwerfen, und den des Thomas tadeln — auch ohne Bibel? Wie konnten die ersten Christen glauben, wo noch keine Bibel des Neuen Testamentes geschrieben war? Wie konnte Johannes berichten, es sei nicht alles aufgeschrieben worden?

Sollte man aber nur das in der Bibel Stehende glauben, nicht aber auch das von den Kirchenvätern Überlieferte, — wie könnte man ohne Tradition wissen, daß dies oder jenes Buch, diese oder jene Schrift, die Bibel oder das Wort Gottes sei? Wie könnte man besitzen ein apostolisches Glaubensbekenntnis — oder festhalten die Lehre des nicänischen Konzils, die zwei Naturen Christi, die Höllenfahrt seiner Seele, die Kindertaufe, das erlaubte Fleischessen von erstickten Tieren, die Sonn- und Festtagsfeier, da von alledem nichts in der Bibel oder das gerade Gegenteil enthalten ist? Wo würde es noch Christenglauben auf der Welt geben, wenn man die Bibel verwirft oder sie von der Welt abhanden kommen sollte?

Doch zugegeben, man wollte nur glauben, was in der Bibel steht, und zwar bei Verlust der Seligkeit, da, wer nicht glaubt, schon

gerichtet ist, — so hätte man damit sich auch verpflichtet, der Kirche Gottes und all ihren, vom heiligen Geiste geoffenbarten Lehren zu glauben; denn in der Bibel steht ja deutlich: „Wer die Kirche," d. i. Christi Diener, „nicht hört, der sei euch wie ein Heide und Publikan," d. i. der hört auf, ein Christ zu sein.

Wohlan, so ist also der alleinige, die Tradition verwerfende, Bibelglaube — Unsinn, Widerspruch und Lüge.

Der Kirche muß man, auf Grund ihrer Leitung und beständigen Belehrung durch den heiligen Geist, glauben; denn was in der Bibel wie Tradition als Gottes Gesetz, und was als Menschensatzung anzusehen ist, das kann nur die vom heiligen Geiste belehrte Kirche entscheiden. Und wäre es darum Gottes-Lästerung, sein Gesetz hinter die Menschensatzungen zu stellen, — so wäre es gleiche Lästerung, in den, von der Kirche als apostolisch erklärten Gesetzen „Menschensatzungen" erblicken zu wollen.

Hören wir darum stets die Kirche, so wird Gottes Geist nichts in uns finden, um uns ob des Unglaubens zu richten und zu strafen; folgen wir aber der Welt, so wird er uns, wie die Welt, vom Gerichte überweisen.

II. Der heilige Geist überführt, tadelt, richtet und straft die Welt nicht bloß ob des gerechten Gerichtes Gottes, sondern auch ob ihres eigenen falschen Gerichtes, ob ihres *argen Denkens* und *Übelredens*.

Die *Welt* bleibt stets die alte, die alles, auch das Beste zu bekriteln, zu *tadeln* und zu beschnarchen, für nötig hält.

Sie sucht und findet ihrem Vorgeben nach unter jeder Salbeistaude eine Kröte, in jedem Holz einen Wurm, in jedem Diamant einen Makel, in jeder Börse einen Knopf und in jedem Auge einen Splitter. Alles ist nach ihrem Augenmaße krumm, auch das Schnurgerade, — alles schwarz, auch die schneeweiße Unschuld, — alles strafmäßig, auch die auserlesenste Tugend. Thut man das, so ist's ihr unrecht, — und thut man das Gegenteil, so ist's abermals unrecht. Sie schändet die Untugend, aber umkleidet auch die Tugend mit den Lumpen des Lasters, um sie schänden zu können.

Kurz, die Welt ist eine *verschrobene* Närrin, eine tadelsüchtige *Beschnarcherin* und *wer da meint*, sich bemühen zu müssen, *der Welt durchgehends recht* zu *thun* und nach ihrem Sinne zu handeln, der ist auf der *Holzfährte* und verlangt nicht bloß *Verbotenes*, sondern sogar *Unmögliches*.

Mit den Urteilen der Welt ist's, wie mit ihren Modetrachten. Heute die oder jene: Lange Röcke und kleine Hauben mit dem Ausrufe: „Ach, das steht schön!" — und kaum ein halbes Jahr darauf kurze Röcke und hohe Hauben, und alles Frühere gilt als häßlich, so daß das Zeug zum Kleide länger dauert, als das Gutachten der Welt. So veränderlich ist sie in all ihren Urteilen.

Und der Grund solcher Unbeständigkeit liegt keineswegs in ihrem verfälschten Verstande, sondern nur in ihrem verkehrten Willen.

Als Johannes kam und fastete, tadelte ihn die Welt: „Er hat einen Teufel," — und da hätte man glauben sollen, es würde ihr Christus besser gefallen, der gegessen und getrunken, allein da schrieen sie: „Er ist ein Schlemmer!"

Und wie ihnen, ist's allen Heiligen und Gerechten ergangen. In all ihren, auch den schönsten Tugenden hat die Welt Ursache gefunden, sie zu rupfen, zu tadeln und zu zerzausen, — und noch heute wäre sie bereit, sollte Einer (laut Spruch) vom Himmel fallen, ihn und sein Thun und Lassen gebührend durchzuhecheln.

Die Welt will nun einmal, zufolge verkehrter Willensrichtung, schmähsüchtiger Natur und grundbösen Wesens, eine sogenannte Zwickmühle haben, um zu ihrem Vorteil bald schmähen, bald loben zu können. Sie trägt sozusagen eine Zange bei sich, mit der sie von beiden Seiten her zwickt und sich so getraut, jeden Menschen in der Mitte zu fassen.

Beispiele sind: Die Pharisäer, die ihre Versuchungsfragen an Christus stets auf Schrauben stellten und bereit waren, ihn zu tadeln, — wie auch die Antwort ausfiel.

Hunerich, der Vandale, suchte die Katholiken für seine Irrlehre zu gewinnen, — und doch bestrafte er nicht bloß die Widerstrebenden, sondern auch die Übertretenden, als gewissenlose, Gott und Kirche untreue Menschen.

Das vor dreihundert Jahren die Katholiken mit schweren Anklagen verfolgende England sprach sie keineswegs frei, trotzdem sie in ihren Häusern keine staatsgefährlichen Waffen hatten, sondern bestrafte sie gerichtlich, weil man die den Unterthanen vorgeschriebenen Waffen nicht vorgefunden.

Hieraus erhellt, daß wir hinfort auf die Welt und ihr Urteil keine Acht mehr haben sollen.

In unserem gottbestellten Beruf haben wir uns zu verhalten wie die Schiffer, die, versehen mit Kompaß und Windfahne des

Mastes, zum Innehalten der Fahrt doch nur auf den Kompaß, nicht aber auf die Windfahne merken, weil die Winde bald rechts oder links umspringen, und bald von dieser, bald von jener Seite blasen, und sie nie zum gewünschten Hafen gelangen ließen, wollten sie ihnen folgen. — Der Kompaß ist für uns Gottes Gesetz, Gebot und Wille, nebst dem eigenen Gewissen, die Windfahne aber das Urteil der Welt. Wohl können wir gleich den Seeschiffern alle Winde benützen und auch den widrigen so abfangen, daß er uns zum Vorwärtsfahren dienen muß, d. i. der Welt Lobreden zum größeren Tugendeifer und ihre Schmachreden zur Geduld und zum Himmelsverdienst verwerten; allein nicht nach ihnen richten wir unseren Kurs, sondern nur nach Gottes Willen.

Nichtig ist der Einwand, „es sei doch gar zu schwer, sich nicht nach der Welt zu richten, da man mit ihr doch leben und legen müsse," — weil es eben nur jenen schwer fällt, die voll Hoffart oder gar zu empfindlich sind.

Und — solltet ihr dennoch die Freundschaft der Welt neben der mit Gott für unerläßlich halten, so würdet ihr unfehlbar zwischen zwei Stühlen niedersitzen und weder Gott noch die Welt auf euerer Seite haben; denn, „wer ein Freund dieser Welt sein will," „der wird zum Feinde Gottes" und „das Geschrei der Schande wird über seiner Glorie sein", d. i. eine Zeit lang wird scheinbar die Welt dich ehren und mit ihrer Lobhudelei in den Wahn versetzen, als ob du bei ihr in Ehren ständest, aber jählings wird sie über dich allen gesammelten Unrat ausschütten und dich so zurichten und schänden, daß du dich vor keinem ehrlichen Menschen wirst sehen lassen dürfen. So hat sie Tausende beschmutzt und beschämt, und wer getraute sich, besser von ihr behandelt zu werden?

Nein, — der Welt gegenüber muß man verschieden von der Menschen Brauch sich verhalten, d. i. wie die, welche auf dem Kopfe stehen und auf den Händen gehen, aber nicht wie gewöhnliche Gaukelspieler, um von ihr gelobt, sondern getadelt zu werden, um den Engeln und Himmelsbewohnern zum ernsten und erhabenen Schauspiel zu sein d. i. „man muß gerade, mit allem Fleiße ihr schnurstracks entgegenhandeln."

Und — wenn St. Augustin von den Christen sogar verlangt, sich gegen die Welt unbescheiden zu zeigen, auf daß sie merke, sie sei bei uns verachtet und Christus allein geehrt, wär's etwa zuviel gefordert von uns, deren Stirn in der heiligen Firmung gesalbt und geheiligt worden? — Was wären wir, so wir der Welt nicht entgegen-

zutreten und die Stirne zu bieten vermöchten, für jämmerliche und gottes-erbärmliche Christen?

O daß uns Zeitlebens Christi Wort in den Ohren klänge: „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in seiner, des Vaters und der Engel Herrlichkeit!"

III. Unter freventlichem Urteil ist nicht zu verstehen die Befürchtung oder Argwöhnung von Übeln des Nächsten, womit es häufig verwechselt wird, sondern der Glaube, es sei etwas aus böser Absicht geschehen, was auch aus anderer Meinung geschehen konnte.

Schwer sündhaft ist das freventliche Urteil, weil es ein unheilvoller Eingriff in Gottes oder Christi göttliche Majestät und Richteramt ist.

Oder ist's nicht schon großer Frevel gegen die menschliche Majestät, einen mit königlichem Siegel verschlossenen und für den König bestimmten Brief eigenmächtig und unberechtigt zu erbrechen und zu lesen, und — es sollte kein Frevel sein, das Gott allein vorbehaltene Siegel des Menschenherzens zu eröffnen und zu beurteilen seine Geheimnisse, verborgenen Gedanken und Absichten, diese von Gott so wohl verwahrten, versiegelten und verschlossenen Schriftzüge, die er keinen Anderen, nicht einmal die Engel, außer sich, wissen lassen will (Deut. 32, 34)?

Unheilvoll und strafmäßig sind aber alle Eingriffe in fremdes Gebiet und in Anderer Gerechtigkeit, wo immer sie, in Stadt oder Land, in geistlichem oder weltlichem Stande, vorkommen; denn sie zertrennen die Menschheit, stürzen in Unordnung und Feindseligkeit, sind äußerst schwer zu beseitigen und werden darum gerne vermieden.

Greife also Christo nicht ein in sein Gericht, um nicht vom heiligen Geiste mit der Welt gestraft zu werden. Selbst wenn du etwas mit den Augen siehst, den Ohren hörst und den Händen greifst, mußt du doch wissen, daß du weder der ordentliche, noch kompetente Richter bist, diese Sache dich nichts angeht und du auch nicht fähig bist, darüber zu urteilen, sondern nur Christus der allgemeine Richter ist, dem alles Urteil vom Vater übergeben worden.

Schwer sündhaft ist das freventliche Urteil, weil der Menschen Urteile gegenüber den göttlichen meist falsch und betrüglich sind. Wer nämlich in der Finsternis wandelt, und die Welt ist pure Finsternis (Joh. 1, 5), — wird leicht im Gesichte betrogen und zum falschen Urteil geleitet, so daß er aus dem Blatt einen Vogel, aus

dem Baumstock ein großes Tier und aus dem Schatten einen leibhaften Menschen macht.

Woher kommt's, daß manche Person vor Gott sittlich gut, vor der Welt aber für doppelt lasterhaft gilt?

Wie haben sich betrogen die Augen nach Christi Auferstehung an seiner Person!

Wie viele Verblendungen der Augen giebt's, bald hervorgerufen durch die Welt, bald vom Dämon, bald von der Beschaffenheit des Innern!

Man urteilt wie Meister Schuster über das Gemälde des Apelles, seine Venus, und nicht bloß über den gemalten Schuh, sondern auch die Kleidung, und man muß dann hören: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten!"

Welches ungerechte und freventlich richtende Urteil der Trunkenheit hat Heli über die im Tempel, nicht laut, aber innerlich bis zur Bewegung der Lippen, betende Anna, die Gattin Elkanas, gefällt?

Und — welch Beispiel lehrt klarer und weiser: aus Vorsicht, nicht nach dem äußeren Schein trotz aller Versuchung zu urteilen, um nicht als Lügner erfunden zu werden, als das des heiligen, neutestamentlichen Joseph gegenüber seiner schwangeren Gemahlin Maria. Sie als Ehebrecherin anzusehen, schien ihm freventlich, sie aber für schwanger in der Jungfrauschaft zu halten, naturwidrig zu sein; gleichwohl glaubte er mehr ihrer Keuschheit, als ihrem Leibe, — mehr der Gnade, als der Natur, mehr an die Möglichkeit einer Jungfrauschaft ohne Mann, als an die ihrer Sünde (St. Chrysost.). Fürwahr, ein herrliches Beispiel zur Nachahmung: bevor wir über unseren Nächsten urteilen, alle möglichen und erdenkbaren Ausflüchte und Vorwände anzuwenden, — und zur Beschämung für alle, die aus jedem Schatten und scheinbaren Argwohn, sozusagen aus einem puren Nichts, aus der geringsten Ursache, um nichts und wieder nichts, — sofort freventliche Urteile über ihren Nächsten aufstellen und fällen!

Das freventliche Urteil ist schwer sündhaft, weil es, entgegen aller natürlichen Ordnung aus dem Nichts etwas Großes macht,

und weil es schnurgerade verstößt wider die Liebe im Gebote der Natur.

Was ist aber die Ursache und Wurzel des freventlichen Urteils? Nicht selten

die Leichtgläubigkeit auf das Hörensagen, ohne zu fragen, ob's wahr, und ohne zu bedenken, daß Lügen eine leichte Kunst und

oft nicht der dritte Teil des Geredes wahr ist, — und anstatt mit Thomas zu sprechen: „Ich will's nicht glauben, wenn ich's nicht mit Augen sehe und mit Händen greife.“

Das verkehrte, leidenschaftliche Leben des Urteilenden, da die Schlechtesten auch am übelsten urteilen. „Wer hinter dem Ofen gesessen, sucht auch gern den Anderen dahinter,“ oder: „Es sieht kein's das Andere hinterm Ofen, so es nicht selbst dahinter gesessen,“ d. i. wer keine Ehre hat, läßt auch Anderen keine Ehre, nicht ungleich den Kettenhunden, die sowohl Diebe, wie ehrliche Leute, anbellen. „Kein böser Vogel singt einen guten Gesang und kein unreines Auge sieht etwas Reines.“

Und warum beurteilt so mancher eine Frau für eine unehrliche Person? Nur weil er selbst nichts Gutes ist und in der Unkeuschheit bis über die Ohren steckt!

Wirft aber jemand ein: „Ich urteile weder aus Haß und Neid, noch aus leerem Topfe, sondern nur nach der Wahrheit dessen, was ich mit meinen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört, d. i. wegen der bemerkten Trunkenheit oder Gotteslästerung eines Menschen urteile ich, er sei ein Trunkenbold oder Lästerer, — und das kann und soll man doch?“ Mit nichten, — Vernunft und Christentum gestatten niemals, aus einem einmaligen Vorkommnis auf die stete Beschaffenheit, ebensowenig wie vom Habitus auf einen Akt zu schließen. —

Und sollte des Menschen Untugend auch als Akt und Habitus unwidersprechlich wahr sein, so lehrt doch das Christentum, dieselbe zu entschuldigen (Röm. 14, 4). „Entschuldige die Absicht, so du es nicht kannst beim Werke. Glaube an Unwissenheit oder an Überraschung oder an plötzlichen Fall. Und wenn die Gewißheit gänzlich die Verschweigung der Sache behindert, so berede dich nichtsdestoweniger selbst und sage bei dir: Allzuheftig war die Versuchung, und was hätte sie betreffs meiner erreicht, so sie gegen mich solche Gewalt erhalten hätte?“

Und wer weiß, ob nicht ein jetzt Leichtsinniger noch frömmer wird, als keiner von uns ist?

Kein besseres Schutz- und Heilmittel aber giebt's gegen das freventliche Urteil, als:

1) der Gedanke an seine Pflicht, sich erst selbst in seinem Gewissen zu richten, bevor man Andere richtet; denn worin man Andere richtet, davon muß man selbst frei sein, sonst würden wir in die Strafe des heiligen Geistes fallen.

2) der Gedanke an Gottes Mißfallen am Richten Anderer und sein Wohlgefallen am Nichtrichten mit dem untrüglichen Versprechen, uns zu verschonen, so wir den Nächsten mit Urteilen verschonen.

Was kann Gott angenehmer sein, als die Fehler seiner Nebenmenschen zuzudecken mit dem Mantel der christlichen Liebe, der so groß, lang und breit ist, daß er alle Sünden bedecken kann (Eph. 1, 4)? Wie gottgefällig erschien des Kaisers Konstantins Lieblingswort: „Sähe er auch eines Priesters Fehler, so wolle er sie doch mit seinem königlichen Purpurmantel bedecken!" — Darum lobte und segnete auch Noa seine zwei Söhne Sem und Japhet, während er dem Cham das Kleid der Verfluchung angezogen, weil er keinen Mantel der natürlichen Liebe gehabt, die Blöße seines Vaters mit Vergnügen angesehen und auch seinen Brüdern angedeutet. Wird's nicht Gott so auch mit dir, wie mit Cham, machen, so du mit falschem, ungerechtem Urteile und gottloser Zunge Andere entblößest, während du andererseits für den Deckmantel der Liebe den zeitlichen und ewigen Lohn empfängst und im Himmel mit dem Hochzeitskleide der hellglänzenden Glorie erscheinst?

Und welcher Trost ist's erst, auf dem Sterbebette sagen zu können: „Wohl erkenne ich mein sündhaftes und leichtfertiges Leben und fürchte mich ob dessen vor meinem göttlichen Richter, — allein, weil ich keinen Menschen für geringer, als mich, noch mich für besser, als Andere, angesehen, und weil ich niemanden gerichtet und jedem verziehen, so hoffe ich, auch von Gott, laut seines Versprechens, nicht gerichtet zu werden, sondern seine Verzeihung zu erhalten!"

IV. „Niemand von euch fragt mich." Dies Wort lehrt uns die Fragekunst.

1) Das gute Fragen ist das aus Wißbegier oder aus der Beflissenheit, dasjenige zu wissen, was uns angeht und nützlich ist.

Heilsam, recht und tugendhaft, ist das Fragen nach Gott, wegen des Seelenheiles, Standes, Berufes und des Guten, laut Spruch: „Mit Fragen kommt man weiter!"

Sind wir ja alle verpflichtet, dies zu wissen und ist solches Wissen auch nur durch Fragen und Nachforschen zu erwerben.

2) Das üble Fragen ist das der Neugierde, ob der großen Begierde, dasjenige zu erforschen, was uns nicht angeht und keinen Nutzen bringt. Und dies ist Gott und Menschen verhaßt, und an Leib und Seele schädlich.

Den Menschen sind die Neugierigen verhaßt und überlästig, wie die überall hinkriechenden Frösche Pharaos.

Bei den alten Locrensern war die Neugierde so verhaßt, daß sie zur Ausrottung solchen Lasters sogar ein Gesetz erließen des Inhalts, daß, wenn jemand, von auswärts zurückkehrend, fragte: „Was giebt's Neues?" oder wenn jemand etwas Neues erzählte, man ihn mit einer gewissen Strafe belegte.

Auch Gott ist die Neugierde verhaßt. Der Heide Euclid antwortete auf die Frage: „Wie Gott beschaffen sei?" also: „Anderes weiß ich zwar nicht, aber das weiß ich, daß ihm die Fürwitzigen verhaßt sind." Beweis ist der plötzliche Tod jener siebzig Vornehmen der Stadt Bethsames ob ihres vorwitzigen Anschauens der zurückgebrachten Arche.

Auch höchst schädlich an Leib und Seele ist die Neugierde, und lang ist das Register der aus ihr hervorgehenden Übel, Gefahren, Nöten, Ängste, Bedrängnisse und Leidenschaften.

Die altheidnische Mythe erzählt von Atheon, einem leidenschaftlichen Jäger, daß er auf der Jagd hinterm Gesträuch an einem Wasser, in welchem sich Diana nebst anderen Göttern im Sommer zu baden pflegte, den Badenden neugierig zugeschaut, von Diana aber entdeckt, zur Strafe ihres Zornes in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden verkannt, angefallen und zerrissen worden.

Eine andere Mythe berichtet von den in einen Schlauch eingesperrten Winden, welchen Ulysses einst für seine Seefahrten von Äolus, dem Gott der Winde, zum Geschenke und damit die Gewalt und Verfügung über sie erhalten hatte, um sich nach Belieben derselben zu bedienen. Es war für ihn ein sehr nützliches und auch nötiges Geschenk, dessen er sich aber nicht lange erfreuen sollte, weil seine Reisegefährten während seines Schlafes aus Neugierde den Schlauch so weit öffneten, daß alle Winde mit einem Male unter brausendem Ungestüme herausfuhren und solchen Sturm erregten, daß sie alle dem Untergange nahe waren.

Was anderes sollen diese Fabeln lehren, als den großen Schaden des Vorwitzes, d. i. daß ebenso des Hauses und Gemütes Einigkeit, Ruhe und Frieden, in alles zerrüttendes Unwetter und Unglück des Zornes, Zwiespaltes, der Rache und anderer Leidenschaften, verwandelt wird, sobald man dies oder jenes ohne Not zu sehen oder von Zeitungsschwätzern zu hören verlangt und sich dagegen nicht sträubt, oder

sobald man mit vorwitzig Geschautem oder Gehörtem den Wind der Ehrsucht, Geldsucht, Ungeduld, Unzucht, des Neides und Zornes, in sein Gemüt hineinläßt?!

Wer auf Anderer Mund und Hand acht giebt, wird auch beaufsichtigt; wer auf Anderen das Auge hat, zieht auch deren Augen auf sich; wer Anderen nachfragt und nachforscht, oder wer Andere austückscht, auskundschaftet und ins Examen nimmt, dem geschieht's auch von Anderen.

So wurden auch die zwei Kundschafter Josuas gleichfalls der Gegenstand der Nachforschung. — Und so ward auch Dina, die Tochter Jakobs, ob ihrer Neugierde dessen beraubt, was kein Mensch sich wiedergeben kann.

Noch viel schlimmer aber ist der Seelenschaden. Neugierde schießt nämlich dem Menschen das Geschoß der Todsünden in die Seele hinein. Sinnbild ist der auf des Jägers Pfeife sich auf seine Hinterbeine aufrichtende, sich umsehende und hörende, währenddem aber geschossene Hase mit der Beischrift: „Da ich der Pfeife gab das Ohr, die Kugel pfeift in mich da vor."

Die Neugierde ist die Mutter und die reichlich fließende Quelle der größten und zahlreichsten Sünden. Beispiele sind die Eva im Paradiese, — Sichem, der Sohn Hemors in Salem, — und Petrus zu Jerusalem in des Kaiphas Vorhof. Wie viele folgen ihnen, ja auch wie Petrus in die Kirche nach und sündigen!

Daher verbot Christus seinen Aposteln bei ihrer Aussendung zum Predigtamte das damals bei den Juden übliche Grüßen mit dem Sichküssen, Stehenbleiben und Sicherkundigen, kurz mit dem sogenannten „Ständerleinmachen", damit sie sich nicht unnötig verweilten, nicht der Neugierde fröhnten und sich zum Predigtamte untauglich machten.

Bedächten wir das stets, wie viel Übel ersparten wir uns! Aber um Unnützes fragen alle und um Gutes nur wenige. Daher die Klage Christi: „Niemand fragt," — d. i. wohin gehst du, ob zum Himmel oder zur Hölle, zu Gott oder zum Teufel?

Wie aber die Frage unseres Lebens hier, so wird die Antwort unseres Lebens in der Ewigkeit sein! O möge der Himmel unsere Antwort und unser Trost sein!

# Am fünften Sonntage nach Ostern.

Evangelium. Wahrlich, wahrlich, sag' ich euch, wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet (Joh. 16, 23—30).

I. Wir beginnen, zum Troste der Christenheit und zur Erlangung des rechten Gebetsgeistes im heiligen Geiste, wie aller Notwendigkeiten des Lebens, — die sogenannte „Kreuz-, Rogate- oder Bittwoche", mit demütiger Sündenreue und Bußwirkung in Bittgängen, mit Anrufung der Fürsprache aller Heiligen, — um Gott Vater durch die Vermittlung Jesu Christi, im heiligen Geiste — um Abwendung aller allgemeinen zeitlichen und ewigen Übel, sowie um Zuwendung aller gemeinsamen, zeitlichen und ewigen Güter, zu bitten.

Der heutige Sonntag ist somit ein außergewöhnlicher; denn an ihm danken wir nicht nur für die Güter der alten Woche und bitten um die der neuen Woche, — sondern wir erbitten uns da überhaupt Gottes Segen, besonders seinen Erntesegen, fürs ganze Jahr.

Philipp von Hessen ritt während eines schweren Gewitters an einem Waldessaum dahin. Da zuckte ein Blitzstrahl plötzlich hernieder und zerschmetterte dicht neben ihm eine mächtige Eiche, so daß sein Pferd erschreckt mitsamt dem Reiter zu Boden stürzte. Da eilten seine Diener herbei, um den Fürsten wieder aufzurichten und fragten zitternd: „Ihr seid doch nicht verletzt, gnädiger Herr?" Er aber entgegnete: „Was nennt ihr mich Herr? Der da oben donnert, das ist der Herr und er ging im Wetter gnädig an mir vorüber!" Daher hat man sich Gott nicht zum Feinde, sondern durch Gotterkenntnis, Gottgehorsam und Gottvertrauen, zum Freunde zu machen.

Das Evangelium lautet: In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er es euch geben. Bisher habt ihr ihn um nichts in meinem Namen gebeten, d. i. bisher batet ihr nur immer mich, und ich bat für euch den Vater!"

Nach diesem Vorwurf mahnt er sie nunmehr, selbst den Vater in seinem Namen zu bitten, so würden sie empfangen, auf daß ihre Freude vollkommen werde.

Christi Gebetsverheißung ist eine frohe Botschaft, ein wertvolles Testament, ein kostbares Erbe, ein nicht genug zu schätzender Trost und ein glückverheißendes Los, von Christo den Seinigen gegeben für ihre Verwaisung und Zurücklassung und für so manches ob seiner persönlichen Entfernung, der Menschengestalt nach, sie treffende Leid — bis zum Wiedersehen von Angesicht zu Angesicht im besseren Leben!

Was ist nämlich leichter, als bitten, und — was angenehmer, als empfangen, und — wer ist getreuer in seinen Verheißungen, als der unfehlbare, unendliche und allmächtige Gott?! Darum soll auch diese Verheißung stets den Menschen zum Bittgebete hindrängen. Und doch, was wird in Wahrheit mehr vernachlässiget oder lauer betrieben, als solches? Und warum? Hat etwa der Mensch zu wenig Kreuz und darum zu wenig Ursache, Gott um seine Hilfe zu bitten? Oder ist er zu stolz zu solchem Bitten? — Nichts von alledem ist bei Christen der Fall, abgesehen von den Weltmenschen. — Die Hauptursache liegt in dem so oft fruchtlosen Bitten, — und dieses selbst wieder im Übelbitten (Jak.). —

II. Das Gebet — in seinen verschiedenen Arten, wie da sind Anbetungs-, Lob-, Dank- und Bittgebet, das eigene wie die Fürbitte, das innere und äußere, das private und kirchliche, das Morgen-, Mittag-, Tisch- und Abendgebet, — ist die Erhebung des Geistes zu Gott, der Umgang der Seele mit Gott und die Pflege dieses geistigen Verkehres.

Es ist somit eine geistige Beschäftigung; denn, da Gott ein Geist ist, so beten wir auch mit dem Geiste, mit dem Gedächtnisse, der Phantasie, dem Verstande, dem Herzen und Gemüte, je nach den Gebetsarten. Darum ist Unsinn das Wort: „Man könne nicht beten," weil dies nichts anderes heißt, als „man könne nicht denken — an Gott!"

Wohl giebt's auch ein äußerliches oder mündliches Gebet neben dem geistigen oder inneren, gleichwie es auch ein äußeres Sprach- und ein inneres Geisteswort giebt, — allein wie das Geisteswort in Gott das eigentliche und wesentliche ist, so ist's auch mit dem Geistesgebet des Menschen, an das wir hier nur vor allem und zuerst denken, ohne jedoch auf seine äußere Formierung nach Zeit und Ort zu vergessen.

Leicht ist also das innere Gebet mit der Arbeit zu verbinden, wenn auch das äußere Gebet oft der Arbeit halber zu unterbrechen ist.

1) Das Gebet ist der göttlichen Anordnung nach — das notwendigste und unerläßlichste Heilsmittel der Menschen, oder die notwendige Bedingung des Menschenheiles zur Erlangung und Vermehrung alles Guten.

Wer Mensch sein will, muß beten; denn das höchste Wesen ist Ursache und Ziel alles Geschaffenen, und — nur Glück und Seligkeit kann sein Wesen für sich und seine Geschöpfe sein, — für die vernünftigen aber nur, wenn sie beten.

Selbst die in der Gottesidee irrenden Heiden haben nur den Gottesdienst des Gebetes gepflegt. Der ganze heidnische Gottesdienst des Tempels bestand hauptsächlich aus Gebet.

Das Gebet für überflüssig halten, kann nur vorkommen bei Menschen, die entweder an aller göttlichen Hilfe verzweifeln und Gottes Ratschlüsse für unabänderlich halten, — oder sie vermessen auch ohne Gebet erhoffen, — was zwei gleich große Irrtümer sind; denn, wie wir Gott nicht bitten deshalb, um ihm unsere Bitten zu offenbaren, sondern nur, um unser Gefühl der Hilfsbedürftigkeit und den Wunsch nach Hilfe zu beweisen, — so denken wir auch nicht daran, Gottes Ratschlüsse durch unser Bitten zu ändern, sondern nur uns seiner würdig zu zeigen, seine Güte, Gerechtigkeit und Allmacht, mit unserer mitwirkenden, schwachen Kraft zu begleiten, seine Güte zu bewegen, seine Gerechtigkeit zu mildern und mit seiner wunderbaren Allmacht mitzuwirken.

Besondere Ursache der Gebetsverachtung unter den Christen war und ist aber auch die vor dreihundert Jahren erfolgte Religionsneuerung. Sie hat das Gebet, dies erste und ergiebigste Religionsmerkzeichen, verunglimpft, und zwar durch das damit begonnene Schriftfälschen und -Mißverstehen. —

So heißt es im zweiten Buche Moses, daß dieser auf dem

Berge, als er sich mit Gott allein befand und auf seinem Angesichte lag, währenddem den Namen Gottes angerufen habe. Aber dies „Anrufen" veränderten die Religionsneuerer mit dem Worte „Predigen" des göttlichen Namens. Das jedoch ist eine grundlose und thörichte Textveränderung; denn, wie konnte Moses predigen, wo er sich mit Gott allein befand und nicht vor Menschen, und wo er auf dem Angesichte, auf der Erde, lag? — Gott bedarf doch nicht der Menschenpredigt; und ein Prediger predigt auch nicht liegend, sondern stehend. Was ist's da Wunder, daß bei den Neuerern die Gotteshäuser weniger „Bethäuser", als „Predigthäuser" heißen?

Aber auch die äußere Gebetsceremonie ward von den Schriftgelehrten der Religionsneuerung verunehrt. So heißt's vom König David, daß er auf einen Berg barfuß und weinenden Auges gestiegen, um da zu beten (reg. 5, 15). Aber aus Widerwillen gegen den Mißbrauch der äußeren Ceremonien strichen die Neuerer ganz das Wort „barfuß" aus der Bibel. Was ist's da Wunder, daß mit der äußeren Betform auch der innere Betsgeist bei vielen verloren ging! —

2) Das Gebet ist aber auch das natürlich und übernatürlich wirksamste Heilsmittel seinem Wesen nach.

Natürlich wirkt es als Verkehr mit Gott zur Heiligung und Veredlung des Betenden.

Übernatürlich aber wirkt es durch die Gnade Christi und durch die Verheißungen des himmlischen Vaters, als Gebet in Christi Namen, zur Erlangung von allem, was innerhalb der Erlösung und Heilsordnung liegt, und derselben nicht entgegen oder wegen seiner verkehrten Benützung dem Heile schädlich ist.

Wir bitten den Vater des Himmels in seinem Namen, d. i. wir legen dabei dem Vater vor seine für uns erworbenen Verdienste und Genugthuung, und verpflichten ihn dadurch sozusagen, uns gnädig zu sein und alle heilsamen Bedürfnisse zu gewähren.

Wir haben in Christo einen Mittler und Versöhner, der thatsächlich für die elende Menschenpartei mit der Bezahlung ihrer Schulden aus seinem eigenen Schatze eintritt. Darum lautet die Schlußformel der Kirchengebete: „durch Christum, Deinen Sohn, unseren Herrn." Und wenn wir die Heiligen zu unseren Fürbittern und Bittgebets-Genossen, nicht aber zu Mittlern oder gar Göttern, machen, — so berauben wir uns keineswegs des Mittleramtes Christi und seines Trostes, noch erniedrigen wir's in seiner Würde.

Schlecht bittet, wer bittet im Stande der Todsünde um etwas Anderes,

als zuvörderst um deren Befreiung, der ferner nicht im Namen Jesu bittet, ohne Rücksicht aufs ewige Leben, ohne die Fürbitte der Heiligen oder gar mit deren Verunglimpfung oder Überschätzung. Im Geiste Christi bitten, heißt bitten mit kindlichem Vertrauen und beseelt von Gottes Geist als Kinder Gottes; im Geiste der Welt aber bitten, heißt bitten im Hochmut, wie die Mutter des Zebedäus, — in Furcht, Knechtschaft und Heuchelei, wie Pharao unter dem Drucke der zeitlichen Strafen, — im Irrtum wie Israel um das ihm schädliche Fleisch, — im Fanatismus, wie Johannes und Jakobus betreffs Samarias, — oder auch in der Unbesonnenheit, wie Petrus auf Tabor, — welche Bitten nicht Gottes Barmherzigkeit, sondern seinen Zorn herniederrufen.

Die Gewißheit der Erhörung der Bittgebete im Namen Jesu, in der Weise, wie wir bitten, oder in besserer Weise, als wir zu bitten wissen, — ist mit einem Berge versetzenden und alle Wunder wirkenden Gottvertrauen, ebenso fest, wie alle anderen Gottesoffenbarungen, zu glauben.

Mag auch die gebetslose Welt das Gebet für bedeutungslos oder für Einbildung halten, — mag sie über alle Gebete, Gebetsceremonien und Bittprozessionen, witzeln und sprechen vom „Augenverdrehen, vom Wegtreten des Straßenschmutzes, von der Gebetsmaschine der Hindus u. dgl. m., und sich damit das Armutszeugnis ausstellen, daß sie mit der äußeren Gebetsandacht auch den inneren Gebetsgeist verloren, — in Wahrheit ist das Gebet eine, Gottes Kraft sich aneignende Geschöpfeskraft, und — wie das göttliche Wort ein schaffendes ist, so ist auch das Gebet als Menschenwort zu Gott eine beschränkte Allmacht.

Was wirkte das Gebet zu den erdichteten Göttern im Heidentum? Was im Judentume, beim auserwählten Gottesvolke? Wie viel weniger kann Gott das Gebet der katholischen Kirche und Christenheit unerhört und ohne Trost lassen; ja, wie noch vielmehr muß es bei Gott vermögen?

Denken wir an der Kirche Gebet um Befreiung von den Landplagen wilder Tiere, der Erdbeben und Feuer, im Jahre 458 zu Wien unter dem gottseligen Bischofe Mamertus, dessentwegen die Bettage in der Kreuzwoche vom Papste Leo III. eingesetzt worden.

Bitten wir also Gott, im Bewußtsein, Genossen seines Eingeborenen, Glieder seines Leibes und sein Fleisch und Blut zu sein.

III. So unerläßlich ist das Gebet, wie Luft, Licht und Nahrung des Leibes; denn durch Gott lebt der Mensch und ohne Gebet lebt er ohne

Gott. Wie der Leib ohne die Seele tot ist und nicht leben kann, so ist's auch mit der Seele ohne das Gebet, weil es das Gnadenleben Gottes vermittelt und zuführt. Das Gebet ist ein Schlüssel zum Herzen Gottes und eine Leiter des Himmels, darauf die Engel auf- und niedersteigen mit unseren Opfern und mit Gottes Gaben. Es ist eine starke Kraft der Schwachen, eine Arznei der Kranken, ein Trost der Betrübten, die Rettung der Sünder, die Freude der Gerechten, die Hilfe der Lebenden und Toten, und eine allgemeine Zuflucht der ganzen katholischen Kirche in allen Nöten.

Leicht ist das Gebet an sich, da es in dem zu Gott sich aufschwingenden und blitzartig fliegenden Gedanken des Geistes besteht; denn, „betest du auch nur mit dem frommen Affekt und tiefen Gefühle, so hallt es doch schon im Himmel wieder" (St. Ambros.). — Und auch leicht anzuwenden ist das Gebet, d. i. ohne große Lehrzeit, Mühe und Arbeit und auch zu jeder Zeit wie an jedem Orte, zumal bei der unerschöpflichen und stets bereiten Freigebigkeit Gottes.

Weit hinreichend, unbeschreiblich weit wirkt das Gebet, ohne eine Grenze, einen Damm oder ein Hindernis zu kennen. Es trifft nicht allein den Feind, dessen man ansichtig ist, — nein, es trifft auch den abwesenden und unsichtbaren Feind (Ambros.), es dringt durch die Wolken bis hin zum Throne Gottes, in die Tiefen der Unterwelt und in alle Teile und Enden der Welt.

Mächtig ist das Gebet und stärker, als alles in der Welt; denn mit dem Gebete hat Moses geöffnet die Erde, getürmt das Meer, erleuchtet und verfinstert die Luft, — Josua gefesselt die Sonne, Daniel den Löwen, Jonas das Ungetüm des Meeres, — Elias gesprengt die Pforten des Himmels, Petrus die eisernen Ketten, die Jünger die Banden der Krankheit, der Makkabäer ganze Kriegsheere, Ezechias des Todes Umarmung und der Schächer am Kreuze die Hölle.

„Ja, das Gebet ist stärker, als Gott selbst; es überwindet ihn, den Unüberwindlichen und fesselt den Allmächtigen" (St. Bern.); denn, wenn Gott sprach zu Jeremias: „Du sollst nicht für dieses Volk bitten und mich nicht hindern; denn ich würde dich nicht erhören," — so besagt dies, daß der Mensch, der recht betet, gleichsam Gott die Hände bindet.

Der deutsche Kaiser Karl V. vertrieb zweimal den türkischen Tyrannen Soliman, der einmal Wien mit dreihundert- und später mit sechshunderttausend Mann belagerte, beendete siegreich siebzig Feld-

züge und eroberte achtzigtausend Städte und hunderttausend Burgen und Festungen, zu schweigen von zahlreichen anderen Heldenthaten. Was machte ihn so siegreich und unüberwindlich? Das Gebet oder seine Frömmigkeit, so daß auf ihn das von St. Augustin über Theodosius gesprochene Wort anzuwenden ist: „Mehr hat er gekämpft mit dem Gebete als mit den Waffen!"

Wodurch ist die Gebetswaffe noch zu schärfen?

1) Durch die Gemeinsamkeit vieler Beter.

Und solch gemeinsames Gebet ist das eigentlichste und wesentlichste Christengebet.

2) Durch die Übereinstimmung der Gebete in ihren Gegenständen und Zielen.

3) Durch das mit dem Gebete verbundene Almosen; denn da bittet man nicht bloß mit dem Herzen, sondern auch mit der Hand, — und des Armen Hand ist Gottes Hand, den man sich zum Schuldner macht. So betete David (ps. 76, 21).

4) Durch die mit dem Gebete verbundene Betrübnis des Herzens; denn jedes also ausgegossene Gebet ist viel stärker, als jedes andere, das von keiner Trauer und nur von Freuden weiß.

Darum mahnt die Kirche, unsere Bittgebete mit Fasten und Entsagung, mit Selbstverleugnung, Demut und Erniedrigung, auszugießen, wie jetzt in den sogenannten Bußprozessionen, bei denen man sich nicht scheut, auch selbst der ungläubigen Welt zum Schauspiele des Hohnes zu werden. „Das Gebet des Menschen, der sich demütigt, durchdringt die Wolken" (eccl. 35, 21).

Daß demgemäß auch das Gebet der armen, dürftigen, ungerecht verfolgten, unterdrückten und gepreßten Menschen, das Gebet der Kleinen und Schwachen, die von den Großen und Mächtigen verfolgt werden, bei Gott eine größere Kraft besitzt, als das Gebet der Kinder des Glücks und der Macht, — lehrt nicht bloß die Offenbarung, sondern auch die Geschichte. Denken wir an die Befreiung des Petrus aus dem Kerker auf das Gebet der verfolgten Christengemeinde.

Das Gebet der unterdrückten Menschen ist ein mächtiger Schlüssel zum Zeughaus Gottes, das er öffnet und aus dem er die mannigfachsten Geißeln gegen die ungerechten geistlichen und weltlichen Obrigkeiten wie Untergebenen hervorgehen läßt.

Überdies ist auch unentreißbar die so starke Gebetswaffe. Ob auch die ungerechten Großen und Starken der Erde den unterthänigen Kleinen alle Waffen nehmen und sie wehrlos machen, so vermögen

sie doch nimmer, und keine Macht der Erde, ihnen ohne ihren Willen jene Waffe zu entringen im Gebete, die für sie darum die furchtbarste sein muß. Ja, fürchten müssen diese Waffe über alles alle Tyrannen und Despoten, fürchten überaus diese geheimnisvolle Leiter des Himmels; denn wehe ihnen, wenn die Unterdrückten diese Leiter da anlegen, zu Gott emporsteigen, und bei ihm ihre Unterdrücker verklagen, und dieser dann mit seinem Schwerte ihre Rechte verteidigt. Dann heißt's nicht mehr: „Das arme Volk ist das Beste im Weinen" (rustica gens, optima flens), sondern, „wenn arme Leute beten und trauern, geben sie mehr zu schaffen, als wenn sie lachen" (rustica gens, pessima flens, optima ridens). O armes Christenvolk, wer könnte ihm noch helfen, wenn es sich auch seine Gebetswaffe entreißen ließe? Wir wollen beten in der Betrübnis unserer Herzen, doch auch alle unsere Gebete auf das Feuer der Liebe legen, damit sie zu aller Menschen Heil als gottangenehmer Wohlgeruch zum Himmel emporsteigen (ps. 140, 2).

IV. Ist das Gebet eine starke und scharfe Waffe und sozusagen eine beschränkte Allmacht, warum bleiben da so viele Bittgebete unerhört?

Gründe für die Nichterhörung so vieler Bittgebete sind:

1) Der Sündenzustand der nicht zuerst um Gottversöhnung und Verzeihung ihrer Sünden Betenden. — „Viel vermag das emsige Gebet des Gerechten" (Jak.). „Das Gebet des Gerechten ist ein Schlüssel des Himmels; es steigt empor das Gebet und niedersteigt Gottes Erbarmen" (St. Aug.). „Ein gutes Leben macht fliegend das Gebet und giebt den Bitten geistige Flügel" (St. Ambros.). — Das Gebet des Sünders aber bleibt, ohne Gottversöhnung und Herzensreinigung, unerhört und kraftlos, d. i. des Sünders, dessen Hände voll des Blutes der Unschuldigen, dessen Herz voll unlauterer Glut, dessen Augen voll des Neides gegen den Nächsten, und dessen Finger voll des Diebstahls sind. Er erlangt vom Vater nicht das Gewünschte, sobald er dessen Sohn, so viel an ihm liegt, geistiger Weise ermordet und aufs neue kreuzigt durch die schwere Sünde, und so mit dessen Blut seine Hände besudelt.

2) Die falsche Gebetsweise, bei der nur Lippengebet und weder Glaube noch Beharrlichkeit vorhanden ist. Wie sollte Gott ein Bittgebet erhören, das weniger andächtig, als verdächtig ist, — mit der Zunge psalmiert und mit dem Herzen galanisiert, — weniger gedenkt an den Rosenkranz, als an den Tanz, — nur mit den Lippen betet, aber nicht im Herzen, das kühl und lau, und ohne Inbrunst

und Beharrlichkeit ist, und alles festen Christusglaubens und Gottvertrauens entbehrt? Und wo man nicht nach dem Spruche lebt: „Mit Gott fang' an . . .!" da wird kein nachfolgendes Gebet die Not hinwegbeten.

3) Der Hauptgrund der Nichterhörung so vieler Gebete liegt im Bittgegenstande, insofern man nicht um das Rechte, sondern um sich Schädliches bittet.

„Das Gebet ist die Vernunft der Rede" („Oratio idem est, ac oris ratio") und darum muß das Gebet vernünftig sein. Man muß um „Gott-ehrendes und um Menschen-heilsames, und um in Gottes Augen große Dinge" bitten (St. Ambros.), d. i. bitten um die, welche ewig, und nicht um solche, welche vergänglich und hinfällig sind; denn das „Gebet um Geld, welches Rost ist, um Gold, das Metall ist, um Besitz, der Erde ist, . . . dringt nicht zu Gott. Gott erhört nicht, außer das, was er würdig seiner Wohlthaten hält".

Wohl ist's süß, das Erbetene zu erhalten, unangenehm aber das Nichterhalten; doch gegenüber dem allwissenden Gott müßte der Mensch, der das gerade Erbetene nicht erhalten hat, nicht so unverständig sein, wie die kleinen Kinder, die beim Versagen des Verlangten anfangen zu weinen, und nicht eher aufhören, als bis man's ihnen giebt, obgleich es ihnen schädlich ist. Wer giebt wohl einem Kinde auf seine Bitte um ein Messer ein solches in die Hand zur möglichen Selbstverwundung?

Gott schlägt oft das Begehrte ab, weil es dem Bittenden schädlich ist, und das ist eine große Gnade für ihn. „Es giebt große Dinge, um die er gebeten wird, die aber nicht zu geben, sondern zu verweigern, eine Wohlthat ist," sagte schon der altheidnische Seneca. So war's eine Wohlthat, daß Christus der Mutter der zwei Söhne des Zebedäus die Bitte um deren Himmelserhöhung zu seiner Rechten und Linken abgeschlagen, da sie den Himmel erst erobern sollten. Und so war's auch heilsam für David und für Paulus, daß ihre Bitten nicht erhört worden.

Andererseits, — giebt uns Gott oft, ja stets das Erbetene, so es uns zum Heile ist, — so giebt er doch auch manchen Bittenden das Gewünschte, selbst wenn's ihnen zum Untergange gereicht, wie z. B. den Gottlosen und Unverbesserlichen.

Gott handelt da wie ein Leibarzt gegenüber seinen Kranken. Solange der Arzt noch auf Besserung hofft, schlägt er dem Patienten die verlangte schädliche Speise ab; niemals wird dieser einem Fieber-

kranken den verlangten Wein gestatten, weil dieser Genuß sein Tod wäre. Wenn er aber keine Besserung ersieht, so erlaubt er, dem Todeskandidaten alles zu geben, was er verlangt.

So handelt auch Gott. „Viele erhört Gott nicht nach Wunsch, um sie zu erhören nach dem Heile" (St. Isidor).

So ward Paulus nicht erhört mit seiner Bitte, daß Gott ihm den Stachel des Fleisches hinwegnehme, damit die Gnade in ihm offenbar und seine Schwachheit vollkommen werde; — gewährt aber wurde es dem Teufel, als er bat, den Job zu versuchen, und den Dämonen, als sie baten, in eine Herde Schweine zu fahren. „Die Teufel werden also erhört und der Apostel wird nicht erhört. Jene werden erhört zur Verdammnis und der Apostel wird nicht erhört zum Heile."

So ward auch des Davids Bitte um die Genesung seines Söhnchens nicht erhört, damit durch dessen Tod des Vaters Sünde und Weltschande beim Volke in Vergessenheit gerate und begraben und durch den Schlag des Unschuldigen die Wunde des Schuldigen geheilt würde (Theodoret). — Wohl aber ward erhört das sündige Volk Israel mit seinem Schreien in der Wüste um Fleisch, nicht aber aus Gnade, sondern aus Ungnade, und der erzürnte Gott gab ihnen, was ihnen seine Güte nie gegeben hätte (St. Aug.); denn noch war das Fleisch zwischen ihren Zähnen, so kam auch der Zorn Gottes über das Volk (ps. 77, 30).

Und welches Unheil käme über die Menschheit, wenn Gott alle ihre unvernünftigen Gebete erhören sollte? Wie würde mancher Arme, gleich König Midas in Phrygien, mit seiner erhörten Bitte, daß alles, was er anrühre, zu Gold werde, lebendig verhungern, — wie manches Weib mit dem erbetenen Leibeserben, gleich einer Rachel, nur den frühen Tod über sich herabbeten, wie mancher Mensch ein großes Unglück über die Welt bringen, wenn ihm, wie Phaethon von seinem Vater Apollo, die Führung des Sonnenwagens überlassen würde!

Und welche miserable, elende und armselige Weltregierung würde daraus entstehen, wenn Gott stets alle und jede Menschen in dem erhören müßte, was jedwedes gerne hätte, so das Eine Regen und das Andere Sonnenschein wünschte zu gleicher Zeit, und jedes nur seinen Vorteil und des Anderen Nachteil im Auge hätte, — ganz zu schweigen von Gottes Ehre, seiner Majestät und allweisen und allwissenden Vorsehung?!

Warum also sich wundern ob der Nichterhörung so vieler Bitten,

besonders jener um zeitliche Güter? Und warum an der Gebetskraft zweifeln dann, wenn man statt des Versagten ein anderes und besseres Gut erhält?

Wollen wir treffen das rechte Gebetsobjekt, so suchen wir zu erlangen die Gnade des heiligen Geistes, welcher der Vater des Gebetes ist, und der uns zeigt das Rechte, Nützliche und Heilsame, und der die Gestalt der Zunge angenommen, damit das Gebet der heiligen Kirche Gestalt erhalte, weil er sie geliebt, wie eine Tochter.

Wo wären wir, wenn wir wenig oder nicht beteten, oder weniger auf Gott vertrauten, als die vernunftlosen Raben (ps. 146, 9)? Warum gerade dieser Hinweis? Nun, die Alten verlassen ihre Jungen, weil sie anfangs weiß aussehen, durch zwölf bis vierzehn Tage, überlassen da ihre Ernährung der göttlichen Vorsehung und suchen sie erst als Schwarzbefiederte wieder auf, um sie zu ernähren. Verläßt Gott aber die Raben nicht, wie viel weniger die Menschen und Christen, — wenn nicht den Wolf, dann auch nicht den Wolfgang, — wenn nicht den Basilisk, dann auch keinen Basilius! Nur das „bete und arbeite" hilft in der Not, nicht aber das Klagen, Murren, Fluchen und Sündigen, das die Not nur vergrößert. „Wir haben zwar eine arme Mutter, unsere Religion, aber den allerreichsten Vater, den himmlischen, der uns zur Wegzehr den Spruch gegeben: Wirf deine Sorgen auf den Herrn" (St. Franz.).

Ziehen wir an die Rüstung Gottes (Eph. 6, 11) und bewaffnen wir uns mit dem Gott wohlgefälligen Christengebete, „dieser Siegestrophäe des Krieges und der Sicherheit des Friedens" (Drexel.). Kämpfen wir mit ihm gegen alle Feinde, wie Abraham mit den vier Königen der fünf Städte, wie David gegen die Pest, wie Ezechias gegen den assyrischen König Sennacherib, wie Karl V. gegenüber der ganzen Welt, er, der öfter mit Gott, als mit Menschen redete, — wie Papst Leo, der den grausamen Wüterich Attila mit seinem Gebete zügelte, — und wie der Werks- und Gebetsriese St. Christophorus, der Christusträger, der Typus der deutschen Christenheit!

Traurig ist ja die Gegenwart und weit bedrohlicher die Zukunft mit ihren viel schärferen Strafen Gottes, so er sich nicht um unserer Kinder und Waisen willen erbarmt. Und woher die vielen Bedrängnisse, und warum spricht man von früheren, goldenen, glücklicheren und fruchtbareren Zeiten? Darum, weil die Menschen frömmer, demütiger und aufrichtiger, die Richter gewissenhafter, die Großen behutsamer, die Geist-

lichen eifriger, die Alten eingezogener, die Jungen sittsamer, die Männer vertraulicher, die Frauen tugendsamer, die Jungfrauen schamhafter, die Reichen freigebiger, die Armen geduldiger, die Bürger gottesfürchtiger, die Handwerker fleißiger, die Bauern redlicher, die Dienstboten treuer, — und darum auch die Elemente den Menschen dienstbarer und wohlgewogener waren, als jetzt; denn wie die Menschen pfeifen, so tanzen die Elemente, oder wie St. Ambrosius sagt: „Die Elemente rächen sich an den Menschen selber ob ihrer Sünden und Laster.“

Eilen wir mit David in den Tempel, — werfen wir uns kniefällig nieder, — erheben wir die Hände zum Himmel und rufen wir: „Wir haben wider dich, o Gott, gesündiget, aber sei uns gnädig und erbarme dich!“ — und wir werden mit Paulus sagen können: Wir haben einen guten Kampf gekämpft.

## Am sechsten Sonntage nach Ostern.

Evangelium. Wenn der Tröster kommen wird (Joh. 15, 26 u. 16, 1—4).

I. Heute, am letzten Sonntag vor Pfingsten haben wir mehr, als sonst, an die Vorbereitung zum hochheiligen Feste zu denken, darum auch die Kirche das vernommene Evangelium auf diesen Tag bestimmte.

Wohl reichte aus der persönliche, feste und unerschrockene Mut der Apostel vor Christi Himmelfahrt, um gegenüber den Christum verschreienden und verfolgenden Juden aller Stände ihn als wahrhaften Messias und Gottsohn, und sich selbst als seine treuen Jünger öffentlich zu bekennen, — allein unzureichend erschien ihr apostolischer Mut für die ihrer in der Zeit nach seiner Himmelfahrt wartenden, viel größeren Verfolgungen, so daß es der Herr für nötig erachtete, sie im voraus zur Ertragung derselben zu bewaffnen, zu ermutigen und zu stärken, und zwar vermittelst

der Verheißung des heiligen Geistes als eines Trösters, und

der Anempfehlung seines göttlichen Wortes als eines Wegweisers.

In solcher Weise haben auch wir uns für das Unheil kommender Tage zu rüsten, nämlich mit dem heiligen Geiste und mit dem Worte Gottes.

Das sind die zwei siegreichen Christenwaffen gegen alle Übel der Erde und Zeit, woher sie auch immer uns kommen mögen.

1) Die wahre Weisheit Christi liegt im Zeugnisse für Christus, und diese besitzt auch ihr trotz euerer Weltungelehrtheit, wenn der heilige Geist in euch Zeugnis giebt von Christus und Christum in euch verklärt, indem sein Glaube in euch wirkt.

Es ist ein Zeugnis, das der Geist Gottes durch die Menschen giebt, und die Menschen durch den Geist Gottes geben.

Wollen wir Glaubenssicherheit, so müssen wir unseren Glauben mit dem Kirchenglauben in Übereinstimmung bringen, weil das private Geisteszeugnis kein sicheres ist.

Der heilige Geist giebt unausgesetzt Zeugnis für Christus und die wahre Kirche, und zwar vermittels ihres wunderbaren Bestandes. Das aber von den Menschen für Christus gegebene Zeugnis beseligt sie mit dem heiligen Geist.

Wir haben dem heiligen Geiste entgegenzubringen:

heilige Sehnsucht und Begierde, ihn zu verlangen;

Gewissensreinheit und Entfernung aller Hindernisse;

Tugendschmuck, d. i. Geistessammlung und die Bewahrung der Christustreue und Christusbezeugung;

das „Sichnichtärgern" zur Sünde;

die Gefaßtheit auf kommende Leiden;

die christliche Hinnahme solcher unvermeidlichen Leiden;

das gemeinsame und gemeindliche Bittgebet;

die Anrufung der Fürsprache der seligsten Gottesmutter Maria;

den Geist der brüderlichen Liebe, den Christus schon vorher den Seinen im Anhauchen gegeben;

2) Nach der Verheißung des heiligen Geistes, als des Trösters und der Wahrheit, mit seinen Christuszeugnissen, sagt der Herr im Evangelium: „Sie werden euch aus den Synagogen (den Judenschulen) ausstoßen!"

Wer sind die „Sie" von damals? Die Juden. — Und von heute? Die neuen Heiden und Juden.

a. Als eine der größten Strafen für Übelthäter galt schon von ältesten Zeiten an die Ausschließung aus der Gemeinde und ihren Gütern. Es giebt einen staatlichen und kirchlichen Bann.

Diese Strafe war bei den Juden so sehr gefürchtet, daß, als der Salomonische Tempel die Scharen der Juden nicht mehr fassen konnte, allüberall „Synagogen" errichtet wurden, von denen in Jerusalem allein vor der Zerstörung vierhundertachtzig bestanden.

Die Juden meinten nun Wunder, was für gewaltige Mittel sie erfunden hätten, um die Leute von Christo abzuhalten, indem sie das Gesetz öffentlich verkünden ließen, daß, wer fortan diesem falschen Propheten von Nazareth nachlaufen würde, aus ihrer Synagoge oder Schule verstoßen sein sollte (Joh. 9, 23).

Dieser Ratschluß ward zuerst an einem blinden Bettler vollzogen, der sich an einem Sabbat von Christo hatte heilen und gesund machen

lassen. Solch strenges Verfahren verursachte unter den Leuten so großen Schrecken, daß selbst dessen Eltern für ihn nicht vor Gericht erscheinen und Rede und Antwort geben wollten, sondern sich entschuldigten: „Man möge ihn selbst fragen, da er alt genug sei und sprechen könne," — kurz, sie ließen den armen Tropf das Bad allein ausgießen.

Den doppelten Bann hat Jesus seinen Jüngern im heutigen Evangelium vorausgesagt, nämlich, man werde sie nicht bloß aus den Synagogen hinauswerfen, sondern auch von aller Gemeinschaft des israelitischen Volkes ausschließen, verbannen und als Verbannte ausschreien (Nat. Alex.). „Das werden sie euch thun," „allein" — spricht Christus weiter dem Sinne nach — „ihr habt dies nicht zu achten, — dieser Bann wird euch keineswegs schaden; denn die Synagoge der Juden ist nicht mehr die wahre Versammlung und Kirche Gottes, sie ist abgethan und an ihrer Stelle wird meine Kirche emporsteigen, in welcher ihr nicht allein versammelt, sondern auch die obersten und vornehmsten Häupter sein werdet" (St. Aug.).

So haben denn auch wir nicht zu achten die Verbannung aus allen anderen Afterkirchen, wohl aber den Bann aus der wahren Kirche Gottes und seines Volkes als eine der größten Strafen zu fürchten, insofern wir in der wahren Kirche, außer der kostbaren Gemeinschaft der Heiligen, auch nur allein einen wahren Nachlaß der Sünden zu hoffen und zu finden haben, und folglich ohne diese unserer Himmelssicherheit verlustig gehen und der Gefahr des Untergangs anheimfallen würden.

Ungleich mehr also, als den Juden der Synagogenausschluß, muß den Christen die kirchliche Exklusion, ja schon ihre Androhung, — zu Herzen gehen, und vor allem, wenn Christus mit dem Ausschluß aus seinem Himmelreiche droht, insofern ja die Absonderung der Verdammten von der glückseligen Ewigkeit die allerschmerzlichste Ausschließung ist. Beide Exclusionen sind nun aber miteinander aufs engste verbunden, — erstere als die Ursache und letztere als die Folge.

Die „Exkommunikation" der christlichen, katholischen Kirche ist, — in ihrer Natur als „Seelenstrafe" (St. Aug.) für Vergehen und Verschuldung, — die Absonderung von der christlichen Gemeinde, die Ausschließung von der wahren Christus-Kirche, die Lostrennung eines Gliedes von seinem mystischen Leibe und die Exklusion von der Gemeinschaft der Heiligen. Und infolge dessen ist und wird sie auch zum Nichtgenuß der Verdienste des Leidens und Sterbens Christi, zur

Verneinung des Anrechts auf den Himmel und zur Übergabe an die Christo und seiner Kirche feindlichen, sowohl irdischen, wie dämonischen Gewalten, deren Geißeln der Exkommunizierte mehr, als andere Christen, und in gleicher Weise anheimfällt, wie vor seiner Rechtfertigung in der Taufe (St. Bruno).

Insbesondere sind es sieben Güter, von denen die Exkommunikation ausschließt, nämlich alles Sakrament der Kirche, ihre Gebets- und Werksgnade, der Meßgottesdienst, der Gläubigen Gemeinschaft, jegliche Zeugenschaft bei kirchlichen Akten, das kirchliche Begräbnis und der Himmel der Kirche (St. Anton, Bischof von Florenz).

„Nichts soll darum ein Christ mehr fürchten, als vom Leibe Christi getrennt zu werden, kein Glied von ihm zu sein, und auch, wenn man kein Glied mehr von ihm ist, nicht mehr in seinem Geiste zu leben, also für ihn tot zu sein" (St. Aug.). Das ist die Rebe, welche, gerissen vom Weinstock, verdorrt (Joh. 15). Und darin liegt die Gefahr, daß das Blut Christi, welches die Welt erlöst hat, dem Exkommunizierten zur Verdammnis gereicht.

Was ist's denn Großes, aus dem Vaterland, selbst aus der Welt verstoßen zu werden, da es ja so vielen im Ausland besser, als in der Heimat ergeht?

Der Kirchenbann hingegen bannt das respektive zeitliche und ewige Glück und ist nicht bloß ein Erden-, sondern oft auch ein Himmelsbann (Matth. 22, 13; 19, 18), sobald man sich desselben nicht bei Zeiten entledigt, d. i. durch ihn geschreckt zum kirchlichen Gehorsam zurückkehrt und die Kirchenaufnahme wieder erreicht. So haben z. B. Kaiser Theodosius, Otto, der Sohn Heinrichs des Finklers, und der lombardische König Desiderius gethan, während andererseits des Bannes Erdenstrafe und unseligen Tod der französische König Philipp, der englische König Heinrich VIII., der römische Kaiser Heinrich IV. und der österreichische Herzog Leopold u. s. w. an sich erfahren haben.

Was nützt da der Spott der Gegner, zumal in unseren so vergifteten Zeiten, in denen katholische Christen so glaubensseicht und ehrvergessen sind, daß sie die Exkommunikation nur für einen Luftstreich halten?

Dieser „Seelenstrafe" des Kirchenbannes kann man selbst in allgemein gefällter Kirchensentenz durch die verschiedensten Sündenthaten anheimfallen, wie z. B. wegen der Teufelsanrufung, der Lesung ketzerischer Bücher, der Mißhandlung von geistlichen Personen, der Plünderung von Kirchen, der Beschränkung von kirchlichen Freiheiten,

der Duellierung, der intimen Gemeinschaft mit Excommunicirten u. s. w..

In Wahrheit ist diese Strafe, besonders mit ihrer erst namentlich zu fällenden Sentenz als der große Kirchenbann, ein bischöfliches Geistesschwert, welches Christus, von dem alle Gewalt herrührt, dem Petrus und seinen Nachfolgern, den Bischöfen und Kirchenfürsten, in die Hand gegeben (apoc. 11, 6; Joh. 41, 24).

Wie viel Ursache zur größten Freude und Danksagung haben wir darob, daß wir uns in der Gemeinschaft der wahren Kirche wissen!

Haben wir stets als rechtgläubige Christen eine heilsame Furcht vor der Exkommunikation — und bitten wir Gott flehentlichst um die Gnade, vor so schrecklichem, bis in die Ewigkeit hinausreichendem Unglücke durch beständigen Glauben und Gehorsam gegen die alleinseligmachende Kirche bewahrt zu bleiben, bis uns einst ihre Schlüssel die Pforten des Himmels öffnen, um in der triumphierenden Kirche mit allen Seligen Gott ohne Ende zu preisen! —

II. „Ja, es kommt die Stunde, daß jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu thun glauben wird. Und das werden sie euch thun, weil sie weder den Vater, noch mich kennen!"

Die Welt sucht ihre Frevel zu verhüllen, ja ihnen sogar den Schein edler Gottesthaten aufzudrücken. Das ist der Deckmantel ihrer Bosheit, der mit Gottes heiligem Geiste im gradesten Widerspruche steht. Wie häufig wird er angewandt! Beispiele sind: Satan, Kain, Putiphars Frau, Absalon, Joab, Herodes, Judas, Boleslaus u. s. w.. Man wird aber nimmer Gott damit hintergehen. Er reißt den Deckmantel ab, indem er alle Bosheit vor der ganzen Welt offenbar macht, und — er verwirft zeitlich und ewig, die solchen Deckmantel tragen.

Auch unter sonst guten Christen giebt's zwei Arten von Menschen, die bei ihrem Bösesthun doch meinen, Gott einen Dienst zu erweisen. Das sind jene Eltern, die ihre Kinder zu gelinde und nachsichtig erziehen und — ferner alle, die wohl diese und jene Werke der christlichen Gerechtigkeit und Frömmigkeit üben, aber dabei ihre Leidenschaften nicht zügeln und unterdrücken.

1) Die Glaubensverfolgungen unter dem Vorwande Gottgefälliger That sind die Folge der Verirrungen und Selbsttäuschungen des menschlichen Geistes, der die Finsternis für Licht, Ungerechtigkeit für Gerechtigkeit, und Sünde für Tugend, ansieht und zwar aus Mangel an Gott= und Christuserkenntnis, oder kurz wegen Mangel des heiligen Geistes.

So täuschen sich Zahllose in ihren Glaubensansichten und halten sich fälschlich für Rechtgläubige und andere für Ketzer, d. i. irren entweder gutmütigen Herzens oder mit Bosheit, indem sie Andersglaubende aus Leidenschaft bis auf den Tod verfolgen.

Andere täuschen sich über ihren sittlichen Zustand, über den Tugend- und Sündenbegriff, halten sich für gerecht, während sie die größten Lastermenschen sind.

Man täuscht sich über seine Handlungsweise, indem man meint, aufs edelste und gottwohlgefälligste zu handeln, bloß deshalb, weil man edle Beweggründe und Absichten im Sinne hat, bedenkt aber nicht, daß nicht der Zweck schon die Mittel heiligt, und daß trotz heiligster Absicht die Handlung die fluchwürdigste That der Welt sein kann.

Ja, selbst bis in den Beichtstuhl, wo es am wenigsten zu vermuten wäre, erstreckt sich die Selbsttäuschung, indem man im allgemeinen Gebete sich als Sünder bekennt, bei näherer Untersuchung aber kein Sünder sein will.

Wer hätte nicht schon der Selbsttäuschung unterlegen und nicht auch schon Haarsträubendes erlebt, bis wo sich falsche Gewissen und betrogene Geister verirrten, — wer nicht gehört z. B. von jenen Völkern, die aus lauter Liebe zu ihren betagten Eltern, um sie der Altersbeschwerden zu überheben, totschlagen und gar verzehren, — oder gehört von Hochgelehrten und Höchstgestellten, die sich zeitlebens am allermeisten getäuscht?

Wie armselig ist doch der Geist des Menschen ohne Gottes Geist!

2) Boshaft ist die Welt und doch hält sie sich für heilig. Warum?

a. Weil sie ansieht den Besitz der einen oder anderen Tugend für ihre allgemeine Güte, teilweise Tugend für ganze, ererbte für eigene, äußere für innere, weltliche für göttliche. Was nützt dies aber? Trotz einiger weißen Zähne bleibt der Mohr, trotz einiger Sterne die Nacht finster, trotz einiger Kreuzer der Bettler arm, trotz sonstiger Gesundheit der Gehirnkranke ein Todeskandidat, und ein Mantelstück wird nie ein ganzer Mantel.

b. Weil die Welt auf ihre skrupulöse Gewissenhaftigkeit in gewissen Dingen ihre Selbstbeurteilung baut, — skrupulös in kleinen Pflichtsachen, bei Übertretung der Kirchengebote und der freiwillig übernommenen Andachten, aber gewissenlos in der Übertretung wichtiger Gottesgebote ist.

Was aber nützt der Welt solches skrupulös-freche Gebahren?

So wenig, wie dem Kranken, der seine tödlichen Hauptwunden vernachlässigt und die kleinen heilt. Das ist die Einbildung und Verblendung des Satans.

c. Weil endlich die Welt ihren sittlichen Zustand mit dem falschen Maße der Mitwelt, nämlich nach ihren schlechten Beispielen und nicht nach dem Maße der Tugend und Güte abmißt. So dachten die jüdischen Priester betreffs der Kreuzigung Christi und hielten sie für gerecht wegen des Judas: „Wenn dieser sein Jünger, der ihn doch besser kennt, ihn zu verraten für gut befunden, warum sollen wir beanstanden, sein Blut zu vergießen?"

So sucht man stets seine Schwärze an der Schwärze und Anschwärzung Anderer abzureiben, oder, wie man glaubt, sich sauber zu machen. Und solchen Weltreiniger soll besonders der geistliche Stand, zumal der katholischen Kirche, abgeben; denn da fragt man nicht erst: „Wie weit die Wahrheit von der Falschheit entfernt sei?", — wie einst Thales befragt wurde und er dahin geantwortet: „Soweit die Augen von den Ohren abständen!", — es wird geglaubt. Und noch mehr, — es wird der ganze Stand dafür verantwortlich und mitschuldig gemacht, nicht anders, als sagte man: „Bileams Maulesel war ein Tier, folglich sind alle Tiere Maulesel!" Und — was die Hauptsache ist: nun fängt man an, Vergleiche zu ziehen, und da heißt's: „Da sind wir doch viel bessere Leute trotz geringerer Verpflichtung," und man rechtfertigt und tröstet sich mit fremden, wahren oder erdichteten Sünden, und deckt sich mit fremdem Schmutze zur Abwaschung des eigenen, statt sich zu schämen, gleichfalls zu den Sündern zu gehören, und ohne zu bedenken, daß nicht die Sünde Anderer uns rechtfertigt, sondern nur Gott allein, und daß wir nicht unsere Güte nach fremder Sünde, sondern nach fremder Güte zu messen haben.

3) Daß jedoch die gewissenslose und verkehrte Welt die Unschuldigen als Schuldige, Azazels oder Sündenböcke, verfolgt und sie für alles Übel dieser Welt verantwortlich machen und büßen lassen will, ähnlich wie der Wolf in der Fabel gegenüber dem Lamme thut, das ihm das Wasser getrübt haben soll, — das ist noch weniger zu verwundern, in Betracht, daß jene Welt böse, diese aber gut sind, und die Bosheit sich von deren Güte beschämt und in ihrer Schlechtigkeit entlarvt sieht, — vielmehr ist's zu beachten, daß Unschuldige und Fromme selbst ihren gleichfalls unschuldigen und frommen Mitmenschen, unverschuldet, unverdient und ohne gegründete Ursache, religiöse Bedrängnisse bereiten.

Insbesondere sind es drei Veranlassungen, bei denen wir von unseren eigenen Glaubensgenossen religiöse Bedrängnis erleiden.

a. Wenn man gegen fremde Tugend eifert, weil sie frömmer und vollkommener ist, als die eigene.

Wie solches geschah seitens der Söhne Jakobs gegenüber Joseph, und seitens der Apostel gegenüber der Christum salbenden Magdalena, — so ist's leider auch so oft wahrzunehmen bei sonst frommen Katholiken gegenüber den Wohltätern, zumal wenn sie gegen letztere das von ihnen erlernte Gute in undankbarer Weise zur Waffe anwenden.

So wird dann erpreßt die Klage eines heiligen Ignatius, und Bernardus: „O daß fremde Menschen und Feinde, Ungläubige und Heiden, mich anfeindeten, viel leichter würde ich's ertragen; aber daß es meine eigenen Kinder und Angehörigen sind, die mir das Gute mit Undank lohnen, wie ist das zu verschmerzen?" — Doch getrost, „Gott lehrt und erleuchtet Gute und Böse, die Dankbaren und die mit Undank euch belohnen".

b. Wenn man fremde Tugend bezweifelt, seine Mitmenschen nicht nach dem christlichen Grundsatz zu beurteilen versteht, unwesentliche Verschiedenheiten und Abweichungen in Glaube und Moral schon für wesentliche ansieht und rücksichtslos über sie den Stab bricht, ohne zu bedenken, daß das Leben nicht überall über einen Leisten zu schlagen ist.

Beispiele sind der Widerspruch des Paulus gegen Petrus, des Paulus mit Barnabas, St. Augustins mit St. Hieronymus, die Streitfrage der Bischöfe, zu welcher Zeit Ostern zu feiern sei, und die von der Kirche geduldeten Schulstreite der Thomisten und Skotisten. Doch mit den Menschen kann man, unbeschadet der kirchlichen Einigkeit, streiten, nicht aber in Glaubenspunkten mit den halsstarrigen Teufeln.

c. Wenn man über Anderer Tugend falsch und übel berichtet ist und auf Grund solcher Berichte ein verwerfendes Urteil fällt. Daher der Spruch: „Vom schlecht Unterrichteten an den besser Unterrichteten zu appellieren."

Also ist's auch dem heiligen Kirchenvater und Bischofe Chrysostomus von Konstantinopel geschehen, — sowohl im Leben, als im Tode. In seinem Leben, als er von einer allgemeinen, wenn auch später kirchlich verworfenen, Bischofsversammlung besonders auf Antrieb des Bischofs Epiphanius, der nach seinem Tode kanonisiert worden, und auf falschen Bericht hin, des Ungehorsams gegen den Kaiser angeklagt, enthront, exiliert worden und in der Verbannung

gestorben. — Aber auch nach seinem Tode, als er, bereits ins Heiligenregister aufgenommen, von dem so frommen Bischof Theophilus von Alexandrien, der gleichfalls nach seinem Tode heilig gesprochen, nicht eher als Heiliger anerkannt wurde, als bis dieser endlich auf dem Sterbebette von einem Engel belehrt worden, und darauf erst sterben konnte, als man ihm das Bild des heiligen Chrysostomus gebracht, und er es verehrt hatte.

Aber diese Streite der Frommen sind nicht diabolischer, sondern nur menschlicher Natur. „Die Liebe muß zuweilen zanken, bleibt aber doch Liebe“ und soll es bleiben.

Wollen wir aber nicht erliegen den dadurch bereiteten Bedrängnissen, daran kein Ärgernis, noch Anlaß zur Zerreißung der Liebe und Einheit nehmen, nicht am Glauben irre werden, nicht an Gottes Gerechtigkeit verzweifeln, noch der Bosheit uns hingeben, — wie wäre es möglich ohne den Beistand des heiligen Geistes und ohne seinen Trost?

III. Dies habe ich zu euch geredet:

1) „Damit ihr euch nicht ärgert;“ — dies ist der erste Grund, warum Christus den Seinen die Glaubensbedrängnisse und -Verfolgungen vorausgesagt.

Nicht ärgern sollten sie sich an den Bedrängnissen, sollten deshalb nicht aus Schwachheit in Sünde fallen, nicht vom Glauben abfallen, noch auch von der Tugend, besonders der Geduld, abweichen.

Sind wir Christen, so müssen wir das Kreuz unserer Trübsale vergolden mit unserer Bereitwilligkeit und mit Christi Verdiensten, umarmen und es Gott als kostbarstes Sühnopfer aufopfern, insofern ja nichts der göttlichen Majestät angenehmer ist, als wenn wir ihm das aufopfern, womit er uns straft!

Ärgern wir uns aber an unserem Kreuz und sündigen wir, so würde Gottes Hand nur noch schwerer uns treffen.

2) „Damit ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.“ Das ist der zweite Grund seiner Leidensvoraussage.

Welch herrliche Gabe Gottes ist das natürliche Gedächtnis, das ewige Gedächtnis aller Dinge, die sich je zugetragen, außer dem Gott den Menschen, nächst der Unsterblichkeit, nichts Schöneres und Nützlicheres geben konnte!

Doch besser und verdienstlicher ist unstreitig das künstliche Gedächtnis, das sich der Mensch durch eigene Geistesarbeit zu erringen suchte. — Freilich wünschte sich mancher Mensch neben seinem guten

Gedächtnisse, noch viel mehr die Kunst der Vergessenheit, gleich dem Athener-Fürsten Themistokles, weil er zu oft dessen gedachte, was er nicht wollte, und das nicht vergessen konnte, was er gerne wollte.

Doch das allerbeste Gedächtnis ist zweifelsohne das **christliche** Gedächtnis, nicht das bisweilige, sondern das tägliche, stündliche, augenblickliche, und seine Auffrischung, laut heutigem Evangelium, — nämlich die Erinnerung, daß wir Christen und Nachfolger Christi sind, damit wir auch als Christen leben, — oder das Gedächtnis, das sich Gottes, seiner selbst und des Nächsten in rechter Weise erinnert.

Das Gedächtnis Gottes und der göttlichen Dinge.

Das Gedächtnis unserer selbst, jedenfalls das beste, — daß nämlich der Mensch nicht seiner Niedrigkeit, noch seines armseligen Herkommens, vergesse, um sich nicht zu überheben.

Schnell vergeßlich ist diese Wahrheit — laut Beispiel eines berühmten Redners Messala, der so vergeßlich geworden, daß er sogar fragen mußte, wie er heiße, — und auch so vieler, aus der Tiefe emporgekommenen Teufelsstolzen!

Das Gedächtnis des Nächsten, daß wir seiner bestens gedenken, besonders nach dem Empfange von Wohlthaten. Trinkt die heutige Welt beim Empfange von Gutthaten so viel und so stark aus dem Vergessenheitsbrunnen, daß zwar ein Dank herauskommt, aber ein Teufelsdank, ein Dank mit dem Teufel, — beim Empfange von Unbilden aber so viel aus dem Gedächtnisbrunnen, so daß es heißt: „Es ist mir unmöglich, — ich kann's nicht verzeihen, nicht vergessen (eccl. 10), während doch selbst Gott verzeiht und vergißt (Hebr. 10): — wie müßte dir dies dann zur Scham und Schande gereichen, wie lögest du dir dann beim Vaterunser in den Hals hinein und sprächest dir selbst dein Verdammungsurteil?!"

3) „Damit ihr vorhersehet die Übel der gefährlichen Zeiten und euch darauf rüstet, um sie leichter zu ertragen!" Das ist der dritte Grund der Leidensvorhersage.

Das Unverhoffte und Unerwartete bewegt und erschüttert das Menschengemüt aufs tiefste. Beweis ist z. B. ein Ulysses, von dem erzählt wird, er habe, nachdem er zwanzig Jahre im Kriege gewesen, bei seiner Heimkunft seine vor Freuden weinende Frau mit trockenen Augen geküßt, da er ihr Weinen hatte vorhergesehen; als er aber auch sein Hündlein vor Freuden über sein Wiederkommen in gähligem Tode verenden sah, da trieb es ihm die Thränen aus den Augen; denn das kam ihm unerwartet.

Das plötzliche Übel verursacht nicht bloß Furcht und Schrecken, sondern auch die äußerste Verwirrung des Geistes, wie des Holofernes Tod seinem Kriegsheere, die schreibende Hand dem Balthasar, der Weisen Frage dem Herodes (ps. 106, 27), so daß dergleichen getroffene, meist wie trunkene oder verstandeslose Menschen, sich weder zu raten, noch zu helfen wissen, alles verkehrt angreifen, alles bei ihnen drunter und drüber geht und sie sich zum größten Schaden handeln.

Wer ein Übel vorhersieht, der macht sich darauf gefaßt, übt sich schon im voraus auf dessen Kampf, nimmt sich vorsichtig in acht vor Leichtsinn, deckt sich mit dem Schilde der Geduld und Ergebenheit in Gottes Willen und begegnet dem herangenahten Unglücke mit unerschrockenem und herzhaftem Gemüte, — wie der Wandersmann dem Sturmwinde, der Soldat dem Feinde, der Ackersmann dem Gewitter, der Schiffer dem Meeressturme, eher ausweichen können und von ihnen auch weniger Schaden erleiden, als wenn sie auf das Herannahen des Übels nicht gemerkt hätten.

Beispiel sind die Apostel. Tief eingeprägt und vorherbedacht hatten sie die ihnen vorausgesagten Verfolgungen, sich dazu bequemt und darein ergeben, so daß, als sie wirklich kamen, sie dieselben mit Freude und Fröhlichkeit um ihres Meisters willen erduldeten; denn die Trübsal fand sie auf der Wacht und in Bereitschaft.

Beispiel ist ferner Job, der inmitten der ihm vom Teufel bereiteten Kämpfe durch sieben Jahre dagestanden wie ein harter Ambos bei den schwersten Schlägen. Warum? Weil er schon in der Zeit des Glückes, überzeugt von dessen Unbestand, all das Üble vorausgesehen und sich darauf gefaßt hatte, laut Wort: „Was ich gefürchtet, ist über mich gekommen, und was ich besorgt, ist eingetroffen."

„Leichter verwundet, was man vorhergesehen." „Glücklich der Staat, der im Frieden den Krieg bedenkt."

Iphikrates, der berühmte Athener-Fürst, war allezeit, auch im tiefsten Frieden, mit seinen Leuten in Kriegsübungen beschäftigt, und als man ihm dies als überflüssige Sorgfalt vorgehalten, entgegnete er: „Keineswegs; dies sei nötig wegen unvermuteter, plötzlicher Angriffe der Feinde und um der Entschuldigung vorzubeugen, man hätte die Gefahr nicht vermutet!"

Welch Beispiel der Unerschrockenheit gab der heidnische Philosoph Anaxagoras im Gefängnis zu Athen, als ihm dahin zwei Unglücksbotschaften gebracht wurden, die erste in seinem Todesurteile und die

andere im Tode seiner zwei Söhne. Worüber Anderen das Herz gebrochen wäre, dazu lachte er, indem er auf die erste erwiderte: „Schon längst hat die Natur dies Urteil gefällt, sowohl gegen mich, als gegen jene, die mich verurteilen,“ — und auf die zweite entgegnete er: „Schon vordem wußte ich, daß ich sterbliche Kinder gezeugt!“

Was alles wird vom unerschrockenen Heldenmute der alten heidnischen Deutschen erzählt, wie z. B. daß ihre Gesandten auf Alexanders Frage nach der Deutschen Natur und was sie fürchteten?, geantwortet: „Das allein, daß einmal ohne ihr Wissen (d. i. Vorherwissen) der Himmel einfalle!“

Wie könnten wir vor diesen Beispielen zurückstehen als Christen, die wir die Kunst des Vorhersehens der Übel, diese größte, praktische Klugheit zur Anordnung des Lebens, in der Schule der ewigen Weisheit, und ihrer Voraussage und Vorbereitung, noch viel besser gelernt haben müssen?

Welche Schande wäre es, sich die Worte entschlüpfen zu lassen: „Daran habe ich nicht gedacht; solche Gefahr habe ich nicht vorausgesehen; nicht habe ich geglaubt, daß das mir widerfahren könnte!“ Das wären närrische Worte für einen Christen, weil sie seinen großen Unverstand, seine sträfliche Unvorsichtigkeit und seine höchste Schande, offenbarten.

Und doch, wie oft passiert's selbst einem höchstverständigen und mutigen Menschen, sich gleich Ulysses in die mächtigste Widerwärtigkeit mit Geistesgleichmut zu finden, hingegen bei geringem Zufall, der nicht einem toten Hunde gleich zu achten ist, gänzlich verwirrt zu werden! Warum? Weil er wohl jene, aber diesen nicht vorausbedacht.

So laßt uns denn, — damit wir wohl ertragen, — auch wohl vorhersehen, — gedenken wir als Gesunde an die Krankheit, als Begüterte an die Armut, in der Ehre an die Verachtung, im Frieden an den Kampf und im Leben an den Tod, um, wenn eines oder das andere kommt, uns in sie ohne Schaden des Seelenheiles finden zu können, und — halten wir dabei mit unseren Herzen fest an Gott.

Schöpfen wir aus dem Worte Gottes: Mut, Kraft und Stärke, zur tapferen und unverzagten Ertragung aller über uns kommenden Trübsale, und bemühen wir uns besonders um den Beistand des heiligen Geistes. Und so werden wir die christusfeindliche Welt siegreich überwinden.

---

## Am hohen Festsonntage der heiligen Pfingsten.

Evangelium Wenn mich jemand liebt, so wird er mein Wort halten (Joh. 14, 23—31).

I. Pfingsten ist für die christliche Kirche das Fest der Geistestaufe, der Taufe mit dem heiligen Geiste d. i. dem Geiste der Heiligung, der Wahrheit, der Liebe und der Wiedergeburt — kurz, mit der neubelebenden Kraft des unerschaffenen Lichtes, die ihr seitdem nie abhanden gekommen und ihr immer bleibt bis zu ihrer Vollendung. Darum wird auch am Pfingsamstage, gleichwie am Ostersonnabende, das Taufwasser gesegnet, um die Wirkung des Geistes in dem Taufsakramente zur Schaffung eines neuen Menschen anzuzeigen; — und weil der heilige Geist die göttliche Person der Liebe zwischen dem Vater und Sohne, und so auch in seiner Mitteilung nach außen, der Ursprung aller Liebe ist, darum kleidet sich die Kirche an Pfingsten, wie an Apostel- und Märtyrtagen, mit der roten Farbe der himmlischen Liebe, die für Gott entflammt und selbst Blut und Leben freudig opfert.

Nach der Vollbringung des Erlösungswerkes, nach Christi Himmelfahrt, nach der Errichtung des neuen Gottestempels mit seinen harrenden Brandopfern, als der fünfzigste Tag, — griechisch „Pentekoste" genannt, — nach Ostern, nach dem Hingange des wahren Osterlammes, und mit diesem der Gedenktag des einst auf Sinai von Gott gegebenen Dekalogs, der alljährliche Ernte-Dankestag mit der Darbringung der Erstlingsfrüchte im Tempel, und der symbolische Jahrestag des fünfzigsten Jubeljahres mit seiner Freilassung aller Sklaven und seiner Restitution aller unrechtmäßigen Güter, herangenaht war, — da wurden erfüllt die Verheißungen Gottes und des Heilandes, ins-

sondere die: „Wenn ich in euch geheiligt bin, werde ich euch aus allen Ländern sammeln und meinen Geist in euch legen," und: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, und was will ich anders, als daß es brenne?" und, — speciell die des heutigen Evangeliums, worin er seinen Jüngern für die Liebe zu ihm, und für die Annahme und Befolgung seiner Lehre, - seines Vaters Gegenliebe, und des Vaters und sein eigenes Kommen zu ihnen und das Wohnungnehmen bei ihnen vermittelst des vom Vater in seinem (menschlichen) Namen, gesandten heiligen Geistes, nebst dem wahren Frieden und der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit versprach.

Das hohe Geheimnis der Sendung des heiligen Geistes erfüllte da mit dem himmlischen und nicht mehr versiegenden Gnaden- und Gnadenstrome, die von Christus errichtete Kirche.

Der heilige Geist, der betreffs seines Kommens und Gehens dem Winde gleicht, war gekommen als feuriger Geist, in „feurigen Zungen", zur Andeutung seiner verschiedenen Gnadengaben, vorzüglich der Gnade der Sprachen, — und auf den Flügeln der Winde, „im Brausen eines mächtigen Sturmes," zur Vorbereitung der Geistesempfänger, wie zur Berufung der Bewohner Jerusalems und aller daselbst wegen des Pfingstfestes von überallher versammelten Juden, um Augen- und Ohrenzeugen dieses Wunders zu sein.

Der heilige Geist war mit jener, aus der Höhe von Gott gegebenen Kraft, die alle Weltweisheit, List, Gewalt und eigene Schwachheit besiegt, und selbst das eigene Leben nicht achtet, — über und in die ersten Christen herabgekommen — zu ihrer Reinigung, Heiligung, Stärkung, Erleuchtung und Belebung, zur Umwandlung und Veränderung in neue Menschen, zur Vollbringung und Besiegelung des ganzen Erlösungswerkes und des Auftrages, in alle Welt hinzugehen, zu lehren und zu taufen. Wohl hatte er auch früher sich gewürdigt, sichtbar und unsichtbar und in und unter den verschiedensten Gestalten, Zeiten und Menschen, zu erscheinen, allein noch niemals, wie da, war er in solcher Fülle, Allgemeinheit und mit so außerordentlichen, nicht bloß inneren, sondern auch äußeren Wirkungen gekommen.

Pfingsten ist und heißt der Tag, an welchem sich geöffnet die Pforte der Sündenvergebung, verkündet worden der von Christus bewirkte und unterzeichnete, gottmenschliche Friedensschluß, unter der Austauschung der zwei Friedenspfänder, d. i. die Erde sandte ihr Pfand in Christo, dem Himmel, und der Himmel der Erde dafür als Gegenpfand die dritte Person der Gottheit, den heiligen Geist selbst, die

persönliche Liebe, mit der Vater und Sohn sich lieben, zum Zeichen der vollkommensten Freundschaft. — Da ist eingehaucht worden der christlichen Kirche das Leben, angezündet worden auf ihrer Kuppel das göttliche Licht, gekrönt worden der alle Menschheit vereinigende Turmbau der christlichen Demut mit seiner allverständlichen Sprache der Liebe, errichtet worden der erste, alle Lehrstühle der Welt überragende Lehrstuhl des Christentums, begonnen worden von Christo, dem göttlichen Wort, in seinen mit den Waffen und Schilden der Zungen ausgerüsteten Streitern der Kampf gegen die Welt, — verkündet, begonnen und vollendet worden vom heiligen Geiste das neue Gesetz der Gnade, Wahrheit und der zeitlichen und ewigen Lohnverheißung statt der bloß irdischen, — das Gesetz der Liebe statt der Furcht, das der neuen, leichten und süßen Religionsbürde statt der alten, unerträglichen Last, das Gesetz des freien Geistes statt des Buchstabens, das der Herzen statt der Steintafeln, — das Gesetz Sions statt Sinais. Darum ruht denn auch seit dieser Vollendung der Werkmeister, der heilige Geist, über allen Häuptern der christlichen Lehrer.

Pfingsten ist somit das Fest des geistigen, göttlichen Lebens, Lichtes und der Freude, der Sprachen und Zungen, und der neuen Gesetzgebung. Wie der heilige Geist der Schluß des Lebensprozesses in Gott, und der Schluß des Schöpfungswerkes und auch jeder Menschenschöpfung, bei der Gott dem noch ungeborenen Kinde in der Mutter Schoß erst nach der Ausbildung seines Leibes die vernünftige Seele eingießt: — so ist er auch der Schluß und die Gnadenbesiegelung fürs Erlösungswerk und wird's auch sein für die Weltgeschichte. Und wie der heilige Geist nach der Schöpfung der Anfang neuen Lebens war, so ist er's auch bei der Erlösung für den Menschengeist, und wird's auch sein in der Wiederbelebung am jüngsten Tage, und für einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Pfingsten ist der Geburtstag der christlichen Kirche nebst ihrer Einweihung zum einzig wahren Gottestempel mit neuem Gottesdienste, Altar und Opfer.

Pfingsten ist das geistige Ernte-Dankfest des Neuen Bundes, d. i. des Dankes für die durch Jesu Tod gebrachten, im heiligen Geiste gereiften und Gott aufgeopferten Erstlingsfrüchte der Christen, deren Erstlinge ja einst auch die erste Gemeinde Jesu gebildet. Des heiligen Geistes Früchte aber sind Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Treue, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Keuschheit.

Pfingsten ist die Zeit der Auffrischung für die vernünftige Welt und ihre Geisteskräfte, Gedächtnis, Vernunft und Willen, — die Zeit der Stärkung der christlichen Menschheit gegen der Welt Verblendung, Schrecken und Irrtümer, — und die Zeit der Verwerfung der teuflischen Menschheit ob ihres Mangels an christlichem Glauben, Sitte und Urteil.

Wie vielfach ist die Pfingstbedeutung! Darum aber auch ist Pfingsten die Krone aller Feste.

Und die ganze Pfingstzeit, welche mit dem Sonntage nach Christi Himmelfahrt beginnt und mit dem Sonntage vor Advent schließt, stellt uns vor die unendliche Liebe Gottes des heiligen Geistes, welcher die durch Christus erworbenen Früchte der Erlösung durch die Gnade mitteilt und zuwendet, — also das Werk Christi vollendet.

Wir stehen an dem Gnadenstrome des heiligen Geistes und er verlangt noch heute, über und in alle Menschenherzen zu kommen.

Darum beschwören wir den heiligen Geist heute, — nicht befehlshaberisch, wie die bösen Geister, sondern bittweise, ihn als den guten, vornehmsten, herrlichsten und heiligsten Geist, — bei der Allmacht des Vaters, uns vom Himmel her mit seinem Lichte zu bestrahlen, — bei der Weisheit des Sohnes, uns als Armenvater, Gnadenspender und Herzenslicht, zu Hilfe zu kommen, — und bei seiner eigenen Güte, uns die Ruhe in der Arbeit, die Kühlung in der Hitze und der Trost im Weinen zu sein, — und durch die Verdienste aller Auserwählten Gottes, auch unsere und aller Gläubigen Herzen zu erfüllen und mit dem Feuer seiner Liebe zu entzünden.

Beten wir mit der Kirche: „Gieb, o Gott, daß der herabkommende heilige Geist uns als die Tempel seines Ruhmes durch sein Inwohnen würdig vollende!" (Pfingstmittwoch.)

II. Was Herrliches hat Pfingsten uns Christen in der Herabkunft des heiligen Geistes gebracht, — und was bringt es uns noch in dessen erneutem Kommen?

Unsere geistige Wiedergeburt für Gott. Dankerfüllt preisen wir Gott dafür, und erneuen die Gemeinschaft des heiligen Geistes.

Gottbegnadigung, den Gottestrost und Gottesfrieden. Die sakralen Quellen des heiligen Geistes in der christlichen Kirche fließen auf unser Gebet, aus denen wir reichste Gottbegnadigung trinken.

Gotterleuchtung, Gottbegeisterung und Gotteskraft, jenes Himmelsfeuer, von dem Gott selbst erglüht. — Wollen wir nicht als Geistesblinde auf der Erde wandeln, noch auch unsere Obrigkeiten und Landesregierungen uns auf die Wege des Verderbens führen lassen, —

so zünden wir unser Geisteslicht an dem großen Lichte des heiligen Geistes der christlichen Kirche an; bitten wir Gott, auf daß er dies in allen Herzen entzünde!

Die höchste Befriedigung der, als Gottes Odem eingehauchten und darum sich zurücksehnenden Menschenseele, — und zwar in der beseligenden Gottvereinigung, in der persönlichen Einkehr des heiligen Geistes im Menschenherzen, also im Besitze Gottes, den Himmel und Erde nicht fassen, den aber eine Christenseele zu fassen vermag, so daß sie nicht bloß in ihm, sondern auch mit ihm lebt und atmet, bis daß sie zum vollkommenen Besitze Gottes in der seligen Ewigkeit gelangt.

Diese Gottvereinigung des heiligen Geistes geschieht aber nur zufolge unserer, über alle Kreaturen hinaus sich erstreckenden Christus- und Gottesliebe; denn Gott ist — in Christo — die Liebe, und sein heiliger Geist ist die persönliche Liebe zwischen dem Vater und Sohne. — Und wer darum diese (christgläubige) Gottesliebe aufnimmt, der nimmt Gott auf, und wer diese Gottesliebe hat, der besitzt Gott.

Besitzest du aber Gott, so besitzest du das höchste Gut; du bist als Gottliebende und Gottbesitzende Seele reich und überreich, gleich den Seligen des Himmels, — du hast das Glück der Erde und die Seligkeit des Himmels, die keine Erdenmacht dir nehmen kann, — daher auch die Liebe in alle Ewigkeit nicht endet, wenn auch der Glaube ins Schauen und die Hoffnung in den Besitz übergeht.

Hast du aber Gott nicht, weil du die Liebe Gottes nicht hast, und hättest du auch sonst alles, so wärst du doch der Ärmste und Unglückseligste auf der Welt. Und fällt dir die Liebe Gottes schwer, nun so sehne dich wenigstens nach dieser Liebe, nach Gott, dem heiligen Geiste, und — er, der allen nahe ist und von allen geliebt sein will, wird auch dich erhören und dich beseligen, so dein Herz demütig und sündenrein ist; denn nur über dem Demütigen ruht der Geist des Herrn und in ein sündiges Herz zieht nimmermehr die Liebe ein.

III. „Gott ist die Liebe," — hat geahnt schon die vorpfingstliche Welt des alten Heiden- und Judentums.

Das heidnische Rom stellte dar in seiner Mythe die Liebe als einen Gott, als einen Sohn des Kriegsgottes Mars in Gestalt eines mit Köcher und Pfeilen bewaffneten Knaben, Namens Cupido.

Das heidnische Sparta brachte, trotz seiner kriegerischen Natur, vor einer dem Feinde gelieferten Schlacht erst der „Liebe" ein Opfer

und bekundete damit, daß es den Sieg im Kampfe, nicht so sehr von der Stärke der Waffen, als von der Liebe der Unterthanen erhoffte.

Die heidnischen Regenten brachten für ihre Legaten, bevor sie dieselben zu fremden Völkern behufs Schließung und Wahrung des Friedens und der Freundschaft, behufs friedlicher und liebevoller Beilegung von Streitigkeiten und Vermeidung von Blutvergießen absandten, den Göttern erst ein Zungenopfer, damit diese den Gesandten kluge und beredte Worte in Geist und Mund legen, und sie so auf dem Wege der Liebe ihre Zwecke erreichen möchten.

„Gott ist die Liebe," — wußten sehr wohl auch die heidnischen und jüdischen Weisen, wenn sie die Liebe als eine stark wie der Tod sich zeigende, als die stärkste und alles überwindende Macht, ja als „die Stifterin der Welt" und als „den Anfang aller Dinge" erklärten und es für nötig erachteten, sie unter die Zahl der Götter zu versetzen.

Was geahnt, das offenbarte sich im Christentum und besonders in seiner Pfingstfeier als erfüllte Wahrheit.

Wir nennen die dritte Person Gottes „Geist", — nicht auf Grund ihres geistigen Wesens; denn Gott ist überhaupt ein Geist, sondern nur wegen ihres Lebens, das im Atmen oder Ausgehen besteht; einen „reinen" Geist, d. i. ohne alle körperliche Verbindung, der nicht von der Natur der Menschenseelen ist; einen schöpferischen und ewig in Gott verbleibenden Geist; endlich den „heiligen" Geist, weil sie alle Engel und Menschen heilig macht.

Dies Geheimnis des heiligen Geistes und seines Ausganges durch den Willen von Vater und Sohn hat uns der menschgewordene Gottsohn selbst und durch seine Apostel gepredigt zum steten „Glauben" der Kirche.

Dies Geheimnis versinnbildet ein Vergleich des dreipersönlichen Gottes mit der Himmelssonne und ihrer gleichzeitigen Ausstrahlung von Licht und Wärme, — nämlich das Ungezeugtsein des Vaters als der Sonne, die ewige Geburt des Sohnes als des Lichtes, und das gleichzeitige Ausgehen des heiligen Geistes als der Wärme, von Vater und Sohn als der Sonne und dem Lichte. Weil in Gott der Vater am Sohn, und der Sohn am Vater, unendliches Wohlgefallen hat, so rührt von beiden eine unendliche Liebe her, die göttlich ist und „der heilige Geist" genannt wird! Weil beide dieser Liebe, oder dem heiligen Geiste, ihre Wesenheit mitteilen, so ist diese Liebe oder dieser heilige Geist, der wahre, lebendige Gott. Und weil

diese Liebe voll Vernunft, Weisheit und ein in sich vollkommenes Wesen ist, so ist sie eine göttliche Person. Und weil dieser Geist der Liebe vom Vater und Sohne herrührt, der Vater aber die erste und der Sohn die zweite, so ist der heilige Geist die dritte Person in der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Dies ist der katholische Glaube, den die Kirche zu jeder Zeit festgehalten hat, und bei dem auch wir verharren bis zur Ewigkeit.

Wer aber dies nicht glaubt, begeht eine Sünde wider den heiligen Geist, die weder hienieden, noch dort vergeben wird; und wer den heiligen Geist zum geschaffenen Geiste der Engel gleich dem Semiarianismus oder gar zum geschaffenen Menschengeiste, wie die irrgläubigen Christen der Gegenwart, erniedrigt, der ist ausgeschlossen aus der Christenkirche; und wer des heiligen Geistes gleichzeitigen Ausgang vom Vater und Sohne leugnet, der ist nicht bloß ausgeschlossen, sondern auch jenem Strafgeschick der griechischen Christen preisgegeben, die wegen solcher Glaubensauflehnung, vor vierhundert Jahren am Pfingstfeste, ihr Land mit der Hauptstadt Konstantinopel an die aus Arabien gekommenen Türken verloren.

Auch außer Gott ist der heilige Geist ein Geist der Liebe, der Liebesgott.

Beim Sprechen von seinem Ausgange, wie von seinen Vollkommenheiten, haben wir auszuschließen aus Geist und Gemüt alle nicht bloß fleischlichen, sondern auch seiner Gottheit widrigen Gedanken, d. i. die seiner göttlichen, dem Vater und Sohne gleichen Natur und Unermeßlichkeit widersprechen.

„Gesendet sein" ist beim heiligen Geiste nur ein „Ausgehen" nach dem Trinitätswillen, und nicht ein „Untergeordnetsein", wie beim Gesandten seitens und unter den Sender.

Und seine pfingstliche Herabkunft ist nicht als seine Orts- und Zeitbegrenzte Gegenwart, sondern nur als Erklärung seiner Gegenwart durch besonderes Liebeswerk zu verstehen.

Er erfüllt ja alle Dinge und den ganzen Erdkreis, ist erhaben über Raum und Zeit und nicht daran zu heften, und es giebt auch keine Zeit und keinen Ort, wo er nicht gewesen und noch wäre stets und immer; denn was anders beschaffen ist, wäre nicht wahrer Gott, da Gott unermeßlich, ewig, unendlich und alles ist.

Gleich der magnetischen Kraft umgiebt die Gottheit die ganze Erde, wenn wir sie auch nicht sehen und empfinden. Weihen wir uns aber dem Gottesdienste und berühren wir seine Gnadenmittel, — so

werden wir, gleich dem, vom Magnet berührten und selbst magnetisch gewordenen Eisen, Werkzeuge der göttlichen Kraft; Gottes geistiges Wesen und Kraft geht in uns über, — wir werden Geist aus Gottes Geist, seine Tempel, Gottgeborene und Kinder Gottes, — wir sind in Gottes Kraft und seine Kraft ist in uns, wenn wir auch nur die Kraftwirkung, die Kraft selbst aber nicht sehen.

Auch ist alles vom heiligen Geist Geredete vom Vater und Sohne zu verstehen, wenn wir ihm auch besonders die Heiligkeit, wie dem Vater die Allmacht und dem Sohne die Weisheit, zuschreiben; denn die Werke der Trinität, wie sie selbst in den drei Personen, gehen nur aus Einem Willen und Einer Allmacht hervor, und sind unteilbar und unzertrennlich, und — was Eine Person in den Geschöpfen thut, das wirken auch die Anderen.

IV. Der heilige Geist ist die Seele der **großen** und **kleinen** Welt, und alles lebt, und schwebt durch ihn, und ohne ihn erscheint alles tot.

„Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde war noch wüst und leer, und Finsternis war über dem Abgrunde der Gewässer. Da fuhr der Geist des Herrn über die Gewässer dahin." Es war der heilige Geist, die dritte Person der Gottheit. Und sobald er mit seinem allmächtigen und belebenden Hauche über die Flut wehte und die Welt unter seinen Flügeln ruhte, ward auch das Wort: „Es werde", zum „Es ward", d. i. die Welt mit all ihren Geschöpfen unter seinen Flügeln ausgebrütet und allen Dingen ihre Gestalt, Kraft und Wirkung, und allen Tieren das Leben mitgeteilt. Kurz, die Schrift nennt den heiligen Geist die Seele der Welt auf Grund der Schöpfung, — aber auch auf Grund der Erlösung, laut David: „Du wendest weg Dein Angesicht und sie erschrecken, und Du nimmst weg ihren Geist und sie vergehen und werden wieder zu Staub. Sendest Du aber aus Deinen Geist, so werden sie geschaffen und Du erneuerst das Angesicht der Erde!"

Gott bildete — laut Schrift — den Menschen aus dem Lehm der Erde, als sein äußerlich und innerlich größtes Meisterwerk, und hauchte ihm in sein Angesicht den Atem des Lebens, d. i. er beseelte und belebte seinen Leib mit einer Seele, die nicht wie bei anderen Formen von innen aus einer Materie, sondern von außen, von Gott selbst hergekommen, und aus nichts geschaffen worden; — mit einer vernünftigen Seele, und zugleich mit dem Seelenleben in dem heiligen Geist, dem Urheber und Ursprung aller Gnaden, ja mit dem heiligen

Geist selbst, wie ihn der Auferstandene durch äußeres Anhauchen seinen Jüngern innerlich mitgeteilt.

Wie der Menschenleib mit dem Abweichen der Seele zusammensinkt und stirbt, so ist's auch bei der Menschenseele mit dem Abweichen des belebenden, göttlichen Geistes. Nur solange er da ist, führt und wirkt mit seiner Gnade, lebt auch die Seele in Gott und recht; mit dem Entziehen seines Einflusses aber ist sie lahm, tot, Irrtum, Finsternis, Sünde, Greuel, und häuft sie Fall über Fall.

Was ist alles, noch so lebendige Leben ohne Leben und Atmen in Gott, was das schärfste Sinnesorgan ohne Gewissensfeinheit, was der größte Fortschritt ohne den im sittlichen Leben, was alle noch so große Kenntnis der materiellen, zeitlichen und politischen Dinge ohne die der übernatürlichen, und was die schärfste Bibelkenntnis des Buchstabens ohne die geistige der Geheimnisse?

Bei alledem gilt, wie von den weisesten Heiden, den gelehrtesten Irrlehrern des Christentums und den mächtigsten Gewalthabern des Unrechts, dasselbe, was von Mohammed, der sich eine Taube abgerichtet, sich die Speise aus seinen Ohren zu holen, um den Glauben an seine göttliche Inspiration zu erwecken: „Du hast den Namen, als ob da lebst, aber du bist tot," Sünde, Irrtum und ohne Leben, weil ohne den heiligen Geist, oder du bist geistig krank bei seinem nur teilweisen Abscheiden.

Warum verirrte sich die Menschheit bis zur Unnatur und zog sich die Sündflut zu? Warum war Besazel, Sohn des Avis, ein so berühmter Künstler, Othoniel so berühmter Dichter Israels, Samson so stark, Saul anfangs der glücklichste Regent, später aber der elendeste Mensch, voll Neid und Feigheit, ohne Glück und Verstand, und anheimgefallen der Zauberei alter Weiber und dem Selbstmord? Was bewog David zur Bitte: „Deinen heiligen Geist nimm nicht von mir!", als das Unglück seines Vorgängers und sein eigenes im Verluste des heiligen Geistes zufolge Ehebruchs, demgemäßen Totschlages und noch anderer ihm drohenden Sündenfälle, so ihn nicht Nathan noch bei Zeiten gemahnt und gebessert? Was bewirkte zumeist Israels Abgötterei und Laster, als der Mangel der Zusprache der von Gottes Geist erfüllten Propheten? Und sagte Christus nicht ausdrücklich zu den Kapharnaiten: „Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch aber taugt zu nichts," — d. i. taugt nichts ohne den heiligen Geist, wohl aber mit ihm als Werkzeug zum Guten? Und schreibt nicht Paulus alles, was wir Gutes und Ver-

dienstliches zum ewigen Leben wirken, ja sogar das heilsame Aussprechen des Namens Jesu, dem heiligen Geiste zu?, und spricht er nicht auch von verschiedenen, im geistig-sittlichen Leben sich bekundenden Abteilungen der Gnade Gottes, aber nur von einem und demselben Geiste als deren Urheber?

Doch welchen besseren Beweis gäbe es, als das heutige Pfingstfest? Wie sich damals das in seinen Jüngern und Aposteln aufgerichtete, aber noch still und seelenlos daliegende Glaubenswerk mit des heiligen Geistes Ankunft derart belebte, daß jene öffentlich Gottes und Christi Wunderthaten verkündeten, die ganze Welt durchliefen, das Evangelium predigten, tauften, große Wunder wirkten und die Lehre mit ihrem Blute bestätigten, so daß der Gläubigen immer mehr wurden und die Kirche allmählich durch die Jahrhunderte bis zur jetzigen Weltausbreitung gelangte: — so ist der heilige Geist noch heute die Seele der christlichen **Kirche**, durch den alles in ihr lebt und ohne den alles tot ist.

Er ist's, der den Christen hilft, ihnen besonders feurige und nicht zu bändigende Zungen verleiht, und sie erleuchtet, nicht bloß mit dem Munde, sondern mit der That zu sprechen: „Wir sind bereit, mit Dir in Kerker und Tod zu gehen!“ Er ist's, der sie erfüllt, nicht mit süßem Weine, sondern mit seiner geistigen Süßigkeit, und mit Einem Tropfen davon schon das sonst durch die ganze Welt nicht zu sättigende Menschenherz trunken macht.

Haben wir schließlich — laut Apostel — nicht jedem Geiste zu glauben, sondern zu prüfen, ob er aus Gott ist, zumal der böse Geist sich so oft in den Engel des Lichtes kleidet, — so sollen wir auch fragen, ob der heilige Geist in uns ist?

Darauf dürfte die Antwort bei so vielen Christen eine leider sehr betrübende sein, — und zwar in Betracht ihrer Besessenheit vom bösen Geiste der Hoffart, Wankelmütigkeit und Unreinigkeit, — ihrer Vereinigung nicht zu guten, sondern zu bösen Zwecken, der Armenunterdrückung, Rebellion und des Leichtsinnes, — ihres, alles frühere gute Werk nebst der Seele tötenden Sündengeistes, — ihres halsstarrigen, Gott nicht lobenden, sondern lästernden Geistes, — und ihres servilen, Menschenfürchtenden und jeder herzhaften Kraft und Stärke entbehrenden Geistes der Schwachheit.

Uns aber laßt, wenn wir vom Geiste leben, auch im Geiste wandeln.

V. Der heilige Geist macht auch uns zu Verkündern der Ehre

Gottes, — und sein Werk ist der Kirche Sprachengabe und Einheit.

Er hat die einst zu Babylon vom Hoffartsgeiste regierte und so in den Zungen zerteilte und zerstreute Menschheit, als Geist der Demut und göttlichen Liebe, trotz ihrer Verschiedenheit zu Jerusalem in der Kirche wiedervereinigt, und diese Vereinigung setzt er fort bis zum Ende und vollendet sie in der triumphierenden Kirche, nämlich durch das pfingstliche Sprachenwunder, das seinen Ursprung hat im verachteten Galiläer und in seinen Dienern, laut heutiger Epistel: „Sind diese alle, die da reden, nicht Galiläer? . . .," und sich auch fortsetzt in der Gegenwart!

Oder redet nicht unsere, als eine im heiligen Geiste lebende und atmende Kirche, noch immer in den Sprachen aller Völker, Gottes Großthaten zu verkünden? Hat sie nicht ihre lebendige und unzertrennliche Einigkeit im heiligen Geiste und eben darin ihre Allgemeinheit, indem sie berufsmäßig alle Völker lehrt und zu Christus führt? Erstreckt sie sich nicht auf alle Zeiten und Orte, so daß es keine Sprachen und Dialekte giebt, in denen sie nicht ihre Stimme hören ließ? Und — fragt man die nahen und fernen Länder, was für Arbeiter die Erkenntnis Christi dahingebracht?, so findet man stets, daß die der alten katholischen Kirche angehörigen, dem römischen Bischofsstuhle engvereinten und von ihm gesandten Arbeiter es gewesen, und die vorhandenen Gedenkzeichen es noch heute verkünden, wie sie den römischen Glauben gepredigt, Messe gelesen und sich mit den neuen Christen dem Papste unterthänig gezeigt, kurz das gethan, was heute den Gegnern der katholischen Christen mißfällig erscheint. — Ja, als Glieder und Kinder der alten katholischen Mutterkirche sind wir in allen Landen, und haben wir Gemeinschaft, soweit Christi Herrlichkeit ausgebreitet ist.

Dies ist das Werk des am heutigen Tage einst so reich gegebenen heiligen Geistes, der die Kirche als wahre Menschenmutter in der Zahl der Glieder und ihrer Einverleibung mit Christus befruchtete, zu der auch wir uns zählen dürfen, solange wir in Demut den Verstand ihren vom heiligen Geiste eingegebenen Religionslehren unterwerfen, nachdem sie uns für den Christusglauben geboren.

Wo prahlt der sich überhebende Wissensdünkel, der da vorgiebt und ausschreit: „Nicht der heilige, sondern der Freigeist oder der freie, forschende, kritische, kritisierende und angeblich von allen Vorurteilen und Leidenschaften unbefangene Geist sei es, der in die Wahrheit ein-

führe, und das große Werk der Umbildung und Neugestaltung sieg- und segensreich anfange und fortsetze, und — nur Dusel, Phantasie und Traum, aber nicht Ergebnis der Wissenschaft, sei die Annahme eines persönlichen Gottgeistes," — da verflüchtigt sich freilich auch zu nichts der göttliche Geist, aber auch der eigene Menschengeist, da er zur Stufe des vernunftlosen Wesens herabgesunken.

Beugen wir ihm unseren Geist, damit er uns erhalte in seinem heiligen Glauben, gegenüber jenen, die von der alten Kirche ausgegangen und die Christenheit gespalten, sich selbst in Sekten auflösen, gleich dem Feldhuhn auf fremde Eier setzen, um Junge davon zu haben, das versammeln, was sie nicht geboren, ohne des heiligen Geistes Sprachengabe, Allgemeinheit und Fruchtbarkeit bleiben, und — gleichwohl und trotz Verwerfung so vieler Glaubenswahrheiten sich das wahre Christentum zuschreiben!

Der heilige Geist macht auch uns trunken in Gottesliebe und -Eifer, und unsere Seelen zu seinen Gefäßen, Tempeln und Wohnstätten.

Es ist die Trunkenheit aus dem Weinkeller des himmlischen Bräutigams, in die der Menschengeist versetzt wird durch den heiligen Geist, zufolge der Betrachtung der göttlichen Geheimnisse, besonders der unaussprechlichen Güte Jesu in seiner Passion, und der inbrünstigen, die Welt und ihren Spott verachtenden Liebe Gottes, so daß er sich in dem erfreut, wovor die Welt zurückbebt.

Der heilige Geist macht auch uns zu Menschenfischern und Arbeitern an seinem Werke.

Da erweist er sich als der Geist der Weisheit und des Verstandes, des Rates und der Stärke, der Wissenschaft, Gottseligkeit und Furcht Gottes.

Wieviel Ursache hat also die Christenheit, sich zu erfreuen, aber auch

zu erzittern in Furcht und Schrecken ob der Erwägung, daß der heilige Geist der geheime Richter und Verdammer der der Gnade Widerstrebenden ebenso ist, wie Christi sakraler Leib für die, welche der Erlösung widerstreben, —

zu zittern besonders am pfingstlichen Gerichtstage des heiligen Geistes beim Gedanken, daß die Sünde wider den Sohn wohl hienieden Gnade finde, die Sünde wider den heiligen Geist aber weder in dieser, noch in jener Welt vergeben werde, und —

zu zittern beim Empfange des heiligen Geistes, wenn er uns

mit seiner Gegenwart beehrt, ob der Besorgnis, er möchte mehr zu unserer Verdammnis, als zur Seligmachung, kommen; erschrak ja schon die gnaden- und tugendvolle Jungfrau Maria beim Engelsworte: „Der heilige Geist werde über sie kommen!“, ob des Gedankens, daß der menschwerdende Gott nicht bloß ihr Sohn, sondern auch ihr Richter sein werde!

Doch wohl uns, und glücklich wir, wenn wir solche Furcht haben; denn sie ist — laut Jesaias (66, 2) und Christus, des Heiligsten, der dennoch nicht ohne Furcht gewesen, — nicht bloß eine der Gaben des heiligen Geistes, sondern auch das nötige Erfordernis zu seinem Empfange! Ja, glücklich, wer allzeit fürchtet, weil er so im Stande der Gnade ist, den heiligen Geist zu empfangen, — oder darin ein Kennzeichen besitzt, den heiligen Geist nebst dem Pfand seiner Seligkeit schon empfangen zu haben!

# Am hohen Festsonntage der heiligsten Dreifaltigkeit.

Evangelium. F. Mir ist alle Gewalt gegeben (Matth. 28, 18—20).
Evangelium. D. Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist (Luk. 6, 36—42).

I. In der Mitte des Kirchenjahres wird das Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit, oder das Geheimnis des die drei Personen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, enthaltenden Christengottes gefeiert.

Dies Fest bildet die Grundlage und den Kern der ganzen christlichen Religion, sowie die alle anderen Feste in sich vereinigende Quelle, und verkündet summarisch die vom dreipersönlichen Christengotte der Menschenwelt erzeigten Liebesthaten, die uns die drei Hochfeste des Kirchenjahres im einzelnen vor die Seele führen, — nämlich in Weihnacht die Liebe des Vaters, in Ostern die Liebe des Sohnes und in Pfingsten die Liebe des heiligen Geistes, — und zwar nach unserer menschlichen Auffassung, nicht aber nach Gottes Wesen und Offenbarung, da alle Werke der einen göttlichen Person auch den beiden anderen zugehören.

In der Kraft der heiligsten Dreifaltigkeit sind auch wir in diese Welt durch die Erschaffung, und in die christliche Kirche durch die Erlösung eingetreten, und werden dereinst auch unsere Seele beim Abscheiden durch die Heiligung dahin fahren lassen.

Im Dreifaltigkeitsglauben und -Leben besteht unsere Bestimmung, unseres Lebens Inhalt und Vollendung, daher wir auch den Glauben und die Erinnerung an die heiligste Dreifaltigkeit nicht oft genug erwecken und erneuern können, zumal ohne solch liebendes, ehrendes, dankendes, preisendes, anbetendes und verlangendes Trinitätsgedenken es nimmer ein Gottesleben giebt, weder hier noch dort.

Dies Fest ist somit das allerwichtigste und bedeutungsvollste; denn, wie ein Haus zusammenbricht, sobald seine Grundlage gelockert oder untergraben wird, — so fällt auch das ganze Haus der christlichen Religion in Trümmer, wenn sein Grundglaube an die Dreifaltigkeit vernichtet wird. Kein Wunder ist's darum, wenn die Christusfeinde vor allem das Trinitätsgeheimnis zum Gegenstande ihrer unablässigen Angriffe machen.

Wohl ist das ganze Kirchenjahr und aller Gottesdienst eine fortwährende Dreifaltigkeitsfeier, sowie auch jeder Sonntag, der ja, als erster statt des letzten Wochentages, durch die vom Herrn beauftragten Apostel, als Schöpfungstag des Vaters, als Erlösungs- oder Auferstehungstag des Sohnes und als Sendungstag des heiligen Geistes, zum Tag des Herrn, des dreieinigen Christengottes, eingesetzt worden, daher ja auch die Einfachheit der Tagesfeier, abgesehen von ihrem größten Geheimnis, erklärlich ist. Gleichwohl hat die Kirche noch einen besonderen Tag für die Feier dieses christlichen Grundglaubens angeordnet — und zwar wegen seiner Wichtigkeit, da es ohne dreipersönlichen Gott gar keinen Gott, oder wenn solcher existierte, so doch kein Christentum und keine Möglichkeit, zu Gott zu gelangen, geben kann, — ferner auch wegen seines so leichten Aufgebens und Verlustes, ohne daß man sich dabei der verderblichen Folgen bewußt zu werden pflegt, — und vor allem wegen des so großen Abfalls der heutigen Menschen vom Dreipersönlichen Gott zum Zweipersönlichen so vieler getrennten Christen, oder gar zum Einpersönlichen Gott der Juden und Türken.

An diesem Tage ist die Kirche mehr, als an anderen Tagen von der Güte des Reichtums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes erfüllt, und dankt sie Gott, daß er uns die Gnade verliehen, „durch das Licht des wahren Glaubens die Herrlichkeit der ewigen Dreifaltigkeit zu erkennen und ihre Einheit in den Werken ihrer Allmacht und Majestät anzubeten."

Heute sollen wir nach dem Willen der Kirche uns des Trinitätsglaubens wieder bewußt werden und uns in ihm befestigen. Und ist auch sein Geheimnis nur zu glauben und nicht ihm nachzuforschen, so ist's doch unsere Pflicht, uns in die Wesenheit des dreipersönlichen Gottes mit unserer Betrachtung zu versenken, und mit aller Demut uns eine gewisse Erkenntnis von seinem dreieinen und dreipersönlichen Wesen und damit einen Vorgeschmack des seligen Lebens jener Welt schon hienieden zu verschaffen.

Doppelte Perikopen hat der heutige Tag als Sonn- und als Festtag. Während uns das Sonntagsevangelium verkündet

Jesu erhebende Mahnung zur Erbarmen und Milde erweisenden Nächstenliebe nach dem Beispiele des barmherzigen und überreich belohnenden Gottes, der die ihm in seinen Armen und in seiner Kirche zuliebe gethanen oder zugemessenen guten Werke, ob sie auch noch so gering und so wie so von ihm herstammende sind, zurückmißt, indem er giebt: 1) ein „gutes" oder verdienstgemäßes Maß in den Gütern des Glückes; 2) ein „gedrücktes" oder verdienstüberragendes in den Gütern der Natur; 3) ein „gerütteltes" oder ein übers Verlangen hinausgehendes in den Gütern der Gnade; 4) ein „überfließendes", d. i. ein alle Gedanken und Begriffe übersteigendes in den Gütern der Glorie, der Seligkeit des ewigen Lebens . . .

da verkündet das Festevangelium nicht bloß Christi, als des Gewalthabers im Himmel und auf Erden, dreifachen Auftrag an die Apostel für ihre Thätigkeit als Lehrer, Priester und Gewissensleiter, mit der daraus folgenden weltunabhängigen Selbständigkeit und Freiheit der Kirche, sondern in diesem Auftrage zugleich auch den Glaubenssatz von der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

II. Die Lehre vom dreipersönlichen Gott, deren besonderer Inhalt darin besteht, daß der Vater von Ewigkeit den Sohn, sein Ebenbild, durch seine Erkenntnis als göttliche Person gezeugt, und daß vom Vater und vom Sohne die gegenseitige persönliche Liebe als göttliche Person ausgeht, — und wonach wir bekennen, Gott in der Dreiheit und die Dreiheit in der Einheit, Einen Gott in drei Personen, die nicht drei Götter, sondern nur Ein Gott sind, — ist die Lehre Christi und der Apostel, Andeutung des Alten Testamentes, Ahnung des Heidentums, Forderung, respektive Gutheißung der Vernunft und Gepräge der ganzen Schöpfung.

Einen einzigen Gott und keine Göttermehrheit oder -Vielheit verlangt schon die Vernunft, die Einheit und Ordnung, das einheitliche Gesetz der Schöpfungswelt und aller Kreaturen, — zeigt aber auch, daß eine Göttermehrheit die Verschiedenheit in Erkenntnis und Willen, die Unter- und Überordnung, ihre Widersprüche und die Störung der Oberherrschaft, Ruhe und Glückseligkeit, überhaupt die Aufhebung des Gottesbegriffes, zur Folge haben müßte.

Bekannt ist Gott auf Grund der Schöpfung, unbekannt aber in seinem Wesen, so daß wir von diesem wenig wissen würden, wenn das Licht nicht in die Finsternis geleuchtet hätte.

Laut natürlicher und übernatürlicher Offenbarung haben wir uns Gott aber vorzustellen als einen reinen Geist, — und nicht bloß

als gerecht, weise und gut, sondern auch seinem eigenen Wesen nach als die Gerechtigkeit, Weisheit und Güte selbst, — daß er ferner niemandem unterworfen, nichts bedürftig und sich selbst im höchsten Grade genug sei, insofern er die einzige Quelle seiner Glückseligkeit und seines Friedens ist, — daß er ferner unwandelbar der Zeit nach, oder ewig, ohne Vergangenheit und Zukunft sei, insofern er weder gewesen, noch sein wird, sondern stets ist als der „Ich bin, der ich bin, Sum, — qui sum", wie er sich selbst nennt, — daß er weiter unwandelbar auch dem Orte nach durch seine Unermeßlichkeit und an jedem Orte ganz sei, wie die Seele an jedem Orte des Leibes, — daß er unwandelbar auch in seinen Vollkommenheiten sei und weder solche verlieren, noch welche erhalten könne, — und daß er endlich so vollkommen und unbegreiflich in seinem Wesen sei, daß nichts im Himmel und auf Erden ihm zu vergleichen ist und alle deren Schönheiten, zusammen vereinigt, nur Schattenbilder und schwache Merkmale seiner Größe sind.

Daß aber dieser Gott dreipersönlich sei, dies ist nicht das Ergebnis der menschlichen Vernunft, der Philosophie, des Studiums und der Erfahrungsbeweise, sondern lediglich ein Geheimnis des Glaubens, der göttlichen Offenbarung und Gnade, und zwar nicht des Alten Testamentes, das nur den Glauben an einen Gott ohne Erwähnung der Personen betonte, um das zur Vielgötterei hinneigende Judentum davon frei zu halten, wohl aber des Neuen Bundes oder der Lehre Christi, der, weil Er nur das göttliche Lamm ist, das versiegelte Buch geöffnet und das Geheimnis der Dreifaltigkeit geoffenbart.

Die Vernunft weiß es aber sehr wohl, daß der dreipersönliche Gott nicht gegen, sondern nur über ihre Erkenntnis geht, — daß die Dreipersönlichkeit oder Dreiheit der Personen, insofern sie, ob auch in der Lebensform und Offenbarung verschieden, doch von einem und demselben Naturwesen sind, keineswegs die Gotteseinheit aufhebt, sondern unzerteilt bestehen läßt, — und daß Gott, der Schöpfer der nie müßigen, sondern stets wirkenden Natur, laut Wort: „Sollte ich, der ich Andere zeuge, d. i. den Geschöpfen die Vollkommenheit der Befruchtung gebe, selbst unfruchtbar sein" (Jes. 66)?, auch seinesgleichen aus sich zeugen könne und müsse, schon um dessenwillen, um die zu seinem Seligkeitsgenusse nötigen Zeugen und Genossen zu haben.

Als Gepräge und Grundgesetz der Schöpfung finden wir allüberall die Dreieinigkeit Gottes. — Wir schauen die Drei als Ein-

heit in den Naturreichen, Zeitperioden, Grundformen, Maßen, Farben, und Tönen, im Minerale als Zusammensetzung von Erde, Wasser und Feuer, — in jedem Handwerkszeuge, wie Haken, Spaten, Rechen, Pflug, Schwert und Stab, — in jedem Hause und seiner Umzäunung mit ihren Riegeln und Balken, — in jeder Blume mit Blütenform, Farbe und Geruch, — in jedem Baume mit Wurzel, Stamm und Krone, wie in jedem Äste, Zweig und Blattgerippe, — in jedem Tier mit Fuß, Leib und Kopf, — in der Menschenseele mit den drei Grundkräften des Fühlens, Erkennens und Wollens, — in der Familie mit Mann, Frau und Kind, — und im Staate mit der Krone, Regierung und Volksvertretung.

Sinnbilder der Trinität aus der Natur sind ferner der Spiegel, oder das Original, Bild und beider Liebe, — ein Licht von drei Fackeln, — ein Wasser oder Quelle, Strom und See, — und die Sonne oder Feuerflamme mit Licht, Wärme und ihrem gleichzeitigen Erscheinen.

Noch höhere, die Dreifaltigkeit oder die Einheit und Dreiheit wiederstrahlende Spiegel sehen wir im Engel mit seinem einzig dastehenden, aber aus Natur, Gnade und Glorie bestehenden Wesen, — ferner im Menschen mit seinem aus Fleisch, Blut und Gebein bestehenden Leib, und mit seiner Gedächtnis, Verstand und Willen besitzenden Seele, — sowie auch in Christo mit seiner Einheit der Person und der Dreiheit seiner Gottheit, Menschenseele und -Leibesnatur.

Daher sagt St. Augustin: „Fällt euch schwer der Trinitätsglaube, so gehet in euch selbst und ihr werdet finden,

daß ihr Ebenbilder Gottes, und seiner drei Personen in der Einheit und Dreikraft euerer Seele seid, in der man Wesen (Sein), Erkenntnis und Liebe, unterscheidet, — daß, wie euere Seele lebt, damit sie erkenne und liebe, und wie sie erkennt, damit sie sei und liebe, und wie sie liebt, damit sie sei und erkenne: so auch im dreipersönlichen Gott der Vater als Ursprung das Wesen von und in sich selbst hat und in sich erkennt, und wie er sich kennt, seinen Sohn zeugt, und Vater und Sohn, indem sie sich kennend lieben, durch diese Liebe den heiligen Geist hervorbringen, —

und daß, wie man bei eueren Seelenkräften dem „Wesen" besonders die Macht, der „Erkenntnis" die Weisheit, und der „Liebe" die Güte zuschreibt, doch jede dieser drei Eigenschaften auch der anderen Kraft zukommt, — es so auch bei den drei Personen Gottes sich verhält.

Und ist auch dies dreifache Ebenbild des dreieinen Gottes in des Menschen Seele getrübt und entstellt, das Gedächtnis als Bild des Vaters geschwächt, der Verstand als Bild des Sohnes verblendet und der Wille als Bild des heiligen Geistes zur Bosheit gewandelt worden: — so stellt doch die Barmherzigkeit des dreieinen Gottes dies Ebenbild wieder her, indem die Hoffnung des Vaters das Gedächtnis stärkt und „uns hoffen läßt, wieder zum Vater zu kommen", der Glaube des Sohnes die Vernunft erleuchtet, und die Liebe des heiligen Geistes den Willen reinigt.

Als Ahnung des Heidentums erscheint der dreipersönliche Gott besonders in vielen Äußerungen der alten Philosophen. Sie nennen die „Drei" eine Grundzahl. „Die Eins ist Drei und Drei ist alles". „Die Drei breitet sich aus in der ganzen Welt". „Die Drei ist eine heilige Zahl, denn dreimal wird den Göttern geopfert; — sie ist eine vollkommene Zahl, denn sie enthält Anfang, Mitte und Ende, und aller guten Dinge sind Drei und — sie ist eine glückselige Zahl, denn von allen glücklich zu Preisenden heißt es: „Dreimal glücklich," daher auch Gott der Beste und Höchste heißt.

Der ägyptische Abgott Serapides, gefragt vom König Tullus: „Ob jemand glücklicher, als er, sei?" — antwortete: „Ich gebe dir Drei und diese Drei sind Eins." — Der Grieche ahnte den dreipersönlichen Gott in seiner „Trivia", d. i. in den drei Wagen der Hekate, — der Römer in seiner Schwurformel: „Deus meus Fidius" „Mein treuer Gott," d. i. helfe mir (Fidius war der Eigenname eines Jupitersohnes, laut Cicero), — der Druide in seinem „Herminsul", d. i. Wurzel, Stamm und alles Übrige, — der Ägypter in seinem Spruche: „Den Kranz zerreiße nicht und das Auge zerteile nicht, noch durchsteche es!" insofern nämlich der Anfang- und Endlose Kranz ein Bild des Ewigen, und das Auge mit seinem weißen Apfel und Kerne ein Bild des Dreieinen ist, daher man auch mit dem Auge, diesem Spiegel und Sitz der Liebe, das „Gottesauge" abzubilden pflegt, und Plinius auf die Frage: „Warum man dem geliebten Menschen so gerne ins Auge sehe?", geantwortet: „Weil man darin sein Ebenbild und die Liebe schaut!"

Wie klar ahnte schon Plato den dreipersönlichen Gott laut Wort: „Der Vater hat durch das Wort alles hervorgebracht und durch seinen Geist belebt und bewegt er alles," — und Trismegist gemäß Wort: „Die Einheit zeugte die Einheit und brachte (erweckend) in sich, zurückgestrahlt, den Eifer hervor," — und die pythagoräi-

schen Weisen, wenn sie die Dreizahl als heilige und göttliche Zahl und als Ursprung und Endziel aller Dinge, und darum auch die Gottheit mit drei Dingen, „mit Anbetung, Opfer und Lobpreisung,“ verehrten!

Wie viel wäre noch zu sagen von der alt- und neutestamentlichen Offenbarung! —

Laut **Alten Testamentes** „schuf Gott (d. i. der Vater) im Anfange (d. i. in dem Sohne, welcher Anfang und Ende ist) die Welt, und der Geist schwebte über den Gewässern,“ und Gott sprach: „Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bilde.“ — Es spricht ferner das Alte Testament vom dreifachen Segen über das Volk, von den drei Reben am Weinstocke, von der Bundeslade mit dem Mosesstabe, den Gesetztafeln und dem Manna, — und es verkündet den Dreieinigen mit dem dreimal Heilig und die Drei als segensreiche Zahl in den drei jährlichen Tempelbesuchen, den drei Zufluchtsstätten, im dreitägigen Gebete des Tobias, in der dreimaligen Berührung des toten Knaben seitens des Elias u. s. w.

Auch das Neue Testament spricht — außer der Lehre Christi: „Taufet sie im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes,“ und „Drei sind, die Zeugnis geben“, — von drei Taborzeugen, drei Leidensgeheimnissen, drei Kreuzen Golgathas, drei Sprachen der Kreuzesüberschrift und drei Tagen Grabesruhe bis zur Auferstehung.

Laut Geschichte aber widerlegte der heilige Bischof Nikolaus den Dreifaltigkeitsleugner Arius auf dem nicänischen Konzil mit der Vorzeigung eines aus drei Elementen, Wasser, Feuer und Erde, bestehenden Ziegels. — Und ein im Jahre 446 zu Konstantinopel herrschendes Erdbeben endete auf den vom Bischof Proklus angeordneten gemeinsamen Tempelgesang: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme Dich unser!“

Hienach sind also die Dreifaltigkeitsleugner keine Christen, — sie haben keinen Gott, sondern nur ein Phantasiegebilde, — haben auch keine christliche Taufe, können keine spenden und somit keine schaffen, — und eine Thorheit ist's, zu sagen: „Es komme nur darauf an, daß man an einen Gott glaube, nicht aber auf die Art dieses Glaubens!“ —

Aber auch nur jene sind wahre Christen, welche dem Einen und Dreipersönlichen Gotte nachfolgen und sein Kennzeichen in der Einigkeit, besonders des Glaubens und der socialen Ordnung, und in der sich ihresgleichen mitteilenden Liebe, an sich tragen.

Halten wir fest an dem, von Christus gelehrten, von den Aposteln ausgebreiteten, von den Märtyrern besiegelten, durch Wunder bestätigten, von der Kirche bewahrten und von Kaisern und Königen mit den Titeln ihrer Gesetzbücher gepredigten Dreifaltigkeitsglauben, mit dem, je nach seiner Beschaffenheit, das Christentum steht, steigt oder sinkt, — und zwar in Gedanken, Worten und Werken, besonders aber im Kreuzzeichen, dieser so erhabenen Verkürzung des Christentums.

Heißt es nämlich von der Natur: „Sie ist nirgends größer als im Kleinsten," und von der wahren Kunst: „Ihr Wesen zeigt sich vor allem im Verkürzen," — so können wir solches auch sagen von der christlichen Kirche betreffs ihres so kurzen und kleinen Kreuzzeichens, auf das sie, gemäß Paulus: „Es sei ferne, mich in etwas anderem zu rühmen, als im Kreuze Jesu Christi" ihr Credo reduziert und mit dem sie uns andächtig zu bekreuzen lehrt, und das ein Beweis ist von ihrer weisen Erziehung der Menschen; denn dies so kleine Zeichen hat in sich einen weltwichtigen Inhalt, nämlich das Bekenntnis der Menschenrettung durch den Tod des gekreuzigten Gottsohnes, und das Bekenntnis des dreipersönlichen Christengottes, — diese zwei Hauptbekenntnisse, auf denen das ganze Christentum ruht. — Verehren wir also im Kreuze einerseits nicht das Zeichen, sondern das Bezeichnete, — nicht das Bild, sondern das Abgebildete, d. i. das Zeichen des Heils, der christlichen Vollkommenheit, der weisheitsvollsten Predigt, des kräftigsten Trostes und des letzten Weltgerichtes, und besitzen wir in ihm die beste Waffe, den Pilgerstab, die Himmelsleiter und den Himmelsschlüssel, kurz, das Grunddogma der Erde, — so beten wir an darin andererseits auch den dreipersönlichen Gott, die Quelle und den Ursprung des Kreuzes.

Ein Geheimnis der **Finsternis** ist die Trinität für die Hoffärtigen, d. i. für die, welche sich erkühnen, nicht zufrieden mit dem, was Christus und das Evangelium darüber lehrt, in ihr Verständnis eindringen und den Widerspruch der Dreipersönlichkeit mit der Gotteseinheit vernünftig erklären zu wollen. Warum? Weil nach allen Religionssystemen der Anfang der Welt, der Ursprung aller Dinge und der Thron Gottes, für alle Sterblichen Finsternis ist und Gott nur für die Seligen im Lichte wohnt, und — weil diese göttliche Finsternis, wie jede materielle der Nacht, bei demjenigen Menschen, den sie als Wandersmann ohne Licht auf unbekannten Wegen

überfällt, oder der sich verwegen in sie begiebt, dreierlei Wirkungen, nämlich Blindheit, Vergeblichkeit und Gefährdung hervorbringt.

Das Trinitätsgeheimnis gefährdet ihn auch mit der unvermeidlichen Gefahr des zeitlichen und ewigen Unterganges. Bei Betrachtung dieses Geheimnisses ohne Glaubenslicht haben so viele sich verirrt bis zum Abfalle vom Christentume, ihre Vernunft für den Glauben selbst, den Lügengeist für den Geist der Wahrheit, und ihre Thorheit für göttliche Offenbarung gehalten. So erging's Arius, der lehrte, „der Vater sei größer, als der Sohn," so Macedonius mit seiner Lehre, „der heilige Geist sei nur ein Geschöpf Gottes," so auch Photius mit seiner Häresie, „der heilige Geist gehe nur vom Vater aus, und durch den Sohn." Insbesondere hat die Irrlehre des letzteren den Untergang des orientalischen Kaisertumes und die Eroberung Konstantinopels durch den türkischen Kaiser Mahomed II. am 29. Mai 1453 zur Folge gehabt. — Dahin führt der lasterhafte und sträfliche Vorwitz betreffs der Trinität. Ja, „kein Irren ist gefährlicher, kein Forschen mühseliger und kein Finden folgenreicher".

Ein Geheimnis des **Lichtes** ist die Trinität für die Demütigen, d. i. ein Licht, das erleuchtet die Demütigen, die sich am Glauben genügen lassen.

Ein Geheimnis des **Eifers**, der entzündet, ist endlich die Dreifaltigkeit für die Gerechten, die nur lieben wollen, zum gleichen Lieben, Wollen und Wirken.

III. Der Glaube bedarf der Zeugnisse von dem Himmel, der Erde und Welt, — und so wird durch sie auch der Christenglaube bezeugt.

Vom Himmel zeugt der Vater über den Sohn, der Sohn durch seine Wunder, und der heilige Geist als Taube und Zunge.

Von der Erde zeugt das Wasser in der Taufe, der Geist im Herzen und das Blut der Märtyrer.

Die Welt aber zeugt durch Wunder, durch Erscheinungen und durch die Heiligkeit, die nur in der katholischen Kirche vorhanden ist.

Diese drei göttlichen Personen sind die drei höchsten und sichersten Himmelszeugen, die für die sie anrufenden Christen einstehen, — und weder der Teufel kann bis auf diese Drei zählen, noch der Falschschwörer es ungefährdet thun; ja unser Leben ist gut gesichert, so diese drei Zeugen für uns eintreten.

Beweis sind z. B. die drei Knaben Eines Glaubens im babylonischen Feuerofen, da sie, gleich dem Feuer selbst mit seinen drei

Wirkungen von Hitze, Licht und Beweglichkeit, das Bild der Trinität darstellen. Desgleichen die Werke der ägyptischen Zauberer, insofern sie dem Moses wohl das erste und zweite, nicht aber sein drittes Wunder nachäffen konnten und somit bei dieser Dreizahl ihre Kunst in Brüche gehen sahen. — Und wie viel anderes Unheil ist am Bekenntnis und Zeugnis des dreipersönlichen Gottes gescheitert! So hat z. B. Abt Eusebius erfahren, daß der Teufel das „Ehre sei dem Vater, Sohn und heiligen Geiste" nicht sagen konnte. Und so ward auch einst der wegen des Lasters der Simonie durch den Abgeordneten des Papstes Viktor III., Erzdiakon Hildebrand, anno 1055 vor die bischöfliche Synode zu Lyon zur Verantwortung vorgeforderte Erzbischof, trotz Bestechung und Schweigens aller Ankläger, überführt, da er in dem ihm vorgelegten „Credo" und „Gloria patri etc." den heiligen Geist nicht zu nennen vermochte.

Welcher Trost ist's für die von Prozessen verfolgten Menschen in ihrer Furcht, wegen eingeschüchterten Zeugen ihren Rechtshandel zu verlieren, falls sie nur vertrauen auf die drei göttlichen Personen und sie um ihren Beistand anrufen, damit sie Zeugen den Armen seien!

Welche sittliche Pflicht ist's aber auch, auf Grund dessen, daß wir Ebenbilder und lebendige Spiegel des dreipersönlichen Gottes sind, mit, durch und in welchem alles Gute kommt, insbesondere die drei größten Wohlthaten der Erschaffung, Erlösung und Heiligung, als Getaufte, Gefirmte, Begnadigte, Kommunizierte, Geölte oder Getraute, das Trinitätsbild in unserer Seele mit dankbarem Glauben, Hoffen und Lieben, zu verehren und nie zu verunehren, oder wenn es geschehen, sofort wieder zu reinigen und so bis zum Ende zu bewahren! Gott verlangt nach aller Menschen Seligkeit. Solche aber ist unmöglich ohne die Taufe, und auch diese selbst ist nicht möglich durch das Wasser der Natur, sondern nur in der übernatürlichen Kraft des heiligen Geistes, des dreipersönlichen Gottes, von dem der Mensch mit seinen drei Seelenkräften, Gedächtnis, Verstand und Willen, abgefallen, und zu dem er sich nur wiedererhebt mit dem Glauben, Hoffen und Lieben seines Geistes.

Wie groß sind die Gnaden des Taufsakramentes! Der Getaufte, dem der Himmel sich öffnet, wird in Natur und Person, an Leib und Seele frei, rein und abgewaschen vom erbsündlichen Aussatze und alledem, was die Seligkeit verhindert.

Beispiel ist Kaiser Konstantin mit seiner Befreiung vom leiblichen und geistigen Aussatze durch Papst Silvester.

Nur mit der Kraft der allerheiligsten Dreifaltigkeit und durch die Aussprechung des Namens ihrer drei Personen kann und soll die Taufe dieses wirken, nämlich mit dem Gebrauch des Wassers und der Taufworte, die ausdrücklich die Anrufung des Beistandes der Trinität in sich schließen.

Hat die Taufe aber so hohe Gnade, wie ist's möglich, besonders jetzt beim Wegfall der staatlichen Zwangstaufe, daß Mütter, besonders unverehelichte, zu Kindsmörderinnen werden und ihren Kindern nicht bloß das zeitliche, sondern mit der Taufunterlassung auch das ewige Leben nehmen? —

Und wie ist's möglich, daß so manche Eltern gleichen einem Friesenfürsten Rabod, der nahe daran war, vom Bischofe St. Wolfram getauft zu werden, doch zufolge der auf seine Frage: „Ob seine Vorfahren zumeist im Himmel oder in der Hölle wären?" erhaltenen Antwort: „In der Hölle!" auf die Taufe wieder verzichtete mit dem Worte: „Mir ist's lieber, mit ihnen in der Hölle zu sitzen, als im Himmel ohne sie!" und bald darauf in der Nacht vor dem Tage ohne Taufe plötzlich verschied, an welchem der von ihm um Rat gefragte heilige Bischof Wilibrod ankommen sollte, — mit anderem Worte, wie ist's möglich, daß so manche Eltern aus Ehrsucht, Geldgeiz oder zeitlichem Interesse, die Taufe ihrer Kinder verschieben und verspäten, und sie lieber ohne Taufe sterben lassen, als sich mit nahen Paten ob auch geringeren Standes zu begnügen? Sie geben ihnen das Licht des Tages und verbannen sie in die ewige Finsternis. Wie werden sie dies vor Gott verantworten hienieden und am jüngsten Tage?

Und wie ist's möglich, unser im Taufsakramente wiederhergestelltes Ebenbild Gottes so oft durch Sünde zu gefährden und zu verlieren, ohne es in der Bußtaufe sofort wiederherzustellen und so das zu vollenden, was nach der ersten Taufe übrig geblieben?

Als Christen bekennen wir einen dreipersönlichen Gott, und „dies Bekenntnis ist unser Glück und unsere Seligkeit." Und wenn die un- und irrgläubige Menschenwelt sich gegen diesen Glauben sträubt, oder uns gar die gesunde Vernunft absprechen wollte, — so weisen wir sie hin auf die göttlichen Naturgeheimnisse, wie z. B. auf die wundersame im Dunkel verrichtete Zellenarbeit der kleinen Bienen, wie bei der Herausziehung des Honigs aus den Blumen, mit ihrer Unzertrennlichkeit und ihrem steten Wiederauffinden der Königin und des Heimatskorbes trotz meilenweiter Entfernung und noch so großer Anzahl der Mitgenossen und anderer Bienenkörbe, — wie auf so vieles andere, was die wissens-

stolze Welt nicht begreift, aber doch zu ihrem Nutzen annimmt und verwertet.

Mögen darum auch die Sündhaftesten Gott ableugnen, um beim Sündigen ungestört zu sein — so thun sie es doch nicht immer, weil auch die Teufel glauben und zittern.

Wir haben also die Atheisten, die wie Pharao sagen: „Wer ist der Herr? Ich kenne keinen über mich gebietenden Herrn!" — in all ihren fünf Sorten, d. i. die beim Unglück Verzweifelnden, die in Sünden versunkenen Epikuräer, die Religionsspötter, die ob Zweifels Unentschiedenen und die nur äußerlich Glaubenden, — für Narren und zwar für unheilbare Narren zu halten, weil sie als des Teufels „Höllenvikare" reif sind für Gottes Strafe, wie da beweisen z. B. der englische Apostat Brianthus, den König Heinrich VIII. mit jenem Namen benannte, ferner der ersäufte Pharao, der von Hunden zerrissene Spötter Lucian, und jener von einer Mücke aufgeriebene Herausforderer Gottes, der mit gezücktem Schwerte zum Himmel geschrieen: „Bist Du Gott, so zeige, stelle Dich mir."

Was haben wir Christen dann als Leugner des dreipersönlichen Gottes zu gewärtigen?

Wahrlich, diesen dreipersönlichen Gott als Christen nicht er- und bekennen, lieben, ehren, anbeten und anrufen zu wollen, — wohl aber gleich den alten und neuen Glaubensneuerern aus der tausendjährigen Litanei zu streichen, nicht nur das „Bitte für uns", wie Kalvin mit der Ausrede: „Es sei ein barbarischer Gemeinplatz," sondern auch das „Heilige Dreifaltigkeit, ein einiger Gott, erbarme Dich unser," wie's Luther unter dem Vorwande gethan: „Die Dreifaltigkeit stehe so wenig, wie die Mutter Gottes, in der Bibel," — oder aber die Trinität mit seinem Gedächtnis, Verstand und Willen zu entehren, und statt ihrer anzubeten die höllische Dreifaltigkeit, d. i. das dreiköpfige, auch von den alten, heidnischen Wenden im Trigla- oder Triglatabgott verehrte Götzenbild, das nach ihrer Christianisierung Kaiser Otto und später Papst Honorius erhielt, — wie sollte dies für dergleichen Ehrendiebe nicht zum zeitlichen und ewigen Untergange führen?

Wollen wir also Frieden auf Erden haben, so laßt uns Gott, dem Dreieinen, die Ehre wiedergeben und ersetzen, wie sie war im Anfange der Schöpfung und im Anfange der Christenheit, indem wir bei allem Thun denken und sprechen: „Nicht mir, o Herr, sondern Deinem Namen gieb die Ehre".

---

# Am zweiten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Ein Mensch bereitete ein großes Abendmahl (Luk. 14, 16—24).

Das Gleichnis vom großen Abendmahl „in der Gemeinschaft der ewigen Süßigkeit" und in „der unaussprechlichen Genießung Gottes", — hat der Herr vorgetragen den jüdischen Aristokraten, Vornehmen und Gelehrten, im Hause eines Pharisäerobersten, nebst der schönen Gesellschaftsregel von der socialen Bescheidenheit und der noch schöneren sittlichen Mahnung, nicht bloß Gäste zu Tisch zu laden mit der Absicht, wieder eingeladen zu werden, sondern vor allem Arme zu invitieren, welche die Einladung nicht vergelten können, und durch die man sich Gott zum Schuldner macht.

Er hat es vorgetragen, als ein Gast aus Bewunderung seiner Lehre gerufen: „Selig, wer im Reiche Gottes mitspeist!", und zwar in der Absicht, um den Tischgenossen, bei ihrer laut hoher Stellung, Gelehrsamkeit und Erkenntnis, zuerst erhaltenen Gotteseinladung, ihre so grobsinnliche Seligkeitsvorstellung, ihre zu weltliche und nur auf Menschen- und weniger auf Gotteslohn schauende Gesinnung, ihre allzu große Verwickelung in Erdengeschäfte, sowie ihre Zurückweisung des von ihm gebrachten Messianischen Gottesreiches vorzuhalten, und ihnen auch ihre nach dessen Abschlagung in der Zeit erfolgende Ausschließung für die Ewigkeit unter Übertragung desselben, respektive ihrer unbenützt gelassenen Gnaden- und Seligkeitsplätze an die „herbeizuführenden" Geringen ihres Volkes und sodann auch an die „herbeizunötigenden" Nichtjuden oder Heiden anzukünden.

I. Wohl verstehen wir unter dem „großen Abendmahl" im Allgemeinen das von Gott in der christlichen Religion, in der Menschwerdung seines Sohnes, oder im Genuß des göttlichen Wortes, bereitete

und zur ewigen Seligkeit führende Freudenmahl der Zeit, allein ganz besonders auch das allerheiligste Altarssakrament oder die heilige Opferhandlung der Messe, und zwar in ihrem dritten Teile, der Opfermahlzeit.

„Abendmahl", „Liturgie" und „Messe", ist der Name für eine und dieselbe Handlung des Altarssakraments. „Abendmahl" ist gebräuchlich bei den deutschen Protestanten, „Liturgie" bei den Griechen, und „Messe", vom hebräischen „Missach", Opfer bei den Lateinern, und zwar laut Schriftwort: „Du sollst den Festtag der Wochen feiern dem Herrn, deinem Gott, und ein freiwilliges Opfer deiner Hand bringen." Es ist kein Zweifel, daß das Wort „Messe" am klarsten die ganze Handlung des Leibes und Blutes Christi ausdrückt; denn damit wird gesagt, daß die Eucharistie nicht bloß ein Sakrament ist als Speise, sondern auch als Opfer, noch bevor es zur Speise gebraucht wird, und daß sie als Opferhandlung oder als Aufopferung von Brot und Wein und sodann von Christi Leib und Blut, von diesem erfüllten Oster- und Gotteslamm, alle Teile eines Religionsopfers, wie Opferweihe, Opferwandlung und Opfermahlzeit, in sich enthält, und daß somit das Mahl der letzte Opferteil und Opferzweck zu nennen ist. Für diese Opferhandlung aber braucht die Kirche ob ihres Geheimnisses und ihrer Wichtigkeit, und bei ihrer allgemeinen Verständlichkeit, ihre besondere und unveränderliche l a t e i n i s c h e Sprache, die nur jene anfechten, welche das Geheimniß außer dem Genuße leugnen. Dieses Opfermahl ist in Wahrheit auch für uns ein „A b e n d m a h l"; denn es ist auch unsere Wegzehrung an unserem Lebensabend, als der süßeste Balsam in den Schmerzen der Krankheit, als der stärkste Schild im Kampfe mit der Todesangst, und als das sicherste Geleit auf dem Wege in die Ewigkeit.

Daß aber C h r i s t u s dieses Opfermahl im heutigen Evangelium ausdrücklich ein „A b e n d- oder Nachtmahl" nennt, hat seinen Grund im allgemeinen Brauch, stattliche Gastmahle meist in der Nacht zu halten, welcher Sitte auch der Herr nachgekommen, indem er die Eucharistie nicht bei Tag, sondern in der Nacht oder am Abende vor seinem Leiden, nach dem Abendessen eingesetzt, und weil sie nach seinem Willen die letzte Erquickung des Menschen, also das Ende und die Erfüllung aller anderen Mahlzeiten ist. Wie die Welt nämlich dem Menschen besonders eine dreifache Mahlzeit, für den Morgen, Mittag und Abend, bereitet, — so giebt ihm auch Gott ein dreifaches Mahl, — nämlich ein M o r g e n m a h l im Gesetz der Natur mit dem Brote

Melchisedechs und einigem Blute vom Opfer Abels und Abrahams, — ferner ein Mittagsmahl im mosaischen Gesetz mit vielen Speisen, Figuren, Schaubroten, dem Osterlamm, dem Manna und vielen Opfern, — und das beste und kostbarste Mahl zuletzt im Abendmahl, in seinem eigenen Fleisch und Blut unter Brots- und Weinsgestalt, um sich dadurch selbst als besten Speisemeister zu bekunden.

Daß er aber die Eucharistie ein „großes Abendmahl" nennt, ist hinreichend begründet, sowohl in Gott oder im Gottmenschen, der es bereitet, ferner in der Menge des dazu berufenen Volkes oder der ganzen Menschheit, als auch in der Güte der dabei vorgesetzten gottmenschlichen Speise.

Gerade dies Opfermahl ist nun aber auch für den Menschen, je nach dessen rechtem oder falschem Verständnis und Gebrauch, entweder ein Heiligtum der Anbetung und die Ursache der Einigkeit, der Lobpreisung Gottes und der ewigen Beseligung, — oder ein Gegenstand der Verachtung und ein Anlaß des Streites, der schreiendsten Verlästerungen und der ewigen Verwerfung.

Bereitet hat der Welterlöser das große Abendmahl mit seinem uns darin zum Genuß vorgesetzten kostbaren Fleisch und Blute aus zweifachem Grunde.

Zur Befreundung der Menschen mit Gott und unter sich selbst. Sich Freunde, die nach der Schrift wie Reichtümer zu schätzen sind, zu machen, zu erwerben oder zu erhalten, ist ja der Zweck feierlicher Mahlzeiten.

So gab der Patriarch Isaak dem Könige Abimelech nebst zwei obersten Heerführern ein Gastmahl, und nach Speise und Trank erhoben sie sich und schwuren sich gegenseitig gute Freundschaft.

So gaben die persischen Könige früher an ihrem jährlichen Krönungstage den Reichsständen ein prächtiges Gastmahl, dessen erster Gesundheitsspruch lautete: „Wir bleiben Freunde bis in den Tod!"

Ja, zu einer stattlichen Gasttafel eignet sich die Überschrift: „Da sind Freundschaftsbündnisse verborgen!"

Wie viel mehr ist dies beim Abendmahle Christi der Fall!

Als Gespeiste am Altare Gottes werden wir zu Gottes Freunden und den Engeln gleich, ebenso gleichförmig, wie diese dem göttlichen Ebenbilde.

Darum wird auch der Leib Christi, weil er die mit dieser Speise Gestärkten, nicht der Natur, sondern der Gnade nach, ganz gleich den Engeln macht, von der Kirche ein „Brot der Engel" genannt. Siehe,

das Brot der Engel ist geworden zur Speise der Pilger". Brot der Engel hat der Mensch genossen.

Nicht aber heißt es „Engelsbrot" um deswillen, als ob diese Speise für die Engel eingesetzt wäre; denn sie sind ja nicht fähig als Engel und Geister, diese göttliche Speise zu genießen, auch dann nicht, wenn sie einen Körper annehmen, weil der angenommene Körper nur ein luftiger ist, und sie in diesem weder gewisse Lebensakte verrichten, noch auch genießen können, von dem wir Menschen essen, daher auch Raphael, der Erzengel, der Tobiasfamilie gesagt: „Ich schien zwar mit euch zu essen und zu trinken, aber ich bediene mich unsichtbarer Speise und eines Trankes, der von den Menschen nicht gesehen werden kann."

Zur Vergöttlichung der menschlichen Natur, und auf daß wir mit Gott eins werden, ist ferner das Abendmahl bereitet.

Christus ist ja zugleich göttlicher Natur. Der Freund aber ist ein anderes Ich und wahre Freundschaft kann ohne Gleichheit nicht bestehen. Und hat Christus gesagt: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm!", — wie ist's dann auch notwendig, daß wir als an seinem Tische Gespeiste auch mit ihm eines Geistes sind und daß von allen solchen das Wort des Psalmisten (81, 6) gilt: „Ich habe es gesagt: Ihr seid Götter," d. i. Gott gleich, nicht der Natur, sondern der Gnade nach! Oder was heißt denn „Gott gleich sein"? Es heißt, Gerechtigkeit (Rechtfertigung von der Sünde) und Weisheit besitzen und vollkommen in der Tugend sein. Und das sind drei Dinge, die das heiligste Sakrament in uns wirkt.

Daß wir aber durch würdige Kommunion die göttliche Gleichförmigkeit erlangen, sagt uns schon die Naturwissenschaft — und die menschliche Sehnsucht, wie Gott zu werden. D. i.:

Schon die Naturberechtigte und -verpflichtete Ernährung und Auferziehung der Kinder seitens ihrer Mütter durch die Darreichung der Milch ihrer Brust, des eigenen Leibes, mit der Gewißheit, daß solche Nahrung das Kind seiner Mutter geistig und leiblich ähnlich macht, und überhaupt das Kind nach der Muttermilch arte und die Natur annehme.

So sind auch die alten Römer nur deshalb Heroen geworden, weil und so lange jeder Vater seinen Sohn der eigenen Mutter zur Stillung überließ.

Gilt's aber für etwas Löbliches, das Gute mit der Milch der Mutter empfangen zu haben, — wem ist Christus, im Sakrament uns

speisend mit seinem Leibe und tränkend mit seinem Blute, zu vergleichen, als einer stillenden Mutter, laut Mahnung des Petrus an seine neuen Christen: „Seid als neugeborne Kinder begierig nach der geistigen, unverfälschten Milch, um durch sie zur Seligkeit aufzuwachsen!“? Was anderes gibt diese göttliche Muttermilch den sie Empfangenden, als etwas Göttliches oder Gottgleichförmiges?; denn, wenn der Sohn Gottes in dem verbleibt, der sein Blut trinkt, so bleibt auch der Mensch in Gott, da er in sich eingegossen die Gottheit und so gleichsam zu Gott gemacht worden?

Und — wenn laut Sokrates derjenige den Göttern am ähnlichsten gilt, der mit ihnen keiner Sache bedürftig ist, — warum sollte der Kommunizierende nicht göttlich sein, so er wie Philippus Neri sagen kann: „Der Herr weidet mich und nichts wird mir mangeln?“

Und wenn nach Seneka wir gar nichts vom Tode wüßten, so wir Götter wären, — warum sollte der Kommunizierende ein Wissen des Todes haben, gegenüber der Verheißung: „Wer von diesem Brote ißt, der wird in Ewigkeit leben?“

Und wenn laut Aristoteles das, was göttlich ist, keines Übels teilhaft sein kann, — warum soll das sich nicht bewahrheiten am Kommunizirenden, von dem St. Bernard sagt: „Wenn der Herr mit dir ist, so sprich nur kühn: Ich werde nicht fürchten die Übel!“?

Auch die große und tiefe Sehnsucht der Menschen, über ihre Natur hinaus wie Gott zu werden, weist hin auf die Vergöttlichung der Kommunion.

So verlangten die heidnischen Griechen und Römer göttlich zu werden und ihre Heroen zu vergöttern, hielten sich aber auch überzeugt, daß Menschen nicht zu Göttern übergehen könnten, wenn sie nicht vorher die Milch der Götter saugten.

So wissen wir aus der göttlichen Offenbarung, wie es der ersten Menschen Sehnsucht war, wie Gott zu werden, und wie sie durch die Lüge des Teufels, „durch das Essen der verbotenen Frucht wie Gott zu werden“, mit allen Nachkommen in der That die verbotene Frucht genossen, sich aber nicht die Gottheit und göttliche Glückseligkeit eraßen, sondern den Fluch, „im Schweiße des Angesichtes ihr Brot zu essen und durchs kurze Leben mit vielen Übeln erfüllt zu werden.“

Wer zweifelt, daß diese menschliche Sehnsucht nach der Vergöttlichung im heiligen Abendmahle sich schon hienieden erfüllt, und Adam in seinen Nachkommen vermittelst des Altarssakramentes in der That ein Gott durch die Gnade geworden?

O daß wir Adamskinder uns um deswillen glücklich priesen, diese in der heiligen Kommunion dargebotene Würde über alles hochschätzten, das heilige Sakrament mehr respektierten und es mit heiligem Eifer, inbrünstiger Liebe, reinem Herzen und tiefster Demut stets empfingen!

II. Vom Tische des Herrn, der für uns auf der Erde bereitet ist, sollen wir emporschauen zum himmlischen Hochzeitsmahle des Lammes, — vom Mahl der Sterblichen zum nie endenden Seligkeitsmahle der Unsterblichen. — Dies ist der Zweck des Gleichnisses und seiner kirchlichen Anordnung für den heutigen Sonntag der Fronleichnamsoktave.

Im „großen Abendmahle" dieser und jener Welt hat sich der Gottmensch, Jesus Christus, für beide Welten zum Freudengenuß dargeboten.

Gleichwie einst Kaiser Otto den vor seinen Richterstuhl gebrachten Ackerstreit zweier Männer, weil er zweifelhaft über die Besitzfrage war und er doch keinem unrecht thun wollte, damit entschieden, daß er selbst den Preis des Ackers erlegte und nun dem Einen den Acker und dem Anderen das Geld zuerkannte, so daß beide befriedigt von dannen gingen, — ebenso hat auch der allweise Gott den streitigen Rechtshandel betreffs des Leibes Christi zwischen den Bewohnern der Erde, die ihn des Bedürfnisses halber beanspruchten, und zwischen den Bewohnern des Himmels, die ihn aus Liebe begehrten, damit geschlichtet und ist dem Bedürfnis und Anspruch beider gerecht worden, daß er seinen geliebten Sohn gegeben — der Erde in der sakralen Gestalt und dem Himmel in der verklärten Menschheit. Und diese wunderbare Erfindung der göttlichen Liebe und Weisheit verherrlichen wir im Fronleichnamsmahle der Erde und im Seligkeitsmahle des Himmels, von deren Süßigkeit wir uns allerdings nicht einmal eine annähernde Vorstellung zu machen imstande sind.

Drei große Geheimnisse sind verborgen im heutigen Gleichnis, das der Seligkeits-Berufung, -Ausschlagung und -Ausschließung.

Gott beruft zu seinem Abendmahle der Zeit, wie Ewigkeit, durch seine zahllosen Wohlthaten; durch seine gesandten Prediger des Evangeliums; durch innere Einsprechungen seines heiligen Geistes; am letzten und fühlbarsten endlich durch die Trübsale.

„Und sie fingen alle einstimmig an, sich zu entschuldigen!" Wie ist's möglich, daß die mit Vernunft und Willensfreiheit und ohne ihr Zuthun erschaffenen Menschen zurückweisen die Einladung, und widerstehen dem Gnadenrufe Gottes? Worin liegt die Ursache ihrer

Ausschlagung? Etwa im Gastgeber, weil er ihnen zu vornehm oder zu gering erschien? Nein, nur in den Eingeladenen selbst ist sie zu suchen. Nun, was war ihr Abhaltungsgrund? Etwa Vergeßlichkeit, Kränklichkeit, Unzurechnungsfähigkeit, Verführung, Kleidermangel, oder Weges- und Wetterungunst? Nein, nichts von alledem. Die Ursache giebt an das Evangelium.

Wenn der Mensch seinen Schöpfungszweck vergißt und daß er nicht einzig für diese Welt da sei, was ist's dann Wunder, daß solche Menschen die Gesellschaft der Ochsen vor der der Himmelsseligen vorziehen und so größere Ochsen sind, als die sie kaufen, daß sie das Herz, statt mit dem Gott des Himmels, mit einem Stück Erde ausfüllen, und wie Adam und das am Manna sich ekelnde und nach Ägyptens Fleischtöpfen sehnende Israel der Fleischeslust die Hochzeit des Lammes nachsetzen?

Unter den Ausschlagenden sind zu verstehen die Hoffärtigen mit dem Besehen und Besehenlassen ihrer Luxusgegenstände, die Habsüchtigen mit dem Probieren ihrer fünf Sinne oder Joch- und Zugtiere, die ebenso wie jene noch höflich um Entschuldigung bitten, während die dritten, nämlich die in Fleischesliebe Versunkenen, weil unfähig für geistige Genüsse, sich bei ihrer Grobheit nicht erst entschuldigen. Mit einem Worte, es sind die Religions- und Seligkeitsverächter, die sich schwerer versündigen an sich und der Menschheit, als deren direkte Verfolger; — denn durch Religions-Unterdrückung wird sie stärker, Religionsverachtung aber ist eine ansteckende und decimierende Pest oder ein todesähnlicher Schlaf, aus dem nur die Donnerposaune der welterschütternden Ereignisse zu wecken vermag.

„Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl verkosten soll!" Gott schließt danach aus die seinen Seligkeitsruf Ausschlagenden nach der Gerechtigkeit seines Zornes, seines Verwerfungsurteiles und seiner Vollziehung desselben.

Die zuerst geladenen Reichen könnten, weil gut begabt und bemittelt, als das Licht der Welt und als das Salz der Erde, auch die ersten Auserwählten des Himmels sein, — allein so viele wollen es nicht und schließen sich selbst davon aus, während die Armen zumeist statt ihrer dem Gottesruf in der Zeit folgen und zum Himmel gelangen, weil sie weniger vom Weltschmutz berührt und besudelt sind. Daher sind schlimmer die Lehrmeister, als das Volk der Schüler, — und je größer das Ansehen, um so größer ist auch meistens der Über-

mut; daher auch Christus viel lieber mit den Armen verkehrte, als mit den Begüterten, und auch in eines Armen Haus sein heiliges Abendmahl eingesetzt.

Und diese Armen, nebst den Schwachen, Blinden und Lahmen von den Straßen und Gassen der Stadt, deren viel mehr in die himmlische Vorhalle und in den Himmel selbst eingehen, als der Reichen und Großen, der Starken und Übermächtigen, der falschen Hellseher, aufgeklärten Lichtfreunde und Allerweltsmenschen von schnurgerader Gerechtigkeit, — wer sind sie? Nicht die leiblich Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen; denn solche haben an sich in ihren Leibesübeln keine Kirchen- und Himmelsgewähr. Nein.

Die Armen im Geiste sind's, die, welche nicht habsüchtig, aber überreich und freigebig sind für Pietäts- und Armenzwecke; die Schwachen sind die, welche schwach und nicht vermessen sind im Vertrauen auf sich selbst und die eigene Kraft, stark aber im Gottvertrauen; die Blinden sind die, welche der Welt Kunstkniffe und Schlauheit nicht anwenden, sondern ohne Trug und einfach, hellsehend aber für Gottes Lohn und Strafe, für Himmel und Hölle trotz ihrer Unsichtbarkeit sind; die Lahmen sind die, welche für Bösesthun und zur üblen Willensneigung krumme Füße haben, aber schnellfüßig sind für die Heilswege Gottes und seiner Gebote in ihrer Willensneigung.

Fragen wir uns, ob wir also arm, schwach, blind und lahm sind, und so die Seligkeitsgewähr besitzen? und — sind wir's nicht, so lasset es uns werden, um so hier zum Hochzeitsmahle und dort zum Seligkeitsmahle geführt zu werden.

Die von den Landstraßen und Zäunen, d. i. die Obdach- und Besitzlosen, dann bei „Muttergrün" nächtigenden Menschen läßt Gott zu seinem Abendmahle nötigen, da auf bloße Ladung, Berufung und Führung, sie nicht kommen würden.

Es ist dies ein moralisches, geistiges und liebevolles „Nötigen", oder eindringliches Zureden zum Guten, unter Erzeigung von Liebe, Freundlichkeit, Wohlwollen und Gutthaten, und — solches moralische Nötigen ist für das bedrängte Volk nicht bloß notwendig und gestattet, sondern auch Pflicht der Liebe, während die gewaltsame Nötigung mit Zwang und Gerechtigkeitsverweigerung unchristlich und verboten ist. Moralische Nötigung ist ja auch sonst überall erlaubt und pflichtgemäß, und würde ihr Mangel übel gedeutet werden, wie z. B. bei einem Gastgeber, so er bei Tisch nicht nötigte zum Essen und Trinken, oder einen Fremden erforderlichen Falles nicht in sein gastliches Haus hereinnötigen wollte.

Aber auch selbst eine gewisse materielle Nötigung des Volkes ist in vielen, ihm zuträglichen, aber seiner Freiheit überlassenen Dingen ganz vernünftig und unerläßlich; denn was ist humaner, barmherziger und der Freiheit dienlicher, „die Menschen durch gute Ordnungen zu nötigen, sich in die Zucht zu nehmen, etwas Tüchtiges zu lernen, ihre Arbeit nach vernünftigen und fachkundigen Ordnungen zu regeln und an gemeinsamen und wohltätigen Kassen teilzunehmen, die ihnen selbst zu gute kommen, — oder die Leute sich selbst und der Ausbeutung durch Andere zu überlassen, bis sie als ruinirte Existenzen ihre Freiheit von selbst aufgeben?"

Schrecklich ist das Geheimnis der Ausschließung der Undankbaren und ihrer Ersetzung durch Dankbare.

Wer erschrickt nicht über die Verwerfung und Ersetzung der Engel durch die Menschen, – der Juden durch die Heiden, — des Saul durch David, — des Judas durch Mathias, dessen Wahl zum Apostel, diese Mußerfüllung der heiligen Schrift, Petrus gleich beim Anfange der Kirche als entsetzliches Gottesgericht hingestellt, — der Lebenden durch die Sterbenden, — der Erwachsenen durch die Kindlein, — der Sehenden und Gehenden durch Blinde und Lahme, — der Reichen und Starken durch Arme und Schwache, und der Ortsangesessenen durch Heimatslose, oder der Christen und Katholiken durch Un- und Irrgläubige, — kurz, daß, so oft Ungläubige bekehrt werden, sie auch die Plätze der von der Kirche abgefallenen oder in ihren Sünden gestorbenen Rechtgläubigen einnehmen, wie dies in zahllosen Beispielen geschehen, die aber meist nur Gott bekannt sind? Sind solche Verwerfungen derer, welche der äußeren und inneren Stimme Gottes Ohr und Herz verschließen, und solche Ersetzungen ihrer Plätze mit Anderen, die sich Gottes Gnade besser zu nutze machen, nicht Beweise seiner entsetzlichen Drohung: „Darum, weil ich rief und ihr nicht wolltet, so will auch ich bei euerem Untergange lachen und spotten?"

Wohlan, lasset uns die drei verschiedenen, von Gott gegen die Menschen beobachteten Zeiten der Berufung, Benützung und Verdammung, wohl beobachten. „Gott beruft zuerst süß, sodann bedrängt er schrecklich und zuletzt verwirft er unwiderruflich."

Bedenken wir den Zusammenhang zwischen Kirche und Himmel, zwischen Kirchlichkeit und Seligkeit, welcher Zusammenhang auch bestehen bleibt trotz aller leidigen Erfahrung, daß so manche Kirchliche oft ungläubiger und übler beschaffen sind, als manche Un- und Außerkirchliche; denn ungeachtet aller solchen Ausnahmen ist's doch gewiß, daß die

Kirchlichkeit eine Gewähr bleibt gegen die ewige Verdammnis und eine Möglichkeit für die Beseligung.

III. Mögen die Entschuldigungen der Sakraments-, Kirchen- und Seligkeitsverächter lauten, wie sie wollen, — sie sind und bleiben meist eitel, nichtig, sündhaft, grundlos und lügenhaft, nur ein Vorwand, mit dem man seine Sünde, Trägheit und Rechtswidrigkeit, bedecken oder sein böses Gewissen beruhigen will, gleichsam ein Feigenblatt Adams und Evas über ihrer Nacktheit oder Sündenschuld, die eins aufs andere schob; denn, „wer sich entschuldigt, klagt sich an!"

Wo fehlte es in der Menschenwelt wohl je an Entschuldigungen da, wo immer der Pflicht nicht genügt worden? Es entschuldigen sich die Schüler wegen Ausbleibens, Zuspätkommens oder Nichtbringens des Pensums mit häuslichem Geschäft, Kleidermangel oder Krankheit, — Geistliche mit dem Weltlauf, — Diener mit der Härte ihrer Herrschaft, — Herren und Obrigkeiten mit ihrer Geschäftsmenge oder der Notwendigkeit ihres Amtes und Fortkommens, Geschäftsleute mit ihrer Dürftigkeit und ihren Familienbedürfnissen, — Handwerker mit der Konkurrenz ihrer Gewerbsgenossen, — Krieger mit dem Befehle ihrer Vorgesetzten, — Diebe mit dem Beispiel ihrer Eltern oder mit ihrer Armut, — Ehebrecher mit der Zudringlichkeit der Dirne oder der nächsten Gelegenheit — und Gefallene mit dem Eheversprechen u. dgl. m.

„Alle nacheinander entschuldigen sich!" während wir bei den Heiligen das Gegenteil wahrnehmen, nämlich, daß sie sich nicht einmal da entschuldigen, wo sie es mit Recht thun konnten, — ja trotz ihrer Unschuld ungerechte Anklagen und Verleumdungen ohne Widerrede erduldeten und sich die Vergehen ihrer Mitmenschen auflasten ließen, sogar selbst freiwillig sich als fingirte Missethäter angaben, um wirkliche Übelthäter vom Tode zu erretten. Und warum? Aus Liebe und in der Hoffnung, Gott werde schon ihre Unschuld hier oder jenseits entdecken.

So handelten z. B. Macinus und Theodorus, zwei Jungfrauen, die zum Schutz ihrer Unschuld Männernamen und -Kleidung trugen, aber der Jungfrauenschändung angeklagt wurden, — ferner Gregorius Thaumaturgus, der trotz seiner Unschuld einer Dirne, als sie öffentlich und fälschlich einen Lohn für unerlaubten Liebesgenuß von ihm forderte, durch seinen Diener Zahlung leistete, welche der Dirne aber die Teufelsbesessenheit brachte, von der sie erst wieder auf sein Gebet geheilt worden. So auch ließen sich St. Emmeran und

Eulasius die Missethaten Anderer aufladen, um diese von der Strafe zu befreien.

Die Weltmenschen thun freilich nur das Gegenteil, — indem sie die eigene Sünde entschuldigen und auf andere Unschuldige werfen.

Die meisten Entschuldigungen sind ähnlich: den Gänsen und Enten, die unters Wasser tauchen und sich bald wieder abtrocknen, d. i. er ißt und wischt sich den Mund und dann sagt er: „Ich habe nichts Böses gethan"; den Katzen, die sich lecken, reinigen, streicheln und — den Unrat verscharren, d. i. auch die Menschen reinigen sich äußerlich und scheinbar und — verdecken den Unrat ihrer Sünden; den Igeln, die vor dem Feinde Kopf und Füße einziehen und sich zu einer Kugel zusammenziehen, d. i. auch die Menschen ziehen Kopf und Füße aus der Schlinge und reden sich aus, wenn sie ertappt worden, um der Gefahr zu entgehen.

Allein — sollte auch das Sichentschuldigen gelingen, — so ist's doch nicht auf die Dauer, da über kurz oder lang doch das Unrecht einmal an den Tag kommen muß.

II. Nichtig und ungültig sind alle Sündenentschuldigungen vor Gott und den Menschen. Was nützt dem Dieb die Entschuldigung: „Mein böser Stern zwingt mich zum Stehlen!" — der Richter entgegnet: „und mein Stern nötigt mich, dich zu strafen." Was nützt dem Missethäter die Entschuldigung: „Andere thun es auch!" — der Richter antwortet: „Das macht deinen Weg und dein böses Herz nicht besser." Die Gefallene sagt: „Ich bin nicht die erste und nicht die letzte!" — der Richter aber erwidert: „So sollst du auch nicht die letzte sein, die in Schande und Strafe fällt." Das Beichtkind entschuldigt Sünde mit Sünde, — der Richter aber entgegnet: „Du täuschest dich selbst, wenn du hoffst, den Allwissenden zu täuschen;" oder wie Christus sagt: „Wäre ich nicht gekommen, so hätten sie keine Sünde; nun aber können sie ihre Sünde nicht entschuldigen." Der Abergläubische schiebt alle Schuld auf seinen Planeten, darin er geboren ward, — der Richter aber entgegnet: „Du hattest freien Willen, den die Vernunft leiten konnte!" Der Zornige spricht: „Er habe die Wut von den Eltern ererbt," — der Richter aber sagt, wie zu Kain: „Du sollst über die Begier herrschen!" Der Verführte sagt: „Ich kann nicht mehr los, — ich habe mich zu tief eingelassen," — der Richter aber entgegnet: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus . . . .; denn besser ist's, mit einem Auge in den Himmel einzugehen, als mit beiden in die Hölle geworfen zu werden!"

Der Verleumder spricht: „Ich hab's nicht böse gemeint," und der Lügner: „Ich wollte Unglück verhüten," — aber der Richter erwidert: „Man muß nicht Böses thun, um Gutes zu wirken." Der Menschenfürchtende sagt: „Man könne nicht gegen den Strom schwimmen," — doch der Richter antwortet: „Wehe euch, die ihr das Böse gut nennt," — und mit Paulus: „Wollte ich den Menschen gefallen, so wäre ich kein Diener Christi!" Der Irrlehrer und Verirrte spricht: „Ich wußte es nicht besser," — der Richter aber entgegnet: „Du konntest und mußtest es wissen, denn es wird ja genug gepredigt . .; du gehörst zu denen, die ihre Augen abgewandt." Der Verstockte endlich sagt: „Ich gehöre nicht zu den Gnadenvollen, — ich bin zur Verdammnis vorherbestimmt," — der Richter aber antwortet: „Dein Verderben kommt aus dir selbst," und „Starb nicht Christus für Alle?"

Und wer kennt nicht schließlich die zahlreichen Entschuldigungen, mit denen die Religionsfeinde ihre Unkirchlichkeit, und die Sonn- und Feiertagsschänder ihre knechtische Arbeit und ihr Fernbleiben von der gemeinsamen Gottesverehrung sünd- und straflos machen möchten, wie z. B.: „Wir brauchen keine Religion"; oder: „Was soll ich in der Kirche, ich bin ja kein Sünder?" oder: „Was kann mir der Prediger Neues sagen, — warum soll ich ihm zu Gefallen gehen?" oder: „Beten kann ich ja auch daheim, und noch besser, als in der Kirche;" oder: „Was hat man denn vom Kirchengehen? Kirchenbesucher werden nicht besser, noch reicher" u. dgl. m. Auch, „sie alle bedecken sich mit kahlen Entschuldigungen und allerlei Dingen, um ihr böses Gewissen zu beruhigen."

So lasset uns denn niemals aus nichtigen Gründen das Gottesmahl ausschlagen, sondern, wenden wir stets an die Heilsmittel des Sakramentenempfanges, der Liebe, Buße, Gebotehaltung, der geistlichen Lesung und des Gebetes um Gottes Gnade und Zuwendung der Verdienste Christi.

So werden wir keiner Entschuldigung bedürfen, keine nichtige Ausrede vorbringen und keine Niederlage von Luzifer erleiden.

---

# Am dritten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war (Luk. 15, 1—10).

Unter allen Evangelien, die uns die Kirche durchs Jahr von der heiligen Stätte vorlesen läßt, ist kaum ein's trostreicher, als das heutige.

Es zeigt den ungemein großen Unterschied zwischen dem strengen Walten Gottes gegen die sündige Menschheit im Alten Bunde — und zwischen der so barmherzigen und milden Behandlung der sündigen Menschen im Neuen Bunde, die Rettung und Bekehrung der sündigen Menschheit, und die Christenpflicht statt ab- und zurückstoßender Strenge, vielmehr Milde und Erbarmen gegen die Sünder zum Zwecke ihrer Rettung walten zu lassen.

I. „In jener Zeit nahten Jesu Zöllner und Sünder um ihn zu hören. Da murrten die Pharisäer und Schriftgelehrten und sprachen: Dieser nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen!"

Wie viel der Sünde, des Trugs, der Herzensbosheit, der Verleumdung und Ehrabschneidung, anläßlich einer Tischgesellschaft, — und wie viel des Giftes und des die eigene Seele der Redenden, wie die der Zuhörenden verpestenden Atems, — ist in diesem kurzen Worte „murrten" enthalten!

Wenn die Tiere nach ihrer Art bald brüllen oder brummen, wiehern, heulen, bellen, krähen oder singen, so läßt man sie gewähren; denn es ist ihre Natur und Eigentümlichkeit. Wenn aber die Menschen murren, so ist das ihrer Menschenwürde zuwider und um so mehr, wenn solches Murren von Gebildetseinwollenden, von Menschen

der Gelehrtheit, des Standes und Amtes, wie hier, und aus solchen Ursachen hervorgehen sollte.

Die Ursache ihres Murrens, der knurrende Hund, lag zuvörderst begraben in ihrer unverschämten Verdächtigung, Beargwöhnung, freventlichen Verurteilung und Verleumdung des Heilandes.

Sie be- und verurteilten nämlich den Gottsohn nach dem Hochmute ihres eigenen Herzens, wie jeden anderen gebrechlichen und fehlbaren Privatmenschen, nach jenen Grundsätzen, wie sie in der Welt gang und gebe sind und auch auf alttestamentlichem Bibelgrunde fußen, wie: „Gleich und gleich gesellt sich gerne“, indem sie also schlossen: Da er mit Sündern und Zöllnern verkehrt und sogar zu Tische sitzt, so muß er auch ein gleicher Sünder und ebenso ungerecht wie die Zöllner, und könne unmöglich ein gerechter Prophet, der wahre Sohn, Gottes und der weltversprochene Messias sein; denn, wäre er dies, so würde er wie Gott die Sünder verabscheuen und verwerfen, fliehen und meiden.

Die Ursache ihres Murrens lag ferner in Christi Gnade, Güte und Barmherzigkeit, mit der er die Sünder an- und aufgenommen, alle zu sich ladet und jedem Zutritt gewährt. Sie „murrten“ und waren schalkhaften Auges, weil Christus gut war, statt seine große Güte und Menschenfreundlichkeit zu bewundern, — kurz die Synagoge murrte wider den Stifter der christlichen Gnadenkirche.

Ist das aber nicht ein unseliges, widerspenstiges und boshaftes „Murren“, das tadeln und strafen will den Schöpfer, daß er sich zu den Kreaturen gesellt, — den Fürsten, daß er mit seinen Unterthanen verkehrt, — den Reichen, daß er sich mit den Armen zu schaffen macht, — den Arzt, daß er die Kranken besucht, — und den Erlöser, daß er die Gefangenen befreit?

Beschämte solches Murren nicht schon das Heidentum? — Nicht ein Aristipp, wenn er auf eines Menschen Verwunderung, daß so viele Philosophen bei den Thüren reicher Leute zu finden wären, entgegnete: „Weißt du nicht, daß auch die Ärzte nicht in den Häusern der Gesunden, sondern in denen der Preßhaften sich finden lassen?“ ähnlich dem Worte Christi: „Die Gesunden bedürfen nicht des Arztes, wohl aber die Kranken.“ — Nicht auch der Advokat Phocion von Athen, indem er auf seiner Freunde Verweis, die Verteidigung einer so schlimmen Sache eines ungerechten Menschen übernommen zu haben, zur Antwort gab: „Nun, ihr wisset wohl, daß die Frommen meines Beistandes nicht bedürfen,“ oder wie Christus ge-

sagt: „Ich bin nicht gekommen, zu berufen die Gerechten, sondern die Sünder." — Nicht auch der Philosoph Pythagoras in einem seiner unzähligen Lehrsprüche: „Du sollst nicht wider die Sonne reden," d. i. nicht reden gegen ein unbescholtenes und unsträfliches Leben!?

Und solches „Murren" sollte nicht den Juden zur größten Schande und Schmach gereichen, und um so mehr, als sie Pharisäer und Schriftgelehrte waren, also sicher wohl wußten, daß auch Adam, ihr Stammvater, und auch ihre Großväter große Sünder gewesen, Gott aber ihnen ihre Sünde verziehen und nachgesehen, und sie als Nachkommen deshalb kein Murren und Klagen hören ließen, gleichwohl nun aber murrten, als der, der Sünder wegen Gekommene sich der Sünder angenommen? — Und mußte ihr „Murren" nicht um so unverschämter und unverantwortlicher erscheinen, als sie auch geistliche Lehrer und Vorsteher des Volkes waren, und als es gerade ihr Amt und Beruf mit sich brachte, den Sündern zurechtzuhelfen, sie wieder auf den Weg des Heiles zu leiten, allen Schaden von der Menschheit abzuwenden und nur deren Heil und Wohlfahrt zu befördern, — kurz nicht den Tod, sondern das Leben der Sünder zu wünschen und zu begehren?

Verstanden und beachteten ja solche Amtspflicht sogar jene, athenienſischen Götzenpriester und vestalischen Jungfrauen, als sie auf des Volkes Aufforderung, „sie möchten sein, gegen den berühmten Feldherrn Alcibiades ausgesprochenes Verdammungsurteil durch ihre eigene Zustimmung autorisieren," die schöne Antwort gaben: „Uns geziemt's nur zu bitten, nicht zu verwünschen!" Und wie unverzeihlich ist dann erst das Nichtverständnis solcher Amtspflicht bei den Christen, wenn sie als niedere oder höhere Geistlichen und Laien ohne Gnade über alle Sünder den Stab brechen, und auch jeden verketzern, der sich ihrer mit der Entschuldigung der Absicht oder mit der Hoffnung auf Buße annimmt, ja, die selbst verdammen nicht bloß den Sünder, der Buße thut, sondern auch jenen, der seine Buße voll und überfließend gethan hat! Und trotzdem wollen solche als musterhafte Geistliche und Christen gelten?

O welche abscheuliche Heuchelei und Werkheiligkeit ist's: den den Buchstaben des Gesetzes im Munde, dessen Fluch aber in den Werken zu führen; — nicht zu wollen, daß zu Jesus viel des Volkes zum Vernehmen der Lehre aus seinem Munde komme, sondern nur wollen, daß alles Volk an ihren Lippen hange, und sich nicht zu würdigen, mit den Sündern auch nur viel zu reden, viel weniger mit

ihnen zu essen, um nach ihrer Meinung von ihnen nicht verunreinigt zu werden!

Und solcher gewissenslosen Handlungsweise sollte nicht widerstreben Christus, der in die Welt gekommen, die Sünder von ihren Missethaten zu reinigen, — nicht die gegen die Sünder sich erbarmende und mitleidsvolle Gerechtigkeit als die wahre, und jene die Sünder verachtende Gerechtigkeit als die falsche proklamieren, die um so abscheulicher ist, je gewisser man selbst zu den größten Sündern zählt?

Darum belehrt denn auch Christus die Pharisäer — indem er das Böse mit Gutem vergilt — eines Besseren, um ihnen klar zu machen, daß ihm sein vertraulicher Umgang mit den Sündern keineswegs zum Laster ausgelegt werden könne, — um ihnen alle bösen Urteile und jeden Anlaß zum Lästern und Verleumden zu benehmen und abzuschneiden, sie von ihrer hochmütigen Gesetzesauslegung und von aller äußeren Gerechtigkeit zur wahren innerlichen zu bekehren und auf den rechten Weg zu führen.

Er belehrt sie im Gleichnis vom verlorenen Sohne, — vom Hirten und verlorenen Schäflein, — von der Frau und dem verlorenen Groschen.

Diese drei von ihren Besitzern verlorenen und durch Suchen zu ihrer und der Nachbarn Freude wiedergefundenen Kreaturen bedeuten den sündigen Menschen, auf seinen damit angedeuteten drei verschiedenen Sündenstufen. Angedeutet sind nämlich: unter dem verlorenen Sohne die Bosheitssünder, oder die ganz schweren und verstockten, die weder nach Gott noch Teufel fragen; unter dem verlorenen Schäflein die Schwachheitssünder; — und unter der verlorenen Drachme die Unwissenheitssünder. Mit dem Vater, Hirten und Weibe, wird verglichen Gott in Christus, der sucht und suchen läßt die schwersten Sünder durch Hunger, Trübsal, Unglück und Elend, — die schwachen Sünder durch gute Einsprechungen . . ., und die thörichten Sünder durch das von Predigern und Beichtvätern mit Mahnung und Beispiel angezündete, innere Gnadenlicht.

Daß aber vom Vater, Hirten und Weibe, d. i. von Gott, der göttlichen Weisheit und Erbarmung, auf Einen Sohn unter Zweien, auf Ein Schäflein unter Hundert und auf Eine Drachme unter Zehn, ein so großer Wert gelegt wird, — soll bedeuten, daß dafür nicht maßgebend ist der Verlust, sondern die Zahl, weil nämlich der Verlust des Einen die Vollzahl verkürzt.

Christus lehrt in diesen drei Gleichnissen den Pharisäern, wie ihm, als dem Sohne Gottes, dem guten Hirten und der ewigen Weisheit, — ihm, der vom Himmel auf die Erde herabgekommen und die Menschennatur angenommen, um seinen verlorenen Sohn, sein hundertstes verlorenes Schäflein und die zehnte verlorene Drachme im Menschen zur Ehre Gottes wieder zu suchen und zu finden, aus der Gefahr der Verirrung zu befreien und mit Freuden wieder zu den anderen zurückzutragen, — die Beseligung der Sünder und die Bekehrung der Menschenherzen stets das wichtigste Werk seiner Gnade sei und sein müsse, — wie ihm die Seligkeit der sündigen Frauen ebenso, als die der Männer, am Herzen liege, — wie ihm die Seligkeit auch nur einer einzigen Seele so unendlich wertvoll und angenehm erscheine, daß er solche Seele nur mit Schmerzen verliere, mit emsigstem Fleiße suche und mit höchster, sich rühmender Freude finde, — ja, wie das Heil einer einzigen Menschenseele ihm derart am Herzen liege, daß er, falls nur zwei, zehn oder hundert, auf der Welt wären, sofort die anderen verlassen würde, um die verlorene zu suchen.

So ist denn der Christengott in Wahrheit als der Sünder Zuflucht, Stärke und Helfer, in allen Nöten zu preisen und als derjenige, bei dem sie alles finden und erlangen, was sie bedürfen für Zeit und Ewigkeit.

II. Gelehrt wird uns, wie die büßenden und zu Christo kommenden Sünder, und diejenigen, die nicht mehr Sünder sein wollen, auch wirklich nicht mehr Sünder sind, sondern Heilige und Gefässe der göttlichen Gnade, — und wie solche Gnade mehr beseligt, als die Unschuld, — und wie die Buße so großen Überfluß von Gnaden bewirkt, daß die Büßenden sogar jene übertreffen, die nie gesündigt, noch die Gnade verloren haben.

Die von der Liebe begleitete Buße hat zwei Wirkungen.

Sie macht den Menschensünder Gott so angenehm, daß er dessen Liebe zu sich niederzieht. — Und woher hat die Buße solche Kraft? — Aus den Gaben, Geschenken und Opfern, welche schon die Heiden für eine unsichtbare Kette hielten, mit denen die Menschen und Götter gefesselt würden. Insbesondere sind es zwei, eine menschliche und eine göttliche Gabe. Der Sünder giebt Gott in seiner Buße das menschliche Opfer seines freien Willens, welcher Freiheit sich Gott entäußerte; und ferner seine Erfüllung des Buß- und Genugthuungsleidens oder des Blutes Jesu Christi, davon die Menschen Statthalter und Verwalter sind.

Die Buße macht aber auch den Sünder Gott viel wohlgefälliger, als die Gerechten selbst. — Wie kann dies sein? Soll denn die Unschuld der Buße nachzusetzen, und diese der beständigen Gerechtigkeit und frohen Gewissensruhe vorzuziehen sein?

Ganz gewiß; denn Christus hat's gesagt mit dem Worte: „Ich sage euch: Ebenso wird auch im Himmel — und bei den Engeln, — Freude sein über einen einzigen Sünder, der Buße thut, mehr, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen," d. i. ist's auch gewiß, daß der Himmel, die Engel, ja Gott selbst, eine große Freude, süßes Wohlgefallen und stete Wonne, über die standhafte und beharrliche Heiligkeit der Gerechten haben, — so ist's doch auch ebenso gewiß, daß, wenn ein großer Sünder oder ein verstockter und gottloser Mensch sich ernstlich bekehrt, seine Sünden beweint und sich zu Gott wendet, dieser eine größere Freude im Himmel verursacht, als alle die, welche der Buße nicht bedürfen.

Ein Beispiel davon haben wir im verlornen Sohne, den der Vater nach seiner Rückkehr mehr bevorzugte, und besser und liebevoller traktierte, als dessen gehorsamen Bruder, der sich niemals wider den Vater versündigte. Und diese Bevorzugung begründete dieser gegenüber dem darob eifersüchtigen und über Unbilligkeit klagenden, älteren Sohne mit dem Worte: „Mein Sohn, du bist allzeit bei mir, und alles, was mein, ist dein; aber es geziemte sich, ein Freudenmahl zu halten, weil dieser dein Bruder tot war und wieder lebendig geworden ist, — verloren war und wieder gefunden worden ist."

Also ist's auch im Himmel mit der größeren Freude über einen Büßer, als über neunundneunzig Gerechte. Warum aber?

Weil eine wiedergefundene Sache mehr, als die im steten Besitz befindliche, erfreut.

Weil Gott darin eine um so größere Mahnung den Sündern geben will, sich zu bekehren.

Weil die bekehrten Sünder größeren Eifer beim Verbessern alles Üblen und beim Wiedereinholen des Vernachlässigten, größere Tugendtreue, Demut und Klugheit, auf Grund ihrer erfahrenen Schwachheiten, und darum auch größere Gottbegnadigung zeigen, als die Gerechten.

Weil demgemäß der Sündenfall zuweilen einen größeren Nutzen für die Büßer und für die streitende und triumphierende Kirche haben kann, als die Bewahrung der Unschuld, darum auch jener nicht allzeit so zu beklagen ist. So hat dem Petrus seine Verleugnung eine höhere Würde, der Unglaube des Thomas den Glauben aller Jahrhunderte

und Adams Sünde ein höheres Menschenglück in der Menschwerdung Gottes, als deren Unschuld, gebracht. Daher sagt St. Ambrosius: „Außerordentlich heilsam sind die Sündenfälle der Heiligen.“

Das ist ein trostreiches Evangelium, kann aber auch Skrupel veranlassen; denn, — sollte das nicht verleiten können zur vermessenen Frage: „Ob's nicht zuweilen nützer sei, in Sünde zu fallen, als in der Unschuld zu verharren?“ Oder sollten wir's deshalb wagen, die heilige Unschuld der Gerechten anzuklagen und den Menschen Anlaß geben, sich solches unschätzbare Kleinod zu verscherzen, um danach durch die intendierte Buße den größeren Schatz zu erwerben?

Nein, das hieße „sündigen auf Hoffnung hin“ und wäre eine frevelhafte Sünde wider die Barmherzigkeit Gottes.

Mag immerhin der Freudeneffekt der Buße größer sein, als der der Gerechtigkeit, und mag auch selbst die Gabe und Gnade der Buße größer sein, als das Gut der Unschuld, — so ist und bleibt doch zweifelsohne immer besser die Gnadengabe der Unschuld. Besser nämlich ist's für den Menschen, seine Unschuld zu bewahren, als in Sünde zu fallen bei aller nachfolgenden Bußwirkung, — und zwar schon im Hinblick auf die allgemeinen und besonderen Sündenfolgen in den Ruinen der Welt, der Menschheit und der Menschen-Seelen und -Leiber, — und mehr noch wegen dem allerentsetzlichsten Geschicke, zu fallen in die Hand des lebendigen Gottes und in die Macht des Teufels. Ja besser ist's, die Sünde zu meiden, als zu begehen, und könnte man selbst durch die Sünde aller und sogar der größten Erdenmarter entgehen.

Von dieser Wahrheit war der neunzigjährige Eleazar so fest überzeugt, daß er als Beobachter seines religiösen Gesetzes den rühmlichen Tod einem schändlichen Leben vorgezogen.

III. Wir sollen glauben, daß Gott (menschlich geredet), die Sünde zwar haßt, aber die Sünder liebt.

Und Sünder sind ja alle ohne Ausnahme und alle bedürfen der Buße. Und unter „Gerechten“ haben wir nur zu verstehen die geringeren Sünder, — oder jene, die sich für gerecht halten und meinen, der Buße nicht zu bedürfen und so Gottes Liebe und Barmherzigkeit verschmähen, daher aber auch von Gott verworfen werden. Darum lautet ein Spruch: „Der Himmel ist nur für die Sünder und die Hölle für die Heiligen,“ d. i. selig werden, die sich von Gott als Sünder suchen und als Büßer finden lassen, — und verdammt werden, die sich für heilig halten; denn „die verschmähte Liebe nimmt schwere Rache!“

Wir sollen ferner glauben, daß Christus die menschgewordene Erbarmung Gottes ist, und das Große verließ, um das Kleine zu lieben.

Solches Beispiel ist auch die Handlungsweise aller wahren Christen geworden, um ihm nachzufolgen.

Da sehen wir, wie für Christus spielt St. Eustach, der größte Reitergeneral des Kaisers Trajan, in Ägypten den Hausdiener —, und Karl der Große, Bruder des französischen Königs Pipin, den Schafhirten auf dem Berge Casino. Dort drischt und keltert König Wenzel für das eucharistische Brot und den Kelch, — und der Erzbischof Adalbert trägt auf seinen Achseln das Wasser für die Küche im Kloster des Alexius. Alexander, der Sohn des Königs Scotias, Armogastes und Ebrard, diese Heiligen wurden aus Liebe zu Gott Schweinehirten, und Crispin und Crispianus, diese Heiligen des Adels, wurden ob solcher Liebe zur Bekehrung des Heidenvolkes Schuhmacher. St. Hilarius, Bischof von Poitiers, pflügt zur Ernährung der Armen, — St. Paulinus, Bischof von Nola, verkauft für Gefangene in Afrika sich als einen Gartenarbeiter, — Lucius, der britanische König, ergreift nach Niederlegung des Zepters den Apostelstab und zieht aus zur Bekehrung der Noriker, — und der römische Patrizier Alexius erscheint, in heiliger Kriegslist die Welt täuschend, als ein im väterlichen Haus unter den Treppenstufen zum Dienerspott liegender Bettler. Dort endlich sehen wir die edle Mechtildis, wie sie zur Bekleidung der Witwen und Waisen am Spinnrocken spinnt, — und da die adelige Römerin Franziska, wie sie auf ihren Schultern durch Dörfer und Flecken Holz für Krankenhäuser trägt.

Das Christentum hat keinen anderen Beruf und sucht keine andere Ehre, als die Rettung der Menschenseelen. Daher erklärt es auch die Fürsorge für der Menschen Seelenheil, — nicht bloß fürs höchste und nötigste Gotteswerk, das also nur in der Macht Gottes und seiner christlichen Kirche, nicht aber in der der Welt steht, — sondern auch für die heiligste Christenpflicht, hingegen die Vernachlässigung der Menschenseelen, in der man sie zu Grunde gehen läßt oder sogar selbst zu Grunde richtet, für die schändlichste Lasterthat, einfach darum, weil die Menschenseele einen unendlichen Wert hat, das Seelenheil die Grundlage ist fürs leibliche Wohl, und das eigene mit dem fremden Seelenheile aufs unzertrennlichste verbunden ist.

Wir sollen endlich glauben, daß das Werk der Sünderbuße und -Bekehrung nicht bloß die größte Freude des Himmels und

aller Guten der Erde, sondern auch ein unschätzbarer Zeit- und Ewigkeitsgewinn für den Sünder und die Mitwelt, ja sogar das stärkste und fast ausschließliche Heils-, Glücks-, Freuden- und Seligkeitsmittel, kurz ein Mittel ist, welches die Christenkirche und -Menschheit aufgerichtet und im Bestande erhält.

IV. Was hält uns nun aber ab vom eigenen und fremden Seelenwerk?

Unsere Gleichgiltigkeit fürs Seelenheil mit all ihren vermessenen Ausreden, wie z. B.: „Man habe zuerst für seine Existenz oder sein leibliches Auskommen zu sorgen und könne dann erst an seine und Anderer Seele denken," dann wahrscheinlich, wenn's für Zeit und Ewigkeit zu spät ist, vorausgesetzt, daß man überhaupt noch an eine unsterbliche Seele glaubt. Ferner heißt's: „Was geh'n mich Andere an? Das ist Sache der Geistlichen; ich habe genug mit mir selbst zu thun." — Und „Ich würde auch nichts ausrichten, mich selbst nur religiös-sittlich schädigen oder mir Spott und Verfolgung zuziehen!"

Alle diese Einwände sind nichtig vor dem Gedanken, daß jeder Mensch als das Kostbarste nur eine Seele besitzt, und daß, ist diese verloren, sie es ist für alle Ewigkeit.

Was aber vernichtet und macht nicht bloß vergeblich, — sondern auch zur irreführenden, höllischen Lasterthat unser Werk der Fürsorge fürs fremde Seelenheil? Die sinnlose Verrichtung desselben oder die Nichtbeachtung der einzelnen Umstände.

Wer nämlich Andere brüderlich zurechtweisen will, muß überlegen das Heilswerk, wie ein Arzt, um zu bessern, nicht zu verschlimmern d. i. er muß beachten:

1) Wen er korrigieren will, ob's eine bekannte oder fremde Person, an welcher letzteren es nur bei öffentlich gegebenem Ärgernis zu geschehen hat, oder ob's eine geringe, oder gleichgeordnete, oder Respektsperson ist, bei welcher letzteren es denn auch respektsmäßig zu erfolgen hat.

2) Worin man Jemand korrigieren will? Geschehen soll's nur in gelegentlich uns dargebotenen Sachen, nicht aber sollen wir nach fremdem Bösen spionieren, was nur der Obrigkeit zusteht, während es bei uns Ehrabschneidung wäre.

3) Wo das Korrigieren zu geschehen hat? Nämlich nur unter vier Augen und mit Diskretion; denn öffentliches Korrigieren würde beschämen, und ist nur bei öffentlich gegebenem Ärgernis unsere Pflicht.

4) Mit welchen Hilfen man korrigieren soll, wenn das geheime vergebens ist. Dann nehme man zu Hilfe die Kirche oder die nächsten Vorgesetzten, und letztlich erst die weltliche Obrigkeit, — nicht aber eine beliebige andere Person. Das wäre Ehrabschneidung.

5) Warum oder in welcher Absicht man korrigiert? Nur aus Liebe muß es geschehen, und um Unheil zu verhindern, nicht aber aus böser Absicht, oder zur Ausübung und Verdeckung seiner eigenen Sünde.

6) Wie oder mit welchen Worten korrigiert man? Nur mit ruhigen, freundlichen, seiner eigenen Sünde gedenkenden, — sowie mit Worten, die umschreiben, die Absicht entschuldigen und vom allgemeinen zum besonderen übergehen, — woran allerdings Vorgesetzte nicht gebunden sind.

7) Wann endlich korrigiert man? Sofort nach vollführtem Bösen, aber zugleich auch im Moment der größten Empfänglichkeit, wo sich der Mensch bei vernünftiger Überlegung und nicht in der Leidenschaft befindet.

Hiernach ist also die Fürsorge fürs fremde Seelenheil nichts Leichtes, doch immerhin keine schwere Kunst für die wahrhaft christliche Liebe, da diese erfinderisch ist und stets das Rechte finden läßt. Ist unser Zurechtweisen so beschaffen, dann ist's ein christliches und zum Himmel führendes Seelenwerk. Werden dabei aber jene Umstände nicht beachtet, so heißt's, die Menschen nicht zu Gott, sondern zum Teufel führen.

Bitten wir also Christum, den menschgewordenen Gott und Freund, nicht der Sünde, sondern der Sünder: mit uns Menschen stets nach seiner Barmherzigkeit zu handeln, — die Sünder zu suchen, damit diese ihn suchen, — sich ihrer anzunehmen, so sehr auch der Teufel und sein Anhang dagegen knirscht, — und bei ihnen mit seiner Gnade einzukehren, so sie ihn suchen und einladen zum Feste ihrer Bekehrung, — damit wir uns seiner erfreuen alle Tage unseres Lebens und bis wir zu der Freude gelangen, wo niemand mehr murrt und widerspricht!

V. Wenn der Himmel sich freut über unsere Buße, Tugend und Frömmigkeit, über unser Meßhören, Beichten, Kommunizieren, Fasten und andere Andachtsübungen und Tugendwerke, — was thut's, so die Welt darob sich ärgert, unserer spottet, schmäht, übel nachredet und uns „Frömmler" nennt oder einen anderen Petrus, Elias, andere Magdalena oder „vom Himmel gekommen" u. dgl., wie solches schon zu St. Augustins Zeit dagewesen, — was thut's, oder was

hat ein Christenmensch darauf und auf Andere zu achten und sich daran zu kehren, oder warum sollte er sich durch solche Spott-, Schmach- und Stichreden, in seinem löblichen Thun, in seiner Anhänglichkeit an Christus, und in seinem tugendsamen Fortleben, irre oder davon abwendig machen lassen?

Sagte nicht schon der Heide Seneka: „Böse, übel sprechen von dir die Menschen, aber es sind böse, und den Bösen mißfallen, heißt gelobt werden?"

Und — wer wirft wohl weg von sich einen kostbaren Ring, bloß um deswillen, weil sich Andere darob ärgern, schmähen und höhnen, und — er wollte es in den das Heil der Seele betreffenden Sachen thun?

Muß nicht jeder seine eigene Seele verantworten, und wird keiner für dich in die Hölle gehen?

Wissen wir nicht, daß der Christ wie einer Rose gleicht, die mitten unter Dornen sich befindet und dennoch weiterblüht?

Wissen wir nicht, daß es — wie ohne Schatten kein Licht, so auch ohne Neid keine Tugend giebt, — daß Tugend und Frömmigkeit stets Haß und Neid zu Gefährten haben, und die Welt dem Menschen, je tugendsamer er lebt, auch um so mehr der Spottreden anhängt, und daß es allerorten Leute giebt, denen der Glanz der Tugend in ihren Augen wehe thut? — Und warum sind die Gottlosen den Tugendsamen so abhold und beflissen, das Gute zu verhindern und durch dessen Verachtung und Verlachung alle Tugend zu hintertreiben? — Nur deshalb, damit ihre Mißgestalt nicht offenbar werde, insofern sie sehr wohl wissen, daß die Mißgestalt eines schändlichen Teufels nicht besser zu erkennen ist, als wenn man einen schönen Engel neben ihn malt!

Wissen wir nicht, daß Gott durch solche harte Weltworte uns nur prüft, ob wir auch würdig und fähig sind, in der Tugend- und Frömmigkeitsschule Jesu Christi auf- und angenommen zu werden, dieweil niemand für das Christentum taugt und darin zunehmen kann, der sich an der darob ärgernden Welt selber ärgert und das Gute unterläßt, — kurz, wer nicht sozusagen einen Straußenmagen hat, der Hufeisen verdauen kann, — und daß anderseits die Welt, dieweil sie sich in ihrer Bosheit vereinsamt, durch unsere Frömmigkeit beschämt, durch das Licht unseres Wandels verdunkelt und durch unsere Lebensordnung geoffenbart und an den Pranger gestellt sieht, uns mit ihren Schmähreden nur Fanggarne aufstellt, um uns mit falscher Scham und Furcht zu erfüllen und so vom Guten abwendig zu machen?

Wie viele herrliche Beispiele der Buße, Tugend und Frömmigkeit, ob deren sich der Himmel gefreut, die Welt aber gespottet, werden uns in der Geschichte der heiligen und gerechten Menschen angeführt! David, „ein Mann nach dem Herzen Gottes", ward sogar von seiner Gemahlin Michol wie ein Närrischer angesehen, verachtet und verlacht, als er trotz seiner königlichen Hoheit, angethan mit dem geistlichen Leinenephod, bei religiösem Feste, also in gottgefälliger Sache, vor der Arche des Herrn nach dem Ton der Instrumente einhersprang?

Gilt dasselbe nicht auch vom heiligen Märtyrer Cyprian, der vor seiner christlichen Bekehrung ein bei allen Heiden überaus berühmter und vielbesungener Redner, nach derselben aber derart verachtet war, daß man ihn nicht mehr mit seinem rechten Namen titulierte, sondern mit dem Spitznamen „Ca=" oder „Coprianus", d. i. „Stercorarius", einem „Düngerkorb oder Düngerkarren"?

Gilt's nicht auch von der heiligen Kaiserin Helena, die — laut Ambrosius — als Neubekehrte zum Christentum — wegen ihres Weltentsagenden und Christum liebenden Eifers, wegen ihrer Reise nach dem heiligen Lande und ihrer Vorliebe für die Krippe Jesu, deren Ausschmückung, und Tag und Nacht bei ihr andauernden Andacht, — von Hohen und Niederen durchgehechelt und in der Regel nicht anders, als „Stabularia" oder „Stall= und Viehmagd" genannt worden?

Gilt nicht Gleiches auch von der Königin Clotilde, Tochter Clodwigs, nach dessen Tode von ihrem Bruder Childebert verheiratet an den arianischen Gotenkönig Amalarich, insoferne sie ob ihrer Frömmigkeit von ihrem andersglaubenden Gemahl so übel beurteilt und behandelt worden, daß er sogar seinen Unterthanen befahl, die Königin auf ihren Fahrten zum kirchlichen Gottesdienste mit Kot zu bewerfen?

Und welches überaus herrlich=schöne Beispiel der öffentlich in der Kirche sich demütigenden und kein übles Urteil der Welt fürchtenden Bußfrömmigkeit giebt erst der christliche Kaiser Theodosius wegen seiner Sünde, den Tod von über tausend unschuldigen Menschen verschuldet zu haben?! Als nämlich im Aufruhr bei Thessalonich einer seiner Soldaten das Leben verloren, ergrimmte er derart über das ganze Volk, daß er es zu einem Schauspiele einlud und vom versammelten Volke mehr als fünftausend durch seine Soldaten niederhauen ließ. Als er jedoch nicht lange darauf die Kirche in Mailand besuchen wollte, vertrat ihm der Bischof Ambrosius den Eingang

und versagte ihm im Namen Gottes die Absolution durch acht Monate, bis da, wo er hinreichende Buße werde gethan haben. Und demütig nahm der Kaiser an das Band, womit ihn der Herr durch seinen Diener band, und ebenso demütig und bußfertig knieend und unter Thränen empfing er, nach seiner Bußzeit, unter dem Gebete des königlichen Psalmisten: „Es klebet am Boden meine Seele. Gieb mir Leben nach Deinem Worte!" die Lossprechung, Wiederaufnahme und Zulassung in die Kirche.

Nach so herrlichen Beispielen der Buße, Tugend und Frömmigkeit, von Königen, Fürsten und Kaisern, die nicht gefragt nach dem Ärger der Welt, sondern nach der Freude des Himmels, und nicht wegen der Welt, aus Furcht oder Scham, das Gute und was Gott zuliebe gethan sein sollte, unterlassen haben, — warum wollten wir uns schämen, oder aus Rücksicht auf der Welt Ärger und Schmähreden das Gute in Gott zuliebe gethanenen Andachts- und Tugendwerken unterlassen? O daß wir stets bedächten die Worte: „Schäme dich nicht des Gesetzes und Bundes des Allerhöchsten."

---

## Am vierten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Als das Volk Jesum drängte (Luk. 5, 1—11).

Die Thatsache des Evangeliums fällt ins erste Jahr der öffentlichen Lehrwirksamkeit des Heilandes, beginnt mit dem Volksgedränge zur Anhörung seiner Lehre, führt zum reichen Fischfang und endet mit der zweiten Berufung des Simon und seiner zwei Genossen, des Jakobus und Johannes, der zwei Söhne des Zebedäus, zum eigentlichen Apostelamt, nachdem in Judäa ihre erste oder Laienberufung vorangegangen war. Halten wir fest an dieser doppelten Christusberufung, der allgemeinen und besonderen, oder der Gläubigen und der Geistlichen, — so kann es uns nicht zweifelhaft sein, wer als Laienchrist und wer als christlicher Geistlicher mit vollberechtigter Christuserwählung und =Aussendung anzusehen ist.

Simon und seine Genossen waren **Fischer** und Schiffer von Bethsaida am See Genezareth; denn beide Gewerbe sind miteinander vereinigt, weil die Fischer zum Fange der tierischen Bewohner der von der Natur geschaffenen Gewässer auch genötigt sind, sich der Schiffahrt und Wasserfahrzeuge mit Mast, Segeln und Rudern, möglichst zu befleißen.

Die Fischerei zählt zu den Kleingewerben, die ebenso nötig und ehrenhaft sind, als das Großgewerbe der Industrie, und zwar nicht bloß als Mittelstand der menschlichen Gesellschaft, um diese nicht der Mammons= und Selbstsucht und dem Zerfall in Atome preiszugeben, — sondern auch wegen ihren anstrengenden Arbeiten, denen noch die alten Juden obgelegen, und die sie damals noch nicht über Bord geworfen, um Andere für sich arbeiten zu lassen.

I. Das Jesum — stehend am See Genezareth — drängende Volk, um das Wort Gottes zu hören, beschämt unser christliches Volk, zumal es erst die zweite Predigt des Herrn gewesen und sie noch überdies, gleich der ersten, über die Buße gehandelt. Heute predigt Christus durch seine Diener über die zweitausendjährige Thätigkeit des Christentums zum Troste und zur Sicherung des zeitlichen und ewigen Heiles, — aber da braucht er vor Gedränge nicht erst das Kanzelschiff zu besteigen.

„Da sah er zwei Schiffe am See stehen: die Fischer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze." Soll die Arbeit Gewinn bringen, muß sie auch mit der Ruhe und Erholung abwechseln, und müssen auch die Arbeitswerkzeuge in der Ordnung sein. „Es giebt eine Zeit der Arbeit und eine Zeit der Ruhe." Und wie die Spinne ihr zerrissenes Netz zum Fange der Mücken, die Kokette ihr Kopfnetz zur Verstrickung der Bewunderer ihrer Schönheit, und der Teufel seine Versuchungen zum Fange der Menschenseelen wieder ausflickt, so reinigt der Fischer seinen Hamen vom Meeresschmutze, um Fische zu fangen, bessert aus der Handwerker sein Arbeitszeug für seine Thätigkeit, der Geschäftsmann seine Reklamen zum Fange von Kunden, der Diplomat seine politischen Schachzüge behufs seiner Erfolge, und der Christ sein Seelenheil zur Erlangung seiner Lebensfrüchte.

„Da trat er in das eine der Schiffe, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe." Der Herr bat seinen Diener. Hierin liegt die herrlichste Schilderung für die gesellige Tugend der Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Gefälligkeit und Freundlichkeit. Wie könnte sie schöner bekundet werden und ohne daß hinter der feinen Form das Gegenteil zu befürchten wäre, als wenn man mehr der Rücksicht erweist, als wozu man verpflichtet ist, auch dort bittet, wo man befehlen könnte, auch als Höherer dem Niedergestellten wie gleichgestellt begegnet, und man selbstverständlich als Niederer mit noch gefälligeren Formen dem Höheren seine Höflichkeit zeigt.

Höflichkeit ist wohl unbequem, ja oft sehr unbequem für den, der sie ausübt, aber auch in selbem Maße für jenen, dem sie erwiesen wird, eine gar schöne Sache, die man sich gerne gefallen läßt, die alle Herzen gewinnt.

Wie schön ist doch die höfliche Sitte! Was nützt uns der Biedermann, wenn er grob und flegelhaft ist? Durch Grobheit hat noch

niemand gewonnen, aber Höflichkeit erobert moralisch die Herzen, daher der Spruch: „Je gebildeter ein Mensch, desto höflicher ist er!"

„Als er aber zu reden aufgehört, sprach er zu Simon: Fahre hinaus in die Tiefe und werfet euere Netze zum Fange aus! Da antwortete Simon: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen!" — Daß Simon bei Nacht gearbeitet, Fische zu fangen, ist nicht zu verwundern, — sie ist ja die günstigste Zeit, weil die Fische da zur Höhe steigen und auf dem Wasser schwimmen, des Tages aber zur Tiefe gehen und auf dem Meeresgrunde sich aufhalten. Wohl aber ist's zu verwundern, daß er trotz aller Kunst, Zeit, Arbeit und guten Werkzeuge, vergeblich gearbeitet, — und noch vielmehr ist's zu verwundern, daß er nach der vergeblichen Nachtarbeit dennoch sein Netz bei hellem, lichtem Tage und heißem Sonnenscheine zum Fange auf Christi Aufforderung auszuwerfen willens war; denn mußte er sich doch sagen: „Haben wir bei Nacht nichts gefangen, wieviel weniger werden wir's bei Tage?"

„Als sie dies gethan, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Genossen, die im anderen Schiffe waren; und sie kamen und füllten beide Schifflein, so daß sie beinahe versunken wären!"

Nur die Aufnahme des Christengottes in Simons Schifflein und dessen dienstweise Leihung zur Lehrkanzel, — kurz, Christus war die Hauptursache seiner lohnreichen Arbeit gewesen; denn von Gott in Christus kommt alles Gute, vom Teufel aber nichts von Gutem, das Nichts, das bare Nichts, wie Simon geklagt, nichts gefangen zu haben. — Dies veranschaulichte einst recht drastisch ein Bauer nach der Art des Volkes. Während man sonst nicht selten abbildlich den Teufel in Gläsern zeigt, wies jener ihn in seinem leeren Beutel. Und wie so? Wenn die Leute zu ihm kamen, den Teufel zu sehen, kam er geschwind mit seinem Beutel hervor, öffnete ihn und sprach: „Da schau' hinein, so wirst du den Teufel sehen;" und, wenn der hineingeschaut und nichts gesehen, rief er: „Nun so greif' hinein, so wirst du ihn greifen;" und, wenn der hineingegriffen, auch nichts ergriffen und replicierte: „Ich sehe nichts, ich greife nichts, — nicht der Teufel, sondern nichts ist drin," da entgegnete der Bauer: „Ja, eben das ist der Teufel, daß nichts darin ist; das Nichts im Beutel, eben das ist der Teufel!" — Das vom Teufel stammende Nichts hatten die Jünger heute gefangen, bevor sie mit

Christus den reichen Fischzug gethan, und — so geht's auch allen, die ohne Gott in Christus nach den Gütern dieser Welt fahnden.

Der reiche Fischzug zeigt ferner, daß das Vertrauen auf Gott und Gottes Wort viel mehr zu Wege bringt, als alle Menschenkunst.

Das Zerreißen des Netzes, welches Christus nicht verhindern wollte, sowie die Gefahr des Versinkens der mit Fischen angefüllten Schifflein, lehrt uns endlich, daß uns nötig ist, auch das rechte Maß im Glück, wie Unglück, und den Gott und der Nächstenhilfe vertrauenden Geistesgleichmut zu bewahren.

„Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen und sprach: „Herr, gehe weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch!" denn Staunen hatte ihn ergriffen, und alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten; desgleichen auch seine Genossen."

Die Demut des Simon Petrus, mit der er bekannte: „ich bin nicht würdig, bei Dir zu sein, — ich erkenne meine Nichtigkeit, während Du mir Deine Hoheit zeigst," wie das Beispiel seiner Genossen, die durch ihr Winken den Gefährten im anderen Schiffe lehrten, daß niemand sich selbst genug sei, sondern der Eine des Anderen Hilfe bedürfe, so daß wir uns durch gegenseitige Unterstützung erniedrigen, — und vor allem wie Christus selbst, der den Simon bat, wo er befehlen konnte, — beschämt die Ehrsucht, das Suchen und Fischen nach der Weltehre, das sich selbst die Ehre giebt, statt sich dieselbe von Anderen geben zu lassen.

Wie groß ist die aus dem Himmel von Luzifer ins Paradies getragene Ehrsucht! Der Mensch will wie Gott sein, und das Weib aß und wollte es vor dem Manne sein. Saul verbietet ärgerlich nicht an sich die Samuelsche Ankündigung seiner Gottverwerfung, sondern nur deren Veröffentlichung vor seinen Großen. Und wie allgemein ist sie: alle, jung und alt, und in allen Ständen, wollen geehrt werden, ja Christi Demut üben, aber ohne Verlust an Weltehre, und die Meisten ohne Anspruch auf Verdienst der Tugend!

Dennoch ist nichtig die Weltehre. Sie ist nicht, was sie scheint, meist ohne innere Wahrheit, wie eine Seifenwasser-Blase, Traum, Blume, Einbildung und rasch vorübergehende Erscheinung. Sie rühmt sich mit dem, was sie nicht hat, ist nicht Lohn oder Schatten der Tugend, sondern meist des Lasters; mancher Affe gilt als Löwe, und mancher gekrönte Kopf ohne Gehirn, manch goldener Esel, sitzt auf dem Throne! — Sie verspricht viel, wie sorglose, süße Ruhe und Genug-

thuung, aber giebt nichts, weil „Ehren nur Laster sind"! — Sie wird gegeben meist aus Eigennutz, der gehofften Sache halber, nicht aber der Person. Sie wird auch meist nur ins Angesicht erwiesen, nicht aber im Rücken, wie von spielenden Kindern, die sich Graskronen aufsetzen und hinterrücks verspotten. — Und sie ist nur ein Punkt, darum „Ehrenpunkt", genannt, ein unteilbarer, „den man den noch mit Schwert und Feuer zerteilen will", ein eingebildeter, ein Brennpunkt und ein Punkt der Verdammnis, deren Sinnbild der See Genesareth ist, wo die hochmütigen Teufel mit dem ganzen Ruhme des Fleisches und Pomp der Welt in Schweine hineinzufahren gezwungen worden.

Wir entsagen darum der Weltlehre, um so mehr aber suchen wir unsere Ehre in Gott die Gotteslehre, indem wir da „Achtung, Respekt", fordern für unsere kostbare und edle Würde, als vernünftige Wesen, Gottes Ebenbilder, Herren der Welt und mit Christi Blut Erkaufte.

„Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen! Und sie führten ihre Schiffe ans Land und folgten ihm nach!"

So hatte denn das Ereignis am See Genesareth, drei im Schiffe und auf dem Wasser geschehene Wunderwerke, zur Folge: nämlich die christliche Lehrpredigt, den reichen Fischfang und die Apostelberufung.

Der materiell mit reichem Fang und geistig mit der Ernennung zum Menschenfischer gesegnete Simon lehrt uns:

1) Die Kunst, bei Gott mit geringer Arbeitsmühe zeitlich und ewig viel Gewinn zu erlangen, d. i. durch zu Gott gerichtete Arbeitsmeinung, Herzensbereitwilligkeit, Arbeitssorgfalt und Accuratesse, und genau bestimmte Zeitbeachtung;

2) die Kunst, sich wohl und recht in Gottes überreiche Segen der Wohlthaten zu finden, mit dankbarem Gemüte die geringsten, wie höchsten, empfangen, uns demütig in solcher Gnade erweisen, sie auch anwenden nach der Willensbestimmung des Herrn, und auch stete Furcht betreffs ihrer fühlen, nicht ob ihres Verlustes, sondern ob ihrer Verantwortung, und noch mehr ob der Besorgnis, Gott könnte deshalb, d. i. „ob des bereits empfangenen Lohnes" uns die die himmlische Vergeltung entziehen. Daher haben auch so viele Heilige auf Grund früherer Sündhaftigkeit gegen Gottes Gutthaten protestirt

und um Erdenleid gebeten, und so ist's auch für jeden Christen das Allersicherste, lieber die Belohnung seines geringen Guten in die künftige Welt zu verschieben.

II. Das Aussteigen der Fischer aus den Schiffen, und das Waschen ihrer Netze bedeutet, von seiner Pflicht zur Selbstbetrachtung demütig zurückkehren und sich waschen von der Beunruhigung des eitlen Ruhmes, — oder aussteigen aus seinem Alltagsleben ans Ufer der Ewigkeit, d. i. zur Sonn= und Feiertagsruhe, um seinen auf dem schlammigen Grunde der Welt vereitelten Geist wieder zu reinigen und aufs neue für seine Heilsarbeit tauglich zu machen.

Das „Fahre hinaus in die Tiefe", die beim Meere auch die Höhe ist, bedeutet im allgemeinen: Hinweg von der Erde, den irdischen Befürchtungen und Besorgnissen, den kleinen und feigen Berechnungen und Klügeleien — auf die freie Höhe des Glaubens und seines sittlichen Mutes, der Begeisterung, Liebe und Aufopferung, — und in die Tiefe der Ausdauer, Beharrlichkeit, Zähigkeit und des unermüdlichen Fleißes!

Unter der fruchtlosen Nachtarbeit ist zu verstehen die Arbeit derer, die sich in der Ungnade Gottes befinden.

Das den reichen Fischfang bewirkende Wort des Herrn bedeutet die gute Meinung, mit der man sein Herz zu Gott richtet, die man gleich beim Erwachen erweckt mit der Kreuzbezeichnung, und die man auch des Tages, beim Stundenschlag und vor jedem Werke erneuern soll mit den Worten: „Dir zu Liebe!" Damit können wir unser sonst armseliges oder mühsames Leben zu einem, an Verdiensten reichen umwandeln, so daß uns unsere Beschwerden erleichtert und seinerzeit reichlich belohnt werden.

Mit der dreifachen, auf dem Wasser gewirkten wundervollen Begebenheit wollte Christus die Taufe versinnbilden; denn auch bei der Taufe sind diese drei Wunder vorhanden, nämlich: die Lehre Christi, die nichts, als eine Bußpredigt ist, während die Buße auch nur eine Taufe ist; — der Fischfang, insofern alle zur Welt kommenden Menschen, wie dies Leben ausschiffende Fische, durch die Taufe ins Netz des Glaubens und in die Kirche Gottes aufgenommen werden; und die Berufung, insofern wir, durch die Taufe von Christus zu seiner Nachfolge berufen, auch alles verlassen und der Welt, dem Teufel und der Hoffart, entsagen. Die Lehre Christi aus dem Schifflein Petri, wie von einer Lehrkanzel, deutet an, daß man die reine Lehre nur von jener Kirche annehmen soll, welcher

der heute zum Menschenfischer ernannte Petrus in Person oder in seinen Nachfolgern vorgesetzt ist; denn durch das Schifflein Petri wird hier die wahre Kirche auf Erden verstanden, in welcher Christus noch immer durch den Papst als seinen Statthalter, durch die Bischöfe und ihre Gehilfen, lehrt. Der Fischfang Petri bedeutet danach den Fang der Menschenseelen in der Bekehrung der Ungläubigen und Sünder durch das Netz der Predigtworte des heiligen Evangeliums oder der Lehre Christi, die zu einer Rede, wie die Maschen zu einem Netze, verknüpft sind. — Mit den Fischen werden somit die Menschenseelen verglichen. Wie jene nicht außer dem Wasser leben können und nicht die Bitterkeit des Meeres empfinden, so kann der Mensch nicht leben ohne das Taufwasser. — Der „Fisch“ war darum das uralte Zeichen und Sinnbild des Christentums, um hinzudeuten auf das Schweigen betreffs der christlichen Geheimnisse in der Zeit des Druckes und der Verfolgung, d. i. stumm wie ein Fisch zu sein. Der Teufel ist der oberste Weltfischer, Christus aber der göttliche Hauptfischer. Unter dem salzigen, bitteren, gefahrvollen, stürmischen und unbeständigen Meere ist die Welt zu verstehen.

Die christliche Erdenkirche ist ein Schiff des Heils gegenüber den anderen Kähnlein und Ufernachen von Freibeutern.

Ja, „außer der Kirche Christi ist kein Heil“ für die Menschen; denn wirf außer ihr den Anker des Vertrauens aus, und Täuschung ist die Folge; — oder durchforsche die Tiefe der Welt, du findest nur Sand und Eitelkeit, in ihrer Mitte nur Bitterkeit und auf ihrer Oberfläche nur Unbeständigkeit, — was aber die Hauptsache ist, die großen Fische fressen darin die kleinen, und keine Sicherheit giebt's für diese darin. — Der große Menschenfischer Christus hat darum die Menschen, respektive ihre Seelen, mittelst des Taufwassers aus dem gefährlichen Weltmeere und seinen Gefahren des Teufels, in seine sichere Kirche gerettet, und zwar vor allem in die römische, in Petri und der Päpste Kirche, die sich eines vierfachen Vorzugs zu erfreuen hat; denn sie besitzt: die Unfehlbarkeit oder die reinste Lehre, die schönste Einheit, den reichsten Gottessegen in Gewinnung der Menschenherzen, endlich auch die mächtigste Menschenhilfe beim anderen Weltschiff, bei der weltlichen Obrigkeit, den Staatsregierungen, bei Königen, Regenten und Kaisern, zum Dank für seine der Autorität und Vaterlandsliebe geleisteten Dienste.

Wie oft erging in achtzehnhundert Jahren bei zeitweisen Mißerfolgen des Christianisierungswerkes an den Nachfolger Simons der

Ruf des Herrn: „Fahr' hinaus in die Tiefe . . .!" bald in die Tiefe der Wissenschaft und Auslegungen, die Geheimnisse Gottes zu ergründen, wie zur Zeit der Kirchenväter, — bald in die Tiefe großer Weltunternehmen, wie zur Zeit der Kreuzzüge, — bald in die Tiefe der Glaubenslehrsätze, wie bei der Definierung der unbefleckten Empfängnis Mariens, der päpstlichen Lehrunfehlbarkeit und der Herz-Jesu-Widmung der Kirche, — und überreicher Seelengewinn lohnte stets diese Höhenfahrten und Netzauswerfungen des römischen Simon!

Kein Wunder ist's, daß bei so manchem überreichen Seelenfang das äußere Kirchennetz teilweise und nach Zeit und Ort zerriß, wie dies durch die Donatisten in Afrika, die Arianer in Ägypten, die Manichäer in Persien, die Hussiten in Böhmen, die Kalvinisten in Holland und Frankreich, und die Protestanten in Deutschland geschehen. Doch das Netz ihrer Lehre hat die alte Mutterkirche stets intakt erhalten und ihre Missionsthätigkeit ist immer eine reich von Gott gesegnete. Anders aber verhält sich's mit dem Netze der außerkirchlichen Lehre. Da sind längst alle Fäden der Einzellehren, wie z. B. von dem Sola-Glauben, der Bibel, der Gottheit Christi, der Trinität u. s. w., zerrissen und ihre Missionsarbeit ist von geringem oder keinem Erfolge gesegnet.

Doch die Kirche bedarf für die Bergung des reichen Seelengewinnes auch immer und überall der Unterstützung des zweiten Schiffleins oder des Laienstandes. Auch die segensreichste Wirksamkeit des geistlichen Standes ist ohne Laienmithilfe vergeblich, wenn ihm nicht auf seinen Wink die Laien, besonders die Autoritätspersonen, Eltern, Meister, Herrschaften u. s. w. zu Hilfe eilen, oder wenn so manche Laien ihm nicht nur nicht helfen in seinem geistigen Tagewerke, sondern sogar mit Verdächtigung und Verunglimpfung seines Wirkens, mit lieblosen Urteilen, Lügen und Thaten, ihm geradezu entgegenwirken?

Alle haben wir, besonders die Vorgesetzten, nicht bloß das Netz der Belehrung zum Fange der Seelen auszuwerfen, sondern auch die gewonnenen zu bewahren; denn dies ist das wichtigste Werk, und die Pflicht der christlichen Religion, weil die Seelen von unaussprechlich hohem Werte sind.

III. Das Menschenleben ist ein mühsames und oft erfolgloses Taglöhnerleben, und sozusagen nicht bloß voll mühseliger Tage und Nächte, sondern wegen seiner tiefen und unaufhellbaren Geistesdunkel ein wahres Nachtleben. Ja, die ganze Welt ist eine mühselige und

erfolglose Nacht auch in ihrem Arbeitslohne; denn sie dankt dem Menschen die ihr geleisteten Dienste mit Teufelsdank, Kreuz und Leid, Spott und Schande, Schmerz, frühem Tode und Verdammnis. Gott aber lohnt die Arbeit seiner Diener mit zeitlichem und hundertfältigem ewigen Lohne, ja mit seiner Person selbst.

Jedes Tagewerk muß behufs seines lohnenden Ertrages mit der Religion verbunden sein. Nur in Gottes Reich oder im Christentume ist die Arbeit als Buß- und Seligkeitsmittel stets gewinnreichst für Zeit und Ewigkeit.

Wie zwischen der Arbeit der unchristlichen und christlichen Welt, so stellt uns das heutige Evangelium auch die freie Wahl zwischen dem Glücks- und Segenslohne, — und je nachdem du wählst, so gestaltet sich auch dein Leben. Beides, — ob es auch, wie alles, in Gottes Händen liegt, — ist doch unendlich verschieden laut Erfahrung und Schrift, in welcher allerdings, außer einem einzigen Male, nie mehr vom Glücke die Rede ist.

Worin liegt der Unterschied?

Man kann mit und ohne Mitwirkung zeitliches Gut von Gott aus Liebe und Güte, und mit Wahrung seines geistigen und ewigen Heiles erhalten, — und das heißt nicht Glück, sondern „Segen Gottes". Man kann aber auch mit und ohne Mitwirkung zeitliches Gut von Gott aus seinem Zorne, zur Belohnung seiner geringen Tugendwerke, unter Enterbung des ewigen Heiles erhalten, — und das heißt „Glück". Glück ist also nur zeitliches oder irdisches Wohl **ohne** das ewige Heil, und die Menschen nennen es „blind", weil es nur zu oft bei den Bösen angetroffen wird, und sie denken, es komme nicht von Gott, dem Gerechten, sondern von einem blinden Schicksale, den Glücks- und Schicksalsgötzen.

Schon der Spruch der Erfahrung: „Glück und Glas — wie leicht zerbricht das," beweist, daß das Glück so unbeständig ist, wie das Aprilwetter, falsch und betrüglich wie Glanz und Schein, voll Lug und Trug, phantastisch wie ein Traum, eitel Blendwerk und Spiegelfechterei, wenn auch lichtvoll, doch nicht ohne Schatten, und auch stets der Vorläufer und Vorbote vom zunächst ankommenden Unglücke. Daher das Wort: „Wer dem Glücke traut, nur auf Sand stets baut;"

Karl III., genannt Crassus, war heute römischer Kaiser, und morgen abgesetzt, mußte er als armer Privatmann zu Neydina, in Schwaben, sein Leben fristen. — Heute war Dionys König zu Syra-

kus, und morgen mußte er statt des Scepters zur Schulmeister-Rute greifen. Heute saß Polykrates auf dem Königsthrone der Samniter, und morgen hing er schon am lichten Galgen. Heute war Belisar römischer Feldherr, und morgen waren ihm auf Kaiser Justinians Befehl schon die Augen ausgestochen, was ihn zum blinden Bettler gemacht. Wie ein Rad laufen herum Gut und Geld — von einem Erben zum anderen, — Schönheit und Gesundheit: „Heute rot und morgen tot," — Ehren und Würden: „Heute ein Edelmann und morgen ein Bettelmann," heute ein Herr und morgen nichts mehr, heute alles und morgen nichts! Willst du darum auf Sand bauen, dann darfst du nur dem Glücke trauen!

Und wenn auch das Glück zeitweise nicht ganz vernagelt ist, so wird's doch stets stark hinken, stinken und sinken, und besonders dann, wenn man auf dasselbe am sichersten baut.

Ganz anders verhält sich's mit dem Gottessegen, wenn z. B. der Mensch, sich getrösten darf, wie der ägyptische Joseph: „Du verdankst deine und der Deinen Wohlfahrt nicht dem blinden, unbeständigen und betrüglichen Glück und seinen unverdienten Gunstbezeugungen, und wurdest nicht vom blinden Ungefähr mit Glücksgütern überschüttet, sondern du verdankst alles Gute dem lieben Gott, der deine in seinem Namen vollführte Arbeit trotz deiner Unwürdigkeit so vielfach und reich gesegnet hat!"

„An Gottes Segen ist alles gelegen." Ohne den göttlichen Segen ist ein Haus ohne Dach, worein der Regen fällt, der es bald zu Grunde richtet, und — da, wo Gott einer Haushaltung seinen Segen entzieht, geht auch alles gar bald den Krebsgang.

Ja, Glück und Gottessegen, — wie verführerisch ist wohl deren Wahl heutzutage, und wie not thut's, hervorzuheben „des Glückes Unbestand und des Segens Beständigkeit", jetzt, wo ihr Gegensatz schreiender, als sonst ist, und das Glück scheinbar viel größere Triumphe feiert, als Gottes Segen, — wo das Geld sozusagen für manche auf den Straßen zu liegen scheint und man von kolossalen Summen hört, die gewisse Menschen durch ein Nichts von Thätigkeit im bloßen Handumdrehen gewonnen, demzufolge auch so manche von denen, die durch schwere und redliche Arbeit im Schweiße kaum das Leben durchbringen, zweifeln möchten an den altüberkommenen Glaubenssätzen, „daß Segen der Mühe Lohn, und ehrliche Arbeit besser sei, als fauler Schwindel!"

Doch nein! Damit das Volk auch solche versuchungsvolle Zeiten

überwinde und nicht abfalle von Gott, dazu ist Christus in die Welt gekommen, und hat auch mit dem heutigen Evangelium ein für allemal über das Glück den Stab gebrochen und der Menschheit allen Gottessegen gebracht.

Wie erlangen wir aber Gottes Segen? — Auf mancherlei, besonders auf vierfache Weise. Indem wir alles im Namen Gottes anfangen, fortsetzen und vollenden, laut bekanntem Spruche. Indem wir vor Gott heilig und gerecht leben: „Wandle vor mir und sei vollkommen!", und „Den Demütigen giebt er seine Gnade!" Indem wir unsere Eltern und deren Stellvertreter ehren, wie sich's gebührt; denn Wohlergehen und langes Leben ist solchen verheißen, d. i. sie werden gesegnet an Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit. Indem wir Gott um seinen Segen bitten; denn „bittet, so werdet ihr erhalten!" Und wann kann dies vorteilhafter geschehen, als, außer dem sonntäglichen Kirchengebete, besonders am frühen Morgen, im Morgengebete!

Die frühe Morgenzeit gebührt Gott, dem Herrn. Geziemt ja auch der erste Morgengruß eines Kindes seinen Eltern. Das Endziel der Erschaffung ist ja nur: Gott erkennen, lieben, preisen und in der Ewigkeit besitzen, — und darum ihm das ganze Leben, besonders aber der erste und beste Teil des Tages zu widmen. „Vom Himmel, von Jupiter fängt man an." Die Perlmutter öffnet gleich am Morgen ihre Muschel dem Himmel, um dessen Tau in sich aufzunehmen; die Blumen schauen mit ihren Blättern, sobald sich nur die Morgenröte zeigt, der Sonne entgegen, sie gleichsam zu bewillkommnen; alle Vögel fangen an, in früher Morgenzeit zu singen, gleich als wollten sie ihren Schöpfer loben und zu erkennen geben, daß sie von ihm ihr Dasein empfingen und auch des Tages Nahrung von ihm erwarten. Ambrosius sagt: „Weißt und erkennst du denn nicht, o Mensch, daß du den ersten Beweggrund deines Herzens, den ersten Schall deiner Stimme, und die ersten Worte deiner Lippen, Gott aufzuopfern schuldig bist?"

Wie er sich im Alten Bunde die Erstlinge aller Früchte und Tiere vorbehalten, so wollte er für sich auch die Erstlinge der Zeit. „Des Morgens sehr früh, stand Christus auf, ging hinaus an einen einsamen Ort und allda betete er." Plinius schrieb an Kaiser Trajan über die Sitten des Christenvolkes, daß sie alle Morgen früh, vor Sonnenaufgang, ihre Versammlungen hielten und beteten und sängen Christo und ihrem Gott zu Ehren.

Die frühe Morgenzeit ist aber auch die allernützlichste

Gebetszeit; denn zu keiner anderen Zeit beten wir so gesammelten Geistes, so kräftig gegen das Böse und so sicher in der Verheißung, und so gewiß mit dem Zeichen eines wahren Christen, in der Selbstverleugnung, als beim Morgengebete. Der Schatz der Himmelsgnaden steht am meisten nur des Morgens auf, und nur auf das andächtige Frühgebet strömt ihr Regen am reichlichsten nieder für den ganzen Tag; die Ursache ist klar. Alle unsere Gedanken, Worte und Werke müssen, sollen sie vor Gott verdienstlich sein, aus übernatürlichem Beweggrunde, aus der guten Meinung zu Gott, hervorgehen. Dadurch erlangen auch die geringsten Werke des Menschen, sobald er im Gnadenstande ist, zeitlichen und ewigen Gotteslohn. Opfert also der Mensch des Morgens in Gebet und guter Meinung all sein Thun und Lassen Gott auf, so werden auch all seine folgenden Tageswerke, sofern er die gute Meinung nicht durch Sünde umstößt, bei Gott verdienstlich und segensreich.

Jedes Morgengebet soll bestehen in der Anbetung, Danksagung, Aufopferung, Erweckung der guten zu Gott gerichteten Meinung, Bitte um Gottes Beistand und der Anrufung der seligsten Jungfrau und aller seiner himmlischen Patrone.

Das allerkräftigste Morgengebet aber ist das gemeinsame, das man mit seinen Angehörigen daheim, oder in der Kirche, besonders bei der heiligen Messe, verrichtet; denn es ist ein vereinter Angriff auf den Himmel, das Engelsgebet und das christlichste.

Wie unklug, sich zum Schaden, schmachvoll gegenüber den Heiden, und beweinenswert als Arbeiter im Schweiße des Angesichtes, handeln die, welche das Morgengebet unterlassen oder auch nur aufschieben und sich entschuldigen wollen mit der Fülle ihrer Geschäfte! Beschämt werden sie vom Könige David, und vor allem von Christus mit seiner Morgenandacht, trotzdem er das allerwichtigste Heilsgeschäft der ganzen Menschenwelt zu besorgen hatte, das hilfsbedürftige Volk stets seiner harrte und er selbst dies Gebet nicht einmal nötig hatte. „O welch schimpfliche Unbill ist's, zuerst der Welt dienen, und ihren Herrn auf spätere Zeit verweisen, — sich zuerst satt essen und die Überbleibsel Gott vorsetzen, — zuerst seinen Knechten und Kindern Audienz erteilen und den Herrn selbst vor der Thüre seines Herzens warten lassen!" (St. Basil.)

IV. Gänzlicher Mangel an zeitlichen Gütern ist zumal ohne Christentum ein Übel. Wer zu wenig besitzt, als zum Leben reicht, wird nur zu leicht kleinmütig und zum Bösen, zur Dieberei und Un-

gerechtigkeit, geneigt. Überfluß an irdischen Gütern ist aber noch viel gefährlicher und schädlicher dem Menschen, ist ein bedrohliches Zeichen fürs Netz seines Lebens, daß es zerreiße, und für das Schifflein seiner Seele, daß es versinke, — ja ein Zeichen des göttlichen Zornes. Wie verdächtig ist da schnelles Reichwerden, d. i. wenn plötzlich ein Mensch des armen Standes trotz geringer Einkünfte in kurzer Zeit, ohne daß ein Wunder, Erbschaft, reiche Heirat oder günstige Spekulation, zu Grunde liegt, so reichen Gewinn an zeitlichen Gütern erlangt, daß ihm das Geldnetz zerreißen möchte! Wie heißt's dann: „Das geht wohl nicht mit rechten, natürlichen Dingen zu!“ Wie ist mit Recht zu befürchten, daß bei ihm das Netz der Treue und Redlichkeit zerrissen und das Schifflein des Gewissens untergegangen. „In Eile zusammengeraffter d. i. ungerecht gewonnener Reichtum hat keinen Bestand, so wenig, wie Butter an der Sonne, wie ein angeschwollener Bach, oder wie der italienische Spruch sagt: „Des Teufels Mehl wird zu lauter Kleie,“ — und „er nimmt ab“ nicht nach und nach, wie's beim fallenden Herbstlaube der meisten Bäume ist, sondern plötzlich, mit Einem Male, wenn nicht beim Besitzer, so bei seinen Kindern, gleichwie bei Salomo, von dem es heißt: „Was er, der Vater, gehandelt im Wucher, hat der Sohn (Jeroboam) vergeudet im Luder!“

Dies beweist die Natur, Schrift und Geschichte.

Zu volle Ähren fetten Getreides sinken nieder, zu vollen Bäumen brechen die Äste, zu sehr beladene Schiffe sinken, zuviel Wind ist dem Schiffe gefährlich und verlangt: „Zieh' die Segel ein,“ zu sehr gefülltes Gefäß fließt über, zuviel Schnee drückt ein die Dächer, das in die Sonne zu viel sehende Auge erblindet, das zu hoch gespannte Seil zerreißt, ein überladenes Geschoß springt, zuviel Wasser überschwemmt, zuviel Öl in der Lampe löscht sie aus, — zuviel Nahrung macht übermütig und krank in der Verdauung, zuviel süße Milch verschleimt, zuviel Honig ist reines Gift, — zuviel Schlaf, Wachen, Bewegung oder Abkühlung ist schädlich, — gar zu gesund ist gefährlich, zuviel Blut ist so schlimm, wie böses Blut, zuviel Gunst ist verdächtig und — so wird auch zuviel Reichtum zur Armut, und zuviel Glück hat seine Tück', und je schlimmer die Leut', desto größer das Glück!

Stets bringt Reichtum viel Kummer und Sorgen, Streit und Händel, Sünde und Unrecht, und die unausbleiblichen Gefahren des leiblichen und geistigen Unterganges.

Midas verhungerte, weil nach seinem Wunsche alles, was er

berührte, zu Gold geworden. Durch Reichtum ward Nabuchodonosor ein Götzendiener, Heliogabel ein Lotterbube, Balthasar verlustig des Reiches und Lebens, Israel beim Brotüberfluß ein Opfer des göttlichen Zornes, Sodom ein Lasternest und zum Salzsee, Judas ein Dieb und Verräter, Simon ein teuflischer Zauberer, der Geizhals des Evangeliums ein Kind des Todes und der Prasser begraben in der Hölle.

Was Wunder, daß einst St. Ambrosius, als er, noch weltlichen Standes, eingekehrt bei einem Gastwirte, auf seine Frage, „wie es ihm gehe?", zur überschwenglichen Antwort erhielt: „Ganz gut, wie's nicht besser gehen kann, alles vollauf des Guten in Hülle und Fülle," — sofort darin ein verdächtiges Zeichen des göttlichen Zornes und nahen Unterganges erblickte und eiligst abreiste, worauf er auch, kaum einen Büchsenschuß weit, seine ahnungsvolle Besorgnis mit dem Hauseinsturze sich erfüllen sah?

Ist also gefährlich der Überfluß zeitlicher Glücksgüter so ist's thöricht, vermessen danach zu streben, zu sagen: „Zerreiße auch das Netz des Gewissens, in der Beicht werde es wieder geflickt," oder „Versinke auch das Schifflein der Seele, so könne man doch nicht davor", sich Gott dabei zum Feinde zu machen und einen Schatz zu sammeln für den Tag des Gerichtes und der Verdammnis!

Wie recht und christlich ist's, mit Salomo weder um Reichtum noch um Armut, sondern nur ums tägliche Brot, — nicht um Glück, sondern um Gottes Segen, zu bitten, im Namen Christi das Netz seines Wortes nach den zeitlichen Gütern auszuwerfen, den erlangten Gottessegen gegen die Gefahren der Rechtshändel und des Neides in Sicherheit zu bringen, und mit Gott und gutem Gewissen zu genießen; denn „besser ist ein trockener Bissen mit Freude, als ein Haus voll Schlachtopfer (d. i. voll Gottesfeindschaft) mit Zank" und — besser ist Wenig mit gutem, als Zuviel mit bösem Gewissen. —

---

## Am fünften Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Wenn euere Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird (Matth. 5, 20—24).

Vorausgehend dem heutigen Evangelium, hatte Christus soeben seine berühmte Bergpredigt gehalten.

I. Hierauf erklärte er, unter Gegenüberstellung des mosaischen und christlichen Dekalogs, das christliche Gesetz, inwiefern es das mosaische übertrifft, nämlich: in der Gerechtigkeit, welche die Christen vollkommener und überfließender zu beobachten haben, welche die jüdische und heidnische weit übersteigt, nur allein himmelsfähig ist, aus dem Glauben hervorgeht und sich in Gesinnung, Wort und That bekundet; in der stärkeren Bezwingung des unvernünftigen Zornes und, in der brüderlichen Versöhnung, — abgesehen von den übrigen Mehrforderungen, die alle ganz berechtigt sind, da es mehr der Gnaden zur Gebotehaltung und auch mehr des Lohnes, nicht bloß den Erden-, sondern auch Himmelslohn, gewährt. Christus stellt sich gegenüber Moses, dem göttlichen Gesetzgeber des Alten Bundes. „Den Alten ist gesagt worden, ich aber sage euch." „Ich bin aber nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu vervollkommnen!" Das alle, dem Volke Israel überlieferte Gesetz Gottes war ein dreifaches, das Sitten-, Straf- und gottesdienstliche Gesetz. — Zu Christi Zeit aber war Israel ein theokratisches Volk, d. i. es lautete gleich und deckte sich gegenseitig bei ihm die göttliche und menschliche Gesetzgebung. Drei menschliche Gerichtshöfe nun gab es damals in Israel für Übertretungen, Vergehen und Verbrechen, nämlich: das Drei-Männergericht (Triumvirat) für die geringen Übertretungen; das Richterkollegium der dreiundzwanzig Beisitzer (Sanhedrin) für

die schweren Vergehen, und den hohen Rat der zweiundsiebzig Richter (Synedrium) für die größten Verbrechen. Von diesen drei Tribunalen ward der Gesetzübertreter abgeurteilt, bei offenster und größter Schuld aber sofort ohne Urteil in den Abgrund (Gehenna) hinabgestoßen. Von dieser damaligen Aburteilungsweise hat nun Christus, als Muster aller Gesetzgeber, den Vergleich für seine Gesetzvervollkommnung entlehnt. Er stellte wieder her das alte Sittengesetz der zehn Gebote in seiner ursprünglichen Reinheit und verschärfte es in seinen Anforderungen. Das alte Strafgesetz steigerte er in seinen Verschuldungsgraden und Strafandrohungen vor Gott, milderte es aber vor dem menschlichen Tribunal. Das alte gottesdienstliche Gesetz aber hob er ganz auf oder erfüllte es als Vorbild, indem er übergehen ließ die Beschneidung in die Taufe, das alte Opfer in sein eigenes und den Sabbath in den Sonntag. Auf solche Weise führte er das göttliche Gesetz Israels in seiner dreifachen Natur zur höchsten Vollendung, nämlich das Sittengesetz mit seinen zehn Geboten, christlichen Vorschriften und evangelischen Räten zur christlichen Gerechtigkeit, als der höchsten, — das Strafgesetz mit seinen Androhungen und Urteilssprüchen zur gnadenvollsten Beschaffenheit, — und das gottesdienstliche Gesetz mit seinem Erlösungsopfer zur heiligsten Bedeutung.

Ist nun aber die christliche Religion so überreich an Vollkommenheit, Gnade und Lohn, — wer kann sich da beklagen über zu schwere Last und Anforderung betreffs der Sittenstrafen und Gottesdienste?

Das christliche Gottesgesetz ist nun wohl zu unterscheiden, im christlichen Zeitalter, in welchem Kirche und Staat von einander getrennt sind, von den menschlichen Gesetzen, sowohl der Kirche, wie des Staates; denn Gottes Gesetze sind unabänderlich und undispensierbar, während die Menschen ihre Gesetze abändern und orts- und zeitweise auch von ihnen entbinden. Und sollen auch göttliche und menschliche Gesetze sich immer decken und jene diesen zu Grunde liegen, so ist das wohl bei der Kirche der Fall, nicht aber allezeit beim Staate.

Christus untersagt uns: Alles unchristliche Wesen, alle unvollkommene Gerechtigkeit, jede unerlaubte Selbsthilfe und Rache, jeden lügenhaften Gottesdienst, jeden sittlichen Stillstand, jede Verflachung der Sittlichkeit, die Unverträglichkeit und allen Unfrieden, alle Unversöhnlichkeit bei erduldeten Beleidigungen, — aber auch die scheinheilige und pharisäische Versöhnlichkeit ohne Genugthuung, so wir beleidigt haben, und jede kirchliche Zwangsbesteuerung; jede Religion und Konfession, die nicht mehr von freiwillig, gern

und freudig gebrachten Opfern ihrer Angehörigen leben kann, verdient auch überhaupt, nicht mehr zu existieren.

Vereinigen wir also die vollkommene Gerechtigkeit mit dem vollkommenen Opfer des Christentums, so wird uns Gott weder den zeitlichen noch ewigen Lohn versagen. Gilt's aber die Wahl zwischen Gerechtigkeit und Opfer, so daß nur eins von beiden zu wählen ist, so werden wir unzweifelhaft uns für die Gerechtigkeit zu entscheiden haben.

„Wenn euere Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen!" Dies sprach der Herr nicht zu den ihm feindlichen Juden und Pharisäern, sondern zu seinen Jüngern oder den Christen.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer galten zu Christi Zeit dem Volke als die gerechtesten und heiligsten Menschen, und doch waren sie nichts weniger, als dies. Das beweist der achtfache Fluch, den der Herr auf sie geworfen, ganz abgesehen von seinem über ihre Gerechtigkeit im heutigen Evangelium ausgesprochenen Urteil, das sie verdammt und vom Himmel ausgeschlossen.

Daraus ist zu ersehen, wie der Pharisäer Gerechtigkeit nur eine äußerliche, kleinliche und dolose war, die sich wie ein unzüchtiges Weib nicht für ihren Mann, sondern anderen Männern zu Gefallen, schmückt, — Anderen schwere Lasten aufbürdet, sie selbst aber mit keinem Finger berührt (Matth. 23), — und wie es besonders ihr Grundsatz war: „Es genüge zur Seligkeit, wenn man nur die meisten Gebote, wenn auch nicht alle, halte, und — wenn die Menge der guten Werke nur größer sei, als die der bösen!" Das ist aber ein Grundsatz, der die Menschen zu aller Ungerechtigkeit fähig und zu rechten Teufelswerkzeugen macht. Wie vielen Christen gelten gleichfalls diese Wehe, denen noch so viele andere hinzugefügt werden könnten!

II. Was ist nun unter der von Christus zur Eroberung der Erde und des Himmels geforderten Gerechtigkeit zu verstehen?

Nicht die verteilende, besitzende, geschäftliche, noch die richterliche, vielmehr die allgemeine Gerechtigkeit, jene nämlich, „die in sich alle Tugenden begreift und umfaßt, und die im unsträflichen und sündenfreien Leben besteht."

Diese allgemeine Gerechtigkeit soll und darf aber nicht sein eine bloß menschliche, welche den christlichen Glauben ausschließt, — noch eine bloß staatsgesetzliche, die sich mit der Staatsmoral begnügt, — noch eine einseitige und beschränkt philiströse, deren Tugenden weder dem Stande gemäß, noch auch im rechten Verhältnis sind, — noch eine

heidnische, die ohne Gott oder nicht um seinetwillen geübt wird, — noch eine jüdische, welche als begrenzte und liebesbedürftige die christliche Tugend ausschließt, — noch eine pharisäische, welche die Mücken saugt und die Kamele verschlingt, — noch eine häretische, welche sich nicht von aller Gehässigkeit gegen ihre Mitchristen befreien kann, — noch auch eine falschkatholische, die mit ihrer Werkheiligkeit und Rechtgläubigkeit prahlt, — — sondern sie muß eine echtchristliche sein, die gewissenhaft Gottes Gebote hält, sich möglichst frei von aller Sünde hält und nach allen Tugenden strebt.

„Den Alten war verboten" die Menschentötung, der thatsächliche Ehebruch, das falsche Schwören, der Nächstenhaß mit Ausschluß der Feinde, die Wiedervergeltung des Bösen mit Bösem u. w. Ich aber verbiete euch schon den tödlichen Zorn, den Ehebruch im Herzen mit der Ehescheidung und das unnütze Schwören, — und „ich gebiete euch" auch die Feindesliebe, die Vergeltung des Bösen mit Gutem, die Verrichtung der guten Werke nicht zu euerer Weltehre, sondern zur Ehre Gottes, und die Sammlung von geistigen und himmlischen Schätzen. Ich gebiete euch auch die Gerechtigkeit in den drei Stufen, der Sündenenthaltung, der Tugendübung und des Strebens nach der Vollkommenheit. Wir haben zu merken betreffs des Zornes, daß es wohl einen bösen, aber auch einen guten giebt, — und betreffs des Schwörens, daß es im Aussage- oder Zusage-Schwur, privatim und gerichtlich, geschehen kann, aber stets in der Wahrheit, Vernünftigkeit und Gerechtigkeit geschehen muß, — und betreffs der Wiedervergeltung des Bösem, mtt Bösem daß sie verboten ist wohl den Privatmenschen, aber nicht den Obrigkeiten, noch auch jenen das Recht und die Pflicht der Not- und Abwehr, und die gerichtliche Sühne der Unbilden und Übel, — daß wir aber dann, wenn uns das menschliche Gericht keine Genugthuung geben kann, Gott dieselbe anheimgeben. Vom Gerechten sagt die Schrift: „Gott segnet ihn! Er ist unser gerechter Herr; die Gerechten gehen ein in den Himmel; sie besitzen die Erde; sie werden bereichert; des Herrn Augen ruhen auf den Gerechten; er liebt die Gerechten; die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes."

Des Gerechten Eigenschaften sind aber folgende sieben: Gleichförmigkeit mit Gottes Willen; Tägliche Erneuerung im Guten; Einigkeit und friedliebendes Herz; Erbarmen und helfende Nächstenliebe; Demütiger Sinn; Bezeugung der Liebe zu Gott Sofortiges Wiederaufstehen beim Sündenfall.

Wie wenige haben diese Eigenschaften!

Der christlichen Gerechtigkeit Symbol ist das Kreuz, dessen Breite, d. i. sie darf nicht engherzig sein und muß sich, wie auf alle Menschen, so auch nicht bloß auf die Werke, sondern auch auf die Gesinnung, erstrecken; die Höhe, d. i. sie muß mit ihrer reinen Absicht sich bis in den Himmel erstrecken und aufrichtig vor Gott sein; die Tiefe, d. i. sie muß hervorgehen aus dem wahren, christlichen Glauben und aus der Gottes- und Nächstenliebe; — und die Länge, d. i. sie muß ausharren bis zum Ende. Strebet nach dieser Gerechtigkeit, so gehet ihr ein ins Himmelreich. Und diese Gerechtigkeit ist im Christentume nicht schwer zu erreichen; denn die von Gott durch Christus errungene Gnade macht sie zur leichten Bürde und zum angenehmen Joch.

Wie werden aber Christen vor Gottes Richterstuhl bestehen, wenn sie nicht einmal die Pharisäer-Gerechtigkeit haben, — nicht wie jene das Gesetz kennen und schätzen, sondern sich seiner schämen, — nicht wie jene Fluch und Gotteslästerung, Werkesunreinigkeit und leichtsinnigen Umgang mit unsittlichen Personen, vermeiden und verabscheuen, und — nicht wie jene Sabbat, Nüchternheit und Fasten, strenge halten und oft und viel im Tempel beten?

Wie muß die Christenheit sich schämen, wenn auch der Juden und Pharisäer richtende und gesetzgebende Gerechtigkeit, — abgesehen von ihren an Christus so oft gerichteten Rechtsfragen, wie z. B. betreffs der Ehebrecherin, der Zinsgaben, der unterlassenen Waschung, des sabbatlichen Ährenpflückens und Krankenheilens und jenes Ausspruches: „Wir haben ein Gesetz", — orts- und zeitweise viel besser, und nicht so oft durch die gewöhnlichen Gebrechen entstellt gewesen!

Sechs Stücke schwächen nämlich besonders die richtende Gerechtigkeit:

a. Die Rechtsunwissenheit. Selbst jüdische Knaben, wie Salomo, Daniel, Ananias, Misach und Azarias, zeigen solche Rechtskunde, so daß Nebukadnezar bei letzteren mehr Weisheit fand, als bei allen seinen Gesetzgelehrten.

b. Die Rechtsübereilung. Gestärkt wird ja die Gerechtigkeit durch die Überlegung der Hauptsache, die Erforschung der Umstände, die Abwägung der Ursachen, die Anhörung der Zeugen und die Gesetzanwendung. Wie zeigt dies z. B. Nikodemus: „Richtet denn ein Gesetz einen Menschen, ehe man ihn gehört, was er gethan?", d. i.

hängt oder verdammt man ihn denn, um ihn dann erst zu fragen, ob er's verdiente, wie es Kaiphas mit Christus gethan?.

c. Die Bestechung. Wie strenge war sie verboten bei den Juden, Römern und Persern, sogar unter Lebensstrafe, Köpfung, Augenausstechung und Hautabziehung! Nur die Uneigennützigkeit stärkt die Gerechtigkeit.

d. Die Urteilsverzögerung und Hinausschiebung gegenüber dem schnellen Verfahren. Wie prompt war das Richten der Alten! So schlichtete Moses die heute eingebrachte Streitsache schon am folgenden Tage. Später wurden die Richterstühle zur Entgegennahme der Streithändel durch die Stadt geführt, — und dann zur schnellen Auffindung an den Stadtthoren errichtet.

e. Das Ansehen der Person, nach deren Kleid, Gestalt, Würde und Stand, ob Reich oder Arm, Freund oder Feind, wie Pilatus aus Furcht vor dem Judenvolke Christum gerichtet. Dem entgegen — auf eine strenge und allen Menschenrespekt ausschließende Rechtspflege der Alten läßt z. B. schließen die Gewohnheit, das Antlitz eines Richters beim Urteilsspruche mit einem Vorhange zu bedecken und dessen Bild, wie ohne Hände, so ohne Augen, darzustellen!

f. Das rechtswidrige, offene oder geheime Urteil. Urteilt ein Richter aus Nützlichkeits= oder Opportunitätsgründen, entgegen dem Spruch: „Eher vergehe Himmel und Erde, als das Urteil der Gerechtigkeit," wie es Kaiphas gethan, laut Wort: „Es ist gut, daß ein Mensch fürs Volk sterbe," — so schädigt das am meisten die Gerechtigkeit und verkehrt das Recht in Unrecht. — Wie viel gerechter waren die Alten in ihren Urteilssprüchen!

Doch genug! Christus hat keinen Pharisäer bekehrt, — wer anders könnte es dann vermögen?

Wären wir Juden, so könnten wir uns mit der pharisäischen Gerechtigkeit begnügen; da wir aber Christen sind, so suchet eueren Teil und Vorteil nicht bei den Juden und Pharisäern, noch auch bei den abgesagten Feinden Gottes, und handelt auch nie wider Christus, damit ihr nicht etwa beim göttlichen Gerichte den, den Christen bereits versprochenen Himmel verlieret!

III. „Totschlag" wird heutzutage fast für keine Sünde mehr gehalten, darum er auch so oft vorkommt. Und warum? Wegen seiner so geringen Strafe seitens des weltlichen Gerichtes, wegen der gesunkenen Religion und Sitte, der großen Lasterhaftigkeit, wie Trunk=

sucht, Zorn und anderen Lastern, die dazu verleiten, — und auch wegen der so geringen Furcht vor Gottes zeitlicher und ewiger Strafe.

Ein Bild des Totschlages ist Ismael, Sohn Agars, von dem der Engel vier Dinge prophezeite: Wildheit, Handanlegung an Alle, Krieg wider seine Brüder und Kampf Aller gegen ihn.

Wohl sind alle Sünden und Laster grausam, so z. B. die Andere mit Füßen tretende Hoffart, Ruhmsucht, Zorn, Geiz, Neid u. s. w., — aber viel grausamer ist der Totschlag, weil er alle ihre dem Nächsten zugefügten Übel vereinigt und übersteigt, beziehentlich erst ihr Höhepunkt und Endziel ist.

Ein Totschläger greift an alle Kreaturen, die Gott erschaffen hat, insofern ja der Mensch, den er tötet, eine Welt im Kleinen ist und zum Inhalte die große Welt hat, — desgleichen den Schutzengel dessen, den er erschlagen, — ferner des Entleibten Vater, Mutter und Befreundete, — und auch Gott, den Dreieinen, da er das Bild des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, zerreißt und mit Füßen tritt, somit dieselbe Strafe verdient, als wenn er Gott selbst in Person geschändet, — kurz, er begeht das Verbrechen der verletzten Majestät.

Darum lautet Gottes schon längst gefälltes Urteil: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden; denn der Mensch ist nach Gottes Ebenbild erschaffen!"

„Allen Brüdern gegenüber wird er seine Zelte aufschlagen!" Seine Brüder aber sind alle anderen Sünden und Laster.

Während andere Sünden und Laster nur die Bächlein, die Hausmauern und die Baumäste, d. i. des Nächsten Eigentum, Ehre u. s. w. vernichten, — da vernichtet der Totschlag die Quelle, das Fundament und die Wurzel, d. i. die Person und das Leben des Menschen selbst.

Andere Sünden schweigen still oder begehren nur eine gnädige Rache, der Totschlag aber schreit in den Himmel; denn Menschenblut ist ein heißes Blut, — und unschuldiger Weise vergossen, schreit es um Rache vor Gott und will des Thäters Blut kurzum wieder haben, wie bei Abels Erschlagung. „Alles gerechte Blut, das auf Erden vergossen ward, wird über euch kommen."

Niemandem ist's erlaubt, einen Menschen zu töten, — abgesehen von Krieg und Notwehr behufs Verteidigung des eigenen Lebens, — als allein der rechtmäßigen Obrigkeit, aber auch nicht nach Belieben und Gefallen, sondern nur nach einem regelrechten, prozessualischen Gerichtsverfahren, insoferne es wahr, nicht aber falsch, wie bei Christus, abgehalten wird, in welchem letzterem Falle dann obrigkeitliche

oder Justizmorde, d. i. Totschläge von Unschuldigen, als ebenso unerlaubte und himmelschreiende Sünden vorkommen.

Das zeigt Christi Antwort auf des Pilatus Frage: „Weißt Du nicht, daß ich Macht habe, Dich zu kreuzigen oder loszulassen?" „Nein," sagt Christus, der gerechte Richter, „du irrst gar weit. Du hättest keinerlei Macht über mich, wäre sie dir nicht von oben gegeben worden."

Wenn also eine Obrigkeit, der es nur allein erlaubt ist, auf eines Menschen Tod zu erkennen oder zu urteilen, einen Menschen tötet, — so geschieht's nur darum, weil er der ganzen Gemeinde schädlich ist, — und wenn sie es mit rechtem Grunde der Wahrheit befindet, so kann sie sprechen mit dem Spruche des Kaiphas: „Es ist besser, daß ein Mensch allein fürs Volk sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe."

Wollte man aber einwenden, daß an der unerlaubten Tötung eines schlechten Menschen nicht so viel gelegen sei, so wäre dies ein großer Irrtum. Ist nämlich die Tötung eines Unschuldigen auch eine überaus schwere Sünde, so stirbt doch nur der Leib, während die Seele zum Himmel geht. Wird aber ein Gottloser rechtlos getötet, so stirbt zwar auch der Leib, aber die Seele führt und schickt man zum Teufel und zur Verdammnis der Hölle, indem der Mensch in seinen Sünden stirbt, der Möglichkeit der Buße und Anwendung der kirchlichen Gnadenmittel, somit des Himmels, beraubt und ihm ein in Ewigkeit nicht zu ersetzender Schaden zugefügt wird, da wohl alles leibliche Unrecht an Hab und Gut, Ehre und Gesundheit, nie aber der ewige Tod der Seele, zu ersetzen ist. Daher ist die unerlaubte Tötung eines gottlosen Menschen eine viel unheilvollere Sünde und verdient nach Gottes Wort: „Wer immer Kain töten wird, soll siebenfach büßen" gleich Lamech, dem Mörder Kains, eine siebenfach größere Strafe, respektive siebenfach größere Höllenpein.

Wer sollte sich nicht vor solchem, besonders am Lebensende nagenden Gewissenswurme hüten?

Daß man aber **auf sehr verschiedene Weise** sehr leicht Totschläge oder Mordsünden begehen kann, wird leider oft wenig oder gar nicht erkannt.

Es giebt nicht bloß unmittelbare Morde, die man mit eigener Hand und in eigener Person, — entweder vorsätzlich und mit langer Überlegung („Mord" genannt), oder mit augenblicklich gekommener Absicht („Totschlag"), oder aus Fahrlässigkeit, — plötzlich oder lang-

sam, offen oder geheim, außer oder im regellosen und regelrechten Zweikampfe, — ausführt, wie z. B. mit Erhängen, Erschießen, Ersäufen, Erschlagen, Erstechen, Vergiften u. s. w. seines eigenen oder fremden Lebens. Dergleichen Menschen- und Selbstmorde waren Kains Totschlag des Abel, der des Judas, der sich erhängte, der des Saul, der sich erstochen, um nicht in der Philister Hände zu geraten, und der von der heidnischen Römerin Lucretia, die aus Schmerz über die ihr geraubte Jungfrauschaft sich selbst umgebracht, und ob dieser That wohl viel von den Römern als lobwürdig gerühmt, aber trotzdem eine Totschlägerin war (St. Aug.).

Es giebt aber auch mittelbare Morde, die, ob durch Andere ausgeführt, doch ebenso schwere Sünden sind, als hätte man sie selbst verübt, laut der alten Rechtsregel: „Was jemand durch einen Anderen thut, wird als von ihm selbst gethan angesehen!"

Dergleichen Totschlag und Mord **wird** aber **begangen:**

1) Mit falschem Richten bei Todesurteilen seitens der Obrigkeiten, d. i. wenn ein unschuldiger Mensch wider das Recht, doch unter dem Scheine rechtlicher Erkenntnis, vom Leben zum Tode verurteilt wird, daher Gott verbietet, den Gerechten und Unschuldigen zu töten (Deut. 23). Solche Mörder waren Christi Verurteiler, jene geistlichen und weltlichen Richter: Annas, Kaiphas und Pilatus, nebst der ganzen, das „Kreuzige" schreienden Volksmenge.

2) Mit Raten, Anstiften und Einwilligen in den Totschlag eines Menschen. So wird dem David der Totschlag des Urias und dem Könige Achab der des Nabot, zugeschrieben, trotzdem jenen getötet die Ammonitersoldaten, und den letzteren Jezabel, das Weib Achabs.

3) Mit Unterlassen der Todesschützung und Lebensrettung eines Menschen, trotzdem man schützen und retten konnte.

4) Mit Nichtspeisung der Hungrigen und Durstenden, oder mit Vorenthaltung des Brotes. Dies geschieht besonders auch mit der Nichtöffnung seiner Getreidespeicher zur Zeit der Hungersnot, indem man sein Getreide aus wucherischem Geldgeize nicht verkauft, sondern damit zur Erzielung höherer Preise auf noch größere Teurung wartet.

5) Mit Fraß und Völlerei. Damit praßt und trinkt man hinweg sich und Anderen, unter deren Verleitung und Nötigung zum Bescheidthun, unter dem Scheine der Freundschaft und nach Landesbrauch, die Lunge und Leber, so daß man entweder bald erstickt, tot

hinfällt, sich das Genick abstürzt oder im Wasser verlauft u. s. w., — oder langsam mit dadurch zugezogener Krankheit das Leben verkürzt, — oder als ein im Trunke gewordener Rabulist tötet oder getötet wird, wie Ammon einst von Absalon.

6) Mit Beraubung und Wegnahme des fremden, und mit Vergeudung des eigenen Besitzes und Gutes, das sich der Mensch im Schweiße und mit harter Arbeit errungen, und das zu seiner Nahrung des täglichen Brotes bestimmt und nötig ist. Derartige Todschläger sind, die ihrer Unterthanen Blut aussaugen, den armen Leuten im Kriege alles das Ihrige plündern und den Arbeitern den Liedlohn vorenthalten und abbrechen, „Wer das im Schweiße gewonnene Brot raubt, ist gleich dem, der seinen Nächsten tötet. Wer Blut vergießt und der, so seinen Taglöhner betrügt, ist ein Mörder".

7) Durch unverständige und nachlässige Krankenkur. Die nämlich ohne Erfahrung und Wissenschaft sich der Patienten annehmen, ohne etwas davon zu verstehen, sie verwahrlosen und verderben, werden dadurch Mörder. Daher der Alten Spruch: „Vor einem unerfahrenen Doktor und vor einem bösen Weibe erlöse uns, o Herr!" denn jener bekomme erst dann Erfahrung, wenn er den Friedhof mit den von ihm getöteten Leuten angefüllt!"

8) Mit absichtlich-boshafter oder fahrlässig-verschuldeter Umbringung von kleinen Kindern vor und nach ihrer Geburt. Dergleichen geschieht besonders von Frauen und deren Gehilfen, welche die Leibesfrucht durch eingenommene oder eingegebene Mittel oder durch Aderlaß verhindern, oder das lebende, aber noch ungeborene Kind umbringen, vor der Zeit von sich arbeiten oder verbergen, oder ihm mit Tanzen und Springen Schaden zufügen. Aber auch durch solche geschieht's, die schwangere Frauen schrecken, schlagen, stoßen oder sonst übel behandeln, so daß Totgeburten erfolgen, — oder die ihre Säuglinge mit ins Bett nehmen und im Schlafe erdrücken, oder die ungeschickt und fahrlässig ihren Dienst bei und nach der Geburt verrichten, so daß die Kinder verwahrlosen und sterben.

9) Wie viele andere Ursachen wären noch anzuführen, wie z. B. unvorsichtige Gesundheitsschädigung, — Unterlassung der öffentlichen und privaten Reinlichkeit, Gesundheitspflege, Anmeldung und Desinfizierung bei ansteckenden Krankheiten, — ferner Verfälschung und Verderbung der Nahrungsmittel, — Überanstrengung mit Arbeit u. dgl. m.! Und — wer zählt erst jene Totschläge, die zufolge der gegebenen Ärgernisse, der Entbehrung oder Versagung der jedem Men-

schen zum Leben nötigen Liebe in vorzeitigem Tode bewirkt werden? Ist's doch ein wahres Wort, „daß heutzutage mehr Menschen sterben aus Mangel an Liebe und an Ärgernis, denn eines natürlichen Todes, — mehr Menschen, so im Frieden vorzeitig sterben, als im Kriege zur Schlachtbank geführt werden!"

Und da wollte sich die heutige Zeit noch rühmen mit ihrer Kultur und ihren zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten, wie Tierschutzvereinen u. dgl. m.? Wahrlich, möchte sie zuvor Mitleid haben mit den Menschen und sich mit Menschenschutz befassen, — und möchte sie ihr Gewissen schärfen und einsehen, wie leicht man ein Menschenmörder werden kann und so oft auch, leider Gottes!, geworden ist! Und wenn alle dergleichen auch nicht als Menschenmörder vor dem bürgerlichen Gesetze und Rechte gelten, und sich auch nicht im Gewissen schuldig bekennen, — zweifelsohne stehen sie im göttlichen Gesetzbuche des Lebens als Mörder verzeichnet.

Dem Totschlage ist entgegen, und ihn verdammt alles: das natürliche Recht der Vernunft, das geschriebene Gesetz des Moses, das Gesetz Christi, das geistliche und weltliche Recht, das eigene Gewissen. Es jagt dem Totschläger eine Furcht ein vor allen Kreaturen, selbst vor dem Schatten an der Wand, und läßt ihm keine Ruhe, weder im Schlafe, noch im Wachen. Kaiser Constanz brachte um seinen Bruder Theodosius und er sah oft den Toten bei der Nacht mit einem Kelch voll Blut in der Hand, indem er zu ihm sprach: „Da hast du mein Blut, das du vergossen hast! Trinke dir ein Genügen! Du wirst den Kelch der göttlichen Rache auch trinken ewiglich!" Kaiser Theodorich ließ den Boëthius und Simmachus hinrichten und, — als nach geschehener That bei der Tafel ein großer Fischkopf aufgetragen ward, kam dem Theodorich dieser Kopf vor, als wäre es der Kopf des enthaupteten Simmachus, und sein Schrecken war so groß, daß er darob erkrankte und in kurzer Zeit seine Seele dem Teufel aufgab.

Solch' gottloses und abscheuliches Laster ist also der Mord oder Totschlag. Wie sehr verdient er den Namen „teuflisch". „Durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen und die ihm angehören, ahmen ihm nach". Des Teufels Mißgeburt ist der Tod, und diejenigen sind seine Hebammen und Gevattersleute, die es mit ihm halten. Ja, von jedem mörderischen Bluthunde ist das zu sagen, was Christus vom mörderischen Verräter gesagt: „Deine Seele sei fur Jenes Seele!", d. i. du hast deinem Nächsten das

Leben genommen und seine arme Seele zur Verdammnis gebracht, darum mußt auch du Leib und Seele wieder dafür hergeben!

Mögen daher alle, die ihre Hände mit Menschenblut besudelt haben, Gott als strengen Richter fürchten! Und wer da vermeint, es möchte das vergossene Blut wider ihn Rache begehren, — der benütze die Zeit dieser Welt, um solcher Rache durch die Buße der Beicht und Genugthuung den Mund zu verstopfen und das Angesicht des erzürnten Richters sich zu versöhnen, — was diesem und uns allen verleihe, der sein kostbares Blut für uns vergossen hat!

IV. Christus macht auch dem unvernünftigen und unbilligen Zorne, diesem allgemeinsten und verbreitetsten Laster, ob deren wir uns am öftesten anklagen, aber am wenigsten bessern, — den Prozeß und zieht ihn vor drei verschiedene Richterstühle, um ihm von jedem seine wohlverdiente Strafe zudiktieren zu lassen. Daraus erhellt, daß er hervorgeht aus dreierlei Ursachen und sich abstuft in drei Graden, nämlich aus und nach dem Herzen, Worte und Werke. Es ist dies die innerliche, jähzornige, ungeduldige und rachsüchtige Gesinnung, ferner das bissige, fluchende nnd gottlästernde Wort — und das unsinnige, grausame, tolle, rasende und wütende Werk.

Als einst das Volk über die wütenden Reden eines zornigen Landsknechtes sich ärgerte, entgegnete Demokrates: „Wozu sich wundern über dessen Worte? Eine ähnliche Kloake giebt keinen anderen Geruch von sich!"

Als ein gewisser Thesyphon beim olympischen Spiel auf seinen Esel, weil er mit dem Fuße nach ihm beim Besteigen geschlagen, nun mit seinen eigenen Füßen von hinten losgetreten und das ganze Volk lachte, — da fragte Sokrates: „Wer von beiden scheint euch ein größerer Esel zu sein?"

„Die Wut des Gemütes verhindert, daß man ein Mensch sei, der seiner Vernunft mächtig ist" — „Die Zornigen wüten wie die Hunde, stürmen los wie die Pferde, stechen wie die Wespen und beißen wie die Schlangen". „Durch Zorn geht der Mensch mit Leib und Seele, zeitlich und ewig zu Grunde, und nichts ist schlimmer, als er, zumal er des Lebens beraubt."

Die heilige Schrift aber sagt: „Der Zorn ruht im Schoß des Narren". Und Christus selbst: „Der Zornige ist des Gerichtes, des Rates und des höllischen Feuers schuldig." — Und die Kirche

betet: „Von den Nachstellungen des Teufels, und von Zorn, Haß und bösem Willen, befreie uns, o Herr!"

Hüten wir uns vor dem bösen Zorne. Weisen wir gewöhnliche Beleidigungen mit dem Worte des geohrfeigten Chrystophorus zurück: „Wäre ich kein Christ, so würde ich dich zu Boden schlagen!" Legen wir dem böszornigen Herzen ein dreifaches Zügelgebiß an: den Gedanken seiner Häßlichkeit und Narrheit, — den Gedanken seiner leiblichen und geistigen Schädlichkeit für uns und andere, — und den Gedanken des von Gott angedrohten schweren Gerichts! Bedenken wir zumal: die Schande, andere regieren zu wollen und sich selbst nicht beherrschen zu können; die Unklugheit, auf Untergebene zu zürnen, da es die Sache nur schlimmer macht; die Thorheit, als Untergebene zu zürnen gegen seine Vorgesetzten, da es doch nichts nützt, sondern nur schadet; die Narrheit, auf das vernunftlose Vieh zu zürnen, da man sich ihm gleichmacht; die Vermessenheit, auf Gott, beziehentlich die Elemente, wie Witterung, Krankheit u. dgl. m. zu zürnen, da man doch nichts ausrichtet, sondern sich nur das Gegenteil in der Strafe zuzieht; und die Unnatur, wie das Unchristliche, gegen Gleichgeordnete und gegen seine Bluts- und Geistesverwandten zu zürnen, wie z. B. in der Ehe und Familie; denn seitens des Mannes ist's der Beweis seiner Schwachheit, — und seitens der Frau, welcher die Galle wegen größerer Feuchtigkeit öfterer überläuft, ist's Pflichtverletzung, dieweil sie keinen dreifachen Kappzaum im Bedenken der Schande, Gesundheit und Seele, sich angelegt.

Im bösen Zorne ward der Kaiser Valentinian ein Selbstmörder; denn er hatte darin kalt getrunken, und so sprang ihm ein Blutgefäß, der Blutkasten und er starb am Blutsturz; — ließ Attila sein Bett verbrennen und die Asche in den Fluß werfen, weil er eines Nachts schlecht geschlafen; — ließ Xerxes das Meer geißeln, weil dessen Ungestüm das Übersetzen seines Heeres verhinderte; — ließ Cäsar den Himmel mit Pfeilen beschießen, weil dessen Regen seinen Marsch verhinderte, indem er rief: „Jupiter, entweder sei günstig, oder gehe zu Grunde!" ließ Julian, tödlich getroffen in der Schlacht, eine Hand voll Blutes aus seiner Wunde zum Himmel spritzen mit dem Lästerfluche: „Du hast gesiegt, Galiläer, sättige dich!" — ließ der böhmische König Wenzel seinen Koch am Spieße braten, weil er ihm einen Kapaun schlecht gebraten; — stieß Kaiser Constantin seinem Kanzlisten das Messer in den Leib, weil er ihm eine Schreibfeder schlecht geschnitten, und ließ der türkische Kaiser Bajazeth

seinem Edelknaben den Leib aufschneiden, um den Apfel zu suchen, den er ihm gestohlen hatte. O, welch grausame Bestie ist der böse Zorn! Meiden wir ihn!

Vor allem sollen wir ohne bösen Zorn beim Gottesdienste und Altare erscheinen; das Gift der Feindschaft, Haß und Unversöhnlichkeit &c. von uns legen und ausspeien, so wir gegen den Nächsten etwas haben, — hingegen aber zu ihm gehen und uns versöhnen, so er gegen uns etwas hat. —

Wollen wir aber durchaus zürnen, — so zürnen wir gegen und über den versuchenden Teufel, die verführende Welt, das verlockende Fleisch — und über die bösen Gemütsneigungen und begangenen Sünden und Laster! — Und haben wir diesen Zorn in der Zeit, wird Gott nicht zürnen über uns in der Ewigkeit.

## Am sechsten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Als viel Volk bei Jesus war (Mark. 8, 1—9).

---

Zwei wunderbare, aber in sich verschiedene Vermehrungen des Brotes und der Fische zur Speisung und Sättigung des hungernden Volkes berichten uns die Evangelisten vom Gottmenschen, — und läßt uns jährlich die Kirche vorlesen; die ältere am vierten Fastensonntage, und die jüngere am heutigen Sonntage.

Jenes Wunder geschah in einem Wüstenorte mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen, an fünftausend Mann, Frauen und Kinder ungerechnet, und bei zwölf Körben voller Brotreste. Das heutige Wunder aber ward gewirkt auf einem in der Wüste liegenden Berge, mit sieben, jedenfalls Weizenbroten, und einigen Fischen, an viertausend Menschen, bei noch sieben Körben übriggebliebenen Brotstücken.

Diese zwei Speisewunder versinnbilden oder stellen dar (nach den Kirchenvätern) die zwei von Gott den Menschen zur Seelennahrung gegebenen Gesetze.

Die erste Speisung der Fünftausend in der Wüste mit fünf Gerstenbroten stellt nicht undeutlich dar die Öde, Unvollkommenheit und Unfruchtbarkeit des alten Gesetzes und der darunter lebenden Menschen, welche nur, — nach ihren fünf Sinnen, — fleischlicher Gesinnung waren und nichts fassen und glauben wollten, noch konnten, als was sie mit Augen sahen und mit Händen ergriffen, und darum auch nur mit fünf Gerstenbroten oder den fünf Büchern Moses und ihrem ziemlich kargen und harten Inhalt sich begnügen mußten.

Die heutige Speisung der Viertausend auf dem Berge aber, mit sieben Weizenbroten, ist nicht unähnlich dem neuen Gesetze, in Anbe-

tracht seiner, an Höhe, Würde und Vollkommenheit, einem Berge gleichenden Gnade (St. Chrysost.), — ferner in Rücksicht auf seine vollkommene Vierzahl oder die vier Evangelien, auf denen, wie auf einem viereckigen Winkelstein das Gebäude des wahren Glaubens und der christlichen Vollkommenheit aufs dauerhafteste errichtet ist, — und nicht minder in Betracht seiner sieben Weizenbrote, die viel edler und wohlschmeckender, als Gerstenbrote sind, und durch welche die Kirche Christi genährt wird, mögen wir nun darunter mit den Vätern verstehen entweder die sieben Gaben des heiligen Geistes, oder noch begründeter die sieben heiligen Sakramente.

I. Die heutige Brotvermehrung, die uns die Kirche jetzt gerade, in der für die Ernte, für dies göttliche brotvermehrende Naturwunder, so entscheidungsvollen Zeit zur Trostes-Hilfe vorlesen läßt, — weist uns hin auf Gottes unerschöpfliche Speisekammer, in welcher um so mehr bleibt, je mehr daraus genommen und ausgeteilt wird.

Warum ist nun Gottes Speisekammer unerschöpflich? Weil sie mit Wurzeln versehen ist, aus denen er, statt der alten, stets neue Vorräte hervorwachsen läßt. Und wo hat Gott seine Speisekammer? Die heilige Schrift nennt uns als solche die Hand des Herrn. „Er nahm das Brot in seine Hände!" d. i. in seinen Händen und in der Kraft seines Segens geschieht die Vermehrung, — in seinen Händen wachsen die Gaben, indem er sie berührt, bricht und spendet. Er ist der Verwalter des himmlischen Hausvaters. Kein Acker, kein Magazin, keine Mühle und kein Backofen, kann so schnell, auf einmal und so viel Brot liefern, als Christus heute gethan.

1) „Mich erbarmet das Volk," sagt Jesus zu seinen Jüngern; „denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie ungespeiset nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verschmachten; denn einige aus ihnen sind weit hergekommen." Siehe da die große Bekümmernis unseres Erlösers! Er ruft die Jünger gleichsam zum Rat zusammen.

„Schon drei Tage harren sie bei mir aus;" das ist die erste Ursache seines Erbarmens, mögen wir nun diese drei Tage buchstäblich oder sittlich verstehen. Wenn nämlich auch Gott die Ursache, den Menschen Gutes zu thun, nur in sich selbst findet, so ist's doch gewiß und sicher, daß nichtsdestoweniger sich Gott noch besondere Ursachen zur mitleidsvollen Gnade gegen uns darbieten, und so auch in der Dreizahl rücksichtlich ihrer heiligen Bedeutung ein geheimnisvoller und segensreicher Hinweis enthalten ist.

Gott erhört jenes dreitägige, auf seine Erfüllung wartende Gebet, so es ausharrt den Tag der Demut, mit welcher man seine Unwürdigkeit erkennt, von Gott erhört zu werden, — ferner den Tag der Geduld, mit welcher man wartet bis da, wo es Gott und nicht uns gefällt, zu erhören, — und den Tag der Gottergebung in seinen Willen, der unfehlbar, ja Besseres giebt, als er gebeten worden.

Drei Tage auch giebt's, welche die meiste Gefahr in sich bergen, uns von Gott abwendig zu machen, nämlich den „Sonntag", an dem uns die Sonne des Glückes leuchtet, — ferner den „Montag", an welchem sich unser Glück, wie der unbeständige Mond ins Gegenteil, zu Kreuz und Trübsal, verkehrt, — und den „Sonnabend", oder den Abend unseres Lebens, wenn es mit uns zu Ende geht.

„Denn einige von ihnen sind weit hergekommen," das ist der zweite Grund des Erbarmens Christi.

Merket es wohl! Siehe, der Herr ist am meisten bekümmert um die, welche von fern gekommen, wenig oder nichts aber fürchtet er für jene, welche nahe wohnten. Und wer sind „die von fern Gekommenen?" Haymon, Bischof von Halberstadt, sagt: „Das sind die, welche in der Kirche Gottes ihre Buße stets auf morgen verschieben und sich spät zum Herrn bekehren, während die in der Kirche Gottes von der Wiege ihrer Kindheit an sich dem Dienste Gottes Widmenden „die von nahe Kommenden" heißen. Weil viel nun betreffs jener zu fürchten ist, daß sie erliegen auf dem Wege zur Heimat der Ewigkeit, darum sind sie ohne Unterlaß mit dem Worte der Wahrheit zu speisen."

2) Da antworteten ihm seine Jünger: „Woher wird jemand hier in der Wüste Brot bekommen können, um sie zu sättigen?" — In der Wüste der Natur ist kein Brot zu finden, aber auch keines zu erhalten in der Wüste der sittlichen Bedeutung.

Ist nun auch die christliche Armut ein Schatz des zeitlichen und ewigen Heiles, des besonderen Gottesschutzes, so entbehren doch gewiß die Armen ohne Christus des zeitlichen und ewigen Heils, und sind besonders die Ärmsten, die, welche aus der Hand in den Mund leben und sagen, sie müßten nur dem kleinen Brote nachgehen und nagten an dem Hungertuche, mögen sie nun öffentlich sich zeigen, oder, wie's noch häufiger vorkommt, sich ihrer Armut schämen, oder als Unzufriedene und Ungenügsame ärmer zu sein glauben, als sie sind.

Hauptursachen solcher Armut sind, laut Erfahrung, besonders folgende sieben:

Der karge und filzige Geiz so vieler Reichen, die allen Über=

fluß wohl für sich, ihren Luxus und ihre Tiere, verschwenden, aber für die notleidende Menschheit nichts oder wenig verwenden.

Der über den Stand hinausgehende Luxus so vieler Volksschichten selbst, die oft das ganze Vermögen an ihren Balg allein hängen und keinen Pfennig im Beutel und keinen Bissen im Hause haben, wohl aber in Schulden bis über die Ohren stecken.

Die oft himmelschreiende Ungerechtigkeit so zahlreicher Vorgesetzten, welche die Untergebenen an den Bettelstab bringen und zwingen mit Schinden und Schaben, Pressen und Drücken, Saugen und Melken per fas und nefas, so lange ein Heller in der Haut und ein Pfennig unter den Nägeln verborgen steckt.

Die Leichtsinnigkeit, Bosheit, Faulheit und Trägheit so vieler armen Leute, die selbst, trotzdem sie von Gott mit gesunden Gliedern und Leibeskräften versehen, diese lieber als Tagediebe zum Müßiggang, Bettel, Diebstahl oder zu anderen Lastern, ausstrecken und mißbrauchen.

Das große Mißtrauen gegen Gott, seine Vorsehung und Allmacht, das die Menschen in jeder Not sofort verleitet, zu verzagen, zu verzweifeln, und Gott und alles Gute, Gebet, Andacht, Glauben und Vertrauen, zu verlassen, so daß sie auch zur gerechten Strafe dafür von Gott in Not und Mangel gelassen werden.

Die liederliche Wirtschaft und Haushaltung so vieler Volksschichten, oben und unten, — wenn sie nämlich durch ihre Nachlässigkeit, Saumseligkeit und Unmäßigkeit, mehr verwirtschaften, als gewinnen, — mehr ausgeben, als einnehmen, und was sie heute mit Fleiß in der Werkstatt erringen, morgen wieder durchs Gegenteil beim Trunk- und Spieltisch zerrinnen lassen.

Überdies und Summa Summarum, wenn solche Menschheit sich auch wenig durch Religiösität und Kirchlichkeit um den Segen Gottes bewirbt, ja ihn noch durchs Gegenteil verscherzt, — was ist's Wunder, daß alles den Krebsgang geht und die Armut riesenhafte Ausdehnung annehmen muß?!

3) „Und er fragte sie: Wie viel Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben." Unter den sieben Broten verstehen manche nach den verschiedenen Tischgenossen Gottes auf dieser Welt:

Das Kinderbrot. Es ist eine Ausnahme von der Regel: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; doch Gott sorgt um der Kinder, seiner Lieblinge willen, auch für der Eltern Brot.

Das Arbeiterbrot. Es ist ein schweres, im Schweiße des Angesichtes zufolge der Sündenstrafe, aber auch durch Buße ein Ehrenbrot.

Das Thränenbrot. Jeder, auch der Reichste bei voller Tafel kann dies auch im Zuckerbrot verkosten; denn es ist das bittere Brot der Verkennung, des Undankes und Kummers. Wie viele essen es, wenn sie mit Thränen säen und Andere mit Freuden ernten!

Das Gnadenbrot. Es ist das Brot der alten Dienstboten und Arbeiter, die ihre Kräfte abgearbeitet, aufgerieben und geopfert und so arbeitsunfähig geworden. Wer könnte solche Veteranen und Invaliden wohl wie eine ausgequetschte Frucht wegwerfen?

Das Auszügerbrot. Es ist das Brot der alten Eltern, die abgewirtschaftet und ihren Herd den Kindern abgetreten mit dem Beding festgestellten Ausgedinges, — ein selbstverständliches Brot auch ohne gerichtliche Festsetzung, weil die Eltern für ihre Kinder gearbeitet, gedarbt und gespart, und für sich nichts zurückgelegt, als die Hoffnung, im Alter eine Stütze an ihnen zu haben. Allein, wie oft wird dieser karge Brotbissen dem zahnlosen Munde entweder gar nicht oder schlecht und mit Murren als Kummerbrot gegeben, — und wohl traurig stünde es mit den alten Eltern, wenn sie nicht auf Gott vertrauten und von ihm wie Israel in der Wüste gespeist würden!

Das Beamtenbrot. Wohl ist's ein auskömmliches Brot, das aber auch mitunter sauer werden kann, wenn es heißt: „Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe." Glücklich dann, wer eingedenk dessen, daß der Mensch nicht bloß vom Brote, sondern auch von jedem Worte Gottes lebt, lieber sein Amt, als Gewissen aufgiebt; denn der Herr läßt ihn nicht verderben, giebt ihm das Verlorene reichlichst wieder, und um seinetwillen um so eher auch für Andere.

Das Priesterbrot. Als Christi Diener brechen sie das Geistesbrot, die Welt aber verschreit sie als Müßiggänger, hängt ihnen den Brotkorb höher, ja läßt so viele das Brot der Verbannung, Gefangenschaft oder des Bettels, verkosten. Doch nein, sie essen dann das Brot der Armen und der Liebe des Volkes, verhungern also nicht, und ihr Brotkorb wird ebensowenig leer, wie bei der Witwe zu Sarepta. Was wollte der wunderthätige Jesus damit? Der zaghaften Menschheit zum Troste den klarsten Beweis der Vorsehung geben und daß er nimmer die Seinen trotz aller Mißgunst und Anfeindung umkommen läßt.

4) „Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brote, dankte, brach sie und

gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten, und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischlein und er segnete auch diese und ließ sie vorlegen. Und sie aßen und wurden satt. Es waren aber deren, die gegessen hatten, bei Viertausend."

Hiermit lehrte der Herr die große, christliche Brotkunst, zur Schaffung, Mehrung und Vergrößerung des Brotes, kraft deren sich jedes sein tägliches Brot zur hinreichenden Sättigung seiner und der Seinen ehrlich zu vergrößern und zu vermehren vermag, und sein Leben lang genug des Brotes haben kann, so man sie in ihren sechs Regeln gelernt und anwendet. — Diese Kunst besteht nämlich:

In der Arbeit der Hände, d. i. „lege Hand an" wie Christus angedeutet, als er das Brot in seine Hände nahm. Im Gottvertrauen, was Christus angedeutet mit seinen zum Himmel erhobenen Augen. Im Gottesdank, wie Christus durch seinen Brotessegen dargethan, und — wie Job erfahren hat. (Wie thöricht sind, die mehr auf ihre eigene Mühe und Geschicklichkeit bauen, als auf Gottes Segen, und darum früh und spät, wie Wochen-, so auch Sonn- und Feiertags arbeiten in der Hoffnung größeren Gewinnes, darum wohl auch Kirche und Gottesdienst an den Nagel hängen, um nur ja nichts (wie sie sagen) von ihrer Wirtschaft zu versäumen, an der ihr Stücklein Brot hanget!) In der Mäßigkeit, was Christus angedeutet mit dem Brechen der Brote in Stücklein. In der Freigebigkeit, nach Christi Beispiel, der alle Brote und Fische austeilen ließ ohne Sorge und Bedenken des eigenen Mangels und der Seinen, der auch nicht eingetreten.

„Und von den Stücklein, die übrig geblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf." Auch wir haben — laut gemessenem Befehl des Herrn: „Sammelt die übrig gebliebenen Stücklein!", nach aller geistigen Sättigung dieser Wundergeschichte, die noch übrig gebliebenen Lehren zu beachten, und nicht zu übersehen, sondern wohl zu unser Gedächtnis zu sammeln. Und worin sind sie gekennzeichnet?

In den Lehrstücken, welche in Geist und Herzen zurückbleiben. In den geistigen Nachwirkungen jedes Gottesdienstes. In der eucharistischen Vorbildlichkeit dieses Wunders. In der rechten Seelensättigung und -Speisung, die Christus als unbedingt nötige, nicht etwa zu gleicher Zeit mit der des Leibes, sondern sogar vor der leiblichen Speisung, vorgenommen hat. In der gottvertrauenden Annahme aller Not- und Drangfragen auf Grund der Überzeugung, daß „der Herr wird vorsehen!" In der stückweisen Erden-Sät-

tigung gegenüber der himmlischen, die er verheißen und vorbehalten hat, zumal diese Glücksstücklein kraft des göttlichen Segens zu unserer Sättigung mehr als hinreichend genügen. In der Aufklaubung aller Glücksbrocken von der Erde, sowohl vom Hab und Gut, als auch von der noch viel wertvolleren, unschätzbaren und unersetzlichen Lebenszeit.

„Und er entließ sie!" Das gesättigte Volk gab das schöne Beispiel der Erkenntlichkeit, nicht eher fortzugehen, als bis es von seinem Wohlthäter entlassen worden. Wie möchten dies besonders jene beherzigen, die nach genossenem Guten sofort ihrem Gutthäter den Rücken kehren, und zumal nach erhaltener Geistessättigung schon vor dem Ite missa est des Gottesdienstes, und bevor der Geistliche noch den Altar verlassen, und was noch betrübender ist, gleich nach dem Kommunionempfange, ohne Danksagung von dannen gehen!

Verwerten wir diese wunderbare Speisung für unser Leben, so wird dies Wunder uns an Leib und Seele sättigen für alle Lebenstage.

II. Das beim Herrn versammelte **Volk** zeigt oder lehrt:

Die stets zu beklagende Abwesenheit der Vornehmen, Reichen und Gelehrten; denn es war armes Volk und hatte nichts zu essen.

Das feste Glauben und Vertrauen auf Christus in der Not, so wir ihn nur haben.

Alle Existenzsorge, unter Befleißigung der Gerechtigkeit, auf Gott zu werfen. Alles Sorgen und Kümmern ist ja vergeblich. „Rost frißt Eisen, Sorge aber die Menschen." „Wer vor der Zeit nicht will ins Grab, legt gewiß alsbald die Sorgen ab!" — Soll die Sorge uns aber nicht begraben, welches Befreiungsmittel ist anzuwenden? Der Teutone vertreibt sie sich mit Trinken, der Franke mit Singen, der Spanier mit Promenieren und der Welsche gleich den Toten mit Schlafen, — der Christ aber mit dem Gottvertrauen, „er spart das Sorgen auf den Morgen, wenn auch leer ist der Seckel und die Vorratskammer, und spricht mit dem Patriarchen: „Der Herr wird Vorsehung thun." „Ich war jung und bin alt geworden, und sah doch niemals den Gerechten verlassen, noch seinen Samen nach Brote betteln gehen."

Die Genügsamkeit, Zufriedenheit und Einschränkung auf die Befriedigung der nötigsten Lebensbedürfnisse, sowie besonders die Vermeidung der Trunkenheit, da ja von Getränk bei dieser Mahlzeit keine Rede war, und schon längst nicht von einer Verwandlung des nahen Seewassers in Wein.

Welche heilsame Lehre liegt darin besonders für Solche, die auf

das Trinken, zumal von berauschenden Getränken, viel mehr halten, als auf das Essen! Das Sichberauschen galt stets den alten heidnischen und christlichen Völkern als Greuel, Schande und Vertierung, so den Römern, die keinem als Trinker Verrufenen ein öffentliches Amt anvertrauten, — den Spaniern, die keinen als vollgiltigen Zeugen ansahen, den sie nur einmal vollgetrunken gesehen, — den Italienern, bei denen ein Bezechter auf öffentlicher Straße nie vor Stein- und Kotwürfen sicher gewesen, — bei den Spartanern, die, um ihren Kindern dies Laster zu verleiden, ihnen einen trunkenen Sklaven vorzustellen pflegten, — und den Türken, unter denen ein Volltrinker der Strafe von hundert Peitschenhieben und der Schande anheimfiel, daß man ihm keck ins Angesicht speien durfte. Und darum waren auch die alten heidnischen Deutschen bei den anderen Nationen nicht gut angeschrieben und galten ihnen als Witz-, Scham-, Geschick-, Rand- und Bandlos, so daß unter anderem Julius Cäsar aus ihnen keine Soldaten wünschte, „weil die Trunkenheit solche waffenlos mache," und, so auch der Römer Cato keinem Deutschen eine Gesandtschaft anvertraute, „weil die Trunkenheit keine Geheimnisse, noch eine Verschwiegenheit, bewahre." Möchten wir daher als christliche Deutsche unsere religiöse und nationale Ehre durch Vermeidung alles Volltrinkens aufrecht erhalten!

Die Liebe zur Ordnung; denn die vielen Tausende ließen sich nieder zur Erde und ermöglichten so eine gerechte Verteilung, bei der jedes seinen Anteil erhielt, indem keineswegs die Stärkeren die Schwächeren zurückdrängten, noch diesen ihren Teil wegnahmen.

III. Der Herr aber zeigt und lehrt uns in seinem Verhalten:

Die sich erbarmende Liebe: „Mich erbarmet das Volk!", mit welcher er auch unsere geringste gute Handlung der Pflicht, und selbst auch nur von Einigen zu Gunsten Aller, als Verdienst ansieht und belohnt, und zwar in der allerzartesten Weise, indem er unseren geringen Vorrat segnet und sich selbst so zum Werkzeuge unserer Hand erniedrigt.

Das Almosengeben. „Von Kindheit an wuchs das Mitleid (das Erbarmen) mit mir auf, und von meiner Mutter Leib ist es mit mir ausgegangen: Auge war ich den Blinden, Fuß den Lahmen und Vater den Armen." Christus lehrt auch, daß es besonders die erste Pflicht einer christlichen Obrigkeit ist, die Nahrung den Untergebenen zu besorgen, und daß niemand verdient, weder auf Erden, noch im Himmel, mit Gott Vater zu regieren, der nicht die ausspendende Barmherzigkeit gezeigt.

Das — von der höheren Freigebigkeit oder Munifizenz zu unterscheidende Almosengeben, oder mitleidige Spenden von Gaben an Notdürftige, ist das leichteste Handwerk, da es auch der Ärmste, selbst mit einem Trunke Wassers, verrichten kann, — ferner das ehrenvollste, „weil es ein Werk Gottes" ist (Plinius), — aber auch das einträglichste und gewinnreichste für Zeit und Ewigkeit. „Gieb etwas und du empfängst hungertfaches; gieb zeitlichen Besitz und du empfängst das ewige Erbe; gieb die Erde und du erhältst den Himmel!" So können denn auch wir, keines ausgenommen, durch's Almosen, wie Christus, ja in noch größerem Mirakel, wenn auch nicht so auffällig, plötzlich und schnell, das Brot unter unseren Händen derart vermehren, daß von sieben Broten nicht bloß sieben Körbe, sondern ganze Speicher und Speisegewölbe, Kisten und Kästen voll, übrig bleiben. Daß hingegen das Nichtalmosengeben statt reicher, vielmehr ärmer macht und ein Gericht ohne Erbarmen nach sich zieht, — geschieht nach gerechtem Urteil Gottes, weil der Almosenverweigerer nicht bloß gegen die Natur selbst der Tiere, wie gegen den die Liebe gebietenden Christenglauben handelt, sondern auch gegen die Gerechtigkeit, insoferne vom Anfange der Welt alle Güter gemeinsam waren, erst in der Folge durch göttliche Anordnung zur Verteilung kamen und den Erlaß des Diebstahlverbotes, wie des Almosengebotes, veranlaßten, so daß das Almosen nur als pflichtmäßige Wiedergabe einer alten Schuld behufs der Ausgleichung erscheint.

Die göttliche Danksagung und zwar mit Worten, indem er dem nach der Gerechtigkeit hungernden Volke das Brot seiner Himmelslehre brach, — und auch mit Werken seines Beispiels, indem er die sieben Brote in die Hand nahm und seinem himmlischen Vater dankte. Nötig ist dieser Dank beim Empfange und Genuß der Wohlthaten Gottes, um seinen väterlichen Segen für Zeit und Ewigkeit zu erhalten; denn hat auch Gott alle Speisen gesegnet, so will er dennoch, daß wir sie mit dem Segen des Gebetes wiederum segnen und mit einem „Gott sei Dank!" genießen (Tim. 1, 7), um nicht den Tieren zu gleichen. Unzählig sind Gottes Gutthaten, die er uns in natürlichen und übernatürlichen Gaben für Leib und Seele jeden Augenblick erweist, und doch können wir keinen anderen Ersatz geben, als nur allein in deren Erkennen, stetem Gedenken, und im Gottloben mit einem „Deo gratias". Wie scharf verurteilt Jesaias das ob seines Undankes so oft bestrafte Israel, d. h. daß es noch schlimmer sei,

wie ein Ochs und wie ein junger Maulesel, der seine Mutter, wenn er sich an ihrer Milch satt gesogen, den Rücken kehrt und sie zum Danke in die Wampe schlägt! Laut Isaak ist des Dankbaren Geruch der eines vollen Ackers und Getreidefeldes, das viel mehr giebt, als es erhalten hat.

Die Sparsamkeit, welche darin besteht, zu seinem und anderer Nutzen auch das Geringe und Kleine von Hab und Gut aufzubewahren, ob der Überzeugung, daß kleine Dinge große, ja die wichtigsten Wirkungen haben, — eine wahrhaft christliche und göttliche Tugend, die wir auch im sparsamen Haushalte der Natur wahrnehmen. Ihr Einfluß ist überaus heilsam fürs einzelne und allgemeine Menschenleben, weil die Sparsamkeit den Wohlstand, und ihr Mangel die Armut zur Folge hat, darum sie auch den Menschen verantwortlich macht vor Gott, der Mit- und Nachwelt. Und von ihrer Pflicht entbindet auch keine Entschuldigung, wie z. B. „Warum sparen, wenn die Erben das Ersparte undankbar vergeuden?", oder „warum Andere dadurch zum Glauben verleiten, man befände sich in schlechten Umständen?", oder „das Sparen würde doch wenig helfen", oder „Gott werde einen schon erhalten" u. dgl. m. — Nein, auf dem Sparen oder Nichtsparen beruht das Endurteil der Beseligung oder Verwerfung, laut Gottes Wort von der Treue im Kleinen.

Das vom Herrn und Volke gegebene Beispiel zeigen uns aufs treffendste für die bevorstehende Ernte, namentlich auch Booz und Ruth. Welch liebevoller Almosengeber war Booz! Er grüßt freundlich die auf seinem Acker zum Ährenlesen gekommene Ruth, fragt sie nach ihrem Namen, erlaubt ihr nicht bloß das Lesen, sondern auch das Essen und Trinken mit seinen Schnittern, und sagt diesen heimlich, absichtlich von ihren Garben manches auf die Seite zu werfen und sie auch nicht zu hindern, wenn sie mit ihnen sich sollte Ähren abschneiden, damit sie „ohne Schamröte" sammle. Solche Almosenweise betonte schon der Heide Seneca: „Ohne jede Auswahl verschleudern wir mehr die Gutthaten, als wir sie geben!" „Bisweilen ist auch der selbst, welcher unterstützt wird, zu täuschen, damit er erhalte, aber nicht wisse, von wem er's empfangen hat." „Und — da dem ehrlichen Menschen beim „Bitten müssen" das Gesicht zusammenläuft und mit Schamröte übergossen wird, so vervielfacht der seine Gabe, der solche Qual erläßt." „Ich will lieber, daß ich den Geber als freundlich Sprechenden erfand, als wenn seine Gabe vervielfacht zu mir auf anderem Wege gekommen, d. i. von denen,

welche die Wohlthaten mit rauher Sprache und Miene zum Hasse führen." „Kein Zweifel ist's, daß freudig thut, wer's bereitwillig thut." „Wenn du aber unterlässest das Urteil in Erkundigung der Notverhältnisse, so würde es aufhören, eine Wohlthat zu sein." Booz verbot seinen Schnittern, die Ruth rauh anzufahren und erfreute sich hoch dieser seiner That im Herzen. Das war eine echt-christliche und verständige Freigebigkeit, d. i. unter weiser Beachtung aller Umstände, über das Begehrte hinaus, mit Freundlichkeit, und ohne Wissen, ja mit Täuschung des Empfängers zur Ersparung der Scham und zur Verdoppelung der Gabe. Darum fiel sie auch auf fruchtbaren Acker und brachte dem Booz reiche Früchte im Segen Gottes und der Menschen. Ruth aber, die Almosenempfängerin, war fern von aller Frechheit, Verstellung, Faulheit, Undankbarkeit und Gottlosigkeit, — besaß die schöne Tugend der Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Emsigkeit, Erkenntlichkeit, Gottseligkeit, — und bei und trotz der Glückserhöhung die Demut, so daß sie auch persönlich den Lohn ihres Gutthäters vervielfachte, und sich dessen nicht bloß wert erzeigte.

IV. Ist rühmlich und christlich die Sorge fürs Volk, besonders das hilfsbedürftige, — wie noch viel rühmlicher ist die Unterstützung des ganz armen Volksteiles, der alles und jedes Besitzes entbehrt, und auf die unmittelbare Unterhaltungshilfe, sowohl auf die gesetzliche der schon von Natur und Vernunft zum Unterhalte der Ihrigen verpflichteten Obrigkeit, wie auf die freiwillige der dazu durch Humanität und Religion verbundenen Mitwelt angewiesen ist!

Schon das alte Heidentum hatte in Griechenland und Rom seine gesetzliche und freiwillige Armenpflege, nicht bloß für seine eigenen Sklaven im Dienstinteresse, sondern auch für die freien Armen im staatsbürgerlichen und im Interesse der Regenten und Großen behufs Erlangung des Ansehens und Anhanges beim Volke, indem sie es bezahlten für den Besuch der Theater und Volksversammlungen, es unterstützten in Stiftungen mit Getreidespenden und Brotmarken, und es speisten in Familien und bei Volksfesten.

Noch sorgsamere gesetzliche und freiwillige Armenpflege bestand im alten mosaischen Judentume. Laut Gesetz und einklagbarem Rechte gebührte den Armen der Puah, oder der sechzigste Teil von jedem privaten Grund- und Bodenbesitz, außerdem die Erntenachlese und der Erntedecem oder zehnte Teil in jedem dritten Jahre, — welchen Zehnten auch die Türken noch heute alljährlich für den Religionskult und die Armen unter dem Titel der „Sündensühne bei

Gott" von den Wohlhabenden einziehen. — Den herumziehenden, jüdischen Armen aber gebührte ein Laib Brot von jeder Portion, Nahrung für die Nacht und für den Sabbat die dreifach vorgeschriebene Mahlzeit. Und — außer dieser gesetzlichen gab's auch noch eine große freiwillige Armenpflege, wie wir dies aus der Geschichte des Tobias wissen.

Alle Armenpflege hat nun aber ihre höchste Vervollkommung und Vollendung erreicht im Christentume, in dieser Religion der Menschgewordenen Barmherzigkeit Gottes und der Liebe und Wohlthätigkeit, die im ausgeteilten Almosen das am besten, sichersten und auf die reichste Zinsenbringung der Zeit und Ewigkeit angelegte, und den Empfänger wie Geber beglückendste Kapital erblickt. Da ist die gesetzliche und freiwillige Armenpflege am meisten verallgemeinert, insofern sich Kirche und Private, Staat und Gemeinden, in dieselbe teilen.

Der freiwilligen Armenpflege der christlichen Kirche und ihrer Angehörigen gebührt jedoch nach Zeit, Ursprung, Alter, wie der Sache, dem Werte und Erfolge nach, der unbedingte Vorrang und Vorzug vor der staatlichen des Zwanges. Ja, sie ist auch die erfolgreichste; denn sie verbindet mit der materiellen auch die geistige Unterstützung, und kann sie auch nur verbinden wegen ihres steten persönlichen Verkehrs mit den Armen, und weil auch sie nur allein mit Liebe und in solcher Weise unterstützen kann, daß der Arme dadurch sich nicht gedemütigt, sondern geistig erhoben fühlt, und auch die Gabe nicht als Zwangssteuer, sondern als freiwilliges Almosen, empfängt.

Selbstverständlich ist's darum nur eine Schädigung der christlichen Armenpflege, wenn die Welt der Kirche auch diese abnehmen und ihrem Einfluße entziehen oder sie davon ausschließen wollte; denn (laut Erfahrung) belastet sich damit nur die Welt, schädigt das Volk und verbessert nicht, sondern verschlimmert nur die Armenpflege, und zwar derart, daß dadurch weder die Geber, noch die Armen profitieren, indem jene durch die Bettler noch mehr, als vorher, behelligt werden, auch der Armen nicht weniger, sondern mehr werden, und doch auch weniger, als sonst, erhalten. Daher kehrt man schließlich immer wieder zur ersten Liebe, — zu Christus und seiner freiwilligen Armenpflege zurück.

---

## Am siebenten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Hütet euch vor den falschen Propheten (Matth. 7, 15—21).

Das Evangelium enthält zwei Vergleichungen der Menschen mit Geschöpfen aus der Tier- und Pflanzenwelt, — und zwar insbesondere die Vergleichungen der falschen Propheten mit den Schafswölfen und mit den schlechte Frucht bringenden Bäumen.

I. „Hütet euch vor den falschen Propheten!" Kurz ist das Wort „Hütet", und doch ist viel darüber zu sagen.

Unter „Propheten" sind zu verstehen nicht bloß die Vorhersager der künftigen Dinge, gleich jenen Männern des Alten Bundes, welche auf den kommenden Messias vorbereiteten, sondern auch alle, die mit Wort und Beispiel lehren, verkünden, erklären und auslegen, was der Gegenwart und Vergangenheit gehört, somit alle Menschen, soweit sie fürs öffentliche Leben maßgebend erscheinen.

Das Leben der Staaten ist abhängig von der menschlichen Klugheit, die keine unfehlbare und unbetrügliche ist, woher denn auch ihr Hin- und Herschwanken zwischen Ordnung und Unordnung zu kommen pflegt. Das Leben der Kirche, des Reiches Gottes oder der Religion, hingegen ist allerdings geleitet und regiert von der unfehlbaren Weisheit Gottes; allein, da die Regierenden und Regierten, als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung, schwache Menschen sind, so giebt's auch da äußerliche Veränderungen und Übel. Die falschen Weisen im Staate sind nun die Polut:ler der diabolischen oder bloß irdischen, tierischen und menschlichen Klugheit, die ebenso leicht durch Unwissenheit zu betrügen, als durch Eigennutz zu bestechen ist, sowie sie selber betrügt und besticht. Die falschen Propheten in der Kirche aber sind die, welche als Religionsdiener die Glaubens- und Sittenlehre entweder durch zu große Milde oder durch übermäßige Strenge verderben, und

anderseits als falsche Andächtige die Frömmigkeit durch ihre Heuchelei verunehren. Darum vergleicht Christus die Verfälscher des staatlichen und kirchlichen Lebens mit den Schafswölfen und den schlechte Frucht tragenden Bäumen, und mahnet: „Hütet euch vor ihnen!" Ihr, unter dem äußeren Scheine der Güte verstecktes Laster ist nämlich die allergefährlichste Klippe für die Menschen, die allergrößte Wunde für Staat und Kirche, der allertäuschendste Betrug für die Unerfahrenen und der allerstrafbarste Greuel vor Gott.

Gott ist ja das höchste und unsterbliche Geisteswesen, und zwar das allereinfachste. Und so einfach, wie Gott, soll auch der Mensch sich bestreben, zu sein in seinem Geiste. Was kann also Gott feindlicher und der Menschheit schädlicher sein, als seine Eigenschaften zu fälschen, wie ein Proteus und Chameleon; oder wie ein Maler, wie eine Hetäre, in seiner Person der Welt ein Bild vorzumalen und auszuschmücken, hinter dem doch weder Natur, noch Leben, Wahrheit und Wirklichkeit, verborgen ist?

Sagt uns das erste Gleichnis, daß bezüglich des Wertes eines Menschen vor Gott — nicht maßgebend ist das Äußere ohne das Innere, weil in Ermangelung des letzteren das Menschenleben nur ein Heuchlerleben wäre, — so sagt das zweite Gleichnis, daß auch Gott sich nicht begnügt mit dem bloßen Herzen, der Absicht oder dem Inneren ohne das Äußere, sondern dazu auch die Früchte und Werke, und zwar gute und allerbeste im freudigen Gehorsam gegen seine Gebote verlangt, weil andernfalls das Menschenleben nur ein träges und totes oder schlechtes zu nennen wäre.

Im Allgemeinen aber widerlegen und verdammen beide Gleichnisse drei irrige Ansichten, nämlich, daß man äußerlich Gottes oder ein Schäflein Christi — und innerlich der Welt oder ein Wolf sein könne; ferner, daß man innerlich Gottes oder ein guter Baum — und äußerlich der Welt oder ein schlechte Frucht tragender Baum sein könne, — und daß man innerlich und äußerlich Gott sein und angehören — und doch dabei ohne alle und jede Frucht, fruchtlos, träg, gleichgültig, bloßer Hörer und Jasager, Wortmensch und Wortchrist, sein könne.

Beide Gleichnisse warnen endlich vor dem Unglauben und seiner Grausamkeit, vor dem Irrglauben und seiner Verstellung und vor dem toten Glauben und seiner Fruchtlosigkeit.

Wohlan, vermeiden wir alle Falschheit und Verfälschung des eigenen Lebens, und wir werden uns auch vor fremder Falschheit zu hüten im stande sein!

II. Das erste Gleichnis warnt vor den Schafswölfen, d. i. vor jenen Menschen, die, unter dem Scheine der Güte verborgen, die Religion und Menschheit zerfleischen; denn nicht alle sind Schafe, die Schafskleider tragen, sondern viele sind reißende Wölfe. Es mahnt: Schauet euch die Schafe wohl an, ob nicht unter ihnen ein Wolf verborgen ist; denn ebenso, wie Schafe, oder milde und sanfte Menschen, in Wolfskleidern, oder mit rauhem und hartem Wesen, sich finden, — so sind auch Wölfe, d. i. boshafte und grausame Menschen, in Schafskleidern, d. i. hinter mildem, freundlichem und schmeichelndem Äußern, verborgen.

Zwischen den zwei Geschöpfen Wolf und Schaf ist der größte und schärfste Gegensatz, ja herrscht eine so große, sich widerstrebende Widerwilligkeit, wie sie sonst nirgends zu finden ist bei anderen Tieren; denn der Wolf erwürgt, zerreißt und frißt das Schaf, und das Schaf erzittert sogar bis zum Tode vor der Stimme eines heulenden Wolfes und bei seinen toten Überresten. Was kann den Christen, die grundsätzlich der Sanftmut, Geduld und Demut, des göttlichen Lammes ergeben sind, gefährlicher sein, als die solchem Beispiele nicht nachfolgende Menschheit, die aber ihnen naht im gleich sanftmütigen Lammesgewand, jedoch eine grausame und boshafte Wolfsnatur birgt, und die unvorsichtigen Christen mit Leib und Seele sich zur zeitlichen und ewigen Beute macht? Gewiß, keine Kunst ist schlimmer und unheilvoller, und keine preßt mehr Thränen aus, als alle anderen Künste zu trocknen vermögen, wie gerade die Verstellungskunst. Vor wem hätten sie sich mehr zu hüten, als gerade vor diesen Menschen, und welchen Umgang und Verkehr mehr zu fliehen, als den ihrigen?

1) Wie aber soll man sich hüten, wenn man sie nicht kennt und nicht von den Ungefährlichen unterscheiden kann? Nun, dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Wie könnte ihre Maske Christen täuschen, daß diese nicht sofort deren Lächerlichkeit schauten? Wer nämlich Selbst- und Gotteserkenntnis hat, wird auch Menschenkenntnis sicher erlangen können. Und warum sollte man die Schafswölfe nicht auch schon aus ihrem Außeren erkennen? Sind nicht Verstellte schon erkennbar an Angesicht und Miene? Und wenn da nicht, so an ihren Worten und Reden? Und, wenn da nicht, so an ihren Händen und Werken?

Giebt's nicht auch laut Erfahrung gewisse Merkmale, die uns sagen: „da ist Verstellungskunst", wie z. B. entehrende Kriecherei, — Sucht, schnell Freundschaft zu schließen, — übertriebene Liebes- und

Freundschaftsversicherungen, — ungebührliche Lobesspenden — und allzugroße Versprechungen u. s. w.?

Und sei es auch, daß dergleichen Kennzeichen trügen können, — liegt's nicht schon in jedem verstellten Wesen, seine innerliche Bosheit seinerzeit zu offenbaren, insofern nämlich jede Verstellung keineswegs etwas Natürliches ist, sondern vielmehr eines gewissen, erkünstelten Zwanges bedarf, — Zwangs- und Gewaltsmäßiges aber niemals von Dauer ist und bei unversehenen Fällen die wahre und eigentliche Natur verrät, wie ein innerlich-eingenommenes Gift. Beispiel ist Judas, der auf Christi Frage: „Freund, wozu bist du gekommen?", d. i. ob in guter oder böser Absicht?, nicht geantwortet.

Und entdeckt auch die verstellte Bosheit sich nicht selbst, — nach dem so warnenden Beispiel des Judas, den der Herr, bei aller Schonung seiner öffentlichen Ehre, doch mittels des eingetauchten, aber nicht befeuchteten Bissens, in seiner Bosheit aufzudecken sich genötigt sah, zieht auch ab die Schafshaut, mit der man sich, die Welt zu betrügen, bedeckte, die Wahrheit Gottes an sich, wie die Menschgewordene, der gekommen in die Welt, um von der Wahrheit in unfehlbarer und untrüglicher Weise Zeugnis zu geben, also auch die Falschheit zu offenbaren.

Die Strafgerechtigkeit Gottes aber handelt nach dem Grundsatze der Wiedervergeltung: macht sie als Betrüger mit ihren eigenen Anschlägen zu Schanden, hintertreibt diese Anschläge, führt sie zu einem mißlichen Ausgange und lenkt sie dergestalt, daß das, was zu ihrer Glorie gereichen sollte, ihnen zur Schande und zum Verderben gereichen muß.

2) Zehn Sorten Menschen giebt's, die ein für allemal als Schafswölfe zu brandmarken sind, und denen gegenüber das „Trau, schau, wem!" oder das „Sieh dich für!" zu gelten hat. Diese sind:

Die falschen Lehrer des Christentums, die das Wort Gottes und die Lehre Christi nicht im Sinne Gottes, Christi und seiner Kirche, sondern lügenhaft, gottwidrig und verkehrt, lehren und deuten. Sie kommen zeitweise zu den Christen mit dem heuchlerischen Vorgeben, die Kirche von Mißbräuchen und Aberglauben zu reinigen und die christliche Religion und Schrift zu verbessern, trotzdem sie doch unveränderlich bleiben soll. Sie kommen mit dem Scheine von christlichen Tugenden, während sie thatsächlich alle verwerfen und die Kanzel nur zum Ohrenschmaus mißbrauchen. So betrügen sie das leichtgläubige Volk, entfremden die Christen ihrem Glauben, verwirren

alle geordneten Zustände, reißen nieder und verheeren die Altäre, Gottesdienst, heilige Orte, Opfer, Gebet, geweihte Friedhöfe, die geistliche Ordnung, den Primat des Oberhauptes, die Konzilien, und die uralte apostolische Tradition, und stürzen so die verführte Christenheit in zeitliches und ewiges Verderben. Überzahlreich sind die Lügenschmiede aller christlichen Jahrhunderte auf dem Glaubensgebiete. Die christliche Kirche war Zeit ihres Bestehens von Lügnern umgeben, und lebt und kämpft im Schatten der Lüge von „Götzendienst, Heiligenanbetung und Absolutionsverkauf, Inquisition, Jesuiten," der skandalösen Chronik betreffs der welt- und ordensgeistlichen Personen der katholischen Kirche. Diese Lügner werden im Neuen Bunde dem Banne und der Acht der Christenheit überwiesen, während sie im Alten Bunde laut göttlichem Gesetz ausgerottet wurden.

Die verlogenen Politiker und Volksverführer, welche unter dem Vorwande der Menschenbeglückung faule Grundsätze anwenden und verkünden, wie z. B. falschverstandene Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, — absolute Trennung der Kirche vom Staate, unbeschränkte Religionsfreiheit, unbedingtes Staatskirchentum, höchste Berechtigung des Volkswillens, Unüberwindlichkeit der öffentlichen Meinung, Erlaubtheit und Heil der Revolution u. s. w.

Die perfiden Doppelmenschen, d. i. die, welche zwei einander ganz entgegengesetzte Naturen in sich vereinigen, was sonst nie in der Natur, wohl aber beim Menschen zu finden ist. Dergleichen sind kalt und warm, — anders im Antlitz, anders hinterm Rücken.

Die Betrüger, d. i. die, welche sich freundlich stellen, aber nur, um diesen oder jenen zu hintergehen, ihm desto leichter die Schröpfköpfe anzusetzen und das Blut in Hab und Gut abzuzapfen, uns für sich oder für einen Schurkenstreich zu gewinnen, oder uns Ehre und Gewissen zu besudeln.

Die Heuchler, d. i. die, welche zur Erreichung ihrer schlechten Zwecke schöne Worte geben, wie Absalon, der Königssohn. Dieser stellte sich zur Verschreiung der Regierung seines Vaters früh morgens unter dem Thore des königlichen Amtsgebäudes auf. Da fragte er jeden nach seinem gerichtlichen Handel, küßte ihn und klopfte ihm auf die Schulter mit dem Worte: „Ihr habt eine sehr gerechte Sache, aber seid zu bedauern; denn hier am Hofe giebt's keine Gerechtigkeit. Wäre ich König, so wollte ich allen Beamten den Weg zeigen." Dieser Eifer der Gerechtigkeit war ein Schafspelz, in welchem ein reißender Wolf gesteckt, als den sich Absalon nur zu bald gezeigt,

als er zu Hebron die Trompete des Aufstandes blasen und sich zum König ausrufen ließ.

Die Schmeichler, d. i. die, welche alle Taschen voll Höflichkeitsformeln haben. Derart sind besonders Heiratskandidaten; da wird geprahlt mit guten Eigenschaften, die nur aufgelegte Schminke sind, — mit hohem Stande, der nicht weit her ist, und mit großem Vermögen, das im Monde ist, bis schließlich die Eltern die Heirat gestatten. Aber dann kommt der hinkende Bote nach mit Rechnungen, Schuldscheinen und Klagen der Gläubiger, — und wird da nicht mit vollen Händen gespendet, da zeigt sich das Schaf als reißender Wolf mit Flüchen und Verwünschungen.

Die Ohrenbläser, Zeitungsträger und Zungendrescher, die von Einem zum Anderen gehen, Neuigkeiten erzählen, jedem das gern Gehörte sagen, und bei dem Einem so und beim Anderen das gerade Gegenteil über eine und dieselbe Sache sprechen. Dadurch entstehen große Uneinigkeiten, — die Menschen werden durch- und gegeneinander gehetzt, — und oft weiß kein Mensch, wie und woher dergleichen gekommen ist.

Die unzüchtigen Ehrendiebe und -Diebinnen, welche die gefährlichsten neben und nächst den falschen Glaubenspropheten sind. Die Unzuchtswölfe und -Lupen, Louis und Schanddirnen, Kuppler und Kupplerinnen, stellen in und außer ihren Wolfsgräben nach mit ihren Verführungskünsten den ehrbaren und züchtigen Personen, um sie zu Falle zu bringen, und ihnen nicht bloß an Leib, Vermögen, Gesundheit, Ehre und Zukunft, sondern auch an Gewissen und Seele zu schaden.

Die falschen Freunde. Das sind die, welche sich Zeit unseres Wohlergehens mit freundlichem Wort als unsere intimsten Freunde aufspielen, in Wahrheit aber nur Blutigel sind, die so lange an Einem saugen, bis sie genug gesogen und gezogen, und dann abfallen und oft sogar unsere abgesagtesten Todfeinde werden. Man soll keinem Freunde trauen, bevor man nicht eine ganze Salzscheibe mit ihm gegessen," d. i. ihn gehörig erprobte.

Die falschen Hausgenossen. Das sind die chamitischen Kinder, herodianischen Eltern, kainitischen Geschwister, dalilaschen Verlobten, Judasdiener, Putipharherrschaften u. s. w. —

Wollen wir uns nicht schädigen, unglücklich machen und Schlangen am Busen bergen, — so hüten wir uns vor dergleichen Schafswölfen, die ja leicht erkennbar sind.

III. Im zweiten Gleichnis vergleicht Christus den Menschen überhaupt mit einem Baume und knüpft daran die schreckliche Drohung: „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen werden!"

Verstehen auch Tertullian unter dem Baume den Glauben, und Augustin mit Beda den Willen, die im Menschen gepflanzt sind, — so sind dies doch nur moralische Deutungen und wesentlich im Widerspruch mit Christi Wort im heutigen Evangelium, in welchem er den Menschen selbst unter dem Baume versteht, insofern weder der schlechte Glaube noch Wille, wohl aber der Mensch, dem Feuer übergeben werden soll und kann.

Und in der That kann kein Gleichnis allgemeiner und wohlbegründeter sein, haben ja auch so viele religiöse und profane Schriftsteller sich vor, wie nach Christus, desselben bedient.

Natürliche und sittliche Bäume sind besonders darin unterschieden, daß jene, so sie keine guten Früchte bringen, ausgehauen und ins Feuer geworfen werden, während letztere, falls sie nicht zum Himmel gehen, jenes Geschick nicht erst erwarten, sondern selbst dem Feuer zulaufen und sich freiwillig in dessen Verderben stürzen.

Fünf erhabene Lehren giebt Christus in diesem Gleichnisse. Und welche sind's?

Die Übereinstimmung der Früchte mit der Baumes-Natur und -Art. Alle und jede Bäume treiben nach ihrer Art und Natur und bringen somit auch verschiedene Früchte, ungeachtet sie auf gleichem Grund und Boden stehen, dieselbe Sonne, denselben Einfluß des Himmels und die gleiche Pflege genießen. So bringt die Dornenhecke nur wieder Dornen und keine Weintrauben und Feigen. Und anderseits bringen gute Bäume nur gute und keine schlechten Früchte, — und schlechte Bäume nur schlechte und keine guten Früchte, wie der Herr sagt. Und so ist's auch beim Menschen.

Die Erkenntnis der guten und schlechten Bäume und Menschen. „An ihren Früchten soll man die guten und schlechten Bäume erkennen," die guten und bösen Menschen aber an der Güte und Bosheit ihrer Werke; denn wenn auch die Wurzel der Bäume oder das Herz der Menschen auf der Bäume oder Menschen Beschaffenheit hinweist, laut Schrift: „Wenn die Wurzel heilig ist, so sind auch die Zweige heilig" d. i. der ganze Baum oder Mensch, — so schaut man doch nur die Früchte oder die Werke, nicht aber die Wurzel oder das Herz.

Der Unterschied der guten und schlechten Früchte oder Werke. Die Früchte haben auch ihre gewissen Kennzeichen der Güte oder Schlechtigkeit, und sind sorgfältig zu beobachten und zu durchsuchen, ob sie auch den Namen „gut" verdienen, wofür sie gehalten werden. Und solcher Merkmale giebt's besonders fünf. Eine gute Frucht muß nämlich sein nützlich, — vollkommen und ganz innen und außen gut, — schmackhaft, — gesund und dauerhaft, ohne einer zu frühen Fäulnis anheimzufallen — Und so ist's auch bei den Werken der Menschen. Ihre Güte erkennt man an denselben Merkmalen, die in dem einen Wörtchen „Gottgemäß" enthalten sind.

Die Notwendigkeit der guten Früchte oder Werke für Gott, Himmel und Seligkeit. — Viele sehen schon den guten Willen und Vorsatz der Menschen für Seligkeitsfähig an und berufen sich auf das theologische Princip, Gott sehe vielmehr auf den freien und ungezwungenen Willen, als auf die Werke; denn, „was immer der Mensch thue, werde beurteilt nach der Absicht." Falsch ist die Behauptung, daß der gute Wille Gott genüge, trotz aller dafür angeführten Beweisgründe. Nach diesen hat allerdings des Menschen Rede, Handlungs- und Lebensweise, ihre Wurzel und Quelle in seiner Meinung. — Und gewiß sind alle Tugendwerke ohne gute Meinung und bei böser Absicht nicht bloß nutzlos, sondern auch verderblich. Trotz und gegenüber aller Unerläßlichkeit der guten Meinung lehrt nun aber auch Christus die Unerläßlichkeit der guten Werke, und nicht bloß im heutigen Evangelium. „Gleichwie der Leib ohne Geist tot ist, so ist auch der Glaube ohne die Werke tot." Wenn Christus nämlich im Gleichnis sagt: „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und ins Feuer geworfen werden," und zwar mit Bezug auf uns Menschen, — so hat er damit auch gesagt, daß wir Menschen hauptsächlich nur nach unseren Früchten oder Werken von Gott abgeurteilt werden, und je nach deren Güte oder Schlechtigkeit Gottes Segen oder Fluch davontragen, — aber auch schon wegen des Mangels an guten und in Gott gethanenen Werken, selbst wenn wir nichts Böses und keine Todsünde verübt, dennoch von ihm zeitlich und ewig verworfen werden. Ja, das Freisein von bösen Werken allein genügt nicht, und warum? Weil einerseits die Unterlassung oder Nichtübung der uns Christen gebotenen äußeren und inneren Tugend uns gleich dem reichen Prasser ebenso verdammt, wie jede Thatsünde. Und weil anderseits auch die Unterlassung des nicht ausdrücklich gebotenen, sondern nur angeratenen Guten uns allmählich zur Sünde

vorbereitet und zur Verdammnis führt. Die von Christus im heutigen Gleichnis, neben unserer guten und unverdorbenen Herzensgüte, verlangten guten Werke sollen hervorgebracht werden zu seiner Zeit und bei jeder Gelegenheit, und auch nach dem Antrieb und der Beihilfe der göttlichen Gnade des heiligen Geistes, die wir als Seelennahrung aus allen Gottesgaben, selbst aus den Stürmen des eisigen Nordens und Winters, d. i. aus den Wettern der Trübsal, an uns zu ziehen haben. Denn kein Baum wird stark und dauerhaft (und so auch fruchtbringend), der nicht zum öfteren die Gewalt und den Anstoß der Sturmwinde und das rauhe Wetter, nebst den Launen und der Trübsal der Menschen ausgestanden.

Die Bewahrung vor dem Mißverständnisse. Dies ist uns, den erwachsenen Christen für Gott den Himmel und die Seligkeit gesagt, nicht aber für die unmündige und unerzogene Jugend; denn vom Baume spricht der Herr, und nicht von jedem Zweige und Sprosse, der kaum aus der Erde hervorgewachsen, — anzudeuten, daß er die Früchte guter Werke einfordere nicht von den Kindern, sondern von uns erwachsenen Menschen; — daß den Kindern aber Gott und der Himmel als bloßes Erbteil ohne ihre Bemühung zugesprochen wird, während wir sie ohne eigenes Verdienst nicht erlangen können. Dies mahnt die Eltern und Erzieher, ihren Kindern größere Sorgfalt und Pflege angedeihen zu lassen, als ihren jungen Bäumchen, gleich denen sie aufwachsen, weil ja auch viel einflußreicher diese Erziehung sich für's spätere Leben der Kinder gestaltet.

Wenn Christus aber gesagt: „Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte, und ein schlechter Baum nicht gute Früchte bringen," so ist dies im Vergleiche zum Menschen nicht falsch zu deuten. Wir haben dies Wort keinenfalls so zu verstehen, als wenn alle Werke der Sünder und Ungläubigen unfruchtbar und böse seien, und umgekehrt, als wenn alle Werke der Gerechten auch immer gut sein müßten. Nein, das wäre eine vom Trienter Konzil verworfene Irrlehre und Meinung, und zwar deshalb irrig, weil ja zeitweise und bisweilen auch ein Sünder gute Werke, und umgekehrt ein gläubiger Mensch auch böse Werke, verrichten kann. O wie zahlreiche Irrlehren, ja zahllose Irrtümer, sind im Laufe der christlichen Jahrhunderte aus dem falschen Verständnisse dieses Christuswortes hervorgegangen!

Ganz gewiß hat Christus mit dem Worte: „Darum sollet ihr sie an ihren Früchten erkennen," eine unumstößliche Regel und ein sicheres Erkennungszeichen für die guten und schlechten Menschen

gegeben. Wird ja auch die Güte oder Verwerflichkeit der verschiedenen Religionssysteme und Konfessionen nach ihren guten oder schlimmen Früchten abgemessen. — Allein ebenso gewiß ist's auch, daß die Anwendung dieser Regel nicht so leicht ist; denn jede Regel hat ihre Ausnahmen, — und Menschen sind keine Bäume, sondern mit Vernunft und Willensfreiheit begabte Geisteswesen. Darum ist diese Erkenntnisregel betreffs des Erfolges nur mit der christlichen Klugheit und Vorsicht anzuwenden. Schließen wir nicht voreilig von einem äußerlichguten Erfolge schon auf die sittliche Güte der Ursache, sondern warten wir die Zeit der Reife ab, ob er sich auch in sittlich guten Früchten bewährt, — kurz, urteilen wir nach Gottes Maßstab über Gute und Böse. Anderenfalls fielen wir in jenen, den Jesuiten fälschlich vorgeworfenen Fehler: „Der Zweck heilige die Mittel" oder der Erfolg heilige die Ursache.

IV. Ist die Güte und Bosheit der erwachsenen Menschen aus ihren Werken zu erkennen, — woraus und woran sollen und können wir dann die sittliche Beschaffenheit der Kindheit und Jugend erkennen? Nicht aus deren Reden, Gesellschaft, Heimat, Handel und Wandel, sondern aus der sittlichen und unmoralischen Beschaffenheit ihrer Eltern. „So bringt jeglicher gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte!" d. i. gute Eltern erziehen in der Regel auch gute Kinder, und böse Eltern böse Kinder.

Wie zur Höhe steigt der Baum und Rauch ihrer Natur nach, und wie der Fisch im Wasser und der Vogel in der Luft lebt, und ihr Zwang zum Gegenteile ihr Dasein aufheben würde, — so folgen auch die Kinder den Neigungen ihrer Eltern und dem, was sie an ihnen absehen. Die Eltern sind der Mittelpunkt in der Kinder Kreis und alles natürliche Streben der letzteren zielt und neigt sich den Eltern zu. Die Eltern sind die Quelle für die daraus hervorgehenden Kinder, welche darum den Geschmack des süßen oder saueren Ursprunges, und zwar nicht bloß des Leibes Farbe und Gestalt, sondern auch die Eigentümlichkeiten und Leidenschaften des Gemütes erben. Die Eltern sind wie die großen Himmelsgestirne, Sonne und Mond, insofern sie ihre Kinder mit ihrem Lichte und ihrer Kraft beeinflussen und ihnen ihre natürlichen, guten wie bösen Eigenschaften eindrücken. „Alles was gebärt, bringt nur eine sich ganz gleiche Geburt auf die Welt." „Schlimme Vögel legen böse Eier." „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme." „Aus einer stinkenden Meerzwiebel entsproßt nimmer eine wohlriechende Rose." Die von Kain und Cham abstammenden Nach-

kommen waren böse, die junge Herodias war die Tochter einer Ehebrecherin, Nero der Sohn der grausamen Agrippina, und die Moabiterinnen waren Nachkommen der blutschänderischen Tochter Loths. — So werden auch im Christentume der alten Kirche nur Eheliche zum geistlichen Stande zugelassen, — nicht wegen ihres Ursprunges, wofür kein Mensch kann, sondern wegen der daraus hervorgehenden natürlichen Neigung. „Wie die Eltern, so die Kinder," das ist die Regel, die auch nicht umgestoßen wird durch Ausnahmen, nach denen gute Eltern auch böse Kinder, und böse Eltern auch gute Kinder haben können, eben weil die Natur mitunter auch abweichen kann. Ist's somit dargethan, daß böse Eltern nicht leicht gute Kinder haben, sondern die Welt mit schlimmen Früchten erfüllen, — sollte da die Menschheit nicht die Entfernung und Unschädlichmachung so schlechter Bäume wünschen? Wohl möchte sie's. Allein das ist bei der allgemeinen erbsündlichen Geburtsbeschaffenheit der ganzen Menschheit unmöglich. Nur zu verringern ist das Übel dadurch, daß die Eltern Buße thun und würdige Früchte der Buße bringen, d. i. ihre bösen und sündhaften Leidenschaften und Neigungen zähmen, zügeln, abtöten und nicht zum Werke kommen lassen, um so ihren Kindern außer diesem ihrem Guten, möglichst wenig Böses mitzuteilen. Wohlan, handelt danach, um so auch selbst als Bäume mit eueren Früchten oder Kindern zur Versetzung in den Himmel wert zu sein!

Im Bedenken der angedrohten Schärfe der göttlichen Gerechtigkeit, und daß die Axt schon an den der guten Früchte entbehrenden Baum gelegt ist, — laßt uns wirken unser Heil mit Furcht und Zittern.

# Am achten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Es war ein reicher Mann (Luk. 16, 1—9).

Ein Gleichnis, d. i. eine erdichtete Handlung enthält das Evangelium. Vorgestellt wird uns ein reicher Mann mit seinem Verwalter, der in üblen Ruf bei ihm gekommen, als hätte er seine Güter verschwendet, und wie er von seinem Herrn zur Rechenschaft vorgefordert, nach aller Rat- und Thatlosigkeit, sich zu helfen, endlich den Kunstgriff oder das Hilfsmittel aufgefunden, alle Schuldner seines Herrn vor sich kommen zu lassen und mit ihnen ein Abkommen dahin zu treffen, ihm, in Betracht seiner ihnen geleisteten Dienste, hinwiederum diese seine begangene Untreue vertuschen und verhehlen zu helfen, was sich ihm auch in der That als so wirksames Mittel erwiesen, daß er von seinem Herrn nicht allein wieder zu Gnaden aufgenommen, sondern auch noch überdies auf's höchste gelobt und gepriesen worden.

I. Die buchstäbliche Bedeutung der Parabel mit ihrem überaus reichen Lehrinhalte, — was lehrt sie uns?

Gewarnt wird vor der Verschwendung der zeitlichen Güter, und vor der Befriedigung der Lebensbedürfnisse über Stand und rechtmäßiges Einkommen hinaus. Welche Gefahr und Versuchung liegt dann näher, als daß solche luxuriöse Menschen sich beim Abgange der eigenen Mittel am fremden Eigentume, auch an dem ihrer Herrschaft, vergreifen und sich mit den Ihrigen zeitlich und ewig unglücklich machen?! Leicht ist's, aus fremdem Leder Riemen schneiden, und keine Kunst ist's, von den Mitteln Anderer sich nähren, aus fremdem Beutel zehren und aus fremden Gütern sich bereichern. Aber keineswegs ist's gut; denn mit solchen Riemen wird man selbst ins Verderben gezogen. Diese Riemen oder unehrlichen Gewinne werden für die, welche

also sich bereichern wollen, zu Stricken des Teufels. Die durch Verrat ergaunerten dreißig Silberlinge erhängten den Judas am Baume. Die geraubten Tempelgefäße raubten dem Balthasar und Nabuchodonosor Reich und Leben. Und auch das vom heutigen Verwalter vergeudete fremde Eigentum brachte ihn um seine Menschenehre, um die Gnade des Herrn, um sein Amt, und versetzte ihn in die größte Hilflosigkeit und Armut. „Zuerst gewissenlos, und dann ehrlos!" — das ist die Folge bei dergleichen Weltmenschen, nicht aber trifft's umgekehrt; denn man kann die Ehre verlieren und ehrlos werden, und — doch gewissenhaft bleiben und sein gutes Gewissen behalten. Wer fühlt sich dann nicht verpflichtet, über allen Luxus den Stab zu brechen und die ihm ergebenen Menschen brüderlichst zurechtzuweisen?

b. Gemahnt wird aber auch, daß die brüderliche Zurechtweisung nun und nimmer zur Ehrabschneidung, zum öffentlichen Aus- und Verschreien, oder zum unchristlichen, privaten und offiziellen Denunzieren der geheimen Gebrechen und Sünden eines Nebenmenschen ausarten darf. Wir sagen, zum „unchristlichen" Denunzieren; denn die einfache Hinterbringung und Anzeige des von einem Untergebenen begangenen Vergehens nur bei seinem Vorgesetzten und nicht bei Anderen, lediglich in guter Meinung für beide, — ist keineswegs eine Ehrabschneidung; — im Gegenteil ist's eine Treue, ja Schuldigkeit, wenn und was ein Unterthan der Obrigkeit, ein Kind dem Vater, ein Lehrling dem Meister oder ein Dienstbote der Herrschaft, anzeigt, — solchen also, die es Amts halber wissen sollen und strafen können. Abgesehen davon aber hat man mit fremden Fehlern äußerst behutsam zu verfahren, und sie mit dem Mantel der christlichen Liebe zuzudecken; denn äußerst schwer versündigen sich jene Zungen, die ihrem Nebenmenschen Laster und Sünden vorwerfen und ihn aus- und verschreien.

c. Das Verschreien eines zumal bediensteten Menschen, gleich als hätte er etwas Böses gethan, hat nun sehr oft zur Folge, daß der Verdacht und die Ungewißheit der bösen Handlungsweise zur Gewißheit erhoben, der Verschrieene angeklagt und vor die Rechtsschranken gefordert wird, um wie schuldbelastet ob der bloßen Meinung seiner Feinde, und nicht selten gleich dem Verwalter ohne Anwalt, Fürsprecher und Entlastungszeugen, vor einem strengen und sofort mit Dienstentlassung vorgehenden Richter zu erscheinen, und über alles das Rede und Antwort zu geben, dessen man ihn beschuldigt. — Wer sollte da mit der Bedrängnis eines solchen Menschen, nicht ein

menschliches Mitleid fühlen, und bei der ewigen und unverfälschten Gerechtigkeit Gottes wünschen, daß auch die menschliche Gerechtigkeit der göttlichen nacheifere, und befreit bleibe von falschen Zeugen und Anklägern, unschuldigen Angeklagten und besonders von jenen Rechtshelfern, die auch ungerechte Sachen maßlos verfechten?

d. Doch der üble Ruf im heutigen Gleichnis hatte keineswegs einen unschuldigen, sondern einen sich selbst im Gewissen schuldig gebenden Menschen getroffen, und war auch nicht aus der Bosheit ehrabschneidender und rechtswidrig denunzierender Zungen hervorgegangen. Das lehrt uns hinreichend seine sich selbst verschreiende und verratende, öffentliche und offen zu Tage tretende Beschwendung.

Wie sorgte nun der verschwenderische Verwalter, angesichts seiner bevorstehenden Dienstentlassung für seinen künftigen Unterhalt? Etwa durch Handarbeit? Nein, er glaubte einer schweren nicht gewachsen zu sein. Er wollte aber auch nicht durch leichte, Allen mögliche oder in seinen Standesberuf schlagende Arbeit sein Brot verdienen. Auch auf den Bettelstab baute er nicht seine Hoffnung, weil er sich dessen schämte. Er rechnete vielmehr, wie alle Taugenichtse, auf den bettellosen, aber unterstützten Müßiggang eines an seinem Herrn aufs neue begangenen Diebstahls, einer Unterschlagung und Urkundenfälschung, insofern er nämlich mit dem ihm gar nicht zustehenden Erlaß der als Schulden ausstehenden Güter seines Herrn sich Freunde in der Not zu erwerben suchte.

Daß manche Menschen freiwillig und zufolge eigener Schuld, mit Spielen und Bankettieren, aus Verhängnis Gottes in Armut geraten, Schulden machen und elend werden, — ist ja nichts Neues. „Das Verderben ist aus dir selbst" und aus eigener Schuldursache widerfährt dir dies. Epaminondas, der siegreiche thebanische Heerführer und Überwinder so vieler mächtigen Völker, — verfügte über nicht mehr, als ein einziges Kleidungsstück, daher er, falls er dies dem Schneider zur Ausbesserung übersandte, sich während dieser Zeit zu Hause auffhalten mußte und sich nicht sehen lassen durfte. Ja, nach seinem Tode war nicht soviel vorhanden, daß er ehrlich hätte begraben werden können. Cato Johannes, der griechische Kaiser, hat zu Venedig Schulden halber so lange in der Keiche gelegen, bis ihn sein Sohn Emanuel ausgelöst. Michael Paläologus besaß bei seinem Regierungsantritte in seinem ganzen Vermögen nicht mehr, als drei Dukaten. Am Hofe des ungarischen Königs Ladislaus II. ging's so schlecht her, daß, wenn Majestät zur Tafel gehen wollte, man

kaum etwas von Speise in der Küche fand. Kaiser Andronicus, der Ältere, besaß in seinem hohen Alter nicht drei Gulden, um sich nur einen schlechten Pelz oder Medizin zu verschaffen. Armuts halber mußte Constantin VI. abgeben einen Maler, Abdolemus einen Gärtner, der verlorene Sohn einen Schweinehirten, Plato einen Soldaten, der Sophist Dion unter Domitian einen Ackersmann. Kein Wunder ist's; denn „dem Wollenden geschieht kein Unrecht". Wie ungleich diesen, und schwer sündhaft ist die Armutsertragung des Verwalters im Evangelium!

Und doch lobte der Herr seinen ungerechten Verwalter, dieweil er klug gehandelt habe.

Ist's nicht zum Verwundern, insofern doch niemand gelobt zu werden verdient, der durch fremdes Gut sich bereichert und durch Ungerechtigkeit seinen Nutzen befördert, möchte er dabei auch noch so klug gewesen sein? Oder sollen auch wir diese Diebesklugheit loben, und uns an solcher Spitzbubenmoral ein Vorbild nehmen? Und — sollte denn wirklich berechtigt sein der Einwand so mancher Weltkinder: „Mit der Ehrlichkeit dürfe man es nicht so genau nehmen?" Gott bewahre uns vor solcher Lästerung! Dies Gleichniswort der ewigen Wahrheit enthält nicht das Ruhmeslob des Gottmenschen, sondern nur das des Herrn im Gleichnis, — und auch nicht das Lob des an sich böse bleibenden Übels eines ungerechten Verfahrens, sondern nur die Belobung des zur zeitlichen Versorgung angewandten, mühevollen und vorsichtigen Fleißes. Es lehrt uns die hohe Wichtigkeit, die Christus legt auf den Wert der menschlichen Klugheit; ferner, daß wir nicht bloß bei Menschen, sondern auch bei jeder Handlungsweise, scharf und bestimmt unterscheiden das, was gut und was böse daran ist, nicht aufs Geratewohl alles in Bausch und Bogen und ohne Ausnahme loben oder schänden und verachten, sondern nur das loben, was zu loben ist, hingegen nur das schänden, was zu verachten ist. Kurz, es lehrt uns, daß wir auch selbst bei den in vielen Dingen allerruchlosesten Menschen doch nie und nimmer ihre guten Eigenschaften übersehen sollen, wie z. B. daß sie bei allem Luxus doch voll der Gerechtigkeit, oder bei aller Ungerechtigkeit doch voll des Starkmutes, oder bei aller unzulässigen Bereicherung doch voll der Wohlthätigkeit, — oder bei aller Händelsucht doch voll des Fleißes sind.

II. Die Erklärung und höhere Lehrwahrheit der Parabel hat der Herr selbst hinzugefügt mit den zwei Schlußworten: „Auch ich sage euch," und mit dem anderen: „Wer im Geringsten treu ist, der ist

auch treu im Größten, — und wer im Kleinen ungerecht ist, der ist auch ungerecht im Größeren."

Unter dem Bilde des „reichen Mannes ist zu verstehen der ewige, unendliche und allmächtige Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, — Gott, in dessen Hause Ehre und Reichtum vorhanden, während in den Häusern seiner Kreaturen, auch der höchsten Potentaten, nur Auswurf und Elend sich befindet, — Gott, „dem der ganze Erdkreis gehört, und alles, was darin ist," — Gott, der allein und aus sich selbst groß und reich ist, keines Anderen bedarf und noch viel weniger seiner Geschöpfe im Himmel und auf Erden, — Gott, dessen göttlicher Majestät die Kreaturen ebensowenig etwas zufügen, so wenig ein Tröpflein Wassers dem Ocean einen Zusatz gewährt, — der vielmehr alles giebt und doch keinen Mangel leidet.

Unter der Person des „Verwalters" aber ist zu verstehen der Mensch überhaupt, das ganze Menschengeschlecht. Die von Gott dem Menschen zur Verwaltung übergebenen „Güter" — sind die Güter der Natur, des Rufes, des Glückes und der Gnade. Im Gleichnis aber sind besonders die Güter des Glückes gemeint. Unter der genauen und strengen Rechenschaft über die gut oder übel ausgeführte Verwaltung dieser von Gott anvertrauten Güter — ist zu verstehen die Verantwortung vor Gott, hienieden im Gewissen und Beichtstuhle, mit unserer Belassung bei treuer, und mit unserer Entfernung bei schlechter Verwaltung, und nach diesem Leben im besonderen und allgemeinen Gericht. Unter dem „teilweisen Erlaß" der beim „Herrn restierenden Schulden verstehen wir das Almosen. Die „Schuldner" aber, welche den Verwalter, als von ihm in ihren Schuldscheinen teilweise Entlastete, in ihre Häuser aufnehmen sollen, sind die Almosenempfänger. Und die „Häuser" bedeuten die ewigen Wohnungen der himmlischen Seligkeit.

Die sittliche Bedeutung der Parabel lehrt uns viele Geheimnisse.

Wir Menschen alle sind nicht die Eigentümer, sondern nur die Verwalter der uns von Gott anvertrauten äußeren und inneren Güter, und bleiben Zeit unseres Erdenlebens für deren treue oder schlechte Verwaltung Gott verantwortlich. Als Haushälter Gottes müssen wir darum vor allem und vielmehr bei Gott, als bei den Menschen, einen guten Ruf zu erhalten suchen. Der gute Ruf bei Gott ist der ob seiner vielfachen Tugenden und Wunderzeichen in der ganzen Welt und selbst bei den rohesten Völkern hochberühmte, be-

wunderte und geehrte Christenname. Dieser duftet köstlicher, herrlicher, lieblicher und süßer, als Myrrhe, Aloe und Cassia, davon die Gewande triefen, — duftet nicht aus die Gerüche dieser Welt, sondern den Himmelsduft des Kreuzes und seiner Tugenden, — gebäret nicht die Pest, Tod und Gift, sondern Gesundheit und Leben, — und strömt aus von den frommen und gottseligen Christen in ihrer Lebenszeit und noch viel mehr nach ihrem Ableben. Wohl uns, wenn unser Streben vor allem dahin zielt, ein Wohlgeruch Christi zu sein!

Allein, — wie oft gebricht es uns, gleich dem Verwalter, am süßen Geruch des guten Namens vor dem Angesichte Gottes! Denn die Sünde ist ein übler und abscheulicher Geruch vor Gottes Angesicht; wir Menschen alle ohne Ausnahme sind mehr oder weniger ungetreue, unnütze und verschwenderische Haushälter Gottes, nicht zu Gottes Ehre, sondern Schande, und nicht zu unserem und der Mitmenschen Heil, sondern Verderben.

Wer aber sind unsere Ankläger und Denunzianten bei Gott im Himmel? Etwa unsere Mitmenschen hienieden? Wohl große Uneinigkeit und Zwietracht stiftet das Gift der Denunziation und Verleumdung unter Herren und Dienern, so daß sogar die alten Heiden schon zur Verhütung so abscheulichen und schändlichen Lasters eine Göttin der Rache, Namens Rhamnusia, erdichtet zur Mahnung für alle Obrigkeiten: behufs glücklicher Regierung kein und auch nicht das mindeste Gehör den die frommen und getreuen Diener schädigenden Schlangenzungen von Fuchsschwänzern und Ohrenbläsern zu geben. Allein, — Menschen können uns nicht bei Gott denunzieren, — und schon längst nicht ein Christ, weil solcher, nach Christi Willen, betreffs der Sünden und Mängel seiner Mitchristen schweigt und seine Lippen schließt, und nur sie öffnet für deren Entschuldigung. Andere verklagen uns bei Gott. Wenn nicht die Sünde selbst im bösen Gewissen mit ihrem zum Himmel dringenden Geschrei, und wenn nicht die lebenden Menschen, so sind es die toten, — die bösen wie guten Geister, besonders die Schutzengel der Kleinen, „die allzeit das Angesicht des Vaters im Himmel schauen," — ferner alle ob der Menschensünde in Mitleidenschaft gezogenen, selbst unvernünftigen und leblosen Kreaturen und Elemente der Erdenwelt, sogar die Steine und Balken eines Hauses.

Wie aber Gott ein Feind der unchristlichen Ankläger und Denunzianten, so ist er auch unbestritten gegenüber den angeklagten und übel berüchtigten Menschen ein milder, geduldiger und sanftmütiger

Richter, der nicht sofort auf jede Denunziation über den Sünder den Stab bricht, nicht ihn verurteilt, ohne ihn zu hören, sondern ihn erst zu sich beruft, mit ernstfreundlichem Worte anredet und seiner Rechenschaft harrt, die er zu hören wünscht, um dann erst sein Urteil über ihn zu fällen, daher seine Anrede: „Warum höre ich das von dir? Gieb Rechenschaft von deiner Verwaltung!" Fürwahr, dies ist ein herrliches Beispiel des Herrn aller Herren, das bei aller seiner Allwissenheit und Allgegenwart, kraft deren alles vor seinen Augen offenbar ist, — nur gegeben ist der Menschen halber zur Belehrung und zum Spiegel für alle Vorgesetzten. O wie viele Vorgesetzte handeln Gott ungleich!? Wie wüten, toben, bedrohen, beschimpfen und verurteilen sie ohne Gnade und Erbarmen den Angeklagten schon auf bloße Angabe und Bezüchtigung, auf jede eingegangene und selbst lügenhafte Denunziation!

Wie oft sind wir nun, als bei Gott in üblem Ruf — vorgefordert vor sein Gericht! Wie oft haben wir Gott Rechenschaft zu geben ob unserer vielfachen Verschuldungen und Verschwendungen des von ihm empfangenen Guten schon in diesem Leben und bevor noch unser Sterbestündlein naht, wo niemand mehr wirken kann, d. i. so oft wir uns befinden im Gericht des Gewissens und der Einsprechungen Gottes! — Wie könnte da der Mensch, wenn auch fern von Verzagtheit und Verzweiflung, so lange noch in ihm die stets zahlreiche Früchte verheißende Wurzel des wahren christlichen Glaubens vorhanden ist, dennoch alle Furcht und Besorgnis ausschließen? Wer sollte da nicht gleich dem heutigen Verwalter schon beizeiten die nötige Klugheit und Vorsicht anwenden, um so mit Gut und Blut der gefahrdrohenden Hand des Herrn und dem bevorstehenden Unglück zu entrinnen, und nicht bloß die vorige Gnade Gottes wieder zu erlangen, sondern auch noch überdies seinen Lobspruch davonzutragen? O möchten wir von den gottlosen, aber klugen Weltkindern die Klugheit in solchen Gefahren erlernen, daß wir die Vertauschung der Weltgeschäfte mit dem Privatleben nicht als einen Tod befürchten, uns nicht der falschen Scham oder Schwäche überlassen, noch auch denken an leere Entschuldigungen und Ausflüchte: „Was soll ich sagen?", sondern nur an Thaten und Werke: „Was soll ich thun?" Und welche besseren Werke und Aushilfsmittel giebt's für die bei Gott übel angeschriebenen Verwalter, als die, noch vor dem Ausbruche des schrecklichen Tages der Rechenschaft und seiner Hinwegnahme der Verwaltung, geübten Werke der christlichen Barmherzigkeit!

Durch die von uns gesättigten Armen, in deren Person wir Christo beistehen, und die wir als Boten mit der Friedensbitte Gott entgegensenden, wie durch das Almosen des Erlösungsblutes Christi, — befreien wir uns von unseren Sünden, und versöhnen wir Gottes Strafgerechtigkeit.

So lehrt uns denn Gott in diesem Gleichnis: die durch die Sünde ungleich gewordene, aber durch die christliche Barmherzigkeit sich wieder ausgleichende Verteilung der irdischen, an sich sittlich gleichgültigen, aber für den Lohn der Zeit und Ewigkeit so einflußreichen Güter, und somit die einzig mögliche Lösung der socialen Frage: „Entweder Mildthätigkeit, oder unmenschliche Ungerechtigkeit," — und „Entweder Verantwortung vor Gott, oder grausame Menschenbedrückung!" —, die Verwerfung, wie der ehrlichen Dummheit, so der klugen Ungerechtigkeit; und endlich das christliche Almosen als die eminenteste Klugheit und als die sicherste Himmelsstraße.

Bitten wir Gott um die Gnade und Tugend der christlichen Erbarmung, um uns die Menschen und in ihnen Gott selbst zu Freunden zu machen, behufs unserer Aufnahme und Erhöhung in die Wohnungen der Zeit und Ewigkeit!

III. Der Herr zählt seinen Verwalter trotz seiner Klugheit keineswegs zu den Kindern Gottes und des Lichtes, sondern betrachtet ihn als wahres Kind der Welt, Finsternis und Hölle, und läßt nur allzu deutlich sein Bedauern durchblicken, daß die Kinder des Lichtes oder Glaubens für ihre sittlichen, seelischen und himmlischen Zwecke sich dümmer zeigen, als die Kinder der Finsternis, des Un- und Irrglaubens, für ihre irdischen und sündigen Zwecke.

Klugheit, diese Kardinaltugend, oder Weisheit, ist die Kraft, die verschiedenen Dinge in der Welt nach ihren Ursachen und Wirkungen, ja selbst bis zum ersten Ursprung und bis zum letzten Ende aller Dinge, — je nachdem sie gut oder böse, zu lieben oder zu hassen, zu suchen oder zu fliehen, zu achten oder zu verachten sind, — vernünftig, wohl und recht zu beurteilen, zu wählen und danach sein Leben und seine Handlungsweise einzurichten, — nicht aber wie das vernunftlose Tier seinem momentanen Naturtriebe und Instinkte ohne Nachdenken zu folgen; denn das wäre keine vernünftige, sondern eine tierische oder fleischliche Klugheit.

Die vernünftige Klugheit ist somit die Mutter der klugen Ratschläge zur Vermeidung aller Übel und zur Gewinnung alles Guten. Sie besteht in der ernsten Überlegung, in der besten Entscheidung und

der raschen Vollziehung, daher der Haushälter zuerst ein thörichtes Wort im „Was soll ich thun?“ gesagt, weil er zuvor handeln und nachher erst überlegen wollte. Die Überlegung besteht gleichfalls in drei Stücken, nämlich in der Erinnerung der vergangenen, in Betrachtung der gegenwärtigen und in Vorsehung der zukünftigen Dinge.

Die Klugheit ist der Erfolg und die Wirkung der Kenntnisse und Erfahrungen der dem Menschen angeschaffenen und angeborenen Vernunft, und ihrer durch fleißiges und mühsames Studium erstrebten Ausbildung. Wohl ein bitterer Same, aber eine süße Frucht. Darum konnte der Redner Demosthenes Athens von sich sagen: „Er habe mehr Licht (fürs nächtliche Studium), als Wein (zum täglichen Genuß) gebraucht,“ — das Volk aber von seinen Reden: „Sie riechen nach dem Öle (dem Studium).“

Überdies giebt's außer der natürlichen auch eine übernatürliche Weisheit. Was ist Menschenklugheit vor Gottes Weisheit, der es liebt, so oft diese ihn umgehende Klugheit zur puren Narrheit zu machen, wider alle Gesetze und Regeln der menschlichen Weisheit zu handeln, und ganz widrige und entgegengesetzte Mittel und Wege zur Ausführung seiner Anschläge und zur stets unfehlbaren Erreichung seiner Endzwecke zu gebrauchen, das Martyrium oder Unterliegen unter die äußere Waffengewalt triumphieren zu lassen, und die Mächtigen der Erde zu überwinden auch mit den kleinsten und unscheinbarsten Dingen, wie bei Pharao zu sehen! Solche göttliche Klugheit basiert und besteht, außer den Klugheitsregeln der Vernunft und Offenbarung, besonders in den zwei Hauptdingen, der Selbst- und Gotteserkenntnis, und wird den Menschen als Gnade eingegossen in einem Augenblicke und ohne Arbeit, wie den Patriarchen und Aposteln. Die Kirche des Menschgewordenen Gottes ist „das Haus, das sich die Weisheit erbaute“, und dessen Säulen sind die Kirchenlehrer, die zu sich alle Kleinen und Unweisen berufen, um sie weise zu machen. Kurz, vor Gott gilt der Christ als Weiser, der Nichtchrist aber als Thor.

Soll also unsere natürliche Klugheit vor und ohne Gottes Weisheit nicht elend als Narrheit zu Schanden werden, so müssen wir sie mit der übernatürlichen und christlichen Weisheit Gottes vermählen, vereinigen und erleuchten.

Soll aber auch unsere übernatürliche Klugheit nicht scheitern und uns von Gott genommen oder vorenthalten werden, so überlassen wir uns nicht dem vermessenen Vertrauen, mit ihr allein, auch bei

noch so großer Vernachlässigung unserer natürlichen Klugheit, die Weltweisen überwinden zu können.

IV. Die Klugheit der Christen gegenüber ihren Feinden, oder der Schäflein Christi inmitten der reißenden Wölfe, — soll nicht eine Schlauheit oder Verschmitztheit der Füchse, sondern eine Schlangenklugheit sein, verbunden mit der Einfalt der Tauben gegenüber den Freunden, laut: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe. Seid daher klug wie die Schlangen, und einfältig wie die Tauben".

Was hat die Schlange für Natur und Eigenschaft?

Beim feindlichen Angriff auf die Schlange, und wenn sie nicht entfliehen kann, deckt sie ihren Kopf mit ihrem Körper. So hat auch der Christ von zwei Übeln das kleinere zu wählen, und lieber zu opfern das Leibesleben, als die Seele.

Die Schlange ist glatt und geschmeidig, um den Feind zu überwinden oder ihm zu entfliehen. Für den Christen bedeutet's die Sanftmut, Höflichkeit, Gefügigkeit.

Die Schlange liebt die Verborgenheit, d. i. die Vorsicht, Behutsamkeit und Zurückgezogenheit. — So verborgen ist auch die ganze Natur. Sie trägt nicht offen ihre Schätze, — versteckt ihre vornehmsten Kräfte in Wurzeln und Steinen, aus Mißtrauen gegen Neugier und Mißbrauch, und aus Besorgnis, die Achtung zu verlieren. — Solche Zurückgezogenheit ist für den Christen die weise Schweigsamkeit. Ein Licht ohne Laterne wird leicht ausgelöscht, ein offen getragener Schatz wird leicht gestohlen, und die gelegten, aber mit triumphierendem Gegacker verratenen Eier werden weggenommen. Christus verbarg seine Gottheit vor seinen Feinden lange Zeit, und er antwortete seinen Feinden oft mit der Gegenfrage oder mit Schweigen.

Die Schlange stellt sich, falls sie nicht entfliehen kann und zum Widerstande sich zu schwach fühlt, wie leblos und tot, so daß sie aussieht wie ein Stück Holz, d. i. sie verhüllt und verdeckt sich und ihre Absicht mit Nebendingen, um der Feinde Augen von sich abzuwenden. — Ähnlich täuscht, maskiert und verstellt sich, gegenüber den Feinden und Verfolgern: der Vogel, wenn er, um sein Nest nicht finden zu lassen, daselbst schweigt, fern davon singt und auf Umwegen dahin zurückkehrt, — verändert seinen Weg im vollen Lauf der Hirsch und Hase, — legt sich nieder das Rebhuhn, — stellt sich tot das kriechende Tier. — Der Arzt vergoldet seine Pille, — verhüllt seine Arznei in gewöhnliche Speise, seine Lanzette unter

den Schwamm, — der Diplomat seine Absicht mit Worten, der Feldherr Angriff und Verteidigung mit Exerzitien und taktischen Bewegungen, — der Hochgestellte seine Gunst gegen die Untergebenen mit Kaltsinn, um solchen bei ihnen zu verhüten, — der Vorgesetzte, Vater und Mutter, die wahre Absicht, um zu prüfen.

Beispiele sind St. Bernards offener Rockärmel, Judith gegenüber Holofern im Maitressenschmucke, Jakob in Esaus Gewand. David simuliert vor König Achis einen Narren, um sein Leben zu retten. Der zwölfjährige Salomo und Daniel überführen die Bosheit mit täuschenden Maßnahmen. Christus zeigte sich in vielen Gestalten, besonders nach seiner Auferstehung. Das ist nicht Lüge, Betrug und sündige Verstellung, nicht verboten, sondern erlaubt und sogar geboten. Und warum? Nun, der Teufel mit seinen menschlichen Helfershelfern verkleidet sich aus böser Absicht in die Gestalt der Schlange und eines Lichtengels, um Anderen zu schaden, sie zu versuchen und zu fangen, — darum kann man ihn auch nur mit gleichen Waffen, mit solchen, die in der Art gleich, aber in Absicht und sittlichen Wert verschieden sind, besiegen. Aber man darf nicht, wie der Teufel, umkleiden die Lüge mit dem Scheine der Wahrheit, das Böse mit dem Deckmantel des Guten, oder den Wolf mit dem Schafspelze, oder wie Absalon die Rebellion mit Pietät und Gerechtigkeitseifer, oder wie der Gleißner das Laster mit dem Scheine der Tugend und Andacht. Durch verdeckte List verführt der Teufel viel mehr zur Hölle, als durch offene Versuchung, darum auch die verdeckte Verteidigung dem Christen gestattet sein muß. Das ist die Schlangenklugheit.

Da nun aber die Schlange nicht nur ein kluges, sondern auch ein giftiges, schädliches und gefährliches Tier ist, der Christ aber Niemandem, weder sich, noch Anderen schaden soll, so fügt Christus hinzu: „Seid aber auch einfach, wie die Tauben," wie diese harmlosen, unschädlichen, zutraulichen, schönen, aller verletzenden Waffe entbehrenden, reinen und sanftmütigen Vögel, d. i. euere Klugheit sei keine giftige; verbindet sie mit Aufrichtigkeit ohne Arg und Falsch, mit Offenheit, Vertraulichkeit, freundlichem Antlitz, ungezwungener Rede, argloser Umgänglichkeit, solange ihr nicht Feinden gegenüber zu sein glaubt; — ja selbst diesen gegenüber muß rein und lauter die Gesinnung, treu und wahr gehalten das Wort, und fest und sicher das Handeln sein! —

## Am neunten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Da er die Stadt sah, weinte er über sie (Luk. 19, 41—47).

Welche weltberühmte Stadt war Jerusalem, die Hauptstadt der Israeliten, des auserwählten Volkes Gottes, und des ganzen jüdischen Reiches! — In den verschiedenen Zeiten war sie auch verschieden benannt. Zu Abrahams Zeit hieß sie „Salem oder Solima", im Buche Josua aber „Jebus", und nachdem sie David erobert hatte, „Jerusalem", — die Stadt Davids, die Stadt des Friedens, die heilige Stadt, die Tochter Sions. Wie günstig war sie in Vorderasien, im Lande Palästina, zwölf Meilen vom Mittelmeer und vier Meilen vom Toten Meer, sozusagen im Mittelpunkte der alten Welt, gelegen! Wie herrlich war ihre Lage auf hohem Berge, den noch zwei andere Berge berührten, Moria, auf welchem Salomos herrlicher Tempel stand, und Sion, auf welchem die königliche Burg oder das Boll- und Schutzwerk der Stadt sich befand! Wie groß war ihre Einwohnerzahl: Zwei Millionen nach dem Berichte des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus! Wie mannigfache Schicksale aber auch hatte sie in der vorchristlichen Zeit erlebt, und wie oft war sie, wegen ihrer vielfachen und großen Sünden, mit Plünderung und Verheerung von Gottes Strafgerechtigkeit heimgesucht worden! So von den Syrern, von den babylonischen Tyrannen, von König Nabuchodonosor und vom grausamen Antiochus! — Ein wahres Weltwunder von Größe, Pracht und Glanz, und einzig in der Welt dastehendes Prachtwerk, war der von Salomo im Jahre 1025 auf Moria erbaute Tempel mit seinen vier Vorhöfen, der Vorhalle, dem Heiligen und Allerheiligsten, — nach hebräischem Spruche „ein Garten goldener Früchte" genannt. War er dies im buchstäblichen Sinne als erster Tempel,

bevor noch Nabuchodonosor ihn beraubte, und vor der babylonischen Gefangenschaft, mit seinen fünf Zierden, dem heiligen Feuer, der Arche des Bundes, dem Brustblatt des Hohenpriesters, dem heiligen Öl und dem Orakel Gottes, — so verdiente er doch auch als letzter Tempel nach seiner Wiedererbauung im Jahre 500 v. Chr. noch immer den Namen eines Prachtwerkes, selbst wenn ihm auch manche äußere und innere Ursprungszierde abging, wie unter anderem das Gottesorakel, das himmlische Brot und die Ruthe oder der Stab Aarons.

I. Was lehrt und zeigt nun an — der über Jerusalem weinende Christus? Gottes große Barmherzigkeit, wie sie seiner Gerechtigkeit vorangeht, und wie schwer es ihm fällt, die Menschen zu strafen; — denn Christus ist ja die menschgewordene Barmherzigkeit Gottes. Unmittelbar stand Christo bevor sein Leiden und Sterben wie er es genau wußte und voraussah, — und doch hatte er keine Thräne für sich. Da er aber Jerusalem schaute, und seine binnen kurzem ihm nahenden Feinde mit der wohlverdienten Strafe, die Belagerung und Besiegung, den Hunger, das Morden, Brennen, Zerstören und Verheeren, — da konnten seine Augen nicht mehr trocken bleiben, da wallte ihm auf das Herz in lautem Mitleid, da quollen ihm die Augen und — er weinte. Wie sollte das uns nicht sein liebreiches Herz bekunden, selbst wenn wir sonst nichts Liebevolles vom Menschgewordenen Gotte wüßten?

Das bekundet Christus auch mit seinem dabei ausgesprochenen Worte: „Jerusalem, Jerusalem, wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, — du aber hast nicht gewollt!“ Das ist ein wunderbarer und doch überaus zutreffender Vergleich; denn, haben auch alle Vögel eine wunderbare Liebe zur Erhaltung und Beschützung ihrer Jungen, so doch besonders und vor allem das Huhn, das seine Jungen unter seine Flügel sammelt und mit Begierde und Sorgfalt hegt. — Ja, kein anderes Tier schwächt so hin, wird so struppig und rauh an seinem Leibe, und mit seiner Stimme so heiser; — es hängen herab die Flügel, es lassen nach die Federn, und ganz krank und schwach wird es wegen der Jungen. Das ist Mutterliebe. So (will Christus sagen) beschützt und hegt auch er uns Menschen mit seiner Gnade und Hilfe, — so sammelt auch er alle Völker, — er, der schwach geworden unsertwegen, als er Fleisch von uns angenommen, verachtet und gegeißelt worden. Eine Mahnung ist's für christliche Vorgesetzte und

Eltern, sich abzumühen, gleichsam selbst auszuweiden und ihr Innerstes daran zu wenden, für die Ihrigen und deren Wohlsein.

Wie sollte der über das Unglück seiner Feinde weinende Jesus uns nicht mindestens zu einem Schatten solcher Pietät und solchen Mitleids ob des Unglückes unserer Mitchristen bewegen? Herzlos und keine Christen sind die, welche unempfindlich bei fremdem Wehe sind, oder gar ob des Verderbens ihrer Nebenmenschen sich erfreuen.

Christus weinte über Jerusalem, nicht wie andere Menschen aus Schwachheit, Begierde, Eigennutz oder Heuchelei, sondern aus Schmerz, Mitleid, herzlicher und väterlicher Liebe, — weinte heilige und heiligmachende Thränen, Thränen der Religion und des Eifers für Gottes Ehre und Menschenwohl, Thränen der mitleidsvollen Liebe gegen die Sünder, und lehr- und trostvolle Thränen für die Bußfertigen.

Er weinte aber nicht so sehr über das zeitliche Unglück Jerusalems und seiner Einwohner, — über dieses Unglück seines Vaterlandes, obgleich es auch für ihn eine „terra", i. e. „ter bona", eine dreimal gute Erde, dreimal eine Mutter für ihn, nämlich zur Aufnahme bei seiner Geburt, seiner Ernährung und seinem Tode, war.

Gewiß konnte es kein vollendeteres Muster der Vaterlandsliebe geben, als Christum. Dennoch weinte er damals nicht über sein Heimatsland, das, wenn's auch unter dem Gesetze stand, doch nicht so überaus große Vorzüge besaß.

Christus weinte vielmehr und vor allem über das nun bald voll gewordene Sündenmaß der Juden, über die bei Jerusalems Zerstörung zu Grunde gehenden Menschenseelen, über den Verlust ihres unsterblichen Seelenheiles, und den ewigen Untergang Unzähliger. War er ja nur gekommen und Mensch geworden, der Menschen Seelenheil zu sichern, und mit den unsterblichen Seelen zugleich die Leiber selbst mit Hingabe seines sterblichen Leibes zu retten.

O daß uns der Heiland lehrte, als Christen und Bußfertige zu weinen, nicht aber als Heuchler, nicht wegen der vergänglichen Güter, daran unsere Begierden gleichsam geheftet sind, — nicht wegen der Trübsale, die mit der Zeit vergehen und nur die Eigenliebe verletzen, — sondern nur allein aus Haß gegen die Sünde, als das einzige und wahrhafte Übel, und über den Verlust der göttlichen Gnade, als des einzigen und wahrhaftigen Guten, und besonders über unsere entsetzliche Blindheit, als die Ursache unserer Nichterkenntnis der Zeit der göttlichen Heimsuchung und des Glückes im Frieden, der

die Frucht desselben ist! Es ist ja eine Sache von großer Wichtigkeit, die Zeit und die Wege der Seligkeit zu erkennen, deshalb, weil sie entweichen, wenn man sie versäumt oder wenig daran gedenkt, und — das größte Unglück besteht nicht eben darin, daß man ein Sünder ist, sondern daß man weder seine Sünde, noch deren Gegenmittel, die Buße, erkennt; denn hätten sich die Juden dieses Mittels bedient, so hätten sie den Messias im Stande seiner Erniedrigung erkannt, sich die Gnade seiner Heimsuchung zu nutze gemacht, und Jerusalem wäre vom römischen Kriegsheere nicht erobert, geplündert, zerstört und verheert worden, — sie hätten Leben, Stadt und Tempel, erhalten.

Während Christus über das vorausgesehene Unglück Jerusalems weinte, da jubelte das ihn begleitende Volk über seine Königs- und Messiaswürde, das maßgebende aber frohlockte in seinen Sünden und bei der Verhöhnung des Gottmenschen. Dies ist ein furchtbarer Gegensatz zwischen Weinen und Lachen, und nicht genug auch von uns zu beherzigen; denn, laut Kirchenvätern, sind wir das beklagte Jerusalem, wenn wir nach der Wahrheitserkenntnis und dem Tugendleben uns der Sünde hingeben, und dann verstocken in steter Religionsverachtung, Beichtvernachlässigung und Verschiebung der Bekehrung, weil dies ein unermeßliches Unglück ist, das endlich zur Verzweiflung führt und ohne Wunder fast nicht abzuwenden ist. Welch warnendes Beispiel ist das seinem Untergange entgegenlachende Jerusalem!

Wie hat's verlacht seine Wunder, mit Hohnlachen ihn gekreuziget, und mit Lachen aufgenommen die der Zerstörung unmittelbar vorhergehenden Warnungszeichen! Gelacht hat es, als Tag und Nacht, durch sieben Jahre lang und ungeachtet aller Geißlung, ein Mann des Volkes herumging mit dem lauten Rufe: „Wehe dir Jerusalem, Wehe dem Tempel!", — gelacht hat es beim Anblicke eines durch ein ganzes Jahr am Himmel über der Stadt stehenden Kometensternes, — gelacht, als es kurz vor Pfingsten ein Kriegsheer in der Luft geschaut, — gelacht beim Anblicke eines am Pfingstfeste selbst im Tempel durch eine halbe Stunde lang erschienenen, außergewöhnlichen Lichtes, und beim Vernehmen der darin ertönenden Stimme: „Kommt, laßt uns von hinnen ziehen!", — gelacht hat es wohl deshalb, weil es Alles für rein natürlich und mit gänzlicher Ausschließung Gottes, des Übernatürlichen, angesehen!

Gelacht hat es gleich den Wahnwitzigen. „Sie lachen und die Gesunden weinen!" Gelacht hat es wie jene, welche vom sardischen Kraut, genannt „Hahnenfuß", genossen, und die sich zu Tode lachen

und nicht aufhören zu lachen, als bis sie sterben. Gelacht hat sich Jerusalem hinein in sein Unglück, wie die Menschheit einst in die Sündflut, wie Sodoma und Gomorrha in den Feuerregen, wie Jobs Kinder in den Sturmeinsturz des Hauses, wie Babylons König Balthasar in seinen und seines Reiches Untergang, und — wie so viele Städte und Völker nach ihm, wie Orleans 885 in sein Brandunglück, Tours in Graubündten 1618 in seinen Bergeinsturz, Euphemia in Kalabrien in sein Erdbeben, wie das moderne Babel oder das auf einem Vulkan tanzende Paris im vorigen und in diesem Jahrhunderte in seine Revolution, wie Szegedin in Ungarn 1879 in seine Überschwemmung u. a. m. sich hineingejubelt. Was ist's Wunder, daß so bald, schon vierzig Jahre darauf, das sündhafte Lachen Jerusalems sich in entsetzliches Weinen verwandelte, daß es lachend von seinem Untergange überrascht, auch lachend ins Grab seines Verderbens gesunken?

Es war im Jahre 64 nach Christus, als der römische Landpfleger Palästinas, Namens Florus, der seine Gemahlin Poppea seinem Kaiser Nero überlassen, das ganze Judenland durch Tyrannei, Tempelraub und Aufhetzung der Juden gegen die Römer, zu einer Mördergrube verwandelte. 65 empörte sich das ganze Judenvolk, — 66 vertrieb es seinen eigenen König Agrippa, 67 erschien von Rom Neros Feldherr, Vespasian, mit sechzigtausend Römern inmitten der blutigen Verwirrung. 68 zerfleischten sich in Jerusalem drei feindliche Judenparteien. 69, am 14. April, begann Titus, der Sohn Vespasians, nunmehrigen römischen Kaisers, Jerusalems fünfmonatliche Belagerung, und 70, den 10. August, ward die Stadt, — und den 8. September der Tempel, von den Römern erstürmt, geplündert und nach Mord und Blutvergießen verbrannt, geschleift und der Erde gleich gemacht, mit Ausnahme dreier, zur Orientirung stehen gelassener Türme. Jerusalem ward auch später als „Judenstadt" nicht mehr aufgebaut, sondern sah auf seiner Stelle nur eine römische Kolonie entstehen, die aber bald nicht mehr „Aelia Capitolina", sondern, weil überwiegend von Christen bewohnt und von christlichen Reisenden besucht, wiederum „Jerusalem" benannt wurde. Dieses „Neu-Jerusalem" hatte aufgehört, eine Judenstadt zu sein, da auch der vom Christentum ins Heidentum zurückgefallene römische Kaiser Julian fast drei Jahrhunderte später den alten Mittelpunkt des Judentums trotz aller Anstrengung nicht mehr wiederherstellen konnte.

„Neu-Jerusalem" kam im Laufe von achtzehnhundert Jahren in die Hände verschiedener Nationen, zuerst der Perser, dann der Araber

und der Christen, und zuletzt vor dreihundert Jahren in die der Türken, und — es ist jetzt nur ein Trümmerhaufen von Ruinen aus allen Jahrhunderten der Geschichte, zählt nur noch zwanzigtausend Einwohner, zwei drittel Türken, ein drittel Christen aller Bekenntnisse, aber sehr wenig Juden, die zudem, ohne Besitz und Grundeigentum, nur Eine Stelle auf dem Moriaberge besitzen, wo sie jeden Freitag gegen ein an die Türken erlegtes Geld zusammenkommen, um die Zerstörung ihres Tempels und den Untergang der alten Herrlichkeit zu beklagen. Möge darum dies geschichtliche Beispiel uns mit der wahren christlichen Weisheit erfüllen!

II. Das Evangelium berichtet ferner vom Eintritt des Gottmenschen in den Tempel, aus welchem er die Käufer und Verkäufer getrieben, weil sie aus Gottes Bethaus eine „Räuberhöhle" gemacht. Es war dies seine zweite Tempelreinigung, und darum viel schärfer, härter und erzürnter, weil ausgeführt mit der Geißel und dem scharfen Wort der „Räuberhöhle", als die erste am Anfange seines Lehramtes, wo er schon einmal die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel gejagt.

Diese Geißel Christi im Tempel, wie seine vierzig Jahre darauf über Jerusalem und die Nation geschwungene Geißel der göttlichen Strafgerechtigkeit, predigt uns nicht bloß, daß er, als der wahrhaft unter den Menschen erschienene Gottestempel, auch die eingefleischte Gerechtigkeit Gottes ist, sondern auch das Wort: „Wenn Jemand den Tempel Gottes entheiligt, so wird ihn Gott zu Grunde richten!" In den Tempeln Gottes auf Erden erblicken wir gleichsam die äußeren Symbole der Augen Gottes, so daß wer jene schändet, auch sozusagen Gottes Augapfel anrührt. Der Menschen und Völker Geschick, Wohl und Wehe, in Staat, Land, Ort, Familie und Einzelleben, hängt aber nicht bloß ab von der Heilighaltung oder Schändung der steinernen Gotteshäuser, sondern noch vielmehr von den geistigen Gottestempeln, d. i. von den Seelen der Menschen, von der Religion, dem Glauben oder Unglauben, dem wahren Glauben oder Irrglauben, von der aufrichtigen oder heuchlerischen, von der innerlichen oder bloß oberflächlichen Religiösität. Wie man die Religion oder die Tempel behandelt, so zeigt man sich gegen Gott selbst, — und wie die Tempelstrafe Gottes eine unmittelbare Gottesstrafe ist, so ist auch der Tempellohn der unmittelbare Gotteslohn.

Eine gewisse Zahl von Sünden ist jedem gesetzt. — So hält er's auch mit seinen den Menschen auszuspendenden Gnaden.

Die besonderen Ursachen, welche, außer der Kreuzigung des

Gottmenschen, den Untergang Jerusalems bewirkten, sind Undankbarkeit, Ungerechtigkeit, Blindheit.

Alle Ursachen, wie immer sie für Jerusalems und des jüdischen Staates Untergang angeführt werden, summiren sich schließlich im einzigen Worte der Tempelentheiligung oder Religionsschändung. Tempel= und Religionsschändung führt aber allzeit zum Untergang der Orte und Staaten, und Gott züchtigt sie stets wegen ihres Un= und Irrglaubens mit ihrer Vertilgung, wie dies die vor= und nachchristliche Geschichte beweist.

Der schönste Landstrich der Erde, die europäische Türkei, war einst ein christliches Reich, ward aber dem Halbmonde überantwortet wegen der Irrlehre der Monophysiten betreffs des heiligen Geistes, wegen der Bilderstürmerei, wegen geistigen Hochmuts und der Auflehnung gegen die römische, alte Mutterkirche. — In Kleinasien bestand einst ein großes christliches Königreich, — es ward aber wegen der Irrlehre des Nestorius und der Schändung Mariens und ihres Sohnes, wieder dem Heidentum überliefert. — An Afrikas Nordgestaden blühte einst herrlich das Christentum, wurde aber durch die Irrlehre der Monotheleten wieder ein Raub der Heiden und Saracenen. — Und solch Geschick geht hinab bis zu den einzelnen Menschen und Familien, die wir wegen Irreligiosität als Ruinen unter uns schauen.

III. Jerusalem lehrt die im Sündenrückfalle liegende schwere Gefahr eines größeren Zornes und einer näheren Strafe Gottes, d. i. wenn man nach erhaltener Verzeihung, gethanener Buße und erfolgter Besserung, die Frömmigkeit wieder verläßt und zu seinen alten Sünden zurückkehrt. Mögen nun auch erfahrungsgemäß alle großen Städte, je volkreicher sie sind, um so größere und zahlreichere Laster aufzuweisen haben, — Jerusalem hat es allen zuvorgethan. O daß es nicht etwa von uns heiße: „Wenn Ostern ist hinweg, geht man den alten Steg,“ sondern wir verdienen, beim Nahen solcher Gerechtigkeit und in den Tagen der Trübsal zu gelangen zur Anschauung und zum Genusse, nicht des weinenden, sondern des in der Glorie sich freuenden Christus!

Jerusalem mit Israel lehrt ferner die gleichvergeltende Strafweise des gerechten Gottes. Mit gleicher Münze ward ihnen ausgezahlt, was sie am Sohne Gottes verbrochen. Ihre Bedränger waren Vater und Sohn, Vespasian und Titus, nachdem sie sich gleichfalls gegen Gott Vater und Sohn versündigt

hatten. Die Stadtbelagerung begann, wie Christi Leiden, am Ölberge und in der Osterfestzeit, wo drei Millionen Juden in der Stadt waren. Mit fünf Schanzgräben und besonderen Mauern ward Jerusalem umzingelt, so daß kein Entweichen möglich war, sowie man Christus umzingelt hatte. Siebenundneunzigtausend Juden wurden bei der Belagerung, wie Christus, gefangen genommen und mit Stricken gefesselt. Dreißigtausend wurden als Sklaven verkauft, je dreißig für einen Groschen, sowie Christus für dreißig Silberlinge verkauft worden. Gekreuzigt, wie Christus, wurden täglich während der fünfmonatlichen Belagerung fünfhundert Juden, so daß es schließlich an Platz und Kreuzen fehlte. Viele Nächte hindurch wurde gefangenen, flüchtigen Juden der Leib aufgeschnitten, in einer einzigen Nacht zweitausend, ob des Verdachts, ihr Geld verschluckt zu haben, — eine Vergeltung für die Durchbohrung des Leibes Christi mit Nägeln und Lanze. Sechshunderttausend verhungerten in Jerusalem, ja eine jüdische Adelige, Namens Maria, schlachtete und verzehrte ihren eigenen Sohn, nachdem man Marias Sohn, Christum, am Kreuze vor Durst hatte verschmachten lassen. Unter dem Schwerte verbluteten eine Million und hunderttausend Juden, und die römischen Soldaten wateten bei der Stadteroberung oft bis an die Kniee im jüdischen Blute, nachdem sie Christi Blut reichlichst vergossen, und über sich und ihre Kinder herabgerufen. Kein Stein ward in Jerusalem auf dem anderen gelassen, weil es Christum auch einst steinigen wollte, und gesteinigt die, welche zu ihm gesandt worden. Die noch überlebenden Juden aber wurden, weil sie dem Kreuztragenden Christus keine Rast zum Ruhen und keine Zeit zum Weinen gegönnt, samt ihren Nachkommen, und mit jenem, seit Christi Tode auf sie gefallenen und seitdem angeborenen, selbst den Sarazenen, oder Nachkommen der jüdischen Sara, unangenehmen und „nur durch die christliche Taufe vertilgbaren“ Geruche in die ganze Welt zerstreut, wo sie noch bis heute, beraubt aller nationalen Selbständigkeit und Stütze, das Leben der Verbannung führen, und von den Türken durch lange Jahrhunderte nur für Geld die Erlaubnis erhalten konnten, auch nur von ferne angesichts der Tempelruinen und des nur zur Hälfte wieder aufgebauten Jerusalems weinen zu dürfen, „damit, die vorher das Blut Christi erkauft und seine Thränen gering geschätzt, nunmehr ihre Thränen erkauften und auch das Weinen nicht einmal umsonst hätten“ So vergeht der Ruhm der Welt!

Auf Grund dieser furchtbaren Wahrheit sollen wir alle uns treffenden Trübsale in der einen oder anderen Weise für verdient an=

sehen und uns dareingeben mit dem Gedanken: „Wie wir Gott und Anderen gethan, so thut uns Gott wieder!"; denn was nützt z. B. die Klage über ungeratene Kinder, angeblich unverdiente Ängste und Kränkungen, Verlust von guten, uns entfremdeten Freunden, Todesfälle in der Familie, Einbuße an Hab und Gut, Ehre und Ansehen, oder Mißlingen von Plänen, wenn wir nicht in uns selbst gehen, uns erinnern an all das Übel, das wir unseren Eltern, Nächsten und Gott angethan in Entfremdung, Verunehrung und Anfeindung, — uns dadurch in Geduld und Gottergebung fassen, und so unsere Widerwärtigkeiten zu gottverdienstlichen Bußwerken gestalten? Sprechen wir bei aller uns von den Mitmenschen zugefügten ungerechten Behandlungsweise, wie König Karl I. von England auf dem Schafott, das er, nach seiner ungerechten Todesverurteilung des irländischen Vizekönigs, dann selbst besteigen mußte: „Gott übt auch durch einen ungerechten Urteilsspruch der Menschen nur ein gerechtes Urteil aus!"

Während das Blut des Gottmenschen für alle die Menschen, welche es in seiner Unschuld und Gnade, in seinem Opfer und Leben, gewinnen, annehmen und empfangen, eine Quelle der Gott- und Menschenversöhnung und Gnade, des Heiles und Lebens für Zeit und Ewigkeit ist, — ward es jenem Volke samt Nachkommen, das in seiner Verblendung geschrieen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!", ob solcher Verwünschung zur Ursache aller Plagen des göttlichen Strafgerichtes und ihres zeitlichen und ewigen Verderbens ein wider sie um Rache schreiendes Blut, „das auch niemals von ihnen wird hinweggenommen werden!"

Wahrlich! Das war kein bloßes Menschenwerk. Woher wäre es wohl gekommen, daß Titus, dieser sonst so gütige Kaisersohn, den man wegen seiner angebornen Milde „die Liebe und das Vergnügen des Menschengeschlechtes" nannte, trotz alledem so unerbittlich gegenüber den Juden gewesen? Woher die Erscheinung, daß die Juden mit ihren Nachkommen aus dem Vaterlande verstoßen und, in der ganzen Welt zerstreut, da herumwandern ohne König, Priester, Opfer, Gesetz, Religion und Gott, und daß es ihnen nicht einmal zugelassen ist, ihr Vaterland ohne Geldtribut zu betreten, was doch jedem Fremdling gestattet wird? Woher kömmt's, daß die Juden noch heute (mit so großen Drangsalen überhäuft) sogar bei jenen Völkern verhaßt sind, die Jesum nicht erkennen, noch anbeten? Woher die Erscheinung, daß Israel sein Verderben auch noch heute aus sich entnimmt, und es in seinem eigenen Inneren, in seiner Bosheit und seinem Wucher-

geiste, allüberall in der weiten Welt mit sich herumträgt? — Dies ist das Walten der höheren Gerechtigkeit und die schreckliche Wirkung des unschuldig vergossenen, um Rache rufenden und sie verfolgenden Blutes des Gottmenschen, — ein Geschick, das alle teilen, die mit ihnen Christi Blut mit Füßen treten.

O möchten wir als die auserwählte Menschheit des Neuen Bundes, stets und besonders in den Tagen der Heimsuchung Gottes, mit den Brüdern des ägyptischen Joseph bedenken und uns zurufen das Wort: „Siehe, nun wird sein Blut von uns gefordert.“

IV. Thränen vergießen über sich selbst, ist Sache der Frauen und der niederen Volksklasse, weil sie einen weichen, schwachen und leichten Geist bekunden, — Weinen aber über das Unglück Anderer, besonders seiner Anvertrauten, ist ein Anzeichen der Ruhmesstärke. So waren auch Christi Thränen, weil nicht über eigene, sondern fremde Not geweint, nicht ein Zeichen seiner Schwäche, sondern seiner Ruhmesstärke.

Christi Thränenbeispiel vor Jerusalem bezieht sich nun auf obrigkeitliche Personen, wie Vorgesetzte, Vorsteher, Eltern, Lehrer, Herrschaften u. s. w., die nicht bloß für sich, sondern auch für Andere zu sorgen haben. Der Vorgesetzten Freude und Trauer hat sich mehr auf der Ihrigen, als auf ihr eigenes Wohl und Wehe, zu erstrecken, — sie haben des eigenen Nutzens und Schadens zu vergessen, des fremden aber zu gedenken; — das Wohl Anderer hat ihrem eigenen vorzugehen.

„Nicht mein, sondern des Volkes Interesse,“ ruft Christi Thräne vor Jerusalem allen Vorgesetzten zu; „das ist euere Pflicht!“

Gott übersieht seine eigenen Beleidigungen, duldet es aber nicht, daß sein Diener schlecht behandelt werde, wie wir's beim Murren Israels gegen Gott und gegen Moses sehen. — Gott ist mehr besorgt ob der fremden, als ob der eigenen Schmach, und pflegt leichter zu verzeihen, was wider ihn, als was gegen die Menschen, gesündigt wird, wie's zu sehen ist an Adam und Kain. —

Sein Sohn in Gethsemane antwortet auf der Juden Bescheid zufolge der Frage: „Wen suchet ihr?“ „Nun sehet, ich bin's,“ und wenn ihr mich suchet, „so lasset diese gehen,“ d. i. mich, nehmet, schlaget ꝛc., nur diese, die mein sind, lasset gehen und thut ihnen kein Leids an. — Und so lag ihm auch seiner Mörder Geschick zuerst am Herzen laut Wort: „Vater, vergieb ihnen“, und dachte dann erst seiner Seele im Gebet: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“

„Der du hier eingehest, gedenke, daß du den Fürsten ehrest

und Gott fürchtest, damit du nicht aus der Gnade beider fällst," so lautete die Inschrift über dem Hofthore des bayerischen Herzogs Wilhelm V. — „Einzig und allein die Laster ausgenommen, sei allen und jedem der freie Zutritt gestattet," war der Befehl des römischen Kaisers Maximilian I. an seinen Thürhüter! — So ging's an alten Fürstenhöfen zu. Gottesfurcht und Fürstenehre war die Freipaßkarte zu allen Ämtern. Wie aber ist's heute? Da gilt so oft Fürstenschmeichelei alles.

„Über jene Räte erfreue ich mich am meisten, von denen getreu, ohne Furcht und Hoffen, zu hören ist, was man zu wissen begehrt," pflegte der portugiesische König Alfons I. zu sagen. — „Stehet still und leget ab allhier alle euere Gemütsneigungen," d. i. gegen Freund und Feind, „damit ihr keinem was zu Lieb oder Leid, sondern wahr und billig sprechet" so redete an seine Räte vor der Thüre, vor ihrem Eintritte in sein Zimmer, Kaiser Karl V. Das war der alte Brauch bei Ratsversammlungen. O daß alle, die einen Rat vertreten, es bedächten, was ihre Schuldigkeit ist!

Der französische König Ludwig der Christliche ließ, so oft ein Gerichtstag war, zuvor allen Gerichtsbeisitzern jene Drohung des Propheten Isaias zu Gemüt führen: „Wehe euch, die ihr rechtfertigt den Gottlosen um der Geschenke willen!" — Der persische König Cambyses, Sohn des Cyrus, ließ dem Richter Sisamnes, weil ihm das Recht für Geld feil gewesen, (entsetzlich zu sagen) die Haut vom lebendigen Leibe ziehen, mit ihr seinen Richterstuhl bekleiden und seinen Sohn darauf Platz nehmen als Nachfolger, mit dem Wort: „Durch dessen Schaden sei du fortan gewitzigt!" — So handhabte man früher bei Gerichtshöfen das Rechtsprechen. Ob wohl jetzt solche Warnungen von allen beachtet werden?"

Als einst der altheidnische König Dionys jun., von Sicilien, den hochweisen Philosophen Plato in sein Reich berufen und dieser zu Schiffe angelangt war, fuhr er ihm nicht bloß, selbst die Person des Kutschers vertretend, in vergoldetem und mit sechs weißen Rossen bespanntem Heerwagen entgegen, um ihn so mit feierlichstem Triumph in die Stadt einzuführen, sondern ließ ihm auch ein kostbares, öffentliches Denkmal errichten mit der Inschrift: „Dem übergöttlichen Plato zum ewigen Angedenken!" — „Es gebührt sich, diejenigen zu ernähren und zu belohnen, deren Nutzen nicht allein dem ganzen Vaterland, sondern der ganzen Welt zum Ruhme überfließen kann." Damit begründete der römische Kardinal Aloys v. Este, Graf und Kunst-

mäcen, sein Testament, worin er sein ganzes Vermögen zum Unterhalt der Lehrer der höheren und niederen Schulen vermachte. — So behandelte man früher die Erziehungssache. Wohl beherzigenswert ist's für euch, ihr Eltern und Kinder!

Als einst der spanische König Philipp II., der Katholische, in der Kirche unter dem Gottesdienste zwei seiner vornehmsten Hofherren miteinander schwatzen sah, ließ er ihnen sofort seine höchste Ungnade entbieten, mit dem Worte: „Hütet euch, die ihr Gott nicht respektiert, bei Verlust eueres Kopfes, euch je wieder vor dem Angesichte eueres Königs blicken zu lassen.“ — Dem venetianischen Herzog Petrus Loredan ward in seiner Verlegenheit, die nötigen Kriegsgelder aufzutreiben, geraten, die geistlichen Güter zu besteuern, — er aber entgegnete: „Fern sei von mir solche Missethat, das Erbgut Christi und der Armen entfremden zu wollen!“ — So dachte man im Mittelalter über die Kirche. O daß alle Kirchenschänder dies bedächten, und alle geistlichen und weltlichen Vorgesetzten jene Übel, ob deren sich Gott bei Jeremias beklagt, unter Beweinen und Bedauern beherzigten und das Ihrige beitrügen, um sie zu beseitigen!

Als der erste christliche Kaiser Konstantin, der Große, sich tadeln hörte, daß er so viele reiche Stiftungen für Armenhäuser mache und so seinen ganzen Staatsschatz erschöpfe, sprach er das schöne Wort: „Haltet ein, schweiget und bedenket, daß es besser ist, Christum zum Schuldner zu haben, als alles auf der Welt zu besitzen; denn er giebt für ein Brotesstück das Himmelreich!“ — Und, als der Habsburger Graf Hunfried sich von seinen Freunden verachtet und verlacht sah, weil er gleichsam den Aufwärter in den Spitälern machte und die Armen und Kranken besuchte, entschuldigte er sich gleichsam mit St. Augustins schönem Wort: „Wir sind ja alle Bettler Gottes (betreffs des täglichen Brotes). Lasset uns also, damit er seine Bettler anerkenne, auch die unsrigen erkennen!“ — So behandelte man sonst die Armenfrage. Und über unsere liebeleere Zeit sollte nicht trauern jeder christliche Vorsteher, und an die Abhilfe solchen Übels denken?

Welche Volksfürsorge zeigte der oströmische Kaiser Theophil zu Konstantinopel! Als er einst angesichts eines großen, mit Waren beladenen Kauffarteischiffes vernahm, daß es seiner Gemahlin gehöre und ihrerseits damit ein Handelsgeschäft beabsichtigt werde, — wies er sie unwillig mit dem Worte zurecht: „Gott hat mich zum Kaiser gemacht und du willst dich unterfangen, aus mir einen Kaufmann zu machen? Nun, so wisse, daß dies Gewerbe unseren Unter-

thanen gehört, womit sie sich den Unterhalt verdienen (und uns die Steuern geben)!" — So fürsorglich dachte auch der Anhalt'sche Fürst Georg. Auf das Gesuch seiner Räte, „doch die Juden in sein Land aufzunehmen und ihnen alle Gewerbschaft zu gestatten, weil dies seiner Staatskasse den größten Gewinn bringen werde," wies er sie sofort zurück mit dem Worte: „Nimmermehr; denn wie könnte ich mir vor Gott so schwere Verantwortung zuziehen, daß ich mich teilhaft machte des Schweißes und Blutes der Christen, die eine derartige Generation nur auszuziehen pflegt?" — So dachte man sonst über Volkswirtschaft. Und jetzt? Da ist dergleichen veraltet, Zeit- und Freiheitswidrig, und ohne Verständnis!

Wollet ihr Vorsteher sein, warum nehmet ihr euch euerer, euch zugewiesenen Wirkungskreise nicht an, sei's in Haus, Gemeinde, Schule oder Kirche? Warum sehet ihr nicht selbst zu, insgeheim oder offen, statt euch auf fremde Berichte zu verlassen? Warum teilt ihr nicht der Eueren Freud und Leid? Warum bedauert ihr nicht ihre Übel und helfet ihnen ab. Oder schämt ihr euch vielleicht euerer Thränen, um der Eueren Schaden zu beweinen? Lehrt Christus nicht das Gegenteil?

Und wie unvereinbar ist der Eigennutz mit dem Leben eines öffentlichen Beamten? Nutzen und Ehre der eigenen Person beachten, seinen Dienst als Nebensache ansehen, ihn nur handwerksgemäß, mechanisch, knechtisch, im dürftigsten Maß und nichts darüber hinaus, und ohne Liebe und Eifer verrichten, — das macht unwert seines Berufes, schadet mehr dem Gemeinwohl, als es nützt, und läßt das Brot des geistigen Faulenzers essen.

O gedenket der Rechenschaft, die ihr, private oder öffentliche Vorsteher, Gott geben müsset, — euerer göttlichen und menschlichen Vorbilder, die ihr zu vertreten habet, und — was das Christengesetz euch auferlegt mit dem Worte: „Nicht steht vor, der nicht nützt." — Dies ist die Thränensprache des Herrn.

## Am zehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Es sprach Jesus zu einigen, die sich selbst zutrauten (Luk. 18, 9—14).

Die Parabel vom Pharisäer, der sich erhebt und verdammt wird, — und vom Zöllner, der sich demütigt und zu Gnaden aufgenommen wird, — vorgebracht den Pharisäern, als einige von ihnen so übermütig und aufgeblasen waren, daß sie sich allein für gerecht und heilig hielten, und andere Menschen verachteten, enthält die Unterweisung und Anleitung zum demütigen Gebete.

I. „Jesus sprach zu einigen." Wer sind diese Namenslosen? Sie werden ebensowenig, wie der Prasser im Gleichnis, — gegenüber dem benannten Lazarus, genannt. Christus lehrt damit, daß die Sünden, Laster und Vergehen, wohl dem Namen nach zu kennen, zu würdigen und zu verurteilen sind, daß man jedoch die Namen der sündigen Personen soweit als möglich dem Namen nach verschweigen soll, um sie nicht der Beschämung der Mitwelt preiszugeben, und — daß auch bei Gott ihre Namen nicht ins Buch des Lebens eingeschrieben, noch von Gott erkannt werden.

„Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten," lautet der Anfang der Parabel. „In den Tempel," sagt Christus, anzudeuten, daß die Kirche nur für die Menschen, nicht für die Hunde da sei, daher auch Johannes sagt: „Hinaus mit den Hunden!", aus dem Gotteshause. Sollte damit nicht aber auch gesagt sein, daß die Tempel nicht für gebissige Menschen da sind, sondern für verträgliche? „Sie gingen hinauf, um zu beten." Zu diesem Zwecke ist die Kirche errichtet, laut Wort: „Mein Haus ist

ein Bethaus.“ Wie viele aber bedienen sich des allen offenstehenden Tempels nicht zur Anbetung und zur demütigen Ausgießung ihres Gebetes vor Gott, sondern aus Gefälligkeit gegen den Geistlichen, zur Geschäftsbetreibung, ja noch schändlicher, zum Sündigen, d. i. um Andere zu sehen und zu sprechen, oder von ihnen gesehen und angesprochen zu werden! Nein, jedweden Menschen muß zur Kirche hintreiben die Liebe zu Gott oder das Pflichtgefühl, die Liebe zu sich selbst oder das Herzensbedürfnis, und die Nächstenliebe oder das auferbauliche Beispiel, — am meisten aber das Gefühl der Sündhaftigkeit, um Sündenreinigung und Gottes Rechtfertigung im Tempel zu erlangen.

Das Hinaufgehen zweier Menschen in den Tempel zum Gebet erinnert an den Brauch der Juden und ersten Christen, außer dem Sabbats- und Festtäglichen Tempelbesuch, ihn auch außergewöhnlich an den Werktagen dreimal des Tages zur Gebetsstunde aufzusuchen, zur neunten, zwölften und dritten Stunde, oder des Morgens, Mittags und Abends, welche Sitte die christliche Kirche auch noch jetzt im geistlichen Breviergebete beibehalten hat. So zogen auch einst zwei heidnische Brüder Athens, Cleobis und Biton, die Söhne einer Priesterin der Göttin Juno, hinauf in den Tempel, indem sie bei Ermanglung von Zugtieren sich selbst vor den Wagen gespannt und ihre kranke Mutter zum Tempeldienst gefahren. Und — als die Mutter darauf im Tempel zum Himmel gefleht, ihren Söhnen zum Danke dafür das Allerbeste zu gewähren, was die Götter den Sterblichen geben könnten, — erwachten sie nicht mehr vom nächtlichen Schlafe, — sie waren in die Ewigkeit aufgenommen. Darum wurden sie von Solon und den Athenern gepriesen als die Glücklichsten, was sie durch die Religiösität und Pietät geworden.

Im Gleichnis sehen wir den handgreiflichen Beweis, daß, wenn Zwei dasselbe thun, es doch nicht dasselbe ist, — einen Wettstreit, in dem zwei Menschen gegenüber Gott im Gebete um die Siegespalme ringen, — einen Spiegel, in welchem jeder Mensch den Wert seines Kirchenbesuches und Gebetes sehen kann, — und eine Wage, auf der die Frömmigkeit und Gottseligkeit zweier Menschen abgewogen wird.

Beide schienen sich anfangs auf der Wage gleich zu halten. — Beide gingen zugleich hinauf, — beide waren dabei eines Willens und einer Meinung, freilich nur beim Hinaufgehen, nicht mehr aber im Tempel, — beide hatten einerlei Absicht, da zu beten, — beide

verrichteten auch ihr Gebet stehend und — beide begannen auch ihr Gebet mit der Anrufung des göttlichen Namens. Allein von nun an beginnen die Wagschalen zu schwanken; denn der zwei Betenden Stand, Gebetsweise und Gebet, waren ungleich und verschieden.

Der Eine war ein Pharisäer, d. i. dem Rufe nach ein im Gesetze des Herrn erfahrener und „heiliger" Mann, ein vollkommener Hebräer, ein „wohlgesitteter" Israelit und ein „rechtschaffener" Sohn Abrahams. Der Andere aber war ein Zöllner, d. i. ein Publikan, ein Übertreter des Gesetzes, ein öffentlicher Sünder und einer von jenen Menschen, die bei den Juden verrufen waren, ja sogar Mörder und öffentliche Räuber hießen. Jener war schwer an Tugenden, — dieser aber schwer an Lastern. Der Pharisäer stand zunächst dem Heiligtume, der Publikan aber weit davon im Winkel; — der Pharisäer erhob Augen und Hände zum Himmel und sagte: „Gott sei Dank!", der Publikan aber wagte es nicht, schlug die Augen nieder, klopfte an seine Brust und bat um Gnade. Der Pharisäer zählte seine Tugenden, so viele es waren, an seinen Fingern herab, — während der Publikan nur an seine Laster dachte, nicht ein Gran von Tugend besaß und sein Gebet nur in wenig Worten bestehen ließ. Während der Pharisäer auf die Frage: „Was kannst du, bist du, thust du Gutes?" antwortet: „Ich bin nicht, wie andere Leute, bin ein frommer, heiliger, gottseliger Mann," — da sagt der Publikan: „Ich bin ein Ungerechter, kurz, ein Sünder!" Während der Pharisäer sagt: „Ich bin kein Ehebrecher, wie andere Leute und dieser Publikan," entgegnet dieser: „Ich bin ein Ehebrecher und darum ein Sünder!" Während der Pharisäer sagt: „Ich faste zweimal in der Woche," spricht der Publikan: „Ich faste niemals, sondern esse und trinke, was mir schmeckt, und habe allezeit einen vollen Magen und nassen Mund!" Während der Pharisäer sagt: „Ich gebe fleißig den Decem," antwortet der Publikan: „Ich gebe keinen Zehnt, sondern stehle ihn!" — Einerseits welch gute, und andererseits welch schlechte Antworten, gute vom Pharisäer, und schlechte vom Zöllner. —

Und dennoch wog das Gebet des Publikans bei der ewigen Weisheit des Vaters, die jedes Ding nach Verdienst zu schätzen weiß, viel mehr und schwerer, als das Gebet des Pharisäers. „Jener ging gerechtfertigt nach Hause, und dieser nicht." Jener stieg hinauf in den Himmel zur Gnadenfülle Gottes, zur Barmherzigkeit und Vergebung seiner Sünden, zur Frömmigkeit, Gottseligkeit und zu einem muster=

haften Leben, — letzterer aber stieg hinab zur Hölle, zu den gottverworfenen Menschen und Teufeln für Zeit und Ewigkeit.

Könnte nicht dies Evangelium fast erscheinen wie ein Advokat, Fürsprecher und Prokurator der Hurer und Ehebrecher, Diebe und Räuber, Vollsäufer, Schlemmer und aller ähnlichen Sünder bei Gott? Oder als eine Heiligsprechung des öffentlichen Sünders, und als eine Gottverwerfung der Frommen, Andächtigen und Tugendhaften, insofern ja Räuberei, Ungerechtigkeit und Ehebruch, gottverworfene Sünden, und andererseits Gottdanksagen für Gutthaten, Gerechtsein, Zehntgeben, Fasten u. dgl., gute Werke sind?

Gott bewahre uns vor diesem Glauben, — denn gerade das Gegenteil ist der Fall; der sich selbst gefallen, hat Gott mißfallen, — und der sich mißfallen, hat Gott ob seiner Demut gefallen.

Warum ward das Gebet des Pharisäers gegenüber dem des Zöllners verworfen? Etwa, um dessentwillen, weil er seine Tugendvorzüge offenbarte? Mit nichten; denn, wie könnte sonst Christus sagen: „Die Menschen sollen euere guten Werke sehen, damit sie preisen meinen Vater, der im Himmel ist", d. i. die guten Werke sollen sehr wohl öffentlich sein, damit wir dadurch den Nächsten ein gutes Beispiel geben, aber doch auch derart sein, „daß wir durch die Meinung und Absicht, damit Gott allein zu gefallen, stets das Verborgene wünschen". — Oder ward das Pharisäergebet etwa darum verworfen, daß er sich selbst **gerühmt** seiner Tugenden halber, die er in der That, Wahrheit und Wirklichkeit, besaß? Auch nicht; denn wie konnten sonst die Apostel und besonders Paulus sich so sehr ihrer Tugenden rühmen: „Wir haben empfangen den Geist, der aus Gott ist?"

Nein, das Gebet des Pharisäers ward von Gott verworfen nur wegen seiner Hoffart, mit der er den Zöllner verachtete und sich selbst für besser hielt, als diesen und andere Leute. Er verachtete so seine Mitmenschen und somit Gott selbst, den Schöpfer aller anderen Menschen, der sie alle nach seinem Ebenbilde geschaffen, den Einen mit mehr, und den Anderen mit weniger Talenten und Gnaden, — beschuldigte also Gott begangener Fehler im Schöpfungswerke, log somit unverschämt wider Gott, griff an und stahl Gott seine Ehre, — kurz er hatte das geheime, feine Gift der Hoffart in sich, die stets eine Todsünde ist, aber anderen vorangeht, wenn sie mit Verachtung der Mitmenschen verbunden ist, und so alle guten, auch die allerbesten Tugendwerke vernichtet; denn, was die Gerechtigkeit aufbaut, zerstört wieder die Hoffart. O welch großes Laster ist die Hoffart, wenn

ihm sogar die Ehebrüche vorgezogen werden, und ein Ehebruch nicht strafbarer ist, als eine teuflische Hoffart!" — Welche Thorheit ist das stolze Selbstlob des Pharisäers! Und welche Verworfenheit enthält seine normale Weltehrlichkeit, die nicht mordet, huret, stiehlt, und sonst kirchliche Werke übt, aber von Salz und Schmalz der Herzensfrömmigkeit keine Spur in sich hat, und darum ungenießbar für Gott, Welt und Teufel, ist. Denn wozu soll Gott solchen Heiligen verwerten? Er ist ihm viel zu schlecht. — Wozu die Welt? Wer sich gerecht dünkt und Andere verachtet, ist Intrigant und der gemeingefährlichste Cujon. — Und wozu der Teufel? Zur entschiedenen und offenen Teufelei ist er zu feig, und taugt nur zur verdeckten.

Der Zöllner aber zeigt sich als hellstrahlendes Vorbild, mit seinem Beispiele belehrend und erleuchtend alle Sünder, wie sie sich zu bekehren haben; denn er stand von ferne, sich unwürdig dünkend, weiter vorzutreten, wagte nicht, die Augen zum Himmel zu erheben, weil er sich schämte, und klopfte an seine Brust, gleichsam seine darin sitzende Sünde zu bestrafen, d. i. mit dem Brustschlagen that er sich wehe, anzeigend sein Reueleid, und indem er sich schlug, tönte es, andeutend seine Sündenbeicht, und dazu brauchte er die Hand, weisend auf seine Genugthuung, — siehe da die drei Teile der Buße, dieses Rückweges zu Gott! —

So besteht denn der summarische Inhalt der Parabel in der Unterweisung und Anleitung zum demütigen Gebet. In des Publikans Gebet: „Gott sei mir Sünder gnädig," sind die vier Bedingungen einer vollkommenen Gebetsnorm oder Richtschnur enthalten, d. i. Gottesfurcht im Bewußtsein der verdienten Strafe, Schamgefühl im Niederblicken, äußerliches Brustklopfen wegen zerknirschten Herzens, und offenes Schuldbekenntnis ohne Umschweife. Und obgleich Beide, Publikan und Pharisäer, „stehend" beteten, so war doch „dies stehende Beten" vor Gottes Majestät dem fromm sein wollenden jüdischen Pharisäer als Hoffartszeichen mehr zu verübeln, als dem romanisierten und verheideten Publikan, insofern es laut Schrift der Juden Brauch und Sitte war, knieend zu beten.

Die Hauptlehre des Gleichnisses liegt aber im Schlußwort: „Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden!" Die öftere Wiederholung dieses Wortes zeigt seine Wichtigkeit. — Der athenienſische Feldherr Chabrias pflegte sprichwörtlich zu sagen: „Eine Zahl Hirsche würde unter der Führung eines Löwen eher und leichter siegen, als eine

Menge Löwen unter dem Regiment eines Hirsches," d. i. angewandt auf die Parabel: das Heer der Laster des Zöllners unter der Fühung seiner Demut siegt eher, als das Heer der Tugenden des Pharisäers unter seiner Hoffart. — Bias, einer der sieben Weltweisen, gebot, einst sturmgefährdet mit einigen Gottlosen zu Schiff, als diese mit aufgehobenen Händen zu den Göttern flehten, ihnen Stillschweigen, „weil sie mit ihrem Beten als Gottlose die Götter nur noch mehr zum Zorne reizen würden!" Das ist die Lehre vom stolzen und demütigen Gebet.

II. Obschon Gott alle Sünden aufs höchste mißfallen und alle Tugenden überaus angenehm sind, so bleibt's doch allseitig anerkannte Wahrheit, daß, wie es einige Sünden giebt, die ihm mehr Abscheu verursachen und er mehr, als andere Laster, verdammt, so auch gewisse Tugenden, die er mehr, als andere liebt und ihm mehr, als andere, gefallen. Und zu diesen Sünden zählt auch der Hochmut, und zu diesen Tugenden die Demut. Was that er im Himmel, als er den hochmütigen und rebellischen Engel hinausgestoßen, — was im Paradies, als den bußfertigen und demütigen Menschen wieder aufzurichten, — was in Israel, als Sauls Ungehorsam und Hochmut durch Abnahme seines Reichs zu strafen, und Davids Gnade und Demut mit seiner Thronerhebung zu belohnen, — und was kündet sein nachgeschichtliches Verhalten gegen alle gläubigen und ungläubigen Völker in seiner Weltregierungsmethode behufs Erhaltung in ihrer Pflicht, als die sich Erhebenden zu erniedrigen und die sich Erniedrigenden zu erhöhen?!

Ja, „stolz kann niemand sein, wer nicht ein Narr ist", d. i. hoffärtig und ein Narr sein, ist derselbe Begriff und beide haben eine und dieselbe Mutter. Der Hochmut führt bekanntlich ins Narrenhaus, weil er den Menschen des Verstandes und der Selbstkenntnis beraubt, und das Gehirn mit fixen Ideen erfüllt. Unter allen Narren aber ist der der allergrößte, der aus sich selbst das Meiste macht und sich für besser und größer, als Andere, schätzen und halten will. Und doch, wie giebt's solcher Narren ohne Zahl! Wie vielen Aufgeblasenen und Windmachern, Aufschneidern und Selbstrühmern mit deren Wortgepräng und hochtrabenden Redensarten, die, wer weiß, was Großes aus sich machen, muß man bisweilen zuhören, und doch ist nichts dahinter, wie eitel Wind und Marktschreierei. Was Besseres kann man dabei thun, als schweigen und glauben, was man will, nur nicht sich betrügen lassen, sondern denken: „Faule, leere Nüsse wollen immer oben im Sacke sein," und „leere Fässer tönen am lautesten," oder

„viel Geschrei und wenig Wolle," wie jener gesagt, der ein Schwein statt des Schafes geschoren, — und andererseits: „Was voll ist als Faß, klingt nicht," und „wer in Wahrheit gut, fromm, klug, gelehrt und voll von Tugenden und vollkommenen Gaben und Gnaden ist, der ist viel zu vernünftig, als daß er diese so unbesonnen vorzeigen und in den Wind der Eitelkeit stellen sollte," — und ist nur besorgt, Gottes Gnade nicht zu verlieren!

Eine Mahnung und Warnung liegt besonders im Evangelium, für alle frommen Laien und geistlichen Personen. Obschon es rechtgebahnter Weg und sogar löblich ist, eifrig in eueren geistlichen Übungen, fleißig in allem Gottesdienst, andächtig und gottesfürchtig in all eueren pflichtmäßigen, wie freiwilligen Verrichtungen, willig zum Gebet, hurtig zum Gehorsam, geduldig in der Armut, behutsam in der Keuschheit, aufrichtig im Fasten, und streng in der leiblichen Abtötung zu sein, — so ist doch die äußerste Vorsicht und Behutsamkeit anzuwenden, um bei aller kirchlichen Pietät doch jede geheime und noch so feine Hoffart auszuschließen, und z. B. nie zu meinen, bei Gott Hahn im Korbe zu sein, und daß selbst Stühle und Bänke vor Einem aufstehen müßten, oder euer Rauch besser sei, als anderer Leute ihr Feuer; denn das macht in einem Augenblicke all euere, bereits im Himmel niedergelegten Schätze zu Wasser und nichts. Ferner sind bei aller Tugendliebe doch nicht die Sünder oder vermeintlich Unvollkommenen zu verachten, d. i. präsumiert nicht für euch Verdienste, noch haltet Andere für diebisch und ehebrecherisch, redet ihnen nicht ehrenrührige Sachen nach, auch nicht unter dem Vorwande des Gehörten, deckt nicht auf, noch werft ihnen vor ihre Fehler. Bei aller Gerechtigkeitsliebe aber hart und lieblos gegen die Armen, Witwen und Waisen, zu sein, sie dadurch ins Spital und vom Spital aufs Stroh zu bringen, und dabei doch ein großer Betbruder, eine fromme Betschwester, sein zu wollen, — was nützt da alles Beten, Fasten, Wallfahren, Bruderschafts- und Andachtswesen, Kirchengehen, Meßhören und noch so häufiges Kommunizieren? Ganz und gar nichts, sondern schadet vielmehr; denn solche Andacht in Hoffart macht, wie diese selbst, alles Gute zu nichte, „solch Gebet gereicht dem Menschen zur Sünde," und kann nur zum Unglück und Teufel, zur Hölle und Verdammnis, führen, so daß der Teufel selbst in den Menschen fährt, wie in Judas, in den er fuhr, nicht vorher bei seinem Geiz, Neid oder Verrat, sondern bei seiner teuflischen Abendmahlsandacht.

Eine Mahnung ist die Parabel auch für alle Sünder, nach des Publikans Beispiel sich zu bekehren; denn diesem nur nachfolgen in Sünden, nicht aber in der Buße, ein Publikan sein und bleiben, rauben, stehlen, Arme unterdrücken, genießen nach Tieresgelüst, auch der Menschen Fleisch und Blut, gar nicht in die Kirche kommen, noch an seine Brust klopfen mit dem Vorsatze des vierfachen Ersatzes: wie sollten Solche nicht noch gewisser zeitlich und ewig verderben, als der Pharisäer? Darum, da wir alle Sünder sind, ahmen wir nach dem bußfertigen Publikan, und beten wir stets mit dem kurzen, aber kräftigen Wort: „Gott sei mir Sünder gnädig!", diesem besten Mittel gegen die Hoffart. So erhört Gott unser Gebet und gewährt Gnade; denn im Augenblick solchen Gebetes wird auch von dem unser Heil so heiß begehrenden Gott die Gnade eingeflößt und die Sünde vergeben.

Fragen wir nun, ob wir einst, aus den Tempelmauern der Welt heimgehend, als Pharisäer oder Zöllner werden erfunden werden? Wie viele Christen sind Pharisäer, Heuchler und Prahler, an denen nichts ist, als eine weite Gusche, sich zu loben und Andere zu schänden, sich groß und Andere klein zu machen! Pharisäer bist du gleich dem Bruder des verlornen Sohnes, so du dich rühmst, aber allen ins Herz aufgenommenen Unrat des Nächsten von dir giebst, — oder so deine Frömmigkeit nur Spiegelfechterei ist. Ach, weniger Gebet und mehr Gerechtigkeit, oder langes Gebet und längere Billigkeit, sonst wird's zur Sünde! Wie gefährlich steht's erst mit denen, die wohl sündige, aber keine bußfertigen Zöllner sind, und die nicht folgen dem Publikan, der beim Selbstrichten den Zoll zu fordern nicht unterließ, und auch da von seinem Zollamte nicht lassen konnte, aber es besser, als sonst, übte, indem er Christum selbst zollpflichtig machte?

Mit Furcht und Zittern sollen wir unser Heil wirken, und Andere nicht verachten. Nur zu leicht und bald können aus Kindern Leute, aus Armen Reiche, aus Geringen Große, und aus Teufeln Engel werden, wie umgekehrt. Und was ist's denn Neues und Seltsames, daß auch dem weisesten Menschen der Witz zerrinnt, der allerbeste Schütze sein Ziel verfehlt, auch der geschickteste Schwimmer ertrinkt, und selbst aus dem Frömmsten und Tugendhaftesten ein Kind des ewigen Verderbens wird? Und warum? Weil man zu viel auf sich vertraut und so dem allgemeinen Naturgesetz anheimfällt.

III. Daß der Mensch nach Höherem strebt, ist seiner hohen Natur angemessen, — nur muß es auf rechter Grundlage, in rechter Weise und in rechtem Maße, geschehen.

Wenn aber irgend etwas fähig ist, den Menschen zu Gott zu erheben, — so ist's keineswegs die menschliche Wissenschaft, noch auch irdische Macht, weil solche in sich eine, den Menschen aufblasende und sich Gott gleichmachende Verblendung tragen, die zum Sturze und Falle führt. Nur die Sittlichkeit und Tugend, wie speciell, die christliche, hat allein die Fähigkeit, zu Gott zu erheben.

Ist das eine erhebende Wahrheit, — wie niederschlagend ist die vom Herrn heute gelehrte, daß auch selbst die Tugend, sogar die christliche, sich verbinden könne mit hoffärtiger Meinung und geheimer Selbstvergötterung, — also mit einem Laster, das ihr gerades Gegenteil und der Gegensatz von aller Vernunft und Religion zu nennen ist, und so die größte Geistessünde, die des Teufels, begehe; denn der Teufel ist kein Ehebrecher, Trunkenbold u. dgl. m., sondern ist nur stolz und neidisch. Und somit heißt's dann: „Wohl rein von Fleischessünden, wie ein Engel, aber hoffärtig wie ein Teufel zu sein."

Solche Verdienstes- und Tugendhoffart offenbart sich in maßloser Hochachtung seiner selbst ob seiner vermeintlichen Tugend Weisheit, Wissenschaft, Verdienste und Erfahrung, — und andernfalls in krasser Verachtung aller anderen Menschen, sowohl der geringen, als der gleichen und übergeordneten, so daß dergleichen Menschen sich zu unerträglichen und unausstehlichen, aber auch höchst gemeingefährlichen Erscheinungen, im bürgerlichen wie religiösen Leben, gestalten.

Daß Verdienstesstolze bei ihrer Selbstüberschätzung ihre Mitmenschen verachten, ohne zu bedenken, daß sie sich selbst dadurch verächtlich machen, — ist wohl kein Wunder; allein daß sie auch ihre Vorgesetzten, Obrigkeiten und Gottgesetzten Vorsteher, verachten und zwar in der Einbildung, daß sie klüger und besser, als jene seien, und darum ein Recht besäßen, über sie zu richten, zu tadeln, was immer sie thun, — das ist sicher der allergefährlichste Tugendstolz, weil er stets die giftige Quelle aller staatlichen und kirchlichen Rebellionen, Empörungen und Umwälzungen, ist.

Aus dem Geiste des Tugendstolzes stammte Absalons Staatsrebellion, indem er sich stets stellte, als ob ihm gar viel an der Wohlfahrt des Staates gelegen sei, stets gegen die Regierung seines Vaters lästerte und vorgab, er sei würdiger zu regieren, als dieser, — so die besten Unterthanen auf seine Seite zog, dem Vater untreu machte, ihnen schmeichelte, Schutz und Dienste anbot, und so sich einen Weg zur Herrschaft mit Lebensgefährdung seines königlichen Vaters bahnte.

Beispiel ist Tertullian, der von Papst Zephirin und seiner Kirche ab-, und in die Irrlehre des Montanus verfiel, weil er trotz all seiner so strengen Tugend es nicht mit Demut ertragen konnte, vom Bistume Karthagos ausgeschlossen und dem Papste Viktor nachgesetzt zu werden. Beispiel ist Arius, der wegen Nichterlangung des Alexandrinischen Patriarchats sich sogar an Christi Gottheit vergriff und einen welterschütternden Kirchenbrand der Irrlehre angestiftet, der weder durch seinen Tod, noch durch die Bannstrahlen des Konzils von Nicea, zu löschen war, sondern Jahrhunderte dauerte. Beispiele sind alle Irrlehrer bis zur Gegenwart. Mit Recht nennt St. Augustin die die Hoffart „die Mutter aller Häresien".

Was sollte darum in Staat und Kirche mehr, wie Gift und Pest, geflohen werden von den Unterthanen und Christen, als der Tugend- und Verdienstesstolz, schon um des allgemeinen Wohles halber, besonders aber wegen des eigenen Heils? Und was sollte da mehr anzutreffen sein, als die Gottfürchtende und bußfertige Demut, wie die Davids, der die Sündenkorrektur Nathans, einer Privatperson, und Semeis, als göttlichen Werkzeugs, Fluch und Steine, in Hoffnung der Gnadenhilfe ruhig hingenommen, — die des Kaisers Theodosius, und — die vor allem unseres Heilandes, mit der er allen aufrichtigen und nicht heuchlerischen Sündern begegnete, und mit allem Volke, auch den Geringsten, verkehrte?!

Ist jetzt aber alles Fleisch sein eigener Lobhudler und Schänder der Mitwelt, so ist solches Gebahren zugleich die Ursache der fortdauernden Erniedrigung.

IV. Eine Hoffartsquelle ist die zierliche Kleidung. Sie bewirkt nur zu oft eine Aufschwellung des Gemütes und der Nebenmenschen Verachtung. Welches vom Christentume angeratene Mittel kann diese Quelle verstopfen? Der Gedanke, daß die Zierde, die mit dem Kleide an- und ausgezogen wird, nur dem Kleide, nicht dem Bekleideten, gehört. Das jedem Kleidernarren geltende Wort eines lacedämonischen Ratsmitgliedes: „Was könnte dieser wohl Gutes vorbringen, dessen Kopf und Gemüt mit falschen Farben angestrichen ist?" Besonders aber die Erinnerung, daß unsere Kleidung ist ein Sinnbild unserer Schande und Schwäche. Unsere Kleidung stammt daher, daß unsere sündigen Stammeltern sich mit Blättern, Gott sie aber mit Fellen gekleidet, — und verkündet, daß wir alle Sünder und Rebellen vor Gott, und deshalb von ihm zur Strafe der Kleidertragung ebenso verurteilt sind, wie die gegen Kaiser Karl V. rebellisch gewesenen,

aber begnadigten Ratsglieder einer niederländischen Stadt verurteilt waren, einen Strick als Straferinnerungszeichen an ihrem Hals zu tragen. — Und solche Bedeckung des Schmutzes unseres Leibes sollte Ursache sein zum Stolze, statt zur Scham und Demut?

Auch die schöne Leibesgestalt ist für viele eine Hoffartsquelle. Allein, was ist die Leibesschönheit im Spiegel des göttlichen Wortes betrachtet? Sie ist unbeständig und schnell vergänglich, viel zerbrechlicher, als Glas, das, gut verwahrt, Jahrhunderte dauern kann, ist eitel, Betrug und Lüge, auch nur auf so kurze Zeit dem Menschen vergönnt, daß er im Spiegel schon das Totengerippe neben sich stehen sieht, und nur der Pinselstrich des Malers nötig ist, um einen schönen Engel in einen häßlichen Teufel zu verwandeln. In der Regel ist auch mit ihr so selten verbunden die innere Gabe der Weisheit, und des Verstandes. Nicht das Schönsein, sondern das Schönthun, oder die Tugend allein, ist die einzig wahre und wirkliche Schönheit vor Gott, die auch nur allein, wie glücklich, so auch schön macht.

Die Glückszustände dieses Lebens endlich, wie Ehren und Würden, Reichtum und groß Vermögen, vornehmer Stand, große Gelehrsamkeit, seltene Kunst und Geschicklichkeit, ja auch Frömmigkeit und apostolische Heiligkeit u. dgl. m., sind's so oft, aus denen ein so großer Einbildungsschwall fließt, daß die Menschen gleichsam sich selbst übersteigen und beinahe zerbersten. — Allein, was sind denn alle diese Glückszustände, näher betrachtet, um auch diese letzte Hoffartsquelle zu verstopfen? Sie sind ein kurzes Schau- und Komödiantenspiel: man hat sich ihrer nur wie ein Kömödiant bedient. Des römischen Kaisers Augustus letztes Wort auf seinem Sterbebette an seine Hofbedienten lautete: „Hab' ich nicht gut auf der allgemeinen Schaubühne der Welt meine Rolle gespielt?" — So dachte auch der römische Christenkaiser Ferdinand II., als er 1627, bei der Krönung seiner Gemahlin und seines Sohnes mit der böhmischen Krone, sich dahin ausgesprochen: „Zwischen den Königen im Spiel und zwischen den wahren Königen bestehe kein anderer Unterschied, als daß jene nur etliche Stunden, letztere aber etliche Jahre regieren."

Gott verlangt gebieterisch von jedem Menschen, in und von allen Dingen dieser Welt, und von all seinen eigenen guten Thaten, nicht sich, sondern Gott, die Ehre zuzuschreiben; kurz, dasselbe, was der Mensch aus politischer Klugheit gegenüber seinem menschlichen Herrn und Gebieter zu thun pflegt, nämlich der eigenen Ruhmesehre zu vergessen und sie seinem Herrn zu widmen, wie dies z. B. gethan Joab

gegenüber seinem König David. Wie sollten Christen nicht verstehen, was selbst die alten Heiden verstanden, wenn z. B. der athenienſische Feldherr Sithon auf das Rühmen seiner Tapferkeit geantwortet: „Sie möchten die Thaten und Siege wider des Vaterlandes Feinde nicht ihm, sondern den unsterblichen Göttern zumessen!"

O daß die Hoffartsquellen, die seit Geraumen auf all unseren Lebensgebieten, im Einzelnen und Großen, sich weit geöffnet und überall nur der Erniedrigung Scham und Schande ausströmen, sich mehr und mehr schließen, und der Tugend der Demut und somit der Menschenerhöhung wieder Raum gewähren möchten!

# Am elften Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Jesus ging weg von den Grenzen von Tyrus (Mark. 7, 31—37).

1. „Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte." Warum? Um ihm Gehör und Sprache wiederzugeben. Ob dieser Mensch aus natürlichen oder diabolischen Ursachen leiblich „taubstumm" gewesen, darüber schweigt das Evangelium. Wohl aber lehrt die Erfahrung, daß sehr oft dies Übel angeboren ist, und daß die Taubgebornen auch zugleich stumm sind, und zwar deshalb, weil ein vom Gehirn ausgehender Nerv sich in zwei Nerven teilt, von denen der Eine das Gehör erhält und der Andere die Zunge regiert, so daß, wenn der Ursprungs-Nerv in seinem Beginn verletzt ist, auch das Gehör und die Sprache wegfallen, und daß, falls es bei manchem nicht der Fall ist und er nur eines Sinnes entbehrt, dies nur daher kommt, weil die Nerv-Verletzung erst dann erfolgte, als er sich bereits geschieden und geteilt hatte. — Lernen wir von denen, die den Taubstummen zu Christo geführt, die Liebe gegen den Nächsten!

Christus nahm den Menschen bei der Hand, — führte ihn abseits, — legte ihm seine Finger in die Ohren, spurzelte aus, — berührte ihm die Zunge, — schaute gen Himmel, seufzte und sagte: Epheta, d. i. thue dich auf! Wozu alle diese Umstände und Handlungen? Sie waren an und für sich keineswegs dienlich, um die Heilung zu bewirken, lassen jedoch erkennen, welche wunderbare Kraft die Gottheit des Herrn seinem geheiligten Fleische mitteilte. Sie deuten vielmehr einzig und allein auf den so häufigen Mißbrauch der Ohren und der Zunge, wie auf die geistighöhere Bedeutung dieses Taub-

stummen, versinnbilden die heiligen Sakramente, und begründen auch den Zeremonienbrauch der Kirche.

Die kirchlichen Ceremonien sind keineswegs überflüssig und gleichgültig, sondern überaus nötig, dazu, um den durch die Sünde den Menschen gefährlich und widerspenstig gewordenen Kreaturen die ursprüngliche und Menschenheilsame Beschaffenheit wiederzugeben. Aber nicht aus sich besitzen sie eine übernatürliche oder wunderbare Kraft, sondern diese ist vielmehr abhängig von Glauben, Gebet und Buße, der sie brauchenden Menschen. Und da der Taubstumme die unerlöste Menschheit bedeutet, so hat die katholische Kirche die vom Herrn bei seiner Heilung angewandten Handlungen seit ältesten Zeiten als sinnbildliche Zeichen in die Ceremonien der Taufe aufgenommen.

„Er legte seine Finger in seine Ohren, und berührte seine Zunge mit Speichel," um anzudeuten, daß durch die Gnade des heiligen Geistes, welcher der Finger Gottes genannt wird, die Ohren des Leibes, sowie der Seele, eröffnet werden, — und auch die Zunge durch Christus, der die Weisheit selbst ist, den rechten Geschmack und die rechte Rede empfängt. — „Er sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: „Epheta, das ist: Thue dich auf!", uns zum Hinweis auf die Quelle aller Güter, auf das Mitleid mit den Unglücklichen, und auf die Kraft seines Wortes. Gehör und Sprache des Menschen, die des Mundes und der Schrift, sind wie alle Menschensinne, eine kostbare Gabe des Himmels, eine Zierde des Menschengeschlechts und eine Weltbewegende Macht. Gott hat sie den Menschen gegeben: wer wollte ihnen darum Ohr- und Maulkörbe anlegen? Gleichwohl sind sie, da eine Welt von Segen bei gutem, aber auch von Fluch bei üblem Gebrauch auf ihnen ruht, nicht gegeben von Gott den Menschen zur schrankenlosen Gebrauchsfreiheit, sondern nur zu einer durch Gottes- und Menschengesetz beschränkten Freiheit, daher der Mensch fürs Hören und Lesen, wie fürs Verkosten und Sprechen, eine gesetzmäßige Auswahl zu treffen hat.

Warum sollte Christus nicht seufzen, besonders bei der Zungenheilung? Die Zunge ist ja das Beste und Schlechteste, jenes bei gottgemäßem, und letzteres bei gottwidrigem Gebrauch. Wenn die Zunge mit ihren Wurzeln ausgerissen wird, erscheint sie zweiteilig, wie V, als ein Scheideweg zum Guten und Bösen. Daher heißt's vom alten Dichter Äsop: als ihm von seinem Herrn befohlen worden, das Beste und Schlechteste für den Tisch zu bereiten, da richtete er Zungen zu.

„Und sogleich öffneten sich seine Ohren und das Band seiner Zunge ward gelöst, und er redete recht," d. i. zufolge dieser Heilung seiner Stummheit und des Stammelns, d. i. jener Zungenkrankheit, die darin besteht, daß das „Zaum" genannte Zungenband (froenum), das die Zunge abwärts an das Kinn heftet, entweder abgerissen oder geschädigt ist, so daß die Zunge, weil ungebunden, einem schnurrenden und verwirrten Uhrwerke gleicht.

Wohl läßt uns die so umständliche Heilung des Taubstummen tief blicken in das Wesen der Gewohnheits-, besonders der fleischlichen Sünde und noch mehr des Mißbrauches des Gehörs, der Sprache und der übrigen Sinne, — und gewiß deutet sie uns an, daß die Heilung aller Gehörs- und Zungenkranken, wie überhaupt aller in ihren Sünden alt, und darum gehör- und sprachlos Gewordenen, kurz der Gewohnheitssünder, eine sehr schwere, und viel Fleiß und Mühe erfordernde Aufgabe und Arbeit (dura pugna) ist, bei und zu der das bloße Verschreiben der Medizin nicht ausreicht, so man sie den Kranken nicht selbst beibringt.

II. Viel größeres Unglück, als die leibliche, ist die geistige Taubheit und Stummheit, — oder der Mangel des rechten Hörens und Sprechens, im Nichthören der Lehre des Heils und im Nichtverkünden der Ehre Gottes. Laut Christus ist's besser, lieber gar nicht zu hören und zu reden, als zu hören und zu reden, was man nicht hören und reden sollte, — lieber leiblich, als geistig taub und stumm zu sein, beziehungsweise laut Spruch, „mit Eselsohren aufgespielt zu erhalten," und laut Jesaias den „stummen Hunden" zu gleichen, — ohne Ohren und Zunge ins Himmelreich einzugehen, als mit ihnen ins Höllenfeuer dieser und jener Welt geworfen zu werden. Besser ist's für so manche, sie schnitten sich selbst, — nicht physisch, sondern moralisch — Ohren und Zunge ab, d. i. die Zungendrescher schlügen sich selbst auf den Mund und setzten sich eine Thüre davor, und die Gehörskranken bänden sich wie Ulysses an den Mastbaum gegenüber den verführerischen Sirenenstimmen, und umzäunten und verstopften sich gegenüber den Religionsspöttern, Lügnern und Schmeichlern, naseweisen Fragern, Zeitungszuträgern, unzüchtigen Zottenreißern und Verleumdern der Nebenmenschen, die Ohren mit Dörnern d. i. nicht bloß mit entschieden kundgegebenem Mißfallen, Widerspruch, Redeableiten oder Fortgehen, — sondern auch mit geduldiger Gottergebung gegenüber der brüderlichen Zurechtweisung und Beschimpfung, gleich David gegenüber Nathan und Semei.

Während unter dem, von Christus dem Taubstummen gegebenen leiblichen Gehör uns die Anweisung zum geistigen Gehör oder zum christlichen Gehorsam gegeben wird, da weist die Heilung seiner Stummheit mit dem Rechtreden hin auf den wirklichen und rechten Zungengebrauch. Gleichwie Christus diesen leiblich Taubstummen geheilt, so hat er auch der gesamten, zufolge der Erbsünde für Gott und sein Heil geistig taub und stumm gewordenen und geborenen Menschheit durch seine Erlösung für alle Zeit des Geistes Gehör und Sprache wiedergegeben, und behufs deren Zuwendung an den einzelnen Menschen das Taufsakrament auszuspenden, seiner Kirche anvertraut und anbefohlen. Doch wie viele Christen verlieren wieder ganz oder teilweise ihrer Seele Gehör und Sprache, wenn und so oft sie ihrer behaltenen bösen Begierlichkeit nachgeben, und den Taufbund durch schwere Sünden brechen!

Das Menschengehör ist krank, wenn es hört auf die Welt. Wer kennt nicht ihre schmeichelnden, liebkosenden, lockenden und bezaubernden Sirenenstimmen, welche anreizen zur Hoffart und Ehrsucht, zum Geldgeiz und ungerechten Bereichern, und zu den verbotenen Genüssen der Wollust, — aber auch die Abgründe des Elends, der Schmach und Schande, in welche der auf solche Sirenenstimmen hörende Mensch hinabstürzt und mit sich auch so viele Andere, ohne Zahl, hinabreißt, die er in Mitleidenschaft gezogen! Aus eigener Erfahrung wissen wir, wie mächtig schon von Geburt aus die Menschennatur zum Verbotenen hinneigt, — und wie große, ja wie viel größere Macht, als die der Gewalt, trägt erst die Schmeichelei, zumal seitens der Frauen, in sich, wenn sich ihrer die Welt und deren Fürst als Werkzeug bedient? Wie viele warnende Beispiele erzählt uns die Geschichte, wie von unseren Stammeltern, David, Achab, Samson, Salomo, und unzähligen Anderen, die alle durch das Anhören von Sirenenstimmen verunglückten!

Sind aber so verführerisch und gefährlich die Sirenenstimmen der Welt, und ist's so schwer, den Schmeichelworten zumal geliebter Menschen zu widerstehen, — welches andere Mittel giebt's, als uns vollständig taub zu machen, derartige Sirenen wie schweifwedelnde Hunde und wie eine Pest der menschlichen Gesellschaft mit trotziger Entschiedenheit von uns zu weisen, hingegen um so bereitwilliger auf alle Stimmen der Wahrheit in der Kirche des Herrn zu hören!

Wie viele Christen sind dem Geiste nach Zungenkrank, aber wie wenige besitzen, die Tugend recht, Rechts- und Ehrengemäß zu reden,

und dies aus keinem anderen Grunde, als weil man mit Rechtreden bei der Welt in der Regel unrecht hat, und nie Lob und Lohn, sondern nur Schaden und Mißhandlung findet und davonträgt, — wie dies z. B. darthut jener schimpfliche Backenstreich, den der Herr in des Annas Vorhof für sein Rechtreden erhalten. Laden aber jene Gottes Zorn und des Volkes Fluch auf ihren Hals, welche schweigen, wo sie reden sollten, oder wenn sie nicht, was recht ist, reden, — welchen Zorn Gottes haben die zu fürchten, die wissentlich, Anderen zu gefallen, die Sünde gutheißen, und sich so mit fremden Sünden belasten? Wie werden sie es seinerzeit tausendmal bereuen, daß sie nicht geredet, was recht ist? Die Sprache der Welt besteht ja vor allem in den vier Lastern, d. i. der Prahlsucht, der Entschuldigung, der Wiederschimpfung und der Lüge. Ist nicht die Zunge heute mehr, denn je, ein Schwert, durch das mehr Menschen umkommen, als durch das eiserne? O daß Christus, das Menschgewordene Wort Gottes und der Arzt aller Ärzte, sich erbarmte, und — an dieser froschmauligen Welt seine Zungenkur vornähme, damit sie zur Abwendung der drohenden Gottesstrafe, diese stets brennende Kriegslunte, einzuziehen lernte! Da aber Christi Erbarmen nicht zweifelhaft ist, und er seine Gnaden- und Heilsmittel für die kranken Zungen, wie Ohren, stets in seiner Kirche der Welt zukommen läßt, — so bedarf es nur, zu hören und zu brauchen die kirchlichen Gnadenmittel, nämlich das Gebet um Gottes Gnade, das geistliche und religiöse Gespräch nebst Lesung, — die Meidung geschwätziger Zusammenkünfte, — das bisweilige Stillschweigen, — die Betrachtung der aus der Zunge entspringenden Übel, des Leidens Christi und besonders des strengen göttlichen Gerichtes.

Auch die Natur schon giebt solchen Hinweis. Dadurch, daß sie die Zunge im Munde angeheftet und gleichsam hinter das Bollwerk der Lippen und die Beinpalissaden der Zähne eingeschlossen, — warnt sie, die Zunge ob ihrer Schlüpfrigkeit nie ohne Zaum und unbedachtsam hervorschlüpfen zu lassen. — Dadurch ferner, daß sie wohl zwei Augen zum Sehen, zwei Ohren zum Hören, zwei Füße zum Gehen und zwei Hände zum Arbeiten, aber nur Eine Zunge zum Reden, gegeben, — erinnert sie uns, die Zunge selten und behutsam zu brauchen. — Und dadurch endlich, daß sie wohl sofort nach unserer Geburt das Sehen der Augen, das Hören der Ohren und die Bewegung der Hände und Füße, doch den rechten Gebrauch der Zunge nicht vor dem Gebrauch des Verstandes, sondern erst zur Zeit der Verstandes-

entwicklung, gewährt, — mahnt sie uns, nur verständig und als Dolmetsch der Gedanken unseres Verstandes die Zunge zu brauchen.

Wir führen die leibliche Nahrung in unseren Mund hinein, aber die geistige und unsterbliche Nahrung führen wir in unseren Worten aus unserem Munde heraus, — und dies lehrt uns, daß, wie wir nicht allezeit, sondern nur zur gebührenden Zeit des Bedarfes essen, so auch nur reden sollen, und — daß, wie wir nicht alles und jedes ohne Ausnahme, sondern nur das uns Zuträgliche genießen, so auch nur solches reden dürfen.

III. „Da gebot er ihnen, sie sollten es Niemandem sagen." Hiermit wollte er lehren, daß wir beim Gutesthun nie nach Weltehre und =Belohnung, begierig seien, sondern die eitle Ehre und der Menschen schnödes Lob fliehen und meiden; denn die ihre guten Werke thun, um von den Menschen gesehen und gelobt zu werden, solche haben ihren Lohn von der Welt bereits empfangen und keinen Gotteslohn zu erwarten.

„Aber je mehr er es ihnen verbot, desto mehr breiteten sie es aus, und desto mehr verwunderten sie sich, und sprachen: Er macht alles wohl, die Tauben macht er hörend und die Stummen redend!", d. i. er wirkt in allem und überall nur wohlthuend.

Das Volk anerkannte die Heilung des Taubstummen mit dem Worte: „Er macht alles wohl," gleich als wenn er mit diesem doppelten Wunderwerke alles ausgerichtet, Ohr und Zunge mehr wären oder er mehr von ihnen gehalten, als von den übrigen Leibessinnen, wie Augen, Herz, Verstand u. dgl. . Das aber ist nicht bloß Schein, — es ist Wahrheit, daß der Mensch ohne Gehör und Sprache ein überaus bedauerungswürdiges Wesen ist, insofern er dadurch der wichtigsten Seligkeitsmittel entbehrt, d. i. der Mittel, den christlichen Glauben zu hören und zu verkünden, ohne den doch niemand selig werden kann. Doch des Leibes Gehör und Sprache läßt sich noch immer durch besonderen Unterricht einigermaßen ersetzen. — Lernen wir von diesem Volke, die Werke Gottes zu offenbaren, und seine Allmacht und Güte zu preisen, zu welchem Ende er ja so viele Wunderzeichen, besonders durch seine Heiligen, wirkt!

„Er macht alles wohl," das heißt: Was Gott thut, das ist wohlgethan; die göttliche Providenz ist stets und immer lobenswert; alles thut Gott wohl in seiner weisen Vorhersehung. Er thut wohl, auch wenn er die Übel, die der Schuld wie der Strafe, die zeitlichen

wie ewigen, nicht verhütet, wo er es könnte. Wer wollte da gleich im Unglücke verzagen?

Warum also gegen Gott im Himmel klagen, oder seine Weisheit, Liebe und Vorsehung, schmähen oder gar gegen sie gotteslästerliche Reden führen? So pflegte der spanische König Alfons X. zu sagen: „Hätte ich von Anfang der Schöpfung dem Rate Gottes beigewohnt, so würde Manches besser und ordentlicher erschaffen sein!", und bekehrte sich davon nach vergeblicher Warnung erst dann, als der Blitz ins königliche Schlafgemach zur Nachtszeit schlug, seine und der Königin Kleider verbrannte, sie beide aber verschonte.

Darum, weil Gott allein durch seine unerforschliche Providenz seit Weltbeginn alles wohlgethan, — so laßt uns dies „Wohlgethan" allzeit mit Herz und Mund er= und bekennen, gehe es auch in der Welt zu, wie es wolle. Erkennen wir in allem seinen göttlichen Willen, ohne den nicht ein Haar vom Haupte fällt, daher auch alles, was geschieht, sei's Gutes oder Böses, wohl geschehen ist, d. i. straft er uns, so geschicht's nach unseren Verdiensten, wir haben's um ihn verschuldet, — und verschont er uns, so geschieht's nach seiner unergründlichen Güte und Barmherzigkeit

Umgekehrt aber lautet's bei den Menschen. Da hat jeder, auch der frömmste und heiligste Mensch, und jede, auch die beste Handlungsweise ihr „Wenn" und „Aber", wie z. B. bei Jakob und Elias.

Viele sind in sehr Vielem gut, — fromm, fleißig, ehrlich, kirchlich, gönnen und geben jedem das Seine, reden niemandem übel nach, sind lauter in Gesinnung und bedachtsam in der Handlungsweise, — allein irgend eine Sünde, eine üble Angewohnheit oder Gebotsübertretung, sei es das Fluchen oder Ehebrechen, oder Vergreifen an fremdem Gute, oder Kleiderluxus, Wollust, Ehrabschneidung oder Trunksucht u. dgl. m., verdunkelt und vernichtet ihren Ruhm und schändet sie. Was nützt es denn, noch so viele Gebote Gottes zu beobachten, nur aber das eine oder andere Gebot zu übertreten und zur Hölle zu fahren, — unsträflich in vielem, doch sträflich in einem Wesentlichen zu sein, und so für alles Gute, für Gott und ihre Seele, verloren zu gehen?

Freilich denkt anders der Pharisäismus der alten und neuen Welt. Dieser lehrt, daß ein wesentlicher Verstoß nicht viel zu bedeuten habe, wenn nur der größte Teil der Gebote gehalten würde; denn die übrigen gingen mit den anderen mit darein, ebenso wie ein Zahlmeister unter vielem echten Gelde auch manches falsche mit

annehme. So glaubten und lehrten auch einst manche jüdische Lehrer, indem sie behaupteten: „daß die allein selig würden, die mehr gute, als böse Werke ihr eigen nennten, und daß es nichts besage für Einen, viel gesündigt zu haben, wenn er nur dabei auch etwas Gutes gethan.“ Selbst manche Christen gab's zu St. Augustins Zeit, die da gemeint, „man könne allein mit Almosengeben ohne Haltung der anderen Gebote Gottes selig werden,“ indem sie sich beriefen auf Gottes Wort: „Gebet Almosen und alles ist euch rein“ d. i. möchte Eins auch morden, ehebrechen, rauben oder stehlen, wenn man nur den Armen auch etwas zukommen lasse, so sei alles gut und in Ordnung.

Was aber lehrt öffentlich und feierlich Christus, die einige Wahrheit? „Ich sage euch, kein Jota, kein Pünktlein oder Buchstaben, wird vom Gesetze abgehen. Alles muß gehalten und kein einziges darf übertreten werden von dem, der in den Himmel eingehen will.“ Und, — „wer immer das ganze Gesetz hält, aber in einem sich versündigt, der ist schuldig aller anderen“. — Und warum? Weil er durch eine einzige Übertretung das Gesetz Gottes schon verletzt, welches gebietet, daß man es ganz halte.

Schändet und gefährdet nicht Ein wesentlicher Fehler ein noch so schönes Werk im Ganzen? Was nützt ein noch so dauerhaftes Schiff, wenn's auch nur einen einzigen Riß (Leck) hat? Muß man nicht eben so gut ertrinken, ob das Wasser nur eine halbe Spanne, oder zehn Spannen über ihm zusammenströmt? Und — was nützt eine noch so starke Festung, wenn auch nur Ein Zugang offen steht? Muß sie sich nicht eben so ergeben, ob man dem Feind Eine oder alle Pforten öffnet? Wurde nicht auch ein Herkules — und Goliath überwunden, bloß weil jener an den Achseln, und dieser an der Stirne, nicht bedeckt oder geschützt war?

Nicht anders aber ist's auch mit dem Gesetze Gottes und dem Menschenleben. Das Gesetz Gottes mit seinen zehn Geboten ist gleichsam eine goldene Krone, die nicht mehr ganz ist, sobald von ihr auch nur ein einziger Strahl abhanden kommt, — und ist wie jene zehnsaitige Harfe Davids, mit der er Gott lobte, die, wenn alle Saiten wohlgestimmt und beachtet werden, die lieblichste, wohltönendste und Gott und Welt anziehendste Melodie darbietet, — hingegen nur Mißklang von sich giebt, wenn's auch nur an Einem Gebot durch dessen Verletzung, oder an Einer Tugend, fehlen sollte. Im Menschenleben müssen, wie in einem Bilde, alle Teile schön sein!“ Und als der berühmte Fürst Alexander, der Große, seinen weisen Freund Kal-

listenes wegen der Warnung, „sich nicht göttliche Ehre erweisen zu lassen,“ schmählich ermordet hatte, — sagte Seneca: „Das ist ein ewiges Laster Alexanders, das keine Tugend und kein Kriegsglück mehr abwaschen kann!“ Wie sollten wir als Christen nicht erkennen die Notwendigkeit, als treu in allen Geboten Gottes erfunden zu werden, sondern auch alles, was wir thun, recht und gut zu thun; denn nur dann, mag's uns auf der Welt ergehen, wie es will, haben wir gewiß und sicher auch den größten Trost?

Das von Christo so wohlgethanene Mirakel ist nämlich, trotz seines zur Verhütung eitler Ehre gegebenen Verbots, davon zu reden, — dennoch um so mehr allüberall vom Volke mit höchster Verwunderung ausgebreitet worden, — und aller Neid und Haß, alle Verleumdung und Verteuflung der Feinde Jesu, haben gar nichts genützt und konnten nicht verhindern, daß Christi Ruhm aus dem Munde des Volkes ertönte, und selbst von den Steinen ertönt wäre, falls dieses geschwiegen hätte.

So läßt sich auch niemals die christliche Tugend und Wohlthat, oder das recht und gut gethanene Werk eines Menschen, auf die Dauer verbergen, verschweigen und gleichsam zu Tode schweigen, — sondern sie gehen, ob auch zeitweise verdunkelt, seinerzeit zu ihrem höchsten Lob und Ruhm in die Öffentlichkeit über, und werden kund und offenbar.

„Das Werk lobt seinen Meister.“ „Eine gute Arbeit lobt sich selbst.“ „Ein guter Wein braucht keine Proben, noch Ausrufer, — seine Güte macht ihn selbst kund und offenbar.“ „Nichts ist so fein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen.“ Die Erfahrung lehrt von so vielen Wohlthaten und Tugenden, daß sie der Welt bekannt geworden, da, wo man es am wenigsten verhoffte, wie dies z. B. bei den Patriarchen, Joseph, Susanna, Daniel und tausend Anderen geschehen, ja daß sie bisweilen nicht bloß unter der Bank, sondern auch selbst aus dem Grabe, wo sie schon verfault zu sein schienen, wieder zum höchsten Ruhme derer, die sie geübt, hervorgezogen, und so manche selbst wider Willen ihres Herrn geoffenbart worden. Dahin zielt auch die Lehre Jesu. „Meint ihr, man zünde ein Licht an, um es unter den Scheffel zu verbergen? Nein, nimmermehr; das Licht gehört auf den Leuchter.“ „Drei Dinge“ (sagt die Erfahrung) „lassen sich am wenigsten verbergen, nämlich Liebe, Husten und Feuer, so sehr man sich auch anstrengt. Auch das Feuer wird nicht nachlassen, bis daß es sich offenbart, und es arbeitet so lange und so stark,

bis daß es zum Durchbruche kommt; Tugenden und gute Werke sind aber, wie das Licht und Feuer. „Gott läßt nicht zu, daß etwas Wichtiges und Besonderes allzulange verborgen, daß die Tugend schon auf dieser Welt unbelohnt bleibt."

Als einstens zu Lysander jemand mit Schmeichelei und Großsprecherei, und wie treu er als Freund zu ihm halte, sein Ruhmeslob im ganzen Lande verbreite, und seine Ehre und seinen guten Namen verteidige, — da lachte Lysander einfach über solches Geschwätz und fügte hinzu: „Lieber, spare deine unnötigen Worte und vergebliche Mühe; denn siehe, ich habe zwei Ochsen auf dem Acker unter dem Joch, und — obgleich keiner aus ihnen das ganze Jahr seine Mühe und Arbeit hervorstreicht, so ist's mir doch unfehlbar bekannt, welcher unter ihnen sich besser in die Arbeit schickt." Der weise Mann wollte damit sagen: Meine Tugend hat deines Ausrufens nicht erst nötig; sie kann sich stillschweigend einen größeren Namen machen, als du mit all deinem Ausplaudern. Wenn sich aber also die stummen Ochsen in der Welt berühmt zu machen vermögen, wie könnte der Mensch meinen, daß seine Tugenden und Wohlthaten verschwiegen bleiben und mit ihm ins Grab verscharrt werden könnten?

Was ist darum anders unsere Pflicht, als nach Christi Beispiel alles wohl, d. i. gut und recht, zu thun, in allem das rechte Ziel und Ende zu erstreben, in allem nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln, gleichwie wir's einst vor Gott uns getrauen, verantworten zu können, — und in allem Rechtthun so fortzufahren, daß alles, was man thut, sei wohlgethan, — unbekümmert darum, ob es auch bei der Welt bekannt werde, oder nicht, ob man deswegen bei den Menschen gebührendes Lob davontrage, oder nicht, oder ob man deshalb und trotz alles vermeintlich besten Thuns getadelt und aufs übelste verdächtigt und verurteilt werde! Das darf nicht im mindesten anfechten, — noch Sorge machen, daß Gott alles besorge! Nur ein wenig Geduld mit und in Christo, dem's viel schlimmer ergangen, — und deine Tugend wird bald an den Tag kommen, und dies wird dir zu deinem größten Ruhm gereichen; denn, wie St. Hieronymus sagt: „Auf Wohlgethanenes folgt Ruhm und Ehre, wie auf den Leib der Schatten," sowohl in diesem, als in jenem Leben, wo belohnt wird mit der ewigen Glorie!

## Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet (Luk. 10, 23—42).

Das Evangelium beginnt mit der vom Herrn den Jüngern gewidmeten Preisrede: „Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen, — und hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört!"

Vom wirklichen Sehen und Hören spricht der Herr, und nicht von dem im prophetischen Geiste, welches ja auch so viele Propheten und Könige, gleich Abraham, erfreute. Daß er aber auch nicht so sehr nur das äußerliche Sehen und Hören seiner Person gemeint, sondern vor allem das innere Sehen und Hören, oder die Empfänglichkeit und den willigen Glauben zur Erfassung und Verstehung seines Lebens und seiner Lehre, — sagt er ausdrücklich bei anderem Anlasse. Christus preist selig die leiblichen und geistigen Augen seiner Jünger, um dessentwillen, weil sie ihn schauen, — und daß sie an seiner heiligen Person, nicht bloß seine Menschheit, sondern auch seine persönliche Gottheit, — kurz, ihn als den wahren, von so vielen Jahrhunderten schon erwarteten Messias und Gott, mit Herz und Mund, mit Sinn und Gedanken, rechtgläubig und unverfälscht, erkannten und bekannten, und auch allezeit nicht bloß auf seine Tugendvollkommenheit, sondern auch auf seine göttlichen Eigenschaften der Unermeßlichkeit, Wesenheit, Allmacht und persönlichen Gegenwart, mit gebührender Ehrfurcht schauten. Solches Gottschauen macht nicht bloß selig in jener Welt, sondern auch glücklich schon in dieser, und führt uns zum christlichen und göttlichen Tugendleben. „Das aber ist das

ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, erkennen und den Du gesandt hast, Jesum Christum," — lautet es im Hohenpriesterlichen Gebete des Herrn. Sind die Jünger aber wegen des leiblichen und geistigen Schauens Christi glücklich zu preisen, so sind noch viel glücklicher die Christum nur geistig sehenden Gläubigen der nachchristlichen Zeit; — denn viel mehr können sie sich in Christo erfreuen, als jene, da sie ungleich mehr und größere Wunder des Christentums schauen, als jene, — und auch viel zuversichtlicher dem ewigen Schauen, Besitzen und Genießen des Herrn entgegengehen können, weil sie ihn nur innerlich im Geiste schauen, und nicht gleich den Jüngern den unvermeidlichen Hindernissen des leiblichen Gesichts unterliegen. Dies besagt das Wort des Herrn: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!"

I. „Und siehe, ein Gesetzgelehrter trat auf, ihn zu versuchen," zufolge der Lobpreisung der Gott in Christo schauenden Augen; denn er konnte nicht hören das Lob des Christentums. Und er sprach: „Meister, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erwerben?" Und auf die Schriftverweisung: „Was steht geschrieben im Gesetze? Wie liesest du?", antwortet er richtig mit dem Gebote der Gottes- und Nächstenliebe: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften und von deinem ganzen Gemüte, — und deinen Nächsten wie dich selbst!" Da aber Wissen und Thun zweierlei ist, und er es wohl wußte, aber nicht that, so sprach Christus: „Du hast recht geantwortet; thue das, so wirst du leben!" — Ein Theologe war's, laut seiner Frage nach dem ewigen Leben, — und ein Doktor der geistlichen und weltlichen Rechte, laut seiner juridisch-richtigen Beurteilung: „Wer unter den dreien der Nächste des Verwundeten gewesen?" — Doch seine Frage: „Wer ist denn mein Nächster?" beweist, daß er kein warmer, sondern ein kalter Doktor, gleichsam ein Komödiant war, der wohl seine Rolle hersagt, aber nicht versteht, es also mit seiner Doktorenweisheit nicht weit her war, und es von ihm galt: „Je gelehrter, desto verkehrter." — Er war aber auch ein lügenhafter und verstellter Doktor, das zeigt sein Reden vom ewig-seligen Leben, dessen Gegenstand Gott ist, — oder sein Reden von Gott ohne Gott, indem er von Gott redet und wider Gott thut, d. i. Christum nur fragt, um ihn wie der Teufel zu versuchen. In dem einst bei seiner Promotion erhaltenen Doktormantel des einen pharisäischen Wolf einschließenden Schafspelzes, erscheint er vor Christus mit der

Versuchungsfrage, zu hören, ob er vielleicht etwas gegen Moses sage, um ihn solchenfalls beim jüdischen Rate zu verklagen und verurteilen zu lassen.

Welche Mahnung zur Vorsicht ist daraus zu entnehmen?

Wohl versuchen die Teufel unsichtbar, aufs listigste und mit größter Personalkenntnis zur Sünde, — aber viel gefährlicher und ärger thun's die Menschen, die wir sehen und hören. Und warum? Wegen des beruhigenden Hinblicks auf Andere, „denen trotzdem nichts Arges passierte," wegen des Vergessens auf den Spruch: „Lang geborgt ist nicht geschenkt!", und ob der den Verstand verführenden Trugschlüsse der falschen Gelehrten, besonders „Gottesgelehrten", daher man vor diesen auch am meisten auf der Hut sein muß. Wir achten und schätzen wohl allezeit hoch die wahre, vor Gott sich beugende Wissenschaft, ja ehren höher den Stand der Gelehrten, als den der Ritter, — die Bücher mehr, als die Waffen, — die Feder mehr, als den Degen, — und zwar, laut Schrift und Erfahrung, wie laut Wort des Kaisers Sigismund: „Er könne wohl stündlich aus unstudierten Leuten mehr, als sechshundert, zu Rittern schlagen, aber nicht aus sechshundert Rittern Einen Doktor machen!" Allein wir weisen auch zurück jeden uns versuchenden Gelehrten gleich anderen Versuchern mit dem Worte: „Weg von mir, Satansknecht!", und mit der beigefügten Vaterunserbitte: „Und führe uns nicht in Versuchung!", nicht in der Meinung, daß Gott uns versuchen könne, sondern damit er uns nur beim Gebete, ohne das keine Versuchung zu besiegen ist, erhalte, uns nicht in der von ihm zugelassenen zu Grunde gehen und dem Sündenübel anheimfallen lasse; denn Gott versucht niemanden, sondern läßt es nur zu behufs Prüfung des Menschen.

Christus schwieg nicht auf die Versuchungsfrage, wie auf so manche andere; er antwortete, und — nur deshalb, weil ihm durch sie Anlaß gegeben worden, zu reden von der Liebe zu seinem Vater und den Nebenmenschen, von der sein Herz entflammt war, und die ja so viel ist, als das Leben, während das Nichtlieben dem Tode gleicht.

Christus antwortete ihm mit der Gegenfrage: „Was steht geschrieben im Gesetze? Wie liesest du?" Mit Recht ward er zur Schrift gewiesen; denn die Schrift des Alten Testamentes enthält ja in sich alle, für Israel nötigen Offenbarungen Gottes, und sie auch hatte nur den Zweck, den Weg zum Himmel zu lehren. Allein mit welchem Rechte könnte man dies auch von der Schrift des Neuen Testamentes sagen, und daß in diesem geschriebenen Neuen, in Ver-

bindung mit dem Alten Testamente, die ganze heilige Schrift zu finden sei? Gilt nicht für die christliche Menschheit und fürs Neue Testament ein ganz anderer Hinweis zur Kenntnis des himmlischen Weges, d. i. das Lehramt der Kirche?

Hatte auch der Gesetzgelehrte in der Schrift gelesen und aus seinem Lesen die zwei Gebote der Liebe recht angeführt, was nützte oder schadete es ihm vielmehr, wenn er nicht einmal daraus gelernt: „Wer der Nächste sei?", und darum erst fragen mußte? Und was nützte auch uns das Lesen der schönen Parabel vom Samaritan, — so wir Christi Frage: „Welcher von diesen dreien — dem Priester, Leviten und Samariter, — scheint dir der Nächste von dem unter die Räuber Gefallenen zu sein?", sowie die Antwort des Gesetzgelehrten: „Der, welcher Barmherzigkeit an ihm gethan hat!", nebst der Beistimmung des Herrn, — nicht nach dem kirchlichen, sondern nach unserem Sinne, auslegen wollten, gleich als wären unsere Feinde nicht unsere Nächsten? Dem Anscheine nach hat Christus allerdings nur den Samariter als den Nächsten vom Verwundeten er- und bekannt, allein damit wollte er keineswegs den Priester und Leviten vom Nächstennamen ausgeschlossen wissen, sondern bloß anzeigen, daß nur jener, und nicht diese, den Nächstennamen in That und Wort bewahrheitet, und so auch nur der gegen seinen Mitmenschen thatsächlich Gütige den Namen „des Nächsten" verdient, während die Anderen nur „Wortnächste" sind. In Wahrheit und im eigentlichen Sinne des Wortes nennt Christus alle und jede Menschen, wie sie auch heißen, im allgemeinen und besonderen, seien sie un-, irr- oder rechtgläubig, reich oder arm, groß oder klein, Freund oder Feind, „unsere Nächsten", mit dem Befehl, sie wie uns selbst zu lieben.

Bekanntlich kann man, so man's versteht, aus der Bibel herauslesen, „daß der Teufel seine eigene Großmutter ist" u. s. w. Wie oft haben sich ungerechte Advokaten, Bankrotte, Diebe, Räuber, Mörder, Lügner, Abgötterer, Ehebrecher und Prasser, auf dies oder jenes Bibelwort berufen, und ihr Gewissen damit beruhigt, als erlaubte die Schrift ihre sündige Handlungsweise? Wie oft verleitete das Wort: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," zur Brechung der Jungfräulichkeit, — das Wort: „Einer trage des Anderen Last," zum Diebstahl, — das Wort Abrahams zur Sara: „Sage, daß du meine Schwester bist," zur Lüge, — und das Wort: „Gebt Almosen, so ist euch alles rein," nebst Abrams und Jakobs Beispiel mit ihren im Alten Testamente zugelassenen Kebsweibern, zur Unzucht? — Und wenn

die abgefallenen Prädikanten selbst den Tieren, Hunden und Katzen u. s. w. gepredigt unter Berufung aufs Bibelwort: „Prediget das Evangelium jeder Kreatur," — oder, wenn in der Ehe der eine den anderen Teil mißhandelte, gestützt aufs Bibelwort: „Sie werden zwei in Einem Fleische sein," und, „Ich züchtige meinen Leib und mache ihn unterthänig," — oder wenn man gar zum Totschlage übergegangen auf Grund des Bibelwortes: „Jeder Baum, der keine Frucht bringt, wird ausgehauen," — wie können dann solche heillose Früchte, welche das einseitige und kirchlich nicht geleitete Bibellesen mit sich gebracht, wundernehmen?

Darum ehren wir unsere Kirche mit ihrem unfehlbaren Lehramte um so höher, nähren unseren Glauben weniger mit dem Lesen, als Hören der Predigt, und erbauen uns durch geistliche Lesung nur mit jenen Büchern und Bibeln, die uns die Kirche selbst in die Hand giebt, unbeirrt durch der Gegner Verleumdung, als „verböte die katholische Kirche das Bibellesen, und bevormunde und knechte die Geister!"

II. Christus beantwortete die zweite Frage des Gesetzgelehrten: „Wer ist denn mein Nächster?", um sein von konfessionellen und nationalen Vorurteilen eingenommenes Herz zu heilen, mit einer Parabel, oder einer wahren, zur selben Zeit passierten Geschichte.

„Jericho" war die zweite Stadt Palästinas, zwei Stunden vom Ausfluß des Jordans ins tote Meer, und gegen 600 Fuß unter dem Meeresspiegel gelegen. Der sechs Stunden lange Weg von der Hauptstadt nach dieser niedrigst gelegenen Stadt zieht sich durch eine schauerlich-wilde, enge und steile Thalschlucht, die seit ältesten Zeiten bis jetzt als Schlupfwinkel für Räuber berüchtigt war, und auch geradezu den Namen „Mordthal" führte. Beraubungen auf dem Wege waren nichts Seltenes.

So manche Priesterfeinde möchten die Geschichte von dem gegen den Verwundeten unbarmherzigen Priester und Leviten, gegenüber dem barmherzigen Samariter, für eine Anschuldigung des christlichen Priesterstandes und für eine Belobung der Laien ansehen, — allein mit Unrecht, da es damals noch keine christlichen Priester gab, und auch Christus diese nur als Samariter, wie sich selbst, im Auge haben konnte. Die Parabel ist nur eine lebhafte Schilderung der christlichen Nächstenliebe, die besteht vor allem in drei Punkten: ihm nichts Böses zufügen, alles Gute anthun, und seine Fehler mit Geduld ertragen. Christliche Nächsten-Liebe ist's nun aber keineswegs, wenn wir nur lieben unsere Blutsverwandten und die, denen wir besonders ver-

pflichtet sind, nicht aber auch die uns Fernstehenden; das wäre bloß natürliche Liebe ohne Geisteslohn; — oder wenn wir nur die lieben, von denen wir geliebt werden, Gutes empfangen oder zu erhoffen haben, — das wäre nur tierische Liebe, nicht Nächsten-, sondern Selbstliebe; — oder wenn wir nur lieben die Freunde, nicht aber auch die Feinde, — denn diese Liebe haben auch die Heiden und Zöllner.

Als die Verwegenen und Vermessenen aber, welche diese herrliche Königin der Tugenden — am grausamsten aus der Welt zu vertreiben, sich erkühnen, nennt die Parabel, — nach den zwei Vorbildern dieser Liebe, dem Verwundeten und Samariter, — besonders drei Feinde, d. i. die Mörder oder Diebe, Ungerechten und Geldgierigen, — die Leviten oder die Hartherzigen und Mitleidslosen, — und die Priester oder die Eigennützigen, die nur immer an sich und ihren Vorteil denken. Die größten Feinde derselben sind aber nicht die Räuber. Viel schwerere Sünder sind die am Verwundeten unbarmherzig Vorübergehenden, Levit und Priester, die den Halbtoten in seinem Blute liegen ließen, und nicht halfen, trotzdem sie ihm helfen konnten; denn, — sind jene halbe Mörder, weil sie ihm das Leben nicht völlig genommen, so sind die letzteren ganze Mörder, weil sie ihm den letzten Todesstoß gegeben; und — sind jene einfache Mörder, weil sie ihm nur dem Leibe nach geschadet, so sind die Unbarmherzigen doppelte Mörder, weil sie ihn an Leib und Seele geschädigt, — am Leibe, da sie ihn nicht verbunden, und an der Seele, da sie ihn nicht getröstet. Und dies bleibt wahr trotz aller Gegenrede: „Sie hätten ja nichts gethan," da sie eben durch ihr Nichtsthun diesen Nächsten an Leib und Seele erwürgten. Sagt nicht der Kirchenvater Laktanz: „Derjenige, der nicht hilft, wo er kann, und einem elenden und notleidenden Menschen nicht beispringt in der Todesgefahr, wo er es kann, — ist ein Mörder und Totschläger," wie z. B. jener, der dem armen Kranken Jerusalems nicht in den Schwemmteich geholfen, und die dem Lazarus vor des Reichen Thür nicht beigestanden?

O darum herrliches, in Christo und den Seinen wahrhaft erfülltes Beispiel der samaritanischen Barmherzigkeit und allervollkommensten Nächstenliebe! Wie musterhaft folgte ihm nach z. B. der Patriarch Alexander von Alexandrien! Als ihm einst sein Diakon eine Unbill zugefügt, und er die Sonne darüber untergehen ließ, ohne abzubitten, — verfügt sich der Bischof selbst zu seinem Diakon, wirft sich vor ihm nieder auf die Erde und bittet: „Herr Bruder, verzeihe mir's!" worauf sofort der verstockte Sünder seine Abbitte geleistet.

Und Jesus sprach zum Gesetzgelehrten, wie zu jedwedem: „Gehe hin und thue desgleichen!"

Gott ist die Liebe, aber auch die Barmherzigkeit. „Wie kann diese bei Gott gefunden werden, da ja Herzens-Bekümmernis, -Mitleid und -Schmerz, seiner göttlichen und allerseligsten Natur ganz und gar zuwider wäre?" Man leugnet darum Gottes Barmherzigkeit, erklärt sie auch für eine der Menschen unwürdige und unanständige Eigenschaft, für eine Seelenkrankheit und schimpfliche Schwachheit. — Als vernünftige Wesen und Christen müssen wir aber wissen, daß die Barmherzigkeit zwei Dinge in sich begreift, nämlich die Anmutung und die Wirkung.

Jene sogenannte „anmutende" Barmherzigkeit ist nun allerdings in Gott nicht zu finden, weil eben seine Glückseligkeit unveränderlich und unendlich ist. Welche Barmherzigkeit jedoch allezeit und in unendlichem Maße in Gott vorhanden ist, das ist seine „wirkende" und den Menschen stets unausbleiblich helfende Barmherzigkeit.

Wollen wir aber Beispiele der heidnischen Barmherzigkeit, so nennt euch die Geschichte einen Kriegshelden Ulpias Trajan, der für einen verwundeten Soldaten bei Ermangelung des ärztlichen Verbandzeugs sich sein Hemd ausgezogen und dazu hergegeben, — und den König Alexander den Großen, der für seinen in der Schlacht an der Stirn verwundeten Lysimachus seine königliche Binde vom Haupte nahm und sie dem Arzte zum Verbande reichte.

O möchte die Menschenwelt überall in die Fußstapfen der „samaritanischen Barmherzigkeit" treten, hingehen und desgleichen thun! Möchte der Eheteil bei Krankheit und Not seiner Ehehälfte sich derart benehmen, daß er auch nicht einmal den Schein von sich gebe, als sähe er sie lieber unter, als auf der Erde! O möchten die Hausvorsteher kranke und abgenützte Dienstboten und Arbeiter nicht wegwerfen wie alte, unbrauchbare Schuhe! Und möchten Obrigkeiten gegen ihre Unterthanen nicht bloß den scharfen Weinessig der Gerechtigkeit, sondern auch das milde Öl der Barmherzigkeit, zeitweise anwenden! So würde dann die christliche Nächstenliebe, und mit ihr auch die Liebe zu Gott, gewahrt.

III. Die Geschichte ist ein Bild des Sündenfalles und der Erlösung.

Der vom Paradiese nach der wandelbaren Erde herabsteigende „Mensch" war Adam mit seiner Nachkommenschaft. Es war ein gezwungenes und schreckliches Hinabsteigen und Fallen unter die bösen

Geister, die ihm raubten die Gottesgaben, ihn entstellten und an Leib und Seele verwundeten, und — alle Personalsünden sind immer neue Wunden. „Halbtot ließen sie ihn liegen.“ Denn er fühlte in sich den zeitlichen und ewigen Tod und sah sich hilflos dem Elende überlassen. Der ohne Hilfeleistung vorübergehende „Priester und Levit“ bedeutet den Alten Bund mit seinem Priestertum, der die Sünde wohl einsah, aber mit seinen Gesetzen und Opfern, als bloßen Schatten der Zukunft, nicht helfen konnte. Da kam endlich in Christus der „Samaritan“ durchs Mordthal der fluchbeladenen Erde. Er nahm sich des Schmachtenden an, goß in seine Wunden das „Öl“ seiner Verstand und Willen heilenden Lehre, und den „Wein“ seines Blutes vom Kreuze und Sakrament, — „verband“ seine Wunden mit den Banden der Zucht, — „hob ihn auf sein Lasttier“, d. i. auf seine für ihn dahingegebene heilige Menschheit, — führte ihn in die „Herberge“ seiner Kirche, — hinterlegte in ihr unter anderen Gnaden besonders „zwei wertvolle Denare“ in der Vollmacht zur Evangeliumspredigt und zur Sakramentenspende, behufs seiner Pflege, Genesung und Kräftigung, zur Rückkehr ins himmlische Jerusalem, — und „versprach“ noch bei seinem Fortgang in den Himmel, am jüngsten Tage wiederzukommen, nach dem Pfleglinge sich zu erkundigen, und alle gehabte Mühe zu vergelten. Ist also im verwundeten Wandersmann dargestellt der erste Stammvater mit seiner Nachkommenschaft, — so werden die Adamswunden geheilt durch den Hinblick auf den zweiten Adam, Christum, den Gekreuzigten, auf diesen unsertwegen verwundeten Wanderer, der dadurch in seiner Kreuzesliebe auch ward der uns rettende und heilende Samaritan.

Diese Geschichte hält uns aber auch ein schönes Muster vor, wie es mit der Menschheit in der Welt und in Christi Kirche, und besonders mit einem Sünder im Beichtstuhl zuzugehen pflegt. Der Wandersmann nach seinem Unfall ist ein jeder Sünder, oder vor seinem Unglück ein jeder Mensch in diesem Leben. Es geht der Mensch bergab von Jerusalem nach Jericho, sobald er sich von Gott ab- und den verbotenen Kreaturen zuwendet; denn Jerusalem heißt „die Anschauung des Friedens,“ und Jericho heißt der „Mond“, der ein Sinnbild der untreuen Welt ist; der Wald sind die Gelegenheiten zum Sündigen; die Straßenräuber sind die Sünden, die Teufel oder auch die bösen Sünden-Genossen, -Verführer und -Veranlasser. Der ohne Liebe und Barmherzigkeit vorübergehende Priester und Levit sind im allgemeinen jene Schändlichen, welche das gött-

liche Gesetz wissen, aber nicht halten. Der mildreiche Samaritan aber ist Christus oder auch ein guter Beichtvater an Christi Statt. Das Öl und der Wein ist das Sakrament der Buße. Dieses Öl u. s. w. schüttet der Beichtvater gleichsam in die Wunden, er verbindet sie dem Sünder, wenn er ihn an seine Schuldigkeit erinnert, hebt ihn auf von der Erde, aus dem Stande der Sünden, durch die Lossprechung, setzt ihn auf das Maultier, unter dem Origines die Menschheit Christi versteht, wenn er spricht: „Das Leiden unseres Herrn," führt ihn dann in die Herberge, d. i. er versöhnt ihn wieder mit der Kirche, wenn er ihn von der Exkommunikation, Suspension oder dem Interdikte, entbindet, und giebt auch aus seiner eigenen Tasche einen und den anderen Zehner zur völligen Kur des Sünders her, wenn er etwa für sein Beichtkind betet oder ein Bußwerk verrichtet.

IV. In der Jetztzeit der Arbeitsteilung und somit auch der Teilung des Denkens oder „der Gedankenfaulheit", wo jedes durch gewisse Gewerbsdenker, besonders Zeitungsschreiber, sich vordenken läßt (Lasalle), ist überaus nötig eine Betrachtung über die profane und geistliche Lesung nach deren Wesen, Bedarf und Wirkung; denn nur zuviel wird gesündigt mit dem Anschaffen und Lesen von schlechten Büchern und Schriften, und selbst mit dem Anschauen, Besitzen, Aushängen, Zeigen und Verbreiten, von unsittlichen Bildern. Wenn aber von der Unterhaltung mit den Lebenden vermittelst ihrer Werke so wenig Gutes zu profitieren ist, — warum wollten wir nicht lieber mit den Toten verkehren, die in der Ewigkeit weilen, aber mit und in ihren Werken, Schriften und Büchern, und zwar in ihren guten, christlichen und gottseligen Schriften, noch auf dieser Welt fortleben? Diese Toten und ihre gottseligen Bücher hat der Heiland im heutigen Evangelium im Auge gehabt und bezüglich ihrer gefragt: „Was steht von ihnen geschrieben?, wie liesest du in diesen?" welche Unterhaltung pflegst du mit ihnen?, insofern nämlich ein Gespräch mit denselben, seiner Ansicht nach, uns jedenfalls viel nützlicher ist, als alles Geschwätz mit den Lebenden.

1) „Ich lese gar nichts!", sagen viele. Man will nämlich nicht beunruhigt werden. Doch kann man auch ohne Gewissensskrupel zur Hölle fahren, sobald man mit Hören und Lesen nicht wissen will, was man wissen sollte. — „Ich lese die Tribüne, Gartenlaube, Kladeradatsch u. dgl. m.," heißt's bei Anderen. Sie lesen also die Juden-, Pest- und Giftpresse, Religions- und Sittenfeindliche Schriften und Schmutzscharteken. „Aber sie seien, wie sie sagen, abgesehen von Reli-

gion und Sitte, sehr lehrreich, schön stilisiert und höchst billig.“ Wie anders dachten die alten Heiden! Das heidnische Rom und Griechenland verbrannte die irreligiösen Schriften. Und so thaten es auch die ephesinischen Christen auf die Predigt des Paulus — Darum fort mit allen schlechten Schriften, und Schande und Schmach über alle, die sie halten und lesen, ohne schamrot zu werden!

„Ich lese, was mir nicht verboten ist,“ hört man anderweitig sagen. Man liest nämlich Blätter, Schriften oder Bücher über die Tagesereignisse, Naturkunde, Geschichte, Kunst und Wissenschaft, besonders Kalender, Reisebücher, Romane u. dgl. m., kurz, solche Bücher, die der Meinung nach weder gut noch böse, weder löblich noch tadelhaft, aber sonst sehr unterhaltungsreich sind. Allein, selbst zugegeben die Richtigkeit dieser Ansicht, — was nützt wohl eine Lesung, die den Geist beschäftigt, aber nicht die Seele nährt, — wohl natürliche, aber nicht die übernatürlichen und heilsverdienenden Tugenden lehrt, — wohl einen gutgesitteten, aber keinen seligen Menschen schafft?

Es ist die profane Lesung also nicht genügend, und wir müssen auch nach der geistlichen Lesung fragen.

2) Zur geistlichen Lektüre werden benützt Erbauungsbücher, die Legende und die von der katholischen Kirche approbierte und erklärte Bibel des Alten und Neuen Testamentes.

Die geistliche Lesung ist: eine große Trostesquelle für jeden Menschen, der Weg zur sittlichen Vervollkommnung, das Mittel zur Gottvereinigung, ein mächtiger Himmelsfittig, und die stärkste Vertheidigungswaffe der Christen endlich, ja ein Zeughaus, woraus sich besonders die ersten Christen fürs Märtyrium wehrhaft gemacht, nachdem Christus mit dem: „Es steht geschrieben,“ den Satan in die Flucht gejagt. — Gegenüber der geistlichen Lesung, und deren Nutzen und Pflicht, sind alle Entschuldigungen nichtig und grundlos, wie z. B.: „Dergleichen sei mehr für Geistliche und Ordensleute!“ Mit nichten. Alle, die auf dem Meere oder im Kampfe sind, haben sie nötiger, als die daheim leben. — „Das fleißige Predigthören ersetze die Lesung,“ sagst du. Allein beides ist nötig, — das Buch jedoch ist immer bei der Hand, ist freier und kühner, und dringt, weil allmählich, auch tiefer. — „Es fehle an der Zeit!“, wendet man ein. Aber fanden sie nicht viele heilige, überaus beschäftigte Könige, wie Alfons, Ferdinand II., David, Cäsar u. s. w.? Und hat man Zeit genug zu Thorheiten, warum nicht dazu, besonders beim gemeinsamen Abendgebete? Dem sicilianischen Könige Robert waren die heiligen Bücher

lieber, als sein Reich, und den ersten Christen lieber, als das Leben. — „Man sei mit solchen Büchern nicht versehen," heißt's bei manchen. Allein wendet nur nicht so viel Geld auf unnütze Dinge. Schaffet gute Bücher an für euch, euere Kinder und Dienstpersonen; denn sie wirken oft Wunder, machen aus dem Verruchtesten in einem Augenblicke einen guten Menschen, und bringen Glück und Segen ins Haus. — „Man könne nicht lesen," sprichst du vielleicht. Nun so laß Andere vorlesen und höre zu.

Noch einmal: Schaffet gute und gottselige Schriften und Bücher ins Haus. Leset sie und laßt sie lesen! Doch weniger ist zu lesen, aber mehr über das Gelesene nachzudenken. Fördert auch nach Kräften durch Anschaffung, Annoncen und Beiträge, das Apostolat der monumentalen und periodischen Presse, von dem der selige Mainzer Bischof Ketteler gesagt: „Wenn der Apostel Paulus heutzutage noch lebte, so würde er auch in eine katholische Zeitung schreiben," (und die Herausgeber von Zeitschriften mit ihrem weitreichenden Worte viel strenger prüfen, als die Prediger). Für solche Thätigkeit wird Christus auch unsere Namen uns einst im Buche des Lebens lesen lassen.

## Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Als Jesus nach Jerusalem reiste (Luk. 17, 11—19).

I. „Und als er zu einem Flecken kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer, die von ferne stehen blieben!"

„Flecken" war damals soviel, wie Kastell, Schloß oder Burg. Wie traurig ist's, wenn bei solchen Herrschaftshöfen sich, statt des Guten, nur Übles anzusammeln und von ihnen auszubreiten pflegt! Wie unheilvoll sind oft ihre Früchte und Bewohner, und wie nicht selten sind sie erfüllt von Aussatz, Lastern, Armseligkeit und Unrat! So enthielt z. B. das Schloß Bethania den frühverblichenen Lazarus mit der blutflüssigen Martha (?) und der als unzüchtig verschrieenen Magdalena, — der königliche Hof des Herodes nur Gastereien, Blutschande, Grausamkeit und Unschuldsmord, — und der Hof des Königs Balthasar Fraß und Völlerei, und Entweihung der Tempelgefäße. O welch andere, rühmliche und des verantwortlichen Einflusses gedenkende Gesinnung zeigte der heidnische Adel des alten Rom, wenn er auf seinen Schuhen den Mond im Bild getragen, als den Vorausverkünder der Zeit und Witterung, d. i. des Windes mit seiner roten, des Regens mit seiner bleichen, und des schönen Wetters mit seiner weißen Farbe! Die Vereinigung der zehn Aussätzigen zeigt, wie leicht und bald sich auch die Verworfenen zur Freundschaft verbinden und auch revolutionäre Klubs bilden!

Und Männer waren es, — dies sagt uns, wie der Aussatz bei Männern viel ärgerlicher ist, als bei Frauen.

Die zehn Aussätzigen werden zweifelsohne, da Christi ganzes Leben und Wirken unsere Lehre und Unterweisung ist, **uns vorgestellt:**

1) Zur Bekundung der Macht des Glaubens an Christi Wunderkraft und zur Erkenntnis unserer menschlichen Armseligkeit. Was ist der leibliche Aussatz? Eine in den heißen Ländern, besonders in Ägypten und Palästina häufig vorkommende Leibeskrankheit, ein am Körper fressender Schaden, wie Grind, Räude, Krebs u. dgl., der für die menschliche Kunst unheilbar ist und verschiedenartig als weißer, räudiger, schuppiger, knolliger (Elefantiasis) und schwarzer Aussatz erscheint. Ein Aussätziger bietet eine schreckliche Erscheinung. Sein Angesicht ist verfault, sein Haar ist ausgefallen, seine Gebeine sind zerfressen, seine Zunge ist angeschwollen, und sein Atem giebt scheußlichen Gestank. Zur Zeit der Kreuzzüge ward der Aussatz auch in Europa herrschend, und im Anfang dieses Jahrhunderts war er darin so verbreitet, daß es da nicht weniger als neunzehntausend Krankenhäuser für Aussätzige gegeben haben soll. Der Aussatz ist eigentlich keine Krankheit, sondern nur eine Unreinigkeit, und leicht erklärlich. Wenn z. B. die Ägypter den Schmutz auf ihrem Angesichte verkrusten lassen, um so eine Schutzdecke gegen das im Süden überaus häufige, fliegende Ungeziefer zu haben, so ist durch solche Unreinlichkeit, wie im allgemeinen den größten Leibesübeln, als der Augenkrankheit, Cholera, Pest, so besonders dem Aussatz, aller Vorschub geleistet. Der Aussatz ist kein tödlicher Zustand, sondern ein lebendes Sterben, — kein natürlicher, sondern nur ein bürgerlicher Tod auf Grund der Ausschließung der damit Behafteten von der menschlichen Gesellschaft; denn die Aussätzigen verpesten die Gesunden nicht allein durch ihre Berührung, sondern auch durch die Ausdünstung ihrer Geschwüre und durch den Gestank ihres Atems. Dem alten Israel galt darum der Aussatz als großes Übel, aber weniger als natürliches, vielmehr als übernatürliches, als Wunde und Heimsuchung des Himmels, und als Sündenstrafe, kurz als Zeichen und sichtbares Abbild der Sünde. Darum war auch das Urteil über dieses Übel, wer rein oder unrein, sowie die Reinigungsfeierlichkeit, verbunden mit einem Schuldopfer, und die Säuberung der Geheilten und ihres Zubehörs, — nicht den Ärzten, sondern den Priestern, anheimgegeben.

Die heiligen Kirchenlehrer haben allezeit den Leibesaussatz als Abbild der Sünde angesehen, und zwar auf Grund des Schriftwortes: „Wir halten ihn (den die Sünden der ganzen Welt Tragenden) für einen Aussätzigen, den Gott geschlagen und gedemütigt hat". Beide verunstalten, machen häßlich, sind ansteckend, machen stinkenden Atem, Abscheu bei den Gesunden, unerlöschlichen Durst und kraftlos

die Hände und Füße nebst allen Sinnen, und sind auch unheilbar, oder nur übernatürlich und durch Wunder zu heilen. Auch entsprechen den zahlreichen Gattungen des Leibesaussatzes die verschiedenen Sündenarten. Insbesondere deuten auf die sieben Todsünden folgende sieben Aussätzige: Ozias auf die Hoffart, Giezi auf den Geiz, Joab und seine Nachkommen auf die Unkeuschheit, Moses' Schwester auf den Neid, die vier Aussätzigen im Lager der Assyrer auf den Fraß, Naaman auf den Zorn und Moses mit seiner aussätzigen Hand auf die Trägheit, d. i. Maria, des Moses Schwester, wegen ihrer gegen den Bruder murrenden Zunge, Giezi, der Diener des Elisäus, mit seiner ganzen Nachkommenschaft wegen seines Geizes, und der König Ozias wegen seines gottlosen Eingriffes ins Priesteramt beim Anzünden des Rauchwerkes im Tempel. — Welche Warnung haben sich an ihnen zu nehmen die giftigen, ihren Nebenmenschen, besonders den Vorgesetzten, übel nachredenden Zungen, — ferner, die um der Geschenke willen die Liebe und Wahrheit, d. i. den Herrn, verkaufen, und so das Verderben auf sich und ihre Familie herabziehen, — und auch die Großen und Mächtigen der Erde, welche nicht bloß ins geistliche Amt eingreifen, sondern auch die Temporalien oder Einkünfte der Kirche wegnehmen, — und wie sehr wäre so manchen großen Herren zu wünschen, daß der Rauch vom Rauchfaße des Königs Ozias ihnen in die Nase stieg, und von da nicht hinauf ins Gehirn, sondern hinab ins Gewissen!

In den zehn Aussätzigen können wir mit Recht die Übertreter der zehn Gebote erblicken, indem sie gleichsam sagen: „Wir haben die zehn Gebote übertreten, und deswegen sind wir aussätzig geworden."

2) Angemahnt wird die vorsichtige Absonderung vom leiblichen und geistigen Aussatze, oder von den daran Erkrankten, um der Ansteckung und Weiterverbreitung vorzubeugen, und das Leibes- und Seelenwohl zu wahren, vorausgesetzt die anderweitige Fürsorge für die Abgesonderten, und falls nicht höhere Menschen- und Christenpflicht den Verkehr mit ihnen verlangt. „Sie blieben von ferne stehen!" Das war ihre Pflicht, — sie haben recht damit gethan, und verdienten darum auch, daß ihnen auf ihre Bitte geholfen ward. Wollte Gott, daß wir alle die mit den Füßen an die Erde nageln könnten, die auf Andere ihren leiblichen und geistigen Aussatz übertragen könnten! Der Mensch ist nun einmal wie ein Schwamm an Leib und Seele, der, wie alle gute, so auch alle ihm nahe vergiftete, böse und unreine Feuchtigkeit und Atmosphäre an sich zieht. — Der Seelenaus-

satz, oder das geistige Übel der Sünden und Irrtümer, ist nun aber viel schlimmer, als der leibliche Aussatz, — das geistige Leben ist viel zarter, die Seele viel kostbarer, und die Ansteckungs- und Übertragungsgefahr wegen der zum Bösen ohnehin geneigten Menschennatur viel größer. Ein Hofherr des heiligen Königs Ludwig von Frankreich, — gefragt: „Was er wohl lieber wählen wolle, ob den Aussatz oder die Sünde, so er von diesen beiden nur Eines zu wählen habe?" antwortete vermessen: „Ich wünschte wohl lieber die Sünde, als den Aussatz." Da gab ihm der König den ernsten Verweis: „Beim Himmel, Du irrst gar weit; denn welcher Aussatz könnte scheußlicher sein, als die Sünde, die auch nach dem Tode noch peinigt? Wenn Du mich liebst, so ändere Deinen Sinn." Darum muß auch die Absonderung und Trennung von den mit schweren Sünden und Irrtümern Behafteten viel größer sein. St. Bernard nennt die schlechte Gesellschaft „den Wagen des Teufels, der zur Hölle fährt." Da aber aus allen seelischen Dingen die Religiösität und Keuschheit die allerzartesten Dinge sind, und die unzüchtige und glaubensfeindliche Gesellschaft die allergefährlichste ist, so muß man dergleichen auch am meisten fliehen. Daher der alte deutsche Spruch: „Zuviel gemein, ist nicht rein".

Warum verbot Gott Israel die Ehe mit den Heiden? Warum ließ er Abraham fortziehen und die Agar austreiben — und Israel nicht nahen den Hütten Cores, Dathans und Abirons? — Warum mahnt er, den Lockungen der Sünder nicht zu folgen? Sind nicht warnende Beispiele die Söhne Seths, die Kains Töchter ehelichten, dann entarteten und die Sündflut verursachten, — Lot, wegen Aufenthalts in Sodom, gefangen von den Feinden, — König Josaphat wegen Achabs Verbindung gestraft, — jener nach Samaria reisende Prophet, von Löwen zerrissen wegen Essens mit falschen Propheten, und — Petrus im Schiffe, ohne Judas sicher und mit ihm sturmgefährdet?

Das ist ja auch der Grund der Exkommunikation, oder der Ausschließung der Glaubens- und Sittengefährlichen Gemeindeglieder von Gottesdienst und Sakrament, bis zu ihrer Besserung, seitens der christlichen Kirche oder ihrer Diener, welchen das Urteil über die Seelenansteckende Unreinigkeit zusteht.

Niemand darf sich also entschuldigen: „Die Gesellschaft hat mich verdorben." Meide und halte sie fern, um dein und der Deinen Glaubens- und Seelenheil zu sichern. Und wollen Andere verderben, so mögen sie allein verderben!

3) „Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus Meister, erbarme dich unser.“ Und da er sie sah, sprach er: „Gehet hin, zeiget euch den Priestern. Und es geschah, indem sie hingingen, wurden sie rein.“ Es war ein kurzes, aber kräftiges Gebet. Sie begehrten von Christus nicht Gold, sondern den Reichtum und Schatz seiner Barmherzigkeit. Keiner wollte für sich allein die Hilfe, sondern jeder wünschte, daß ihnen allen mit Einschluß der eigenen Person geholfen werde, wie es rechten Betern geziemt, nicht bloß für sich, sondern auch für andere zu bitten. Von solchem Edelmut war auch Gedeon beseelt. Beim Gruß des Engels: „Der Herr ist mit dir, du allerstärkster Mann!“ rief er aus: „Wie kann der Herr mit uns sein, wenn er uns in die Hände Madians übergeben?“ „Mit Dir“ grüßt der Engel, und „mit uns“ antwortet Gedeon. Wußte er nicht, daß der Herr wohl mit ihm und doch nicht mit Anderen sein könne? Wohl wußte er's, allein er betrachtet sich nicht für sich allein, sondern für einen Teil seines Volkes, und dessen Wohl und Wehe wollte er vom seinigen nicht trennen. „Ich bin nicht glücklich,“ (wollte er sagen), „wenn mein Volk unglücklich ist, sondern ich bin nur dann glücklich, wenn auch mein Volk sein Glück wieder gefunden hat.“

Gott hilft im Gesetz der Gnade, unmittelbar, wie durch seiner Kirche Gnadenmittel und Priestertum, noch viel mehr, schneller und wunderbarer, als im Alten Bunde, sobald er von den Bußfertigen angerufen wird als „Vater der Barmherzigkeit“, weil ihm dieser Beiname viel lieber ist, als alle anderen Titel. Naamans vorbildliche Heilung vom Aussatz durch Waschen im Jordan, erfüllte sich in der Befreiung vom leiblichen und geistigen Aussatz beim Kaiser Konstantin durch die Taufe des Papstes Silvester. Papst Agathon und St. Martin heilten Aussätzige mit einem Kuß. Darum sagte auch einst Kanzler Wilhelm von Lincoln zum heiligen Bischof Hugo: „Mit einem Kuß hat St. Martin den Aussätzigen geheilt, — warum heilst Du die Aussätzigen nicht, die Du küssest?“ Und Hugo entgegnete treffend: „Allerdings hat Martins Kuß die Aussätzigen geheilt, bei mir aber heilt der Aussätzigen Kuß meine Seele.“ Nimmt also auch Gott die leiblichen Leiden nicht von uns, so hilft er uns doch mit seiner Kraft, so daß sie uns zu Taubenflügeln werden, mit denen wir zu Gott und seiner unsterblichen Glorie emporfliegen.

II. Die zehn Aussätzigen werden uns auch vorgestellt: zur pflichtmäßigen Ehrung der Priester der katholischen Kirche, zum Hinweis auf die heilsnotwendige Ohrenbeicht und priesterliche Lossprechung.

1) „Gehet hin und zeiget euch den Priestern." „Engel Gottes" nennt sie Malachias, und Philo den „Königen gleich", da auch sie Tribut beziehen und steuerfrei sind, weil der Herr ihr Erbteil ist und sie auch darum kein Land von Palästina zugeteilt erhielten, sondern von Gottes Tafel aßen.

König Alexander der Große zog nach Eroberung von Tyrus gen Jerusalem, wo große Angst herrschte, weil man ihm die verlangte Hilfe an Mannschaft und Lebensmitteln verweigert hatte. Da zog ihm der Hohepriester Jaddus mit seinen Priestern entgegen, um für sein Volk um Schonung zu bitten. Sobald aber Alexander ihn erblickte und den auf dem goldenen Stirnband der hohenpriesterlichen Tiara eingegrabenen Namen Gottes schaute, — stieg er ab vom Pferd und warf sich anbetend vor ihm auf die Erde nieder. Und als sein Liebling Parmenion ihn um die Ursache solcher Demütigung befragte, sagte Alexander: „Nicht den Jaddus, sondern den Gott, dessen Priester er ist, habe ich angebetet." Somit glaubte also der stolze und unüberwindliche Eroberer, „den Gott der Juden" in der Person seines Priesters ehren zu müssen. Wie schwer strafte Gott die Entehrung der Priester z. B. an Ozias, und an den zwei wider Moses murrenden Geschwistern, Maria und Aaron, an jener mit sofortigem Aussatze, an letzterem aber mit keiner sichtbaren Strafe, um ihn als Hohenpriester in den Augen des Volkes nicht herabzusetzen! Und Christus, der ewige Hohepriester, sollte seine neutestamentlichen Priester, einschließlich der unsittlichen, nicht geehrt wissen wollen, — Er, der die jüdischen, als Tempelschänder, nicht durch Andere, sondern mit der eigenen Hand hinausgetrieben, — anzudeuten, daß Priester nur allein von Gott gestraft werden, — der ihnen in der Gewalt der Taufe und Buße, zu binden und zu lösen, den Himmel zu öffnen und zu schließen, eine überkönigliche, und in der Konsekrationsgewalt über seinen wirklichen und mystischen Leib eine göttliche und vom Himmel anerkannte Macht verliehen, — und der als König aller Könige, sie täglich an seiner Tafel mit seinem eigenen Leibe speist, deren Hände er zu seinem Sitz, deren Zungen er zu Schlüsseln des Himmels, und deren Leiber er zu Ciborien seines Sakramentes erkoren, — und betreffs deren Paulus gemahnt: „Das Weib soll eine Decke auf dem Haupte tragen, der Engel wegen"?

2) Wie die Aussätzigen, so sendet Christus die Sünder hin zu den Ohren seiner Beichtväter, damit sie als geistig Aussätzige erkannt und gereinigt werden.

Wie glücklich haben wir uns als katholische Christen zu schätzen mit der in unserer Kirche vorhandenen wirklichen Vergebung aller Sünden, mittelst der Worte: „Ich spreche dich los von deinen Sünden" seitens des Priesters, der seine unter Handauflegung erhaltene Weihekraft bis auf die Apostel und Christus selbst zurückführen kann! Und wie Gewissensbeunruhigt sind jene Christen, die (laut eigenem Geständnis) der apostolischen Abstammung, Weihe und somit der Gottversöhnenden Sündenvergebungsgewalt für ihre Seelsorger entbehren, und — bei ihrem Glauben an die Allgemeinheit des Priestertums sich mit einer bloß alttestamentlichen Anwünschung oder Verkündigung der Sündenvergebung: „Ich verkünde dir die Vergebung der Sünden!" also mit deren Hoffnung der Reue halber begnügen müssen? Denn, mag auch das ganze Christentum, alle Christenlehre, und sogar der Friedensgruß, einen Sündenbefreienden Einfluß haben, und gleichsam eine Lossprechung sein, — so ist's doch nur eine allgemeine Sündenbefreiung, die nimmer betreffs der ewigen Gerechtigkeit und noch weniger betreffs der zeitlichen Gottesstrafen beruhigen und sichern kann, — und schon längst ist's nicht die von Christus gewollte, wirkliche Austeilung des Schatzes der Sündenvergebung an die bußfertigen Christen in seinem Namen. Schätzen wir also dankbar die Absolutionsgewalt der katholischen Kirche.

3) Als aber einer von ihnen sah, daß er rein sei, kehrte er um, lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und dankte ihm; und dieser war ein Samaritan. Da antwortete Jesus und sprach: Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückkäme und Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer!"

Der einzige Dankbare war ein Fremdling, — darum erteilte ihm Jesus für seine demütige Danksagung ein großes Lob, — während die neun rechtgläubigen Juden solche unterließen, und mit solchem Geistesaussatz viel häßlicher erschienen, als vorher mit ihrem leiblichen Aussatz.

Dem Undank sind neunzehntel der Menschheit, besonders der Rechtgläubigen und der zum Danke Meistverpflichteten, verfallen. Und doch gefährdet er das künftige mit dem bereits erlangten Heile. Nichts ist Gott und Menschen abscheulicher, und diesen schädlicher, als der Undank.

Wie wehmütig klingt die Frage nach den neun Undankbaren! Solche Klage stieß auch einst der römische Kaiser Cäsar gegenüber seinem Adoptivsohne Brutus aus, als er sterbend unter den Wunden seiner Meuchler zusammenbrach; denn keine seiner dreiundzwanzig Wun-

den schmerzte ihn mehr und tiefer, als die des Brutus, eines Menschen, den er mit Gutthaten überhäuft, gleichsam aus dem Schmutze herausgezogen, an Sohnesstatt angenommen und zu besonderen Ehren erhoben, daher er aller Anderen Wunden schweigend aufgenommen, aber bei der des Brutus mit brechender Stimme rief: „Auch Du, Brutus, mein Sohn!“ „Es giebt Menschenmörder, Tyrannen, Diebe, Ehebrecher, Räuber, Heiligtumsschänder und Verräter, aber über diese alle hinaus und am ärgsten ist der Undankbare. Davor hüte dich, wie vor dem größten Verbrechen, daß du es nicht begehst.“ „Undank ist Verlust der Wohlthaten, der Ursprung aller Sünden.“ Und doch ist nichts häufiger, als Undank, selbst unter Christen. „Nichts ist uns lieber, als die Gutthat, wenn wir um sie bitten, — und nichts geringschätziger, als wenn wir sie erhielten.“ Zum Erhalten küßt man dem Geber die Hand und macht demütige Versprechen, das Erhaltene aber bezahlt man mit Fluch und Schimpf. Und warum? Weil die Not demütig macht und das Glück verblendet. Das ist der allerschlimmste Undank, der Teufelsdank. Bleibt der Undank aber ungestraft in den Gerichtshäusern, wie gut ist's, daß man ihn in den Gotteshäusern noch mit dem Schwerte des göttlichen Wortes abstrafen darf!

Der Dankbarkeit kommt nur einzehntel der Menschen nach und meist solche, von denen sie auf Grund geringerer Gutthat, Beziehung, Religiosität und Bildung, weniger zu erwarten wäre. Dankbarkeit ist die Quelle neuer Wohlthaten, und nichts ist Gott und Menschen angenehmer, als sie. Gesetz und Natur, Himmel und Gott, und alle natürlichen, bürgerlichen und göttlichen Rechte, verpflichten zur Dankbarkeit, verdammen aber den Undankbaren und bedauern, daß er erst geboren worden. „Auch die wilden Tiere fühlen die Gutthaten, und kein Tier ist so roh, daß es die Fürsorge nicht zahm machte und sich zur Liebe seines Wohlthäters wendete.“ Das beweist z. B. der Löwe des Androklus, der Adler des Medardus, der Hund des Andronikus, der Wolf des Norbertus und der Drache des Tiberius. „Lobwürdig ist jede Tugend, aber die heiligste ist die Dankbarkeit.“ Beispiele sind: David, Noah nach der Sündflut, Moses nach Pharaos Sturz, Debora nach Sisaras Fall, Judith nach dem Siege über Holofern, Tobias jun. nach glücklich beendeter Reise, — sie alle mit ihrem Gott dankenden und ihre menschlichen Wohlthäter laut preisenden Danke. Wo sollte die Dankbarkeit mehr anzutreffen sein, als bei der hochbegnadigten Christenheit? Mahnt nicht Christus dazu mit seiner Frage: „Wo sind denn die neun?“ nicht als ob er, der Allwissende,

nicht wüßte, wo sie wären, sondern um anzudeuten, daß er sie als Undankbare nicht kenne und nichts von ihnen wissen wolle, d. i. sie verwerfe? Laßt uns als Christen dankbar sein bei Trübsal, wie in Wohlfahrt. Thun wir Gutes allen Menschen, besonders den Glaubensgenossen, — erwarten wir aber nimmer einen Dank von der undankbaren Welt, sondern nur von Gott, dem ewigen Vergelter, darum wir auch das Gute den Menschen nur aus Liebe zu Gott thun müssen. Und vergessen wir bei all den Menschen erwiesenen Gutthaten nicht, uns selbst Gutes zu thun, und unser eigener größter Wohlthäter betreffs unserer Seele und in Dankbarkeit gegen Gott zu sein; denn, wenn die Undankbarkeit gegen die Menschen unter die Teufel gehört, dann muß der Undank gegen Gott gewiß noch tiefere Hölle verdienen.

4) Und er sprach zu ihm: „Stehe auf und gehe hin; dein Glaube hat dir geholfen!" — Das ist ein Hinweis auf die erste und ursprüngliche Christenkirche, welche sich am dankbarsten bezeigt und nie auf die danksagende Rückkehr vergißt.

III. Wie der Aussatz des Giezi, so werden die Leibes- und Geistesübel, außer der Erbsünde, auch nicht selten durch gewissenlose Menschen aus Leichtsinn, Pflichtvergessenheit und Bosheit, ihren Kindern als Kainsausstattung, besonders durch die Erzeugung, Empfängnis, Geburt, erste Entwicklung und AuferNährung, mit ins Leben gegeben.

1) Die Leibesärzte sprechen von verschiedenen Erbkrankheiten, wie z. B. von Hautausschlägen, Flechten, Schwindsucht, Skrofeln, Gicht, Skorbut, Kropf, Krebs; Syphilis, Epilepsie, Geistesstörung u. s. w., die sich oft bis in die dritte und vierte Generation fortpflanzen.

Die Natur zeigt's im Gleichnis. Es trifft sich nicht selten, daß man einem Huhn, nicht seine eigenen, sondern andere, z. B. Enteneier, zum Brüten unterlegt. Sind nun die kleinen Enten ausgeschlüpft, so hat die Henne ihre liebe Not mit den ihr anvertrauten kleinen Tierchen. Das Huhn will nämlich die kleinen Enten zum Trockenen auferziehen. Diese aber laufen nur zu bald, ohne alle Anleitung, von ihrer Stiefmutter weg und stürzen sich ins erste beste Wasser, mag diese noch so sehr schreien, sich ängstigen, und solches Gebahren unerhört finden. So entscheidend ist also die angeerbte, gute oder schlimme Natur, und die jugendliche Auferziehung kann wenig oder gar nichts ändern. Was sagt's, angewandt in Beispielen aufs Menschenleben? Sterben auch einem Kinde die an Leib oder Seele mit Übeln behafteten Eltern frühzeitig weg, und kommt's auch in andere, bessere Hände, so ist's doch sehr fraglich, ob das Kind frei von

seinen elterlichen Übeln aufwächst, oder ob's nicht auch von ihm heißt: „Dem steckt's schon im Geblüt", oder „der Vater, die Mutter litt auch daran, oder hat's nicht besser gemacht;" d. h. der Vater hat gestohlen, oder die Mutter eine böse Zunge gehabt, darum ist's so auch beim Kinde. Und scheint auch bei manchen verwahrlosten Kindern die Ursache in keiner Vererbung zu liegen, da beide Eltern körperlich und geistig gesund sind, und die beste Erziehung mit ihrem tadellosen Leben verbinden, so liegen doch, näher betrachtet, erbliche Fehler zu Grunde, insofern die Eltern früher, in ihrer Jugend, vor und in der Ehe, das nicht waren, was sie jetzt sind, und darum waren auch die Übel, von denen die Eltern nun frei sind, ihren Kindern schon in Fleisch und Blut übergegangen.

Ein Reisender von bedeutender Menschenkenntnis kam einst auf seiner Wanderung in eine Schule. In ihr war fast der vierte Teil der Kinder abgesondert gesetzt, und warum? Weil sie fast alle blödsinnig und schadhaft an Kopf und Verstand waren, und folglich den Ausschuß bildeten. Aber auch die übrigen Kinder waren meist sehr unglücklich und mangelhaft von Geburt und Natur ausgestattet, bald mit bleicher, gelber Gesichtsfarbe, bald mit Stottern und Näseln im Reden, bald mit bedeutendem Mangel an Verstand, den sie fast alle zeigten. Darob nicht wenig verwundert, erkundigte er sich nach der Ursache einer so welken und vernachlässigten Jugend, fand es aber ganz natürlich, als er vernommen, daß die Eltern des Orts allzusehr dem unmäßigen Branntweingenuß fröhnten und selbstverständlich auch in solchem trunkenen und vernunftlosen Zustande sich ehelich beiwohnten.

Warum spricht man ferner von Muttermalen, die dem Kinde zufolge plötzlichen Schreckens, heftiger Gemütserregung u. s. w. mitgegeben werden? — Warum wünscht denn die Kirche, daß die Ehefrauen nicht bloß angesichts ihrer Niederkunft die heiligen Sakramente empfangen, sondern durch diese auch den Anfang ihrer Hoffnungen weihen und heiligen sollen, auf daß ein frommes und gottseliges Menschenherz aufgehe und beginne? Warum empört man sich so sehr über einen Ehemann, wenn er seiner Gattin gerade in solcher Zeit grob begegnet, wo sie als angehende Mutter die rücksichtsvollste Behandlung erheischte? Warum deutet's man einer Ehefrau so übel, wenn sie in jenem Zustand, wo alles, was sie thut und leidet, nicht ihrer Person allein gilt, sich gleich anderen Frauen einem leichtfertigen, unmäßigen, leidenschaftlichen, gehässigen oder jähzornigen Leben hingiebt? Was soll's heißen, daß so manche Laster und Leidenschaften, diebische, gemeine, zornige und unge-

zügelte Eigenschaften, mit der ersten Nahrung eingepflanzt werden, und daß z. B. die Trunkenheit eines Tiberius von seiner, dem Trunke ergebenen Amme herrühren soll, und die Grausamkeit eines Kaligula von der Wildheit seiner Ernährerin gekommen?

2) Kein habituelles Übel vererbt sich aber leichter, als das Unzuchtslaster mit seinen ausschweifenden Gedanken und Begierden, mit seinen für Aug und Ohr als öffentliche Unsittlichkeit gegebenen und auch staatlich strafbaren Ärgernissen, mit seinen unzüchtigen Angriffen, Verführungen und Nötigungen, mit seinen Selbstbefleckungen und vollendeten Akten der Hurerei und des Ehebruchs, mit seinen sporadischen oder gewerbsmäßigen, natürlichen oder unnatürlichen Versündigungen an unmündigen, seinesgleichen oder tierischen Wesen, — was bedeutet es an sich und in seinen Folgen?

Für den Unzüchtigen selbst ist und bleibt es, trotz aller Gegenrede, ein Mißbrauch der Natur, — eine Gottes-Vergessenheit und -Verachtung, mehr wie jede andere Sünde, eine Thorheit, die sich selbst peinigt und ihr eigener Henker ist, — eine Blindheit, die alle Menschen-, Christen- und Standeswürde vergißt, — eine Verseuchung des Fleisches, darum „Lustseuche" genannt, — eine Verfleischung des Geistes, indem es ähnliche Folgen für die Seele, wie der Leibesaussatz für diesen hat, d. i. es durchfrißt die Seele, bis daß sie verfault, verursacht stinkenden Atem in verpestenden Reden, unersättlichen Durst und ist fast unheilbar, — und es endet schließlich in Verzweiflung, indem es in und mit sich den Menschen selbst aufzehrt, seine Seele zur Hölle führt und mit seinen Gebeinen im Staube schläft.

Fürs Familienleben besagt die Unzucht der jungen oder alten Menschen — so viel, als unglückliche Ehen, entartete Kinder, die leibliche und geistige Verderbung, Entnervung, Verheerung und Verwüstung des Menschenlebens. Fürs Völkerleben aber bedeutet dies Laster den Verfall, die Auflösung und den Untergang der Staaten und der Menschheit. Kurz, — die Unzucht ist ein Laster, das seine natürliche Strafe schon in sich selbst trägt, aber auch von Gott außerordentlich, laut Geschichte der Sündflut, Sodoms und Gomorrhas, zeitlich mit den furchtbarsten, allgemeinen Drangsalen, wie Krieg, Hunger und Pest, und ewig mit der tiefsten Hölle, besonders bei der auserwählten und so hochbegnadigten Christenheit, bestraft wird.

Zur Heilung von diesem Laster giebt das Christentum besonders folgende Mittel an: die Fleischesabtötung in Nüchternheit und Fasten, die Passionsbetrachtung und wie überaus schmerzlich der Menschge-

wordene Gottsohn zur Unzuchtssühne, besonders in der Geißlung und Zerfleischung seines heiligsten Leibes gelitten, -- ferner stete Arbeit und Flucht der sündigen Gelegenheiten. Ihr Unverehelichten aber sollt überdies, bevor ihr in den Stand der Ehe tretet, vor Gott und euerem Gewissen beraten, ob ihr auch dazu berufen seid. Ihr Eltern sollt allzumal heiligen euer Eheleben, besonders in jener Zeit, die nicht allein über euch, sondern auch über das Leben euerer Kinder entscheidet, — in Erinnerung des Tobias und der Sara, die vor dem Beginne ihres Ehelebens in ihrem Kämmerlein auf ihre Kniee niedersanken zum frommen Gebete, auf daß sie Kinder Gottes und nicht des Elendes, zeugen möchten Wir alle ohne Ausnahme aber sollen, als mehr oder minder Behaftete mit dem Aussatze der Sünde, dieser Quelle aller leiblichen und geistigen Übel, denselben nicht leichtsinnig unter den Menschen vermehren, sondern mindern dadurch, daß wir uns immer mehr eines christlichen Lebens befleißen, und — besonders in jenem Geheimnis, von dem es heißt: „Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise . . .", in dieser allen Aussatz heilenden und ewig belebenden Arznei, unser eigenes und so sehr verdorbenes Fleisch und Blut erneuen und verjüngen!

## Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Niemand kann zwei Herren dienen (Matth. 6, 24—33).

Das Evangelium ist das trostreichste im ganzen Jahre, es giebt Trost in jenen dem Menschenherzen zunächst liegenden Sorgen, d. i. der Nahrung und des Lebens, und zeigt zugleich des Herrn Liebesmühe, uns als seine Jünger in seinem, d. i. im Gottesdienste, zu erhalten und von der Welt Liebe, Dienst und falschem Glücke, abzuhalten.

I. „Niemand kann zwei Herren dienen," d. i.: unmöglich ist's, zwei einander entgegengesetzten, sich widersprechende Dinge befehlenden Herren zu gleicher Zeit und mit gleicher Treue dienen zu können. „Denn entweder wird er den Einen hassen und den Anderen lieben, — oder er wird sich dem Einen unterwerfen und den Anderen verachten." Das ist der Grund dieser Unmöglichkeit.

Diese vorausgeschickte, allgemeine Behauptung von der Unmöglichkeit eines doppelten Herrendienstes ist angemessen dieser unvollkommenen Erde mit ihren so verschieden ausgeteilten Losen, wo die Einen Herren und die Anderen Diener spielen, nicht alle Herren und auch nicht alle Diener sein können, und laut Erfahrung wohl Ein Herr viele Diener, aber nicht Ein Diener viele Herren haben kann. Das Dienen freilich will uns nicht gefallen und wir möchten lieber herrschen; denn das Dienen ist begleitet von Erniedrigung und Verdemütigung, — der Dienende wandelt nicht auf lustigen Pfaden, noch ist er auf Rosen gebettet, — geschäftig muß er sein vom frühen Morgen bis zum späten Abend, — und ein schlechter Diener wäre es, der in seinen Diensten stehen bleiben, plaudern und ruhen wollte, gleich als könnte er sich selbst und seinem Vergnügen leben. — Verworfen ist damit der Grundsatz, „man könne Gemeinschaft mit anderen Gottesdiensten pflegen."

Sowie ein Glied nicht zwei Leibern angehört, nicht ein Vogel zwei Nester baut, und nicht ein Rind in zwei Jochen zieht, — so kann auch nicht ein unzerteilter Mensch zweien Herren dienen.

Wer aber einwenden wollte: „So viele müßten doch Gott und den Menschen, und oft gottlosen Menschen, also zwei ganz grundverschiedenen Herren, zugleich dienen, und so zwei einander entgegengesetzte Herrendienste miteinander vereinigen," — so ist das nur ein lügenhafter Einwand, und solcher Doppeldienst beim guten Christen nur scheinbar; denn solcher dient allerdings dem menschlichen Herrn, allein nur mittelbar, — eigentlich und unmittelbar dient er in solchem menschlichen Herrn einzig nur Gott selbst, um des Gewissens willen, weil Gott es will und im Hinblick auf Gott, — kurz er dient Gott in dem Menschen, und darum nur Einem und nicht zwei Herren. Freilich giebt's auch Menschen, die ihren menschlichen Herrn für Gott gleich, oder gar für Gott übergeordnet ansehen, d. i. solche, die dem Menschen dienen, nicht wegen Gott, sondern bloß dem Menschen zu Gefallen, — ja auch solche, die dem Menschen dienen wider Gott. Und das ist dann Menschen- oder Teufelsdienst, und da kann vom Gottdienen nicht die Rede sein.

Unmöglich ist gleichzeitiger Gottes und Weltdienst. Wenn nun aber auch der Mensch Gott und der Welt nicht zu gleicher Zeit dienen kann, so kann und muß er's doch zu verschiedener Zeit, — heut dem Einen und morgen dem Anderen dienen und zuneigen. Hieraus ist zu schließen, daß diejenigen, welche die Möglichkeit lehren, zwei verschiedenen Herren gleichzeitig dienen zu können, Antichristen, Bastarde, Ungeheuer und Mischlinge sind, vor denen man sich hüten muß.

II. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!" lautet die fernere und besondere Lehre des Herrn.

Unter „Mammon" ist allerdings im allgemeinen Geld und Reichtum zu verstehen. Allein Christus erklärt nicht für unvereinbar das Besitzen des Reichtums und das Gottdienen, sondern nur den Geldesdienst und Gottesdienst; denn man kann Gold und Geld in Fülle haben und braucht doch nicht, ihm zu dienen, d. i. nicht habsüchtig, geizig und kein Wucherer, noch Ungerechter, zu sein. Kurz, Christus verbietet es keineswegs, Geld zu besitzen und durch Arbeit zu gewinnen; denn der Segen Gottes macht Reiche. Der Herr will nur, daß der Christ dem Gelde nicht diene, und sich nicht zum Knecht und Sklaven des Geldes mache, den Gottesdienst aber darunter leiden lasse und hintansetze. Ein anderes ist's daher, Reichtum haben und ein anderes,

dem Reichtum dienen; ein anderes ist's, wie Job reich zu sein und sich vom Reichtum nicht beherrschen zu lassen, — und ein anderes, wie der reiche Prasser und Geizhals, sich dem Reichtum ganz hinzugeben, ihn in Hab und Gut anzubeten und ihm zu sagen: „Du bist mein Abgott, auf dir beruht meine ganze Hoffnung!"

„Mammon" heißt nicht bloß „Reichtum und Bereicherung," sondern auch „Geldteufel", nicht als ob er das Geld geben, vorschießen und Reichtümer austheilen könnte, — sondern nur, weil er durch Hab und Gut, Geld und Reichtum, die Menschen zu betrügen pflegt.

Wer sind also die Mammonisten? Nicht die Reichen, sondern nur jene, die dem Geldteufel dienen. Die Eigennützigen und Wucherer, die trotz ihrer Begüterung doch wie Sklaven dem Gelde dienen und nach seiner Vermehrung trachten, mit Erwuchern, Erschachern, Ermauscheln, Erscharren und Zusammenkratzen, ohne es nach Gottes Willen und zum Heile der Mitwelt gut anzuwenden. Für solche ist der Himmel keine Wohnung, sondern ihr erwuchertes Geld wird mit ihnen zum Verderben fahren. Die Betrüger, die in Ware, Münze und Gewicht, mit Betrug, Fälschung und Überlistung, sich zu bereichern suchen, und jene für einfältige Simpel ausschreien, die nicht verstehen, aus 3 Thaler wertem Mehl für 10 Thaler Brot zu backen, aus einem Kreuzer einen Dukaten zu machen, und Ziegelmehl für Safran zu verkaufen. Solche gehören laut Schrift in die Verdammnis, da auch sie, gewogen auf der Waage, zu leicht befunden werden. Die auf Geld und Gut allein Vertrauenden, die deshalb das Gewissen mit Sünde und Laster beflecken. „Nur Geld her," sagen sie, mag auch der gute Name, die Jungfrauschaft, der Sonn und Feiertagsgottesdienst, der christkatholische Glaube, Recht und Gerechtigkeit, Unschuld und gut Gewissen, verloren gehen! Ja, wegen des Geldes schwört mancher mehr, als er Waren im Laden hat, wünschen manche Kinder ihren Eltern den frühen Tod, macht mancher sein Haus zum Lumpenhaus in sittlichem Sinne, und verschwört so mancher sich mit Leib und Seele dem Teufel. Für solche kommt das Geschick des Prassers, der in der Hölle begraben ward.

Die Menschen sollen nun aber Gott dienen, und nur allein dienen, nicht aber Diener des Teufels sein, mag er nun der Geldteufel sein, oder wie sonst immer heißen.

Was ist mehr entgegengesetzt, als Gott und der Teufel? Gott ist nur Einer, und er allein der Höchste. Sowie die Welt keine zwei

Sonnen erträgt, so duldet auch das Land keine zwei Könige. Ebenso kann es auch nur Einen Oberherrn der Welt und Menschen geben. Wir haben nur Ein Herz, die Gnade hat nur Eine Liebe und die Religion nur Ein höchstes Gut in Gott, und — diese drei müssen darum Gott ungeteilt und ganz gegeben werden. Gott duldet keinen Rivalen und schon längst nicht seinen Widersacher. Es sagt der Teufel: „Weder mir, noch dir, gehöre der Mensch, sondern er werde geteilt, mir ein Teil, und dir ein Teil!" Gott aber antwortet: „Keine Teilung, sondern gebet den Menschen ganz dem Teufel; denn wer nicht will Gottes sein, sei ganz des Teufels!" Gleichwohl wollen so viele Christen zugleich Gottes- und Teufelsdiener sein, d. i. wollen sein wie Amphibien, Otter, Biber, — halb Fisch, halb Fleisch, — wie Seiltänzer, wie Kain, Saul, Samaria, Nikodemus, Pilatus, Ananias und Saphira. Verderblich aber ist einem Menschen schon die Neutralität unter zwei miteinander streitenden Menschenparteien, d. i. sein Nichtanschluß an die eine oder andere; denn er wird von beiden gleichsam in die Mitte genommen und gänzlich aufgerieben. Doch weit verderblicher ist die Neutralität zwischen Christus und dem Teufel in ihrem Wettstreite um den Menschen, — gegenüber Gott, der da heißt ein „eifersüchtiger Gott", der betreffs des Menschen mehr eifert, als ein Ehemann betreffs seines Weltbegehrten Weibes. Wehe also den Menschen, die mit Gott so heilloses Spiel treiben wollen; sie sind ihm ein Greuel und er duldet noch lieber einen ganz ungläubigen Menschen, als einen geteilten Gläubigen.

Christus lehrt: Man soll Geld- und Gutes-Überfluß nicht behalten, sondern davon den Armen mitteilen. Der Mammon aber lehrt: „Raub', nimm, stiehl, selbst denen, die am meisten bedürftig sind!" Die Güter der Welt werden von Christus genannt „der Mammon der Ungerechtigkeit", und von den Aposteln „Diebe, Räuber, Herzens- oder Seelenmörder, Teufelsstricke und -Netze". Die altheidnischen Weltweisen, wie Sokrates, Diogenes, Krates u. dgl. m. verachteten, verwarfen und traten unter die Füße, die Reichtümer dieser Welt als Wurzel und Ursprung alles Bösen. Wo Geld begraben wird, da sind die Verlockungen der Übel. Und die Natur verkündet, daß die Erde, aus der Gold gegraben wird, keine anderen Früchte von Saat und Getreide hervorbringt. Es ist unmöglich, Geldigel sein, und doch etwas an sich tragen können, woran Gott sie als seine Diener erkennen könnte. Wo wäre auch nur eine einzige Tugend, die solche Menschen aufzuweisen hätten? Wer wagte es, dennoch die

Möglichkeit der Vereinigung des Gottes- und Mammonsdienstes zu behaupten, und Christum zum Lügner machen zu wollen? So viele erklären diesen Doppeldienst für möglich, ja sogar für nötig den Menschen, der Existenz halber; denn — sagen sie — jeder Mensch müsse sich um Hab und Gut bewerben, um Geldeslohn anderen Menschen dienen. Allein dienen ums Geld und dienen dem Gelde — sind zwei verschiedene Dinge; wenn wir um Geldlohn dienen, so braucht's doch noch kein Gelddienst zu sein, sobald man das Geld nicht als seinen Herrn und Gebieter betrachtet. Man kann also ums Geld ganz leicht Gott allein dienen, und Gelddienst wird's erst dann, wenn man gleichviel auf Gott und Geld, oder noch weniger auf Gott, als aufs Geld, hält. Und das sind die Gottverworfenen Habsüchtigen, noch mehr die Geizhälse, und besonders die ungerechten Blautsauger der Menschheit, die sich mästen von des Volkes Schweiß und Blut und in goldenen Glanzpalästen thronen, die aber schon der heidnische Philosoph als „Spucknäpfe" ansah, indem er einem solchen ins Angesicht spie, und, zur Rede ob solcher Unehrerbietigkeit gestellt, entgegnete: „Er habe im ganzen, so glanzvollen Hause keinen anderen Ort dafür finden können."

Unglückselig sind die Mammonsdiener für Zeit und Ewigkeit. Sie leben als Geldsklaven, wie die Eifersüchtigen, in steter Unruhe und Sorge bei Tag und Nacht, und gleichen den Jagdhunden, die das Wild wohl erhaschen, aber nicht genießen dürfen, sondern es Anderen überlassen müssen. Für solches sorgenvolle Leben im Reichtum, und das fröhliche in der Armut, ist ein Beweis Appelles, dem der König Archelaus einen Beutel voll Geld unter das Kissen seines Krankenlagers heimlich gelegt, der aber dann, als er's bemerkte, trotz seiner Bedürftigkeit zu seinem Diener sagte: „Der König hat mir mein Herz gestohlen!" — Beweis ist auch jener Schmied, der fröhlich und wohlgemut bei seiner Arbeit sang, nach dem Finden eines Beutels voll Geldes, den ihm ein Gönner unvermerkt hingelegt, mit all seinem Singen verstummte, sich den Kopf zerbrach, und nach der Aufklärung und Meldung des Spenders unter höflichem Danke den Beutel zurückstellte mit dem Wort: „Lieber ohne ihn frohen Muts zu sein, als traurig mit demselben."

Ihr Testament lautet: Im Namen des Teufels und im Jahre meiner Verdammung vermache ich meinen Leib der Erde, meine Seele dem Geldteufel ob des ungerechten Gewinns, und desgleichen soll des Teufels sein mein Weib, das mir dabei geholfen und meine Kinder, die davon gelebt, — und auch meinen Beichtvater, der mich nicht

zur Restitution angehalten, möge der Teufel holen!" — Wie oft lassen auch wir uns zum Sklavendienste des Geldteufels verleiten im falschen Verständnis der Schriftworte: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen," indem wir sie, entgegen der Meinung der irrgläubigen Euchiten: „Man solle allezeit beten und nicht arbeiten," dahin deuten: „Man solle allezeit arbeiten und nichts beten," während wir nach Christi Befehl einschlagen sollten den Mittelweg, d. i. arbeiten um das Brot, aber ohne Sorge um das Brot, — arbeiten, um zu essen, aber ohne Sorge, was zu essen, — arbeiten und beten, beides miteinander, und jedes zu seiner Zeit, — und nicht ohne einander. Er weist uns darauf hin, daß wir als Menschen unendlich mehr der Fürsorge Gottes anheimgegeben sind, als die vernunftlosen Wesen, — mehr aber auch, als die Heiden, die Gott nicht kennen und darum auch von ihm nicht bevorzugt werden können, — und mehr auch, als die Juden, die dem wahren Gott wohl dienen, aber als Diener und Knechte mit Furcht und Zittern wie einem Gebieter und Herrn. Wir sind Christen, Kinder Gottes und haben das Recht, ihn Vater zu nennen, und alles Notwendige von ihm beanspruchen zu dürfen.

Seien wir also keine Mammonsdiener! Nichts haben wir in die Welt gebracht, und nichts tragen wir heraus, als unsere Himmels- und Höllenwerke.

III. Die bittersten und qualvollsten Sorgen des Menschen sind die Lebenssorgen. Christus sagte: „Sorget nicht," keineswegs aber: „Arbeitet nicht," — da Sorgen nicht Arbeiten, und Arbeiten nicht Sorgen ist. Er verbietet auch nicht jede, sondern nur die „ängstliche" Sorge bei der Arbeit, — und auch nur die pure Existenzsorge, also nicht die Amts- oder Berufs-, die Eltern-, Familien-, Haus-, Kinder-, Erziehungs-, Unterrichts-, Arbeits-, Geld-, Geschäfts-, Schulden-, Armen-, Kranken-, Regierungs- und Hirten-Sorge, — — nur die persönliche Unterhaltssorge, also nicht die der Vorgesetzten für ihre Untergebenen, wie z. B. die Sorge des ägyptischen Joseph betreffs Anschaffung von Lebensmitteln für die Zeit der Teurung in den fruchtbaren Jahren, — und schon längst nicht die Seelenheils-, Gottes- und Ewigkeitssorge, welche als die höchste, auch stets die erste und heiligste Pflicht bleibt. Die ängstliche Sorge für des Leibes Notdurft verbietet Christus als eine unnötige bezüglich Gottes, und als uns Heilsgefährliche aus drei Gründen, 1. um uns nicht dem Mammonsdienst anheimfallen zu lassen, — 2. damit wir ferner unsere Herzen nicht ans Zeitliche, sondern ans Ewige fesseln, und — 3. weil ein

der Andacht obliegendes Gemüt nicht zugleich der Geldsorge sich ergeben kann. Unnötig ist solche Sorge (laut Christus) wegen der Vorsehung Gottes, an die wir glauben müssen aus folgenden fünf Gründen, die alle auf dem Satze beruhen: „Seid ihr nicht viel mehr, als sie?" Darum sag' ich euch: „Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für eueren Leib, was ihr anziehen werdet!" Warum?

1) Christus weist zuerst hin auf des Menschen Leben, Seele und Leib: „Ist nicht das Leben (die Seele) mehr, als die Speise, und der Leib mehr, als die Kleidung?"

Gottes Güte und Liebe hat ungebeten, freiwillig und in zuvorkommender Barmherzigkeit unser Dasein geschaffen, uns aus dem puren Nichts herausgezogen, uns die mit Geisteskräften ausgestattete Seele, und den Leib als das herrlichste Kunstwerk mit dem Leben gegeben. Gab er so das Größere, so wird er auch das viel Geringere geben, das Leben erhalten und die Speise und Kleidung spenden. Hat er die Seele uns als kostbarsten Schatz, als Kern, gegeben, so wird er um so mehr uns auch die Schale oder den Leib erhalten.

Es lehrt der Herr damit aber auch die rechte Heilsordnung. Wirst du nicht vorkommenden Falls lieber die Speise, als das Leben lassen, so du eine menschliche Vernunft hast? Ist dir deine Haut, dein Fleisch, nicht lieber, als dein Rock? Wirst du dir nicht lieber den Rock abziehen lassen, als die Haut, — lieber aus Armut halb bloß hergehen, als dich schneiden, schinden, brennen lassen? Warum sollten wir nicht lieber alles von Armut und Not, als den Verlust der eigenen und einzigen Seele, auf uns nehmen, — lieber unsere Nahrung und Kleidung hintansetzen, als ihretwegen unsere ewige Seele verlieren? Wählen wir nicht sonst als vernünftige Menschen von zwei uns unvermeidlichen Übeln stets das kleinere und geringere? Halten wir uns nicht die Hand vor, trotzdem sie geschlagen wird, um nur den Kopf uns unverletzt zu erhalten?

2) Christus weist ferner hin auf die Vögel des Himmels: „Betrachtet die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernähret sie. Seid ihr nicht viel mehr, als sie?" „Euer himmlischer Vater," sagt Christus, und nicht „ihr Vater"; denn Gott ist nur Vater für die Menschen, Schöpfer aber für die Vögel und alle anderen unvernünftigen Geschöpfe. Gott erhält die vernunftlosen Vögel ohne ihre Aussaat, Ernte und Arbeit, und auch alle anderen zu des Menschen Nutzen und

Vergnügen erschaffenen Tiere in überfließender Weise. Warum und wie viel mehr sollte er nicht auch euch, die ihr als vernünftige Menschen und Herren der Vögel arbeitet, säet und erntet, ernähren können und wollen, sobald ihr nur zu ihm haltet? Wie um so gewisser wird er als Vater seinen Kindern, den nach seinem Ebenbild geschaffenen Menschen, die auch noch für ihren Unterhalt arbeiten, ihn um Hilfe anrufen und zu seiner Güte in ihrer Dürftigkeit die Augen erheben, die nach seinem Wissen ihnen nötige Nahrung und Hilfe nicht vorenthalten und verweigern? „Das Muttervöglein fliegt morgens in aller Frühe davon, trauet Gott, schweifet lustig in den Lüften herum und sucht, seine Jungen zu ätzen, und es findet auch, wo es nichts hingelegt, weil ihm Gott alles aufgesetzt hat. Das Federvolk glaubt seiner Verheißung, er werde halten, was er versprochen; doch die Menschen glauben's nicht, während sie doch das Wort von Gott, Siegel und Brief davon, haben. Erkennet, daß ihr mehr seid, als alle Spatzen. Sieh' ein verächtlich Tierchen wird dir als Beispiel vorgehalten. — Wenn alle Geschirre leer, Speicher und Keller erschöpft, und nichts mehr, weder im Sack noch Beutel ist, — alsdann folge den Vögeln." „Keiner beklagt sich wegen Armut, und daß er eine leere Herberge ohne Geld hinterlassen. Die Schwalbe ist viel ärmer und hat nichts von Geld, aber viel an Fleiß und Arbeitsamkeit. Sie baut ohne Kosten. Das Gebäude erhöht sich und doch nimmt sie dem Nächsten nichts, noch wird sie aus Mangel und Armut getrieben, einem Anderen zu schaden, noch auch verzweifelt sie ob der großen Schwäche ihrer Jungen. Uns hingegen kränkt die Armut, plagt die äußerste Not und die meisten treibt die Armut zu Missethat und Lastern. O wir Kleingläubigen, folgen wir den Vögeln, so werden wir leben!"

Wie wunderliche und seltsame Lehrmeister giebt's auf der Welt! Das Lamm lehrt den Menschen die Sanftmut, der Löwe die Wachsamkeit, der Hirsch die Nächstenliebe, die Geis Frieden und Einigkeit, und der Hund die Treue. — „Ich lehre euch," sagt der Esel, „nicht die Eselsköpfe zu promovieren, denn ich als Esel bin unten am Fuße des Berges geblieben, als Abraham hinaufgestiegen, sein Opfer zu vollziehen. Und mit Recht; denn Eselsköpfe bleiben Eselsköpfe und schicken sich zu keinem Haupt in einem Regiment!" — „Gehe hin zur Ameise, du Fauler!" Frage, du Träger, den Hahn, er lehrt dich das Wachen, frage, du Geschwätziger, die wilde Gans, sie lehrt dich das Stillschweigen, die Taube lehrt dir Verheirateten die eheliche Liebe, der Storch dir, ungeratenes Kind, die Elternliebe, der Adler dir Geistlichen die himmlische

Betrachtung, der Spatz dir Vater die Kinderversorgung, das Huhn dir Mutter die Kindesliebe, der Schwan dir Tochter die unbefleckte Reinigkeit, die Waldtaube dir Weltmenschen die Einsamkeit, die Lerche dir Gebetslosen das täglich siebenmalige Lob Gottes. — Und solchen Lehren der Tiere zu folgen, sollte etwa der Mensch sich schämen, weil er mehr ist, als die Tiere? Dann wäre er kein Christ.

3) Christus weist hin auf des Leibes Länge. „Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zusetzen?" d. i. sich um so viel größer machen? Seht, ihr könnet es nicht, und könnet auch ebensowenig in alledem, in welchem Gott das Ziel, Ende und Maß, gesetzt und bestimmt hat. Nur Gott, unser Schöpfer, der uns gemacht, nicht aber der Mensch, ist es, der uns, wie klein und groß an Leib, so auch an Glücksgütern und Wohlstand zunehmen, und uns groß und reich durch seinen Segen machen kann, und alle unsere darauf gerichtete Sorge in Fleiß, Mühe und Arbeit, ohne und gegen Gottes Willen und in der Meinung, als ob Gott weder Gutes noch Böses hinzuthut, kann gar nichts vermögen. So lehrt's die Erfahrung der Frommen und Gottlosen, nebst der Schrift.

4) Christus weist ferner auf die Lilien des Feldes hin: „Warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, spinnen nicht, und doch sag' ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen." Wollen wir also die Vögel fliegen lassen, so betrachtet die Lilien des Feldes, diese Blumen, die vor allem unmittelbar von Gottes Vorsehung abhängen, und nicht die Gartenblumen, die unter des Menschen Pflege heranwachsen! Wie schön und holdselig stehen die Lilien des Feldes da, — mit allen Teilen und Gliedmassen so wohlgestaltet und ineinander gefügt, — mit welch zahlreichen und künstlichen Leibesorganen und Poren zur Ein- und Ausatmung der Lebenssäfte, — und mit welch feinen Wurzeladern zur Befestigung in der Erde, — emporgerichtet mit aufrechtem Stengel, um nicht vom Boden gefährdet zu werden, und so stark, daß sie gegen Wind und Unwetter, — und so umhüllt mit Rinde, Blatt und Ästen, daß sie gegen Frost, Hitze und andere Gefahr, geschützt erscheinen, — und, abgesehen von so mancher lieblichem Geruch und heilsamem Kraft der Arznei, auch mit so zierlicher Kleidung geschmückt, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht mit ihnen zu vergleichen ist! Ja, könnt ihr betrachten die Blumen, die Lilie, Tulpe, Rose, Narzisse u. s. w., ohne zu fragen, wer ihnen ihre Kleidung zugeschnitten und

sie so schön in Farbe getaucht? Wenn aber Gottes allweise und allvermögende Vorsicht in einem einzigen Blümchen, in einer Feldlilie, die heute steht und morgen abgemäht wird, heute grünt und morgen verdorrt, ohne deren Mühe, sich also offenbart, — was wird er erst dem Menschen thun, den er zu seinem Ebenbilde und Himmelserben erschaffen, zu dessen Dienst er alle Blumen schafft und erhält, und der um seine Kleidung arbeitet und zu ihm ruft, als sein Kind? Ihr, als Väter und Mütter, nährt und kleidet ja auch euere Kinder, sofern es in euerer Gewalt steht, und — Gott, in dessen Gewalt sich alles befindet, sollte die Seinen, so sie nur sein bleiben, verlassen können?

5) Christus weist endlich hin auf die Christenwürde: „Nach all diesem trachten die Heiden!“ Den Heiden ist's wohl zu verzeihen, wenn sie ängstlich sorgen für ihre zeitlichen Bedürfnisse, weil ihre Erkenntnis nur aufs Äußere, Ersichtliche und mit dem Verstande Erfaßbare, sich erstreckt, und sie nur an blinde, ohnmächtige und schwache Götter glauben, von denen sie keine Hilfe aus zeitlicher Not erwarten können. Nie aber darf deren peinliche Sorge haben der aus der Schule Jesu wohlunterrichtete Christ, der weiß und fest zu glauben hat, daß er allezeit verbleibt unter dem Geleit eines seine Augen von ihm nie abwendenden, sondern ihn stets auf seinen Armen tragenden, und seine Bedürfnisse genau kennenden Gottes der Allwissenheit, alles könnenden Macht, und besonders der unendlichen Vatergüte, die seinen Willen zu unserer Hilfe bewegt. — Die Heiden vertrauen aus Mangel an wahrer Gotterkenntnis und seliger Ewigkeit nicht auf eine göttliche, sondern nur auf die eigene Arbeits-Sorge, und sehen ihr höchstes Glück auch nur in leiblich-irdischen Dingen und Wohlleben, — ihr aber seid Christen und habt die Würde des neu-auserkorenen Gottesvolkes oder der Kinder des himmlischen Vaters, — ein Kind aber in seines Vaters Haus, ist's gehorsam, läßt seinen Vater sorgen und dieser giebt ihm alles, und — wer kann väterlicher, als Gott sein?

Welch reichen Trost bietet also der Christenglaube an Gottes Providenz seinen Auserwählten? Gewiß ist ein ungerechtfertigtes und unvernünftiges Mißtrauen in Gottes Vorsehung, im Zweifeln und ängstlichen Fürchten, als ob er die zeitlichen Notwendigkeiten nicht geben werde, eine schwere Sünde des Unglaubens und lästernde Anklage des allfürsorgenden Vaters, als ob er keine rechte Ordnung halte in der Versorgung seiner Geschöpfe, wohl für die Geringeren sorge, aber die Höheren vernachlässige. Hat Israel sich so manchen starken Vorwurf zugezogen ob seines Mißtrauens in Gott; wie viel

mehr wird's das Christenvolk, dem genügen soll das Wort: „Euer Vater weiß, daß ihr dies alles bedürfet?" Darum, ihr furchtsamen Seelen und mißtrauenden Herzen, laßt euch genügen mit dem Gebete: „Siehe an, o Herr, ich bin Dein Geschöpf und das Werk Deiner Hand; — sieh', in welch schwerer Not Dein Kind sich befindet. Es ist schon genug, liebreichster Herr, daß Du es weißt, — und ich bin gewiß, daß Deine unendliche Vaterliebe, mit der Du mich liebst, mich nie in meinen Nöten wird stecken lassen!" Laßt uns alles Mißtrauen in Gott verfluchen, und im kindlichen Vertrauen auf seine väterliche Vorsorge befestigen und stärken! Und warum auch uns beunruhigen über das, was über unser Vermögen ist? Man fühlt sich vor der Zeit nur unglücklich, macht sich aus eingebildetem Übel schon ein wahres, und zieht das künftige schon in die Gegenwart hinein. — Und, — was noch unheilvoller ist, — wie viel des Guten wird ob solcher Vorsorge unterlassen, und wie viel des Bösen begangen? Wozu auch um dergleichen sorgen für den morgigen Tag und die Zukunft? Der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jedem Tage genügt seine Plage, d. i. jeder Tag des Lebens giebt ohnedies zu sorgen, besonders bezüglich des Seelenheiles und der Meidung des Bösen, — ihr braucht dessen Plage nicht noch zu vermehren durch überflüssige Sorgen! Steht ja der morgige Tag bei Gott, und wer weiß, ob wir ihn erleben? Nur ums tägliche, ums heutige Brot sollen wir bitten gegenüber der Providenz, wie auch das Manna der Wüste lehrt. Das Gottvertrauen bewahrt, beschützt und befreit, uns vom Mammonsdienste nebst seinen Sünden und Sorgen. Es macht uns furchtlos, unüberwindlich und allvermögend; denn dem Glaubenden sind alle Dinge möglich. Und es erhält und mehrt uns, als Kapitalsgewinn unserer Haupt- und Grundgüter, auch die zeitlichen, heilsgemäßen Güter, und läßt uns in ihnen erblicken auch die Vorgabe und Versicherung der darauffolgenden Himmelsgüter, für die es uns befähigt.

IV. Das Schlußwort des Herrn lautet: „Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden!" Das ist eine herrliche und untrügliche Verheißung. Gottes Herz nun zu gewinnen zur Spendung seiner zeitlichen Segensgaben, für die Notdurft, den Bestand des Hauswesens und den gewünschten Ausgang unserer Anschläge, — das ist nur unter zwei Bedingungen möglich, oder daß wir uns im zweifachen Stande befinden. Nötig ist unser „Suchen", d. i. unsere gewissenhafte, alle Mittel erschöpfende und standesgemäße Arbeit, im festen Glauben an

Gottes unerläßliche Mitwirkung, dann das allem vorangehende Suchen nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, d. i. im Bittgebet und Werkstreben, der Zeit nach, der Reihenfolge nach und auch dem Eifer nach. Halten wir aber nicht auf diese von Gott selbst eingesetzte Ordnung und Bedingung, so würden all unsere noch so vorsorglichen Gedanken, Vorhaben, Anschläge, Sorgen, Mühen und Arbeiten, nichts erlangen, sondern einfach zu Wasser und zum Himmelsspotte werden. Hat die ewige Wahrheit gesprochen, so muß sich auch ihr Ausspruch erfüllen. Das Nötige wird nie ausbleiben trotz aller prüfenden Verzögerung.

---

# Am fünfzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Es kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß (Luk. 7, 11—16).

I. „In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß, und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Dies war eine Stadt in Galiläa, in der Ebene Esdreloms am Fuße des Tabor, und sie hatte den Vorzug, als anmutiger Ort gepriesen zu werden, daher ihr Name „Naim", auf deutsch „die Schöne, Liebliche, Angenehme", genannt worden.

„Als er aber nahe an das Stadtthor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus." Die Begegnung einer zu Grabe getragenen Leiche sieht der ungläubige Heide, der den wahren Gott nicht kennt, und alle Lebensbegebenheiten nur dem Glück oder Zufall zuschreibt, für ein böses Zeichen an. Solchem heidnischen Aberglauben gegenüber urteilt der Christ auf viel heiligere und untrüglichere Weise. Er hält sich nicht bei der zweiten Ursache auf, sondern bleibt gleich bei der ersten oder Hauptursache. Er betrachtet alle Zufälle des Lebens nicht als Wirkungen von ganz aus ungefähr geschehenden Dingen, sondern als Verordnungen einer ewigen Providenz, welche dieselben mit unaussprechlicher Weisheit führt, damit sie zu ihrem Ruhme und zu unserer Seligkeit gereichen. So geschah's denn auch nicht von ungefähr, daß Christus in die Nähe des Stadtthores von Naim kam und auf den toten Jüngling traf, als man ihn gerade in Begleitung vielen Volks zu Grabe trug, — sondern es geschah durch Verordnung seiner Providenz oder Vorsorge, in der er diese Verordnung längst vorhergesehen und Willens war, diesen Toten zum Trost seiner Mutter, zur Belehrung der Umstehenden und besonders zur Bekehrung der durch dies Wunder überaus gerührten Maria Magdalena wieder aufzuwecken.

Hieraus ist der von den Juden, wie auch von den meisten Heiden geübte, auch von den Christen sanktionierte und von der Kirche Gottes vom Anfang an gehaltene Brauch zu lernen, die Leiber der abgestorbenen christlichen Brüder und Schwestern zur Erde zu bestatten und zu begraben, wie dies ausdrücklich die Schrift bemerkt auch von der Beerdigung der Sara, des Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Aaron, Christus selbst, des Stephanus, und des Täufers Johannes. Wie so menschlich ist im Christentum die Leichenbestattung, bei der wir uns mitleidig der Toten annehmen und ihren Leib der Erde beisetzen, während die Engel die Seele mit unseren Gebeten und guten Opferwerken dem Schoße Abrahams zuführen, gegenüber der Unmenschlichkeit der Heiden, welche die toten Menschenleiber entweder dem Meere oder dem Feuer übergeben, oder den wilden Tieren und Hunden vorwerfen!

Der Tote war ein Jüngling, ein Mensch im blühenden Jugendalter. Dies lehrt uns die traurige Erfahrung, daß leider oft so viele junge Leute sterben. Nichts ist trauriger und schmerzlicher, und doch häufiger, als ein vorzeitiger, noch vor dem Greisenalter herbeieilender Tod. Woher diese traurige Erscheinung? Entweder daher, daß solche Menschen eine üble Erziehung von ihren Eltern genossen haben, — oder aus der Anordnung Gottes, damit sie von der bösen Welt nicht erst verführt werden. — Überhaupt wird uns damit gesagt, daß Gott uns allezeit aus diesem Leben fordert, wenn uns das Sterben am nützlichsten ist, d. i. wie die Kinder und guten Leute, damit sie nicht verführt werden, so die groben Sünder, damit sie nicht mit noch mehr Sünden ihre ewige Strafe vergrößern; denn wie die Welt so lange bestehen bleibt, bis die Zahl der Auserwählten und Verdammten erfüllt ist, so lebt auch der Mensch so lange, bis die Zahl seiner Verdienste oder Sünden erfüllt ist. Begehrt ein verdienstloser Mensch also lange zu leben, so sündige er nicht; denn die Sünden schneiden den Faden des Lebens ab. Sündige Seelen in ihren Leibern sind — Räuber der Ehre Gottes und des Menschenwohles in ihren Raubhöhlen, die zuerst mit Bußmahnungen, und dann mit Krankheiten und Widerwärtigkeiten, von Gott angegriffen werden.

Insbesondere aber sind vier Sünden, Ungehorsam, Jähzorn mit maßloser Trauer, Unzucht und Unmäßigkeit, als die vier vorzeitigen, selbst herbeigerufenen Totengräber einer sich vor der Zeit ums Leben bringenden Jugend anzusehen.

a. Ungehorsam und Lieblosigkeit gegen die Eltern und ihre Stellvertreter bringt frühes Ende, falls nicht der Himmel der Buße oder größeren Strafe halber den herbeigerufenen Tod aufhält, — laut viertem Gebot, wie z. B. dem Absalon.

b. Jähzorn und leidenschaftliche Aufregung tötet gleichfalls, indem man sich damit die Galle ins Geblüte treibt. Sogar alte Menschen erfuhren es, wie der ungarische König Mathias, der böhmische König Wenzel, der römische Kaiser Vespasian, und der römische Bürgermeister Sylla, dem die Adern im Zorne zersprangen. Wie viel schädlicher ist er der schnell- und heißblütigen Jugend? — So bringt auch maßlose Trauer frühzeitig ums Leben. „Ein fröhliches Gemüt macht das Alter blühend, ein trauriger Geist aber trocknet aus die Gebeine", — ja betrübte und elende Zeiten voll Trauer und Kummer lassen die Menschen nicht lange leben.

c. Unzucht ferner, zumal frühzeitige, schwächt, entkräftet und entnervt auch das kräftigste Leben, ist ein am Lebensmarke zehrendes und fressendes Feuer, und verwandelt die Menschheit, besonders die Jugend, zum ausgebrannten Aschenhaufen. Ein Beispiel sind Helis Söhne, Ophni und Phinees, deren Todesstrafe, wegen unterlassener Züchtigung seitens des Vaters, auch auf sein ganzes Geschlecht übergegangen: „In deinem Hause soll's keinen Alten geben".

d. Unmäßigkeit in Speise und Trank, oder Überfüllung, auch mit der allerbesten Nahrung, muß gleichfalls die Gesundheit untergraben und das Leben kürzen. Nur „wer mäßig ist, verlängert sein Leben. Bringt aber Fraß und Völlerei an sich den Tod, wie um so eher, wenn Speise und Trank mit Gesundheitsgefährlichen Stoffen versetzt sind! Und werden dergleichen tödlich selbst den an solches Gift Gewöhnten, wie um so rascher für die in der Ausbildung und Entwickelung begriffene Jugend! — Beispiel ist der Macedonische König Alexander. Dieser, noch ein junger Mann, hatte einst seinen jugendlichen Hofkavalieren, zweiundvierzig an der Zahl, ein splendides Gastmahl bereitet, und jene gleichsam zum gegenseitigen Wettkampfe aufgefordert, „wer es unter ihnen im Genusse von Speise und Trank den Anderen zuvorthun werde?" Ein gewisser Promachus war sogenannter Sieger, aber auch zugleich der Besiegte, denn der Trinksessel war sein Sterbelager, — und auch von den zweiundvierzig Genossen überlebte keiner den dritten Tag, — ja auch Alexander starb im blühenden Alter von zweiunddreißig Jahren.

Das sind im allgemeinen und besonderen die im Menschen selbst

liegenden Quellen und Ursachen seines frühzeitigen und vorschnellen Todes, „da bei etwas mehr Einsicht, Vernunft und Moral, die Menschen viel glücklicher, schmerzloser und länger leben könnten, als es in der Regel jetzt der Fall ist.“

Damit ist aber auch die Frage nach den Mitteln der Lebensverlängerung beantwortet. Sie bestehen in der Meidung aller Sünde und besonders der vier benannten: des Ungehorsams, der Aufregung, Unzucht und Unmäßigkeit, — oder in der Haltung des vierten göttlichen Gebots mit seiner Verheißung des langen Lebens, in der Beherrschung seines Jähzorns, wie seiner maßlosen Trauer, in der Zucht und dem ehrbaren Leben, und in der Mäßigkeit von Speise und Trank. Es ist ferner der stete Todesgedanke ein Mittel, welches das Leben verlängert; denn der Tod flieht, die seiner gedenken. Oder kurz gesagt: das Christentum, als die eigentlichste, ursprünglichste, natürlichste und einzige Vernunftreligion, — mit seinem religiös-sittlichen Leben, und mit seinem eucharistischen Heilsmittel des Leibes und der Seele, der Auferstehung, und Unsterblichkeit, der „Liebe und des Lebens“, dieser zwei Hauptbegierden des Menschen, — schützt und bewahrt uns vor frühem Tode. Darum, christliche Jugend, Jünglinge und Jungfrauen, wollt ihr euch nicht selbst frühzeitig zu Grabe tragen nicht bloß zum Grabe der Zeit, sondern auch der Ewigkeit oder der Verdammnis, da solcher Tod ein Tod der Sünde und in der Sünde ist, sondern wollt ihr euch Kraft, Leben und Gesundheit, wahren und eueren Eltern und Angehörigen großen Schmerz ersparen, — so fliehet jene vier Laster, und sprechet nicht mit den Unverständigen der Schrift: „Laßt uns das Leben genießen“, sondern befleißet euch der Unterwürfigkeit, Selbstbeherrschung, Leibes- und Seelenreinigkeit und Nüchternheit! Ihr aber, Eltern, Vorsteher und Dienstherrschaften, habt die Pflicht, die euch anvertraute Jugend von allen Ausschweifungen zurückzuhalten!

Der tote Jüngling gehörte unstreitig dem reichen und vornehmen Stande an, wie zu schließen ist aus dem großen Grabgeleite. Und so ist denn wahr das Wort: „Das Menschenleben ist ein glänzendes Elend.“

Der tote Jüngling war der einzige Sohn seiner Mutter. Das Wörtchen „einzig“ läßt ahnen, wie groß dieser Mutter Jammer und Trauer muß gewesen sein; denn, was „einzig“ wir besitzen, ohne etwas daneben, vor oder nach ihm zu haben, wie Seele, Leben und Himmel, das muß uns besonders und vor allem am Herzen liegen

und mit unsere größte Sorge beanspruchen, dessen Verlust aber um so schmerzlicher sein. Warum nimmt aber Gott so oft den Menschen das Liebste? Nun, Gott, der allerbeste Arzt, will unsere schwachen Seelen bei ihrer Gesundheit erhalten.

Die Mutter des toten Jünglings aber war eine Witwe. Der Evangelist hat alle diese Umstände so genau beschrieben, um anzudeuten Gottes besondere, große Sorge für die Witwen; denn „Witwen und Waisen sollt ihr nicht wehe thun; wenn ihr ihnen aber wehe thut, so werden sie zu mir schreien, und ich werde ihr Geschrei hören, mein Zorn wird ergrimmen, und ich werde euch mit dem Schwerte schlagen, und euere Weiber werden Witwen sein und euere Kinder Waisen," sagt Gott selbst. Darum seid getröstet, ihr Witwen und Waisen: Gott wird euer Beschützer sein. Zur Warnung dient Holofern. Wie scharf ist er von Gott abgestraft worden, als er aus dem Tempel das Geld rauben wollte, mit welchem die Witwen und Waisen sollten unterhalten werden.

II. „Und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr." Demnach ist also auch die Leichenbegleitung mit dem stattlichen Gefolge, nebst der religiösen Feier, im Alten und Neuen Testamente begründet. Wie stattlich hat z. B. Judas Makkabäus seine erschlagenen Kriegsleute begraben und für sie geopfert, daß ihnen der Sünden zeitliche Strafe verziehen und vergeben würde! Wie stattlich beerdigte König David den erstochenen Abner. Nebst seiner ganzen Ritterschaft ging er der Totenbahre nach, und samt allem Volke weinte der König bei dem Grabe. Wie stattlich begrub Joseph seinen Vater Jakob; denn es zogen mit ihm alle Ältesten des Hauses Pharao und des Landes Ägypten, das Haus Josephs mit Gefolge, und es war eine nicht geringe Schar; denn Jakob ward aus Ägypten nach Kanaan geleitet!

Viel größer ist die Erbaulichkeit und sinnige Bedeutung der Begräbnis-Ceremonien der katholischen Kirche. Das Glockengeläute ruft zusammen, mahnt zum Gebete für den Toten und erinnert an das mühselige Menschenleben, das, wie die Glocke, hin- und hergezogen wird, viel harte Schläge zu erdulden hat, den Einen angenehm und den Anderen übel tönt, und auch wie ein Ton verklingt und verschwindet. Die Kreuzesfahne, die dem Toten als Siegeszeichen vorangetragen wird, zeigt an, daß der zu Grabe Getragene ein Christ sei, der zu ihr in der Taufe geschworen, an Christum geglaubt, beim Kreuze gelebt, auch mit dem Kreuze in der Hand gestorben, alle Lebenskreuze überwunden, und hoffentlich durch den Beistand seines gekreuzigten Erlösers den Sieg über den Teufel und seinen Anhang

davongetragen. Die brennenden Kerzen und Fackeln deuten an das Glaubenslicht des Toten in seinem Leben, aber auch das Licht seiner Glorie im Himmel, — sowie sie überhaupt versinnbilden das vergängliche Menschenleben, das wie einer brennenden Kerze Wachs zerrinnt. Der Trauer- und Klagegesang, oder die Totenmusik, — dieser uralte Brauch der christlichen Kirche: bei Leichenbegängnissen, Psalmen und Hymnen zu beten und zu singen, — ist sowohl eine Mahnung zur Buße, als auch eine Äußerung des Frohsinns und Frohlockens der Kirche darob, daß die Seele zur Ruhe eingegangen und der Herr ihr wohlgethan; denn das Schriftverbot: „Die Musik schicke sich nicht zum Leidwesen" geht nur an die Juden, denen der Tod wirklich ein Tod ist und auch für die Gerechtesten den Himmel verschließt, nicht aber die Christen, denen der Tod kein Tod mehr, und auch der Himmel eröffnet ist, — darum die Christen ihre Toten nicht ohne Sang und Klang begraben.

Das Priestergebet in und außer dem heiligen Meßopfer, diesem einzig wahren Versöhnungsopfer, auch der Toten, mit der Intention: „Daß Gott der abgeschiedenen Seele gnädig sei, ihr das ewige Licht und die ewige Ruhe gebe, d. i. den Himmel und zwar bald, oder ihr die Reinigungszeit mildere und kürze, und sie nicht zur Hölle verurteile," — ist die Gebetshilfe für des Toten Seele. Es hilft und ist nicht umsonst — und kommt auch nicht zu spät. Bei Gott nämlich giebt's keine Zeit, wie bei uns Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sondern alles Vergangene wie Zukünftige, ist ihm gegenwärtig, und auch Totengebet und Nichtgebet allezeit vorausgesehen und von Einfluß.

Der Weihrauch, mit dem Sarg und Grab beräuchert wird, ist keineswegs, wie seine Widersacher meinen, ein Gegenmittel gegen den Leichendunst, noch auch ein abergläubisch-heidnischer, sondern ein christlicher Brauch auf Grund des Weihrauchopfers der drei heiligen Könige. — Als Zeichen des Gottesdienstes deutet er an, daß der Verstorbene stets den wahren Gott bis in sein Grab hinein erkannt und angebetet, weil der stets für Gott angesehen wird, dem man Weihrauch opfert. Und als Symbol des „Gebets der Heiligen" mahnt er die Gläubigen zum Totengebete, es ebenso wie den Weihrauch nach der Höhe steigen zu lassen.

Das Weihwasser ist ein im Glauben an Christum und durch das darüber ausgesprochene Kirchengebet geweihtes Wasser. Und mit seiner Besprengung von Sarg und Grab segnet und wünscht die Kirche

und der Christ, auf Grund und mittels dieses Glaubens und Gebets, daß des Toten Leib, als der Leib eines Auserwählten und der zu erwartenden fröhlichen Auferstehung, vor der Nachstellung des bösen Geistes, der erfahrungsgemäß nicht selten in tote Leiber fährt und Lebenden zum Schrecken erscheint, und auch vor dem Mißbrauch abergläubischer Menschen, die tote Leiber oder deren Glieder ausgraben und zu Teufelskünsten mißbrauchen, befreit bleiben und bis zum jüngsten Tage ruhen möge, und daß des Toten Seele von läßlichen Sünden, geringen Fehlern und zeitlichen Strafen, durch Gott gesäubert und gereinigt werde, laut Davids Gebet: „Besprenge mich mit Ysop und ich werde rein; wasche mich und weißer werde ich, als der Schnee.“

Die Leichenbegleitung zum Grabe gilt als der letzte Liebesdienst und als eine „Wage“, auf der man laut Wort: „Ehre die Toten“ und: „Seht, wie er ihn so lieb hatte“, die Liebe und Neigung der Menschen zum Toten abwägen kann. Man geht nämlich mit de Toten und nicht mit den Lebenden, also nicht wie das heutige Volk, das mit ihr, der Mutter, ging, und nicht mit dem Toten. Nach diesem fragte es nicht; — der war ihm Nebensache, — aber die durch den Tod des reichen Mannes, und nun auch durch Beerbung des einzigen Kindes reich gewordene Witwe war seine Hauptsorge und der Gegenstand seiner Hauptaufmerksamkeit, um sie, wie altherkömmlich, schon während des Leichenkonduktes in Gedanken an diesen oder jenen zu verheiraten, zumal reiche Witwen ja überall Männer finden. Kondukt mit Grabgeleit gilt dem Toten, und nicht den Lebenden, nicht der Befriedigung der Neugierde, und nicht zur politischen oder religiösen Schaustellung oder Kundgebung, — sondern als Totenliebeswage, d. i. als Gottlohnendes und Menschengesegnetes Barmherzigkeitswerk, um dem Toten die Liebe und Ehre, und seiner Seele die Gebets- und Opferhilfe zu gewähren, des Toten und seinen eigenen Gottes, Unsterblichkeits- und Auferstehungsglauben nebst dem Gefühle der Sterblichkeit zu bekennen, und um des Toten willen auch seinen Angehörigen den Beweis der sie tröstenden Teilnahme zu geben. Auf den Toten schauen seine Leidtragenden, nächsten Blutsverwandten und Freunde. Sie haben den Todesfall, der sie am meisten trifft, auch am meisten zu beklagen. Den Toten begleiten die übrigen Gläubigen schweigend und mit dem Stillgebet um dessen ewiges Licht und ewige Ruhe. Sträflich wäre da Gelächter und Geschwätz, wo der Tote uns so nahe ist und uns selbst einen Spiegel der Sterblichkeit giebt, und wo uns unser Glaube ob des Toten Geschick in

Sorgen versetzt, da dieser Glaube keineswegs ein so froher ist, der die Seele des Verstorbenen vom Munde gleich zum Himmel fahren, sondern den Reinigungsort erst durchwandern, und ohne dessen zeitweise Einkehr kaum Einen unter Tausenden denkbar erscheinen läßt. Ja, die Grabbegleiter werden mit Recht vom englischen Thomas gleichsam „von der Kirche angeworbene und dazu ausgesandte Gottesstreiter" genannt, um mit ihrem Schwerte und Bogen (Gebete, Opfer und guten Werke) das Herz Gottes zu bekämpfen und zu erweichen, auf daß er vom Erweis seiner Gerechtigkeit gegen die zu sich geforderte, in seinen Händen sich befindende und gleichsam belagerte Menschenseele ablasse!

Wie schön sind also unsere kirchlichen Leichenbegängnisse eingerichtet? Wozu bedarf's da erst einer darüber hinausgehenden weltlichen Leichenparade, um dem letzten Liebesdienste ein größeres Gewicht zu geben? Dahin gehört der oft maßlose Aufwand mit der Ausschmückung des Katafalks, Grabmusik, Mausoleen, Leichenmahle, Denksäulen u. dgl. m. — Den Wohlhabenden ist allerdings ein standesgemäßes Begräbnis gestattet, allein keineswegs ein überflüssiger Pomp, der nicht einmal ehrbar, Sachentsprechend, erbaulich ist, und auch der geschiedenen Seele wenig oder gar nichts nützt, während das darauf vergeudete Geld besser und löblicher zu Totensühnen anzuwenden wäre. Das aber gilt noch vielmehr den Minderbegüterten; denn, wenn das Sterben schon an sich nicht billig ist und viele Kosten verursacht, und schon vom Kranken viele Gesunde, und noch viel mehr Lebendige vom Toten leben, so wird doch bisweilen noch über dies hinaus so viel Leichenpomp entwickelt, daß nicht selten wegen des Toten die Lebenden dann nichts mehr zu essen haben. — Sehr hart läßt darum P. Oliva einen Künstler an, der oft zu solcher Leichenpracht geholfen. „So bist denn du es, durch den Staub und Asche sogar unter den Würmern prahlen, die Bestattung zur Ovation, und der Gottangedrohte Tod zum Triumphzug oder Gaukelspiele sich gestaltet?" Möchten wir dafür lieber die so schönen Leichenbegängnisse der Kirche in ihrem Werte erfassen, mit Verständnis abhalten, und besonders das beachten, daß, — wenn man auch des Menschen Leib hinausträgt, — wir uns wenigstens hüten, auch seine Seele, besonders als nächste Angehörige, zugleich hinauszustoßen, und auf ihn selbst mit dem aufhörenden Geläute zu vergessen!

III. „Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! — Mitleid hat er mit der betrübten Mutter, — sie fesselt seine Aufmerksamkeit und

weniger der tote Jüngling. Nach seinem Worte soll sie über den Verlust dessen, was ihr das Liebste in der Welt war, nicht Thränen vergießen. Das war kein Verbot, — es wäre das hart gewesen. Frauen ist das Weinen angeboren, und Christus selbst hat beim Tode des Lazarus geweint. — Es war nicht Gebot, noch Rat, sondern nur Trosteszusprache und Lehrmahnung, „das viele Klagen zu lassen und zwischen dem Leibes- und Seelentode wohl zu unterscheiden; denn der bloß leibliche Tod beim Gnadenzustande der Seele sei weniger zu beweinen, wohl aber beim gottlosen Seelenzustande, und — ihr Kind sei ja noch unverdorben gewesen und so gestorben." „Der Tod des Gerechten sei nicht zu beweinen, sondern nur der Tod des Gottlosen." Unchristliche Eltern aber machen's umgekehrt.

Wenn er zu dieser Mutter gesagt, „nicht zu weinen," so liegt der Grund dieses Trauerverbots eben in dem Umstande, daß er diesen Toten wieder erwecken wollte, und diese Mutter nur ein Sinnbild war von der Kirche, dieser Braut Christi und der Mutter aller Gläubigen. Kurz, gelehrt wird uns damit, daß der Heiland sich nur der Kirche, dieser Mutter, Thränen erbarmt und nur schaut auf ihre Liebe, mit der sie allezeit für die Seligkeit ihrer Kinder bedacht ist, und sie unablässig zu einem neuen Leben hervorbringt, und nur hört auf ihre Bitten, die sie emporsendet zu Gott nur deshalb, um die wieder zum Leben aufzuwecken, die gestorben sind, d. i. die Sünder zu bekehren, — und daß somit glückselig ist, wer sich im Schutze dieser lieben Mutter, der Kirche, befindet, von ihr Tag und Nacht mit der emsigsten Fürsorge bewacht und beschirmt, bei Fehltritten beweint und seufzend beklagt wird, und so in diesen mütterlichen Thränen das sicherste Unterpfand für Gottes Erbarmen und seine eigene sittliche Auferweckung besitzt.

„Und er trat hinzu und rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, steh' auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Und er gab ihn seiner Mutter."

Diese Totenerweckung war ein Werk der Allmacht Christi, ein Werk seines Mitleids und seiner barmherzigen Liebe zur weinenden Mutter und zur Seele des toten Jünglings, zu deren Heile er ihn wieder erweckte, und — es warnt vor der Grausamkeit so mancher Lebenden gegenüber den Toten, ihren Seelen und überlebenden Angehörigen. Was kann des Toten Seele mehr schmerzen, als wenn man sein richtiges Testament bemängelt oder für ungültig erklärt oder ganz umstößt, seinen letzten Willen nicht vollzieht, seine Legate

nicht entrichtet, seine Gläubiger nicht bezahlt und seiner Arbeiter Lohn zurückhält, — oder wenn man seine hinterlassene Mutter und Witwe nebst den Waisen bei den Gerichten herumzieht und so traktiert, daß ihnen Ströme von Thränen erpreßt werden und ihnen keine mehr übrig bleibt, und dies, trotzdem sie Gottes Warnung kennen? Fürwahr, Rechtshändel vertreiben schon im allgemeinen das Glück dieser Welt, so daß es eine schöne Grabschrift ist: „Er hat nie einen Rechtshandel gehabt!" „Und nichts ist auch Christenwidriger, als Rechtshändel anfangen oder damit viel zu thun haben, daher der Weise ratet: „Stehe ab vom Streite und du wirst die Sünden verringern", d. i. viele Rechtshändel haben auch viele Sünden, wie Neid, Haß, Zank, Zwietracht, Feindschaft, Ungerechtigkeit, Verzweiflung, zeitlichen und ewigen Fluch, zum Gefolge und enden in der Regel mit dem verzweifelten Tode im Spital. Wie um so mehr ist dies der Fall, wenn man durch die Folter und Tortur der Rechtshändel die armen Witwen und hilflosen Waisen der Toten erseufzen, heulen und weinen macht?!

Ist aber diese Mutter ein Bild der Kirche, und der tote Jüngling ein Bild des Sünders, — so ist auch seine Auferweckung ein Bild der Bekehrung des Sünders.

Oder ist's nicht Christi zuvorkommende Gnade, mit der er uns naht und zu uns „tritt," und deren Macht er uns fühlen läßt, um uns zu sich zu ziehen? Und ist nicht eine empfindliche Trübsal seine „Hand", mit der er uns „anrührt" und deren Schwere er uns empfinden läßt? Und ist's nicht sein Wort, seine gebietende Stimme, mit der er in unser Ohr und Herz „redet", damit wir die Kraft dieser seiner lebendigmachenden Worte empfinden und so eine moralische Auferstehung feiern? Und wahrlich, ein größeres Wunder ist es, einen sittlich Toten, als einen leiblich Toten, wieder zum Leben zu erwecken, und solche sittliche Auferweckungen liegen vor allem nur in der Kraft des Christentums.

„Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht!" — Dies bedeutet: Gott ist seinem Volke gnädig gewesen durch das Auftreten dieses Propheten.

IV. Laut Mythe begehrte einst der Tod von einem Maler, ihn in einem so lieblichen Bilde abzumalen, daß sich niemand mehr vor ihm scheue. Der Maler versuchte es, ihn mit den schönsten Farben mitten hinein in Blumen und Grün zu malen. Allein beim Anschauen des häßlichen Originals erkannte er die Unmöglichkeit eines schönen Bildes,

jede schöne Farbe widerstrebte, und ungeduldig wies er ihn weit von sich hinweg, mit der Versicherung, daß, je weiter er von ihm weg wäre, er allen am besten gefallen werde. Doch, sei auch die Verschönerung des Todes dem menschlichen Maler unmöglich, so ist sie doch leicht Gott, dem heiligen Geiste und seiner Kirche; denn sie verschönern, und machen den Tod annehmlich und stellen ihn in so lieblichem Bilde dar, daß kein Christ sich mehr vor dem Sterben zu scheuen braucht, jeder sich zum Tode entschließen, ihn unerschrocken erwarten kann und den Tod um so lieber hat, je näher er ihm kömmt.

Den Tod veranmutigt der stete Todesgedanke, die dadurch erlangte Todesnähe und Lebensverlängerung; denn, was uns wirklich oder geistig nahe ist, das werden wir gewohnt, wie jede alltägliche Erfahrung, und der Tod flieht jene, die an ihn denken und erfaßt die, so seiner vergessen. Wir verlängern also unser leibliches Leben, weil man beim steten Gedanken des Todes auch seine Gefahren meidet, und auch selbst bei seinem Eintritte nie plötzlich und unvermutet stirbt, sondern erst, nachdem man ihn lange vorausgesehen, d. i. in verspätetem Tode. Wir verlängern aber auch unser geistiges Leben, indem wir beim steten Todesgedanken uns auch stets reisefertig für die Ewigkeit halten.

Der Tod befreit ferner von allen leiblichen und geistigen Erdenübeln. „Langes Leben heißt nichts anderes, als lange gequält werden." Und wer kennt erst die Zukunft und die unser darin harrenden noch größeren Unglücke, die den baldigen Tod wünschenswert machen, wie ein erschütterndes Beispiel vom Athener Theramenes die Geschichte erzählt? Als er nämlich aus einem Hauseinsturz sich gerettet und ihn seine Mitbürger darob beglückwünschten, entgegnete er: „Ihr Leute wisset nicht, für welche Zeiten und Gefahren mich Jupiter bewahren wollte." Und seine Ahnung erfüllte sich, indem er nachmals, von dreißig Tyrannen aufs äußerste verfolgt, den Giftbecher trinken mußte.

Der christliche Tod befreit aber auch vom Leid der Ewigkeit, und bereitet und beginnt deren Wohlsein; denn was ist er? Nur „ein Schlaf" und zwar ein süßer und gesunder Schlaf, in welchem wir nicht bloß verschlafen alle ausgestandenen und noch auf uns wartenden Peinen, sondern der uns auch refreiert, erneuert, verjüngt und uns die Gesundheit des Lebens wieder giebt. — Der christliche Tod ist endlich der Hochzeitbitter zur Hochzeit des Lammes, und deshalb eine Pforte zu alledem, was das Leben in sich schließt, d. i. zum Herrschen

und Wohlleben des Himmels, zur unvergänglichen und unvergleichlichen Schönheit, zu den unbeschreiblichen Schätzen des Himmels, und laut Christus „ein Hingang zum Vater" für ihn den freien Vorgänger, und für uns ein Abholer und Führer ins Vaterland. Und uns sollte nicht willkommen erscheinen unser ewiges und himmlisches Vaterland, willkommen sein der Engel des Todes, der uns dahin geleitet, und uns alles ersetzt, wie eine mißgestaltete Braut, das, was seiner Schönheit abgeht, mit seinen anderen, so süßen Attributen? Wir sollten nicht umarmen den Tag, der uns von hier hinwegnimmt, als den weltlichen Fallstricken Entbundene dem Paradiese wiedergiebt, und zu Gottes, des Allseligen, Besitz und Genuß, wie zum Wiedersehen aller Lieben, führt? Die selige Katharina von Genua pflegte den Tod für überaus schön und auserwählt zu halten, und warum? weil er sie zu ihrem Bräutigam führe. Elektus, ein junger Franziskaner, rief beim letzten Abdrücken dreimal und mit starker Stimme: „Ich fahre auf zu meinem Vater!" Maria Agniacensis brachte bei herannahendem Tode die ganze Nacht im Jubel und immerwährenden Alleluja zu. St. Elisabeth ist singend gestorben, und Andere, selbst zu schwach, ließen sich das Tedeum und Cantate vorsingen.

Schauen wir also den Tod mit christlichen Glaubensaugen an, und sprechen und hören wir von ihm nicht bloß seine Schrecken, gleich als ob wir keine Christen wären, sondern auch seine Vorteile dazu, daß der Tod uns ein Führer ins Vaterland des Himmels sein könne.

---

# Am sechzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Freund, rücke weiter hinauf (Luk. 14, 1—11)!

I. „In jener Zeit, als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbathe ging, um da (das Brot) zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau."

1) Da der Gottmensch ungleich den Vögeln, die ihre Nester, und den Füchsen, die ihre Höhlen haben, freiwillig unsertwegen keinen Ort auf dieser Welt hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, so hatte er gewiß auch weder Küche noch Keller zu seiner leiblichen Versorgung, so daß der Bericht der Evangelisten erklärlich ist, wie er bald da, bald dort, bei Reichen und Armen, Hohen und Niedrigen, Frommen und Gottlosen, eingeladen, zu Tische als Gast gegangen, aber nicht so sehr in der Absicht, um sein leibliches, als vielmehr sein geistiges Bedürfnis in der Verkündigung seiner göttlichen Lehre zur sittlichen Besserung der Menschen, zu befriedigen, sowie seine Gastgeber und Mitgäste mit dem freundlichen Worte seiner göttlichen Weisheit und mit unbezahlbaren Leibes- und Geisteswohlthaten zu erfreuen und zu beglücken. — Ganz entgegen handelte er da jenen Gästen, die ein Gastmahl nur als Selbstzweck, oder als Gelegenheit zu stichelnden Tischreden, oder zur Befriedigung ihrer Eßbegierde betrachten, um, wenn sie genug gegessen und getrunken, sich den Mund zu wischen und auf und davon zu gehen, ohne ihre Zeche zu bezahlen.

„Gast auf Erden wollte sein der Herr des Himmels, — ein Fremdling in der Welt, durch den die Welt gemacht worden! Ein Gast würdigte er sich zu sein, damit du habest durch seine Aufnahme den Segen; denn nicht war er's bedürftig, wenn er eintrat!" Darum lautet unser Tischgebet: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast!"

Doch, wer kennt nicht auch Christi Klage bei solchen Anlässen? „Siehe, sie laden mich als Gast, und die Speisen stehen auf der Tafel, aber die Galle kocht im Herzen. Sie laden mich zu Tische, wie zu einer Freitafel, wo man nicht frei zu essen, zu trinken und zu reden hat, wohl aber vogelfrei ist, — laden mich nicht in guter, sondern in boshafter Absicht, um dabei mein Thun und Lassen auszuspähen, und in meinem Essen, Trinken und Reden, falls ich dem Trunke gut zusprechen und mein Inneres laut Wort: „Im Wein ist Wahrheit," bloßstellen würde, etwas Verwerfliches zur Anklage gegen mich zu finden. Ja, sie rufen mich selbst am Sabbathe zur Tafel, und dazu einen Wassersüchtigen herbei, um mich bei dessen Heilung als Sabbathschänder zu beschuldigen. Aber dennoch will ich solcher boshaften Einladung folgen, um nicht bloß diesen leiblich Kranken, sondern auch die geistig-sittliche Wassersucht und Aufgeblasenheit in der eingebildeten und sich über alle erhebenden Hoffart dieser pharisäischen Menschen, die bloß nach Anderer Fehlern spüren, aber ihre eigenen, viel größeren übersehen, zu heilen und ihre Seelen zu retten."

O wie gut ist der Herr, und wie böse und undankbar die Menschheit! Angesichts des Pharisäerobersten mit seinen Genossen werden wir also gemahnt, zu fliehen den verruchten Mißbrauch des Heiligsten und Ehrwürdigsten, was es giebt, d. i. die Verletzung des Haus- und Gastrechtes, wie der Religion, des Unglücks und des Sabbaths.

2) Nur vom Brote ist die Rede, ohne andere Speisen und Leckerbissen, wie bei Abraham gegenüber den drei Pilgern, und bei Joseph gegenüber seinen Brüdern. Aber war solches Brotesmahl, wenn auch hinreichend zur Sättigung, nicht ungeziemend für einen Reichen? Nein; Brot ist das kostbarste und unentbehrlichste Nahrungsmittel. „Der Hunger ist keineswegs anspruchsvoll. Zufrieden ist er, aufzuhören, — und nichts anderes begehrt er. Das sind die Qualen der unseligen Schlemmerei, daß sie sucht, wie immer nach der Sättigung noch zu hungern, und wie immer, nicht den Bauch zu füllen, sondern vollzustopfen. Wundere dich also nicht über die unzähligen Krankheiten, wenn du die Köche zählst (die den Tod im Topfe bereiten)!" Auf den Genuß vieler Speisen folgt Krankheit, und die Freßlust führt zur Cholera. Wegen Unmäßigkeit sind schon viele gestorben.

Worauf gaben die Pharisäer beim heutigen Gelage mehr acht, als wie Christus aß und trank? Eine Freitafel war's, besetzt mit Falschheitsteufeln der Machination und Observation, wo man die Speisen und Gläser am Munde abzählte. Christus giebt aber heute, wie überall, das er-

habene Beispiel der Enthaltsamkeit nebst der Mahnung: „Irret nicht, Säufer werden das Reich Gottes nicht besitzen." Durch die Erfahrung aber lehrt er das Verderben der Völlerei, der teilweisen wie der ganzen, die sich „sternenvoll" säuft, gemäß seinem Abraham geltenden Worte: „Zähle die Sterne!" Der Mensch verunstaltet sich zum Narren und unvernünftigen Tiere, öffnet allen Sünden und Lastern die Thüre, und vergeudet alle seine Gottesgaben, wie Gesundheit, Leben, Vermögen, Eigentum, Ehre, Familienwohl, Vernunft, Seele, Heil und Seligkeit. Hausarmut ist besonders der reguläre Gast der Vollsäufer. In der Trunkenheit entblößte sich schändlich Noa, befleckte sich Loth mit doppelter Blutschande, verlor Holofern seinen Kopf, Balthasar Reich und Leben, und fuhr der Prasser in die Hölle, wie die Geschichte erzählt. Wo wäre die Warnung vor Trunksucht mehr angebracht, als für Gastmahle? Im maßlosen Gesundheitszutrinken und bei der falschen Ansicht, dem Gaste eine Ehre dadurch anzuthun, daß man ihn zum Trinken nötigt, liegt die größte Versuchung zum Volltrinken. Da sind zu finden die sogenannten „Saufigel", d. i. die, welche zur Entschuldigung ihres unmäßigen Trunkes meinen, „sie hätten im Bauche einen Igel." „Der Igel kann bekanntlich die Speise nicht ganz verkochen, was Schleim erzeugt, den dann die Natur, da er zur Nahrung nicht dient, hinaus in die Haut schiebt und da Stacheln wachsen läßt". Dieser Igel von kalter, schleimichter und stachlichter Natur steche aber angeblich die Säufer, wenn sie ihn nicht stets naß machten und begössen, und einen Stachel der Gesundheit nach dem anderen ansetzten und schießen ließen, wie z. B.: „Ich trinke dein Wohl!" Oder: „Wolltest du mir diesen Gesundheitstrunk abschlagen? Wer mir nicht Bescheid thut, ist nicht mein Freund und will mir nicht wohl!" O wie sticht dieser Igel! „Da muß ich wohl mir selbst zum Schaden trinken!" So lange bohren sie also, bis der Witz aus dem Hirn, die Gesundheit aus dem Leibe, und das Geld aus der Börse herausgebohrt ist, und die Trinkenden gleich ineinander verschlungenen Dörnern (oder Stacheln) sind, daß keiner den Anderen mehr sieht und erkennt, laut Spruch der trunksüchtigen Assyrer und ihres Königs Sardanapel: „Iß, trink, spiele, — nach dem Tode giebt's kein Vergnügen!" „Es ist darum besser, zu gehen in ein Trauer-, als in ein Gastmahlhaus".

II. „Da beobachteten auch sie ihn genau." Die Pharisäer hatten ihre Augen auf Christus gerichtet, um auf sein Thun und Lassen zu merken, — nicht in löblicher Weise als Aufblickende „zum

Urheber und Vollender des Glaubens", um das Beispiel seiner heiligen Werke nachzuahmen und sein Leben zur Richtschnur für ihr Leben zu machen, sondern um das zu suchen, was in ihm nicht ist, noch sein kann, d. i. Sünde, Mängel, Unvollkommenheiten und gerichtliche Strafsachen, und ihn als Gesetzesbrecher und Missethäter dem Tode zu überliefern.

Wie scharf und schlagend hat Christus ihnen den Kopf zurecht- und herumgedreht, diesen Ausspähern, die da Mücken oder Unvollkommenheiten der Mitmenschen ausbalgen und häuten, und selbst Kamele in den eigenen Schandthaten verschlucken, ihre großen Mängel für klein ansehen und entschuldigen, und ob der fremden kleinen die Nebenmenschen gleich schinden möchten! Wie ist gleichwohl dies Laster auch bei den Christen in großem Schwunge und allgemeinem Brauche! Sogar viele Fromme thun's, und noch viel mehr die Weltmenschen, die oft nichts den ganzen Tag vorhaben, als andere zu richten. Wenn die altverschrieenen Abidenser keinen Fremdling an ihrer Thüre vorübergehen ließen, den sie nicht sofort vom Fuße auf mit ihrer Lästerzunge kleideten, und ihm ein Klümperlein anhäugten, — so ist auch noch heute die Welt allüberall und auf allen Gassen und Straßen mit Allerweltstadlern erfüllt, und läßt niemandem die Ehre, weil sie selbst keine hat; denn „der Töpfer haßt den Töpfer". Was alles wird nicht gegenseitig am Menschen observiert, censiert, korrigiert und kritisiert? Bald dessen Gang, Gesellschaft, Essen und Trinken, Andacht und Gottesdienst, Obrigkeit und Amt. Bald die Kleidung. Ist sie zu schön, heißt's sofort: Muß wohl Beschorenes machen! Bald die Sitten und Geberden; bald die Leibesmängel, diesem ist die Nase, jenem der Mund nicht recht. Bald die Tugenden und guten Werke.

Woher dies Laster des Ausspähens und Tadelns? Aus der Erbsünde. Aus Müßiggang, Neugier, Industriegeschäft oder besonderer Böswilligkeit.

Was sollen wir nun sagen solchen Ausspähern, Aufpassern, Spionen, Scharwächtern und Tadlern fremden Lebens und fremder Sitte? Die scharfe Beobachtung und Erforschung fremder Mängel beschuldigt und straft sich selbst; denn was man selbst in sich fühlt, das beargwöhnt man auch Andere, — ist aber auch eine entsetzliche Sünde und ein höchst schändliches und allen schädliches Laster. Inwiefern?

Sie erregt Zank und Uneinigkeit, beraubt den Ausspäher der inneren Ruhe und des göttlichen Gnadentrostes, macht den ausspähenden

Menschen stolz und blind für die eigenen, ob auch noch so großen und aller Welt kundigen Mängel und zieht endlich Gottes Strafe auf den Ausspäher herab, so daß er in die gleichen Sünden fällt, die er bei Andern ausspioniert, ohne sie aber bei sich zu erkennen. Um also in solches unheilvolle Laster nicht zu fallen, welch' besseren Rat giebt's, als: „Was dich nicht brennt, das blase nicht!"

Was aber sollen wir zum Troste sagen den Ausgespähten, den Zielscheiben der Spione, Auflauerer und Ehrabschneider? Erinnert euch ans Beispiel Christi, und denkt ferner an das unabweisliche Übel, daß man die Leute reden, wie die Hunde bellen lassen muß, und daß niemand jedwedem recht thun kann.

Drastisch zeigt dies die Geschichte von dem Esel, dem Bauer und seinem Sohne, und ihrer Rundreise durch das Land. Zuerst setzte der Bauer seinen Sohn auf den Esel, — da tadelte man diesen wegen zu geringer Liebe zum Vater. Nun ritt der Vater selbst und man klagte über seine geringe Kindesliebe. Darauf ritten beide, da räsonnierte man auf sie wegen Tierquälerei. Nun gingen beide zu Fuß und führten den Esel in der Mitte, — da schimpfte man sie Dümmlinge, die nicht wüßten, daß der Esel zum Reiten sei. Jetzt machten sie den letzten Versuch: sie trugen beide den Esel, der Eine vorn, der Andere hinten, — und das nannte man gar ein Fastnachtsstück, indem zwei Esel den dritten tragen. — „Du siehst mein Sohn," sagt der Vater, „wir haben alles versucht, um's der Welt recht zu machen, und es ging nicht. Merk' dir also die Grundlehre: du wirst in keiner Sache der Welt recht thun. Handle, wie du willst, die Welt wird an dir stets was zu tadeln haben!" Ja, jeder muß seine Tadler und Ausrichter ertragen. Und was schadet's? Findet man sich schuldig der Fehler, die man an uns tadelt, da bessert man solche. Und ist man daran unschuldig, so stellt man's Gott anheim, der alles zu seiner Zeit richten wird.

III. „Und siehe, ein wassersüchtiger Mensch war vor ihm." Unzweifelhaft wollte der Kranke geheilt sein, und bat nur deshalb nicht ausdrücklich darum, weil er bei den Pharisäern nicht anstoßen wollte. Daß ihn aber Christus so schnell, als er kaum vor ihn getreten, und ohne seine Bitte, geheilt, — war wohl der Grund, daß er in seiner ehrerbietigen, wenn auch nicht mit dem Munde, so doch mit seiner Herzensbuße bittenden Stellung verdiente, geheilt zu werden.

1) Die leibliche Wassersucht, — diese für die Menschenkunst unheilbare Krankheit, — ist eine unersättliche Sucht nach Wasser, die

um so mehr nach Wasser dürstet, je mehr der Kranke trinkt und schon in sich hat. Der Kranke erscheint äußerlich ganz geschwollen und aufgeblasen, weil all sein Blut sich zu Wasser verwandelt, „während seine innere Kraft um so mehr zusammenfällt, je mehr sein Äußeres wächst und steigt," da es keine wahre Größe, sondern nur eine Geschwulst ist, und „was geschwillt, nicht gesund ist," bis der Kranke schließlich stirbt oder in seinem Wasser erstickt und ersäuft. Ein altrömischer Arzt versuchte die Heilung eines Wassersüchtigen damit, daß er ihn auf ein Brett band und dies in einen halbgeheizten Backofen schob, wobei der Kranke nur den Kopf außerhalb hatte, um so das Wasser des kranken Körpers auszutrocknen, — freilich auch vergeblich.

Woher die leibliche Wassersucht? Wie alle Krankheiten und Übel, entweder unmittelbar aus der Person, oder mittelbar aus der Ererbung, — immer aber aus der geistigen Wassersucht in der Habsucht, Fleischessucht und Ehrsucht.

Vor dieser dreifachen geistigen, aber auch leiblichen Wassersucht ist, laut heutigem Evangelium: „Und siehe, ein wassersüchtiger Mensch war vor ihm und er heilte ihn," die beste Präservativ- und Kurmethode der Gottesgegenwarts-Gedanke. „Wer nämlich stets gedenkt, vor Christus oder Gott zu sein, und von ihm gesehen und gehört zu werden, wird am wenigsten sündigen," d. i. wird die sittliche und so auch leibliche Wassersucht nicht bekommen oder von ihr geheilt zu werden. Man kann aber auch bei einem zugegen sein, und doch nicht daran denken und gegen ihn fehlen, wie man ja auch in sich und doch nicht mit oder bei sich sein kann, — und umgekehrt kann man von einem entfernt sein, und doch stets sich ihn gegenwärtig denken. Und wenn wir uns schämen und erröten, in Gegenwart von Menschen, zumal die es angeht, etwas Schlechtes zu thun, und uns ob dieser oder jener sündhaften Gespräche, Vorhaben, Verschwörungen, Diebereien, Hurereien u. dgl. m. fürchten, und drum die Schlupfwinkel aufsuchen, — warum fürchten wir uns nicht noch mehr beim Gedanken an den alles sehenden und hörenden Gott? Und ist's Schande, in seinen Lastern und Sünden von Menschen ertappt zu werden, und noch schlimmer, wenn uns die Obrigkeit dabei erwischt, ja schlimmer, als wenn's die ganze andere Welt gesehen, — wie ist's das Schlimmste, so es Gott, die höchste Obrigkeit, geschaut! „Das Licht brennt, er sieht dich, das Licht ist ausgelöscht, er sieht dich; in die Kammer trittst du, er sieht dich; im Herzen verweilst du, er sieht dich." „Gott ist zwar

unsichtbar, aber er sieht alles." Brauche also dieses Kur- und Präservativmittel gegen die geistige Wassersucht!

2) „Und Jesus nahm das Wort und sprach zu den Gesetzgelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbathe zu heilen? Sie aber schwiegen. Da faßte er ihn an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er redete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbaths? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten."

a. Christus unterließ nicht aus menschlicher Besorgnis die Ausübung seines Messianischen Amtes, sondern legte ihnen, um ihre Bosheit zu Schanden zu machen, eine dreifache, sie verwirrende Frage vor, von deren Entscheid er die Heilung des Wassersüchtigen abhängig machte, d. i. die Frage über einen Lehrpunkt, über ein Tugendwerk und über eine Wunderthat, im Worte nämlich: „Ist's erlaubt, am Sabbathe zu heilen," d. i. ein gutes, tugendhaftes und zugleich wunderbares Werk auszuüben? Und da sie alle verstummten und sich überzeugen mußten, daß seine Lehre himmlisch, seine Worte unsträflich und seine Wunder göttlich seien, — so entschied er selbst diese dreifache Frage durch die unwidersprechliche That, „indem er den Wassersüchtigen anfaßte, heilte und gehen ließ." Doch die Erlaubtheit seines guten, Gottehrenden und Menschenheilsamen Sabbathswerkes noch überdies zu begründen, und zugleich die boshaften Pharisäer so zurechtzuweisen, daß sie zur eigenen Beschämung ihre von ihm aufgedeckte boshafte und dumme Leidenschaft gleichsam mit Händen greifen konnten, — so berief er sich auch noch auf ihren, selbst für ihre Tiere am Sabbathe interressierten Eigennutz mit der gleichnisweisen Frage: „Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbaths?" Und mit dieser Parabel vom Ochsen und Esel hatte er sie derart und so schnell beschieden, daß diese in ihren eigenen Plänen so überaus Klugen gänzlich in ihrer Klugheit versanken und zur eigenen Schmach erkennen mußten, wie ihre darob gefaßten Gedanken noch geringer, als Schafsgedanken, und ihre Köpfe gleich Ochsenköpfen, und ihr Gehirn gleich grobem Eselsgehirn, gegenüber seiner Klugheit erschienen, und wie sie mit all ihrer Schlauheit, von seiner Weisheit überwunden, nun und nimmer vor ihm, so wenig wie schmelzbares Schmalz vor der hellstrahlenden Sonne, zu bestehen vermochten, daher sie ihm gar nicht antworten konnten. Diese seine That und Rede ist nicht bloß die offenste Verdammung der sogenannten

Weltklugen, die aus Menschenrücksicht, Eigennutz und falscher Willfährigkeit, von den Regeln der Gerechtigkeit abweichen, sondern auch eine Mahnung: überall und allezeit Pflicht, Tugend und gute Werke, besonders der Barmherzigkeit zu thun, wo Liebe und Not die Unterstützung der Hilfsbedürftigen erfordert, zumal an den heiligen Tagen, die ja dadurch mit der besten und fruchtbarsten Heiligung gekrönt werden. Diese Werkheiligung des heiligen Tages uns zu lehren, hat Christus überhaupt fünf Kranke am Sabbathe geheilt. Christus mahnt, das Gute zu thun, selbst bei und trotz aller scheinbar entgegenstehenden religiös-kirchlichen Vorschriften oder Pflichtcollisionen, weil und wo der Geist und Sinn dem Buchstaben, der Zweck den Mitteln, Gott der Welt, und das Unerläßliche dem Mindernötigen voranzugehen hat; denn, wie Christus am Sabbathe den Kranken geheilt, Moses Israel in der Wüste von der Beschneidung entbunden, David, obgleich nicht Priester, vom heiligen Brote genossen — so ist noch heute zur Zeit der Not zugelassen das Fleischessen in der Faste, die Kindertaufe durch Frauen, selbst durch Türken, und die Kriegsrüstung und Landesverteidigung an heiligen Tagen.

b. Christus lehrt uns hier überhaupt die **Sonntagsheiligung**, und zwar die rechte. Er selbst feierte und zeichnete aus den Sabbath, den Tag des Gedächtnisses und Dankes für die Wohlthaten Gottes in seiner Schöpfung, Erhaltung und Versorgung der Welt, besonders gegen sein auserwähltes Volk behufs der Erlösung, mit der Ruhe von Leibesarbeit, dem Tempelbesuch und Gastmahle, aber auch mit Gottehrenden und Menschenheilsamen Werken, kurz, als einen Tag der Leibesruhe für die Erde, aber auch als einen Seelenarbeitstag für den Himmel. Und er hat diesen Gottestag auch in seiner Feier verändert, indem er die Juden scharf tadelte, weil sie am Sabbathe nicht bloß mit dem Leibe, sondern auch mit der Seele (der Liebe) müßig waren, und ihn auch nach seiner Auferstehung in den Sonntag übergehen ließ.

Die Heiligung eines Wochentages **beruht** und ist begründet — **worauf**? In der **Weltschöpfung**; denn Gott ruhte am siebenten Tage von allem Werke, nicht, weil er es bedurfte, sondern er lehrte uns nur durch sein Beispiel: nachdem wir sechs Tage der Welt gearbeitet, den siebenten Tag, abstehend von aller Arbeit, Gott zu heiligen. In der **Natur**: Jeder Arbeiter bedarf der Ruhe, um den Körper zu restaurieren. „Was der abwechselnden Ruhe entbehrt, ist nicht dauerhaft.“ Im **göttlichen** Rechte. Im **geistlichen** Rechte. Im

weltlichen Rechte. In den Bräuchen aller Völker: Bei den Heiden. „Die Götter haben aus Erbarmen gegen das von Natur arbeitsame Menschengeschlecht ihnen an gewissen Tagen Arbeitsnachlaß bestimmt, damit alle, an ihnen ausruhend, um so freier ihnen dienen könnten.“

Die Juden hielten mit äußerster Strenge auf die Arbeitsabstehende und Gottdienende Sabbathfeier. — Auf der Sabbathsarbeit stand der Steinigungstod. Ja, als unzulässig und unerlaubt galt's ihnen schon, am Sabbathe auf dem Herde ein Feuer zum Speisekochen anzuzünden, die Zugochsen anzuspannen, zu reisen auch nur eine Stunde weiten Wegs, etwas ein- oder zu verkaufen, Holz und Wasser oder andere Last für des Hauses Notdurft zu tragen, Handwerkszeug bei sich zu führen oder auch nur den Schein zu geben, und selbst ärztliche Hilfe zu erweisen, daher Christi heutige Frage. — Auch Gottesdienstlich hielten sie strenge darauf, den Sabbath mit Gottdargebrachten inneren und äußeren Opfern zu heiligen, — mit innerlichen der Andacht, des Gebets, der danksagenden Gemütszerknirschung, der Erweckung von Glauben, Hoffnung und Liebe, der geistigen Freude und leiblichen Abtötung, — und in den äußeren Opfern des Synagogen- und Tempelbesuchs, der Darbringung des immerwährenden Opfers, und der Lesung und Hörung der Prophezeiungen.

Und dies Gebot der Sabbathsheiligung ist für die Christen nicht aufgehoben, sondern vervollkommnet — durch das freie Gesetz der Gnade, die Befreiung von den buchstäblichen Fesseln, die Verlegung des letzten auf den ersten Wochentag, damit das Himmlische dem Zeitlichen vorangehe, — durch die freiere Auffassung der Arbeit, die Gestattung von erlaubter, maßvoller Freude, die Aufhebung der rigorösen Strafe, die wahren und leichten Opfer, die Predigt des Evangeliums, und durch den hinzugetretenen reinen Gottesdienst der Witwen-, Waisen- und Armenunterstützung. Kurz, der Gottestag, einst ein schweres und unerträgliches Joch, ist im Christentume zur angenehmen Bürde geworden. Noch immer und noch mehr gilt das dritte Gebot: „Gedenke,“ d. i. vergiß nicht, „den Tag des Herrn zu heiligen,“ — sowohl in seiner Lohnverheißung: „Wenn du deinen Fuß am Sabbathe zurückziehst, alsdann wirst du dich im Herrn erfreuen und ich will dich erheben über die Höhe des Landes, und dich speisen mit dem Erbe Jakobs, deines Vaters; denn der Mund des Herrn hat's gesprochen,“ — als auch in seiner Drohung: „Wenn ihr meine Sabbathe entheiligt, und mein Haus (den Tempel) leer lasset und jeder nur für

sein Haus arbeitet, so werde ich meinen Zorn über euch ausgießen, und ein alles verzehrendes Feuer in eueren Thoren anzünden, und euer Land mit den Elementen, der Hungersnot und dem Ungeziefer, das nur geboren ist, zu verzehren, nicht zu gewinnen, wie Ägypten, schlagen, — und ihr werdet säen und wenig ernten, arbeiten und wenig verdienen, viel in euer Haus bringen und ich blase es weg."

Wie könnten die Christen so thöricht sein, die unschätzbare Wohlthat des heiligen Tages und die doppelte Schuld der Sonntagssünde nicht zu begreifen, und so undankbar den Gottestag mehr, als die Juden und Heiden, zu schänden, und an ihm zu dienen nicht Gott, sondern dem Teufel, nicht der Seele, sondern der Welt, nicht der Leibesruhe, sondern der Arbeit, nicht der Andacht, sondern dem Fluche, nicht der Enthaltsamkeit, sondern der Völlerei, nicht der Seelenarbeit für die Sammlung der Himmelsschätze, sondern für deren Müßiggang, nicht dem Besuche des Gotteshauses, sondern dem der Häuser der Welt, nicht dem ersten, sondern dem letzten Tage ob des Gedankens, das Ewige werde ihrem als Hauptsache betrachteten Zeitlichen zugegeben werden? O wie viel größer ist die Schuld der christlichen Sonntagsschänder, als die der jüdischen Sabbathsentehrer, insofern jene viel mehr der Wohlthaten, als diese von Gott empfingen! O wie werden die Christen als Sonntagsschänder vor Gott bestehen? Oder — ist etwa weniger strafbar, der Gott die Ehre und die geheiligte Zeit entzieht, als der Kirchendieb, der aus dem Tempel die heiligen Gefäße raubt?

„O schäme dich Sidon, du gewaltige Handelsstadt! Die Winde des Meeres feiern und ruhen, aber deine Schiffe und Begierden niemals. Die Tiere und Ameisen feiern und ruhen, und halten Sicht über ihre Arbeitsvorräte, der Acker ruht im Brachfeld; das Kind im Mutterleibe ruht unbeweglich am siebenten Tage, und am Cerestage Phöniziens sammeln die Bienen keinen Honig, noch fliegen sie, — und der Mensch will das Feiern nicht verstehen, das Feiern, d. i. nicht das Müßiggehen, sondern das Sammeln für seine Seele, nicht der zeitlichen, sondern der ewigen Güter?"

Kein Wunder ist's, wenn die Entheiligung des Gottestages den Krebsgang und Verfall der menschlichen Wohlfahrt, und besonders allgemeine Heimsuchung nach sich zieht, und Gott so oft die Sonntagsschänder straft mit plötzlichem Tode und Unglück, oder unsere Kirchen und Felder steinigt!

IV. „Er sagte aber zu den Geladenen im Gleichnis, als

er bemerkte, wie sie sich die obersten Plätze auswählten." Gegenüber der Hoffart der Pharisäer mahnt Christus, zu fliehen die eitle Weltehre, und die Seele zu befestigen in der Liebe zu der christlichen Demut, dieser vornehmsten Tugend und Grundfeste des Heils und der Seligkeit. Darin ist jedoch keineswegs enthalten eine Strafrede gegen die Ehre und Glorie im allgemeinen; denn Ehre und Lob ist nicht bloß das schönste Licht der edlen und großmütigen Seelen, das sie bewegt und anleitet zu den herrlichsten und glorwürdigsten Thaten, — sondern auch die reinste und vernünftigste Belohnung der Tugenden, wie solche auch Gottes Glückseligkeit seinen auserwählten Freunden zubereitet hat, d. i. eine Lobes- und Ehrenbelohnung, wie hellglänzend, so auch beständig und dauerhaft, genannt von der Schrift „die Glorie". Strafmäßig ist nur die unordentliche Liebe zur Weltehre und die eitle Behelligung eines Christen, der nur nach hohen Ehrenstellen und Ämtern trachtet, aber dabei vergißt, das Reich des Himmels und die wahren und ewig dauernden Güter zu suchen.

Christus warnt nur vor jenen Selbsterhöhungen, Präcedenz-, und verbitterten Ehrenstreiten um den Vortritt, Vorzug und ersten Platz vor Anderen, welche stets die Menschenwelt in Bewegung und Flammen gesetzt, das, was die Feder nicht zu erstreiten vermochte, mit dem Degen ausgefochten, die furchtbarsten Kriege hervorgerufen und Hunderttausenden und Millionen Menschen das Leben gekostet, wie z. B. die Kriege zwischen Alexander und Darius, zwischen Xerxes und Griechenland, und zwischen Cäsar und Pompejus. Unchristlich ist jene Präcedenz, in der Eines dem Anderen aus aufgeblasenem Hochmute voranzugehen sucht. Sie ist tadelnswert und auch Gottmißfällig. Nicht jede Präcedenz ist aber mit Eitelkeit und Hoffart verbunden, darum auch nicht alle zu verwerfen ist. Auch unter den frömmsten Gotteskindern können Präcedenzstreite, doch nur friedsame und in Gottes Augen wohlgefällige entstehen. Es kann Einer dem Anderen auch vorangehen und doch dabei demütig, fromm und heilig sein, wie Johannes, der Täufer, Christo voranging im Geiste und in der Kraft des Elias.

Niemand sei drum so thöricht und kindisch, seine Präcedenz zu vergeben. Merket aber wohl, mit was wir uns sollen befleißen, Anderen voranzugehen? Etwa mit Essen und Trinken? Das kann jedes. — Oder in Sammet, Seide und neuer Mode? Das wäre Ärgernis. — Oder mit Diskurs und Scherzrede? Daraus wird oft Zank. Oder mit Gesundheitzutrinken? Das steht nicht jedem zu. Oder

in Einnahme des ersten Tischplatzes? Das wäre keine Höflichkeit. — Nein, wenn ich sage: Niemand soll sich die Präcedenz vergeben; jedes soll beflissen sein, Anderen überall, und sogar als geladene Tischgäste voranzugehen, — so meine ich damit nur das Vorangehen mit Tugend, Frömmigkeit und gutem Beispiele, sei's als Gast bei Tisch, oder als Vater und Mutter im Haus, als Taglöhner bei der Arbeit, als Wanderer auf der Straße, als Beter in der Kirche, als Obrigkeit bei der Gemeinde, oder als Mitglied in einem Verein u. s. w., auf daß ein jedes auch gefalle seinem Nächsten im Guten, zur Auferbauung, im guten Beispiele des Glaubens, in Wort, Wandel und aller Tugend, und sein Licht leuchte vor den Menschen, — gleichwie Christus seinen Jüngern zu Leiden und Tod vorangegangen, und jeder gute Christ ihm nachfolgen soll. Und glücklich und großer Ehrenerhöhung hier und im Himmel, ist würdig, der durch sein Beispiel der Demut Anderer Hochmut sinken läßt, mit seiner Geduld des Nächsten Zorn auslöscht, mit seinem Gehorsam Anderer Nachlässigkeit aufhebt, und durch seine Buße Andere bekehrt! —

# Am siebzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Es kamen die Pharisäer zu Jesus (Matth. 22, 34—46).

I. Ein Lehrer des Gesetzes fragt Christum nach dem größten Gebote „im Gesetze". Welch große Bedeutung hat das Wort „Gesetz!" Unter Gesetz ist zu verstehen der summarische Begriff von einzelnen Ge= und Verboten, festgesetzten Bestimmungen und Anordnungen, welche die Lebens=Richtung oder =Regelung der Einzelnen zum allgemeinen Wohle des Ganzen betreffen. Hieraus erhellt, daß Gesetze nur von vernünftigen Wesen, von Menschen oder von Gott, herrühren können, daß nur der Gesetzgeber sein Gesetz auch richtig auszulegen, abzuändern, davon zu entbinden und es auch wieder aufzuheben vermag.

Das von Gott selbst gegebene Gesetz ist laut Katechismus ein dreifaches: das Naturgesetz, geschriebene Gesetz und Gnadengesetz. Unter dem Naturgesetz verstehen wir die von Gott in die Schöpfung gelegten Gesetze, aber diesbezüglich nicht die materiellen, sondern das Gesetz vom Dasein eines Gottes, des höchsten Wesens, seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit laut der angeborenen Gewissensstimme und der zwei Naturgebote, wie seiner Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen, das Gesetz der menschlichen Sterblichkeit für den Leib, und der Unsterblichkeit für die Seele. Unter dem geschriebenen Gesetze verstehen wir im allgemeinem nur die auf Sinai von Gott unmittelbar und feierlichst gegebenen zehn Gebote. Unter dem Gnadengesetze endlich sind zu verstehen nur die von Christus gegebene Vervollkommnung und Verschärfung der zehn Gebote, so z. B. betreffs der Feindesliebe, der Unauflöslichkeit der Ehe, und sodann außer anderem auch die in den drei evangelischen Räten gegebene Lehre der christlichen

Vollkommenheit. Unmittelbare Gottesgesetze sind auch, das der persönlichen Freiheit des Menschen, das der Gottes- und Nächstenliebe, das der Ehre der Eltern und Vorgesetzten, das des einheitlichen und unauflöslichen Ehestandes und der ihn überragenden Jungfräulichkeit, und das der unbedingten Haltung seines sittlich-erlaubten Versprechens gegenüber dem, welchem es gegeben worden, so lange dieser es nicht zurückgegeben oder erlassen hat; denn Gott ist der Allgetreue und Wahrhaftige. — Darum sind auch alle diese Gesetze unabänderlich und verpflichten zu ihrer unbedingten Haltung, — und kein Mensch und keine Autorität, selbst nicht die Kirche, kann ihre Verantwortlichkeit, Heiligkeit und Majestät, aufheben oder davon entbinden, noch auch die Thatsache, daß sie orts- und zeitweise nicht gehalten werden, noch zur Anerkennung kommen, — sondern nur Gott allein kann dies, wie er auch einst entbunden hat vom Naturgesetz bei der Menschwerdung seines Sohnes aus dem Schoße der Jungfrau.

Grundverschieden sind von diesen Gottesgesetzen die Menschengesetze, die je nach der Beschaffenheit der Gesetzgeber und der Menschen, für die sie gegeben sind, gut oder schlecht, gerecht oder ungerecht, mild oder barbarisch streng sein und angewendet werden können, stets und immer aber nach Zeit, Ort und Menschen, der Veränderung unterworfen sind, wie dies besonders von der Strenge der alten bürgerlichen und religösen Straf- und Bußgesetze gegenüber ihrer Milde in der Neuzeit zu gelten hat! Wie Gottes- und Menschengesetz aber oft und nicht ohne Grund so schwer zu unterscheiden ist, zeigt der heutige Gesetzgelehrte.

Im jüdischen Staate waren nämlich, als in einem theokratischen, die bürgerlichen und religiösen, menschlichen und göttlichen Gesetze miteinander aufs engste verbunden. Dreifach war Israels Gesetz als Sitten-, Straf- und Gottesdienstliches Gesetz. Das Sittengesetz der zehn Gebote war unmittelbar von Gott, — die beiden anderen aber, das bürgerlich-nationale Strafgesetz mit seinem Beschneidungs- und Sabbathsgebote, — und das religiös-gottesdienstliche Gesetz mit seinen Opfer-, Fest-, Reinigungs- und Speisegeboten, waren auf Veranlassung Gottes durch Moses gegeben. Und enthielt das Sittengesetz nur zehn Ge- und Verbote, so zählten die zwei anderen Gesetze wohl an sechshundertdreizehn Gebote, dreihundertfünfundsechzig Verbote und zweihundertachtundvierzig Verordnungen. Nahe lag also den Juden die Ansicht, alle drei Gesetze für unmittelbare und gleichverbindliche Gottesgesetze zu halten, sowie die Streitfrage nach dem größten Gebote dieses dreifachen Gesetzes! Und so ist denn auch erklärlich die Frage

des heutigen Gesetzgelehrten, — schon in ihrer Unbestimmtheit, welches Gesetz er meinte. Daß er aber nur das Sittengesetz Gottes im Auge haben konnte, zeigt seine Übereinstimmung mit der Antwort des Heilandes, nach welcher das Doppelgebot der Liebe, trotz aller pharisäischen Verunstaltung und Ausmerzung der Feindesliebe, als das größte Gebot im göttlichen Sittengesetze anzusehen ist.

II. Die Frage nach dem größten Gebote im Gesetze, — aufgeworfen von einem Menschen, der vielleicht nicht das kleinste Gottesgebot hielt, — verrät entweder große Ungeschicktheit oder Bosheit. Um scheinbar wenigstens den Versuchungszweck zu erreichen, hätte er sagen sollen: „Meister, lieben ist zwar leicht. Die Liebe liegt schon im Triebe der Natur, und wird gesteigert durch die Religion. Aber — von ganzem Herzen lieben, ist nicht jedermanns Thun. Und wie soll denn ein Mensch Gott über alles lieben, von dem er so geringe Erkenntnis hat in diesem Leben? Und überdies, wie kann ich Gott von ganzem Herzen lieben, wenn ich neben Gott auch den Nächsten lieben soll?“ Er hat's nicht gethan, — darum thun wir's, und beantworten die scheinbar schwierige Frage.

Die Liebe ist der Inbegriff und Halt der großen und kleinen Welt.

Als einst der macedonische König Philipp seine Weltweisen mit der Frage beschäftigte: „Was das größte auf der Welt sei?“, antwortete der Eine: „Der über die Wolken sich erhebende Berg Olymp,“ — ein Anderer: „Das die ganze Welt umringende Wasser!“ — ein Dritter: „Die ungeheuer große Sonne am Firmamente,“ u. s. w. Der Fünfte aber nur allein hat's erraten mit dem Menschenherzen; „denn dies sei so groß, daß es auch die ganze Welt nicht ausfüllen könne,“ wie Alexander der Große, sein Sohn, gestanden mit Thränen, als er hörte, daß es außer seinen eroberten Ländern noch andere gebe. — „Und wenn am Ephesinischen Tempel ganz Asien zweihundert Jahre gebaut, so könne das Menschenherz in Einem Augenblicke mehr empfinden und erdenken, als alle Menschen es ins Werk zu setzen vermöchten.“ Ja, „das Menschenherz ist so groß, daß es nur Gott der Unendliche und Unermeßliche auszufüllen vermag“. Daraus erhellt, daß Gott in der Liebe des Herzens die erste Stelle und das ganze Herz einnehmen muß.

Die Gottesliebe von ganzem Herzen nennt Christus „das erste und größte Gebot.“ Warum? Wegen des Alters, der Würde, der Vortrefflichkeit, der Gerechtigkeit, der Fähigkeit, der Fruchtbarkeit, der Kraft, der Größe, der Nothwendigkeit und

wegen der Dauer, indem es auf Erden nie zerstört werden, sondern ewig im Himmel dauern soll.

Und wie der Gottesglaube, so ist uns auch die Liebe zu Gott schon von Natur aus ins Herz geschrieben, als ein süßer und unwiderstehlicher Zwang. Das altdeutsche Wort „Gott" bedeutet so viel, als der „Gute" und zwar der ausschließlich und einzig wahre Gute, der der Ursprung alles Guten ist. Zielt aber das Menschenherz mit seiner Liebe nur nach dem Guten, — und ist bei Gott die vollkommenste Gegenliebe zu uns schon vor unserem Sein, — und auch auf Grund der nur zu diesem Zwecke erfundenen Menschwerdung Gottes die vollkommenste Gleichheit der Natur, vorhanden: — wie wäre es dann möglich, daß unser Herz Gott nicht liebe, der das höchste Gut ist?

Doch die Ursache, warum Gott die Liebe zu sich besonders befohlen, liegt nicht in dieser Liebe selbst, sondern in deren Umfang, und Größe, Art und Weise, wie er geliebt sein will. Gott will aber geliebt sein zu aller Zeit, an allen Orten und aus allen Kräften unserer Seele. Keinen neben sich, keinen über sich, keinen wider sich. „Aus ganzem Herzen," „aus ganzer Seele," aus allen Kräften." Der Mensch muß also nicht was anderes über, wie und wider Gott lieben.

Die Ursache des besonderen Befehles der Gottesliebe liegt also nur im Liebesumfange, oder in den drei Wörtlein: „Aus ganzem Herzen." Das materielle Menschenherz ist nämlich in seinem inneren, hohlen Raume der Mitte nach durch ein poröses oder siebähnliches Blatt abgeteilt in zwei Herzkammern oder Höhlen, in deren eine das rohe und von der Leber noch unausgekochte Blut zu seiner Reinigung und Läuterung hineinrinnt, und dann durch das Mittelscheiben=Sieb in die andere Hälfte zu seiner vollständigen Umwandlung in Lebensgeister hindurchdringt. Wenn also die Natur selbst dem Menschen die Anleitung giebt, sein Herz zu teilen, — was nimmt's da Wunder, daß er dann den vornehmsten Teil seines Herzens mit den Lebensgeistern Gott als Lebensurheber und den anderen Teil den Geschöpfen einräumt? Solche Teilung des Herzens oder der Liebe ist nun aber Gott nicht genehm. Er will das ganze Herz und die ganze Herzensliebe für sich, und daß wir Gott nur allein als das Ziel und Ende unserer Herzensliebe, die Kreaturen aber nur als Mittel dieser Gottesliebe ansehen, oder daß wir Gott wegen seiner selbst, weil er Gott ist, die Geschöpfe aber nur wegen Gott lieben, kurz, Gott den Inbegriff, in unser Herz einschließen, und unsere Freude mit Gottseligem Gedenken in ihm haben.

Viele entziehen nun Gott das Herz und verschenken es an den Teufel oder an eine Kreatur, und gehen zu Grunde. Besonders gilt's von der Liebe zwischen Mann und Weib, und der Freundschaft der Menschen. Sie geben diesen die Schlüssel zu ihren Herzen im Anvertrauen aller ihrer Herzensgeheimnisse. Allein, sei auch das Vertrauen der Liebe und Freundschaft Fundament, und soll auch alles laut Spruch unter Freunden gemeinschaftlich sein und es keine Verstecktheiten geben, — so ist doch nun und nimmer das ganze Herz und alles Herzensgeheimnis preiszugeben d. i. gieb alle anderen Schlüssel, wie z. B. die zum Getreideboden, zu Keller, Gewölbe, Geldtruhe u. s. w., aber den Schlüssel zum (ganzen) Herzen behalte bei dir, soll's dir nicht ergehen, wie Samson von der ihn verratenden Dalila. Gott gehört das ganze Herz und die ganze und größte Liebe. Daß aber solche Gottesliebe staats- und gemeingefährlich sei, während sie gerade die Grundlage aller Ordnung und allen Glückes ist, kann nur eine bornierte Idee der Gegenwart sein. Geben wir Gott nur die rechte Liebe. Und wie glücklich, so wir Gott dann zum Testamentserben unseres Herzens machen können, aber auch wie unglücklich, so wir's Anderen verschenkt hätten, und nicht mehr Herren darüber wären, also es der Kreatur oder dem Teufel überlassen müßten!

1) Gott ist unser bester Freund und Gutthäter, wie's keinen zweiten im Himmel und auf Erden giebt. Unzweifelhaft ist der, welcher uns mehr Freundschaft und Gutthat erweist, auch mehr zu lieben, — ein guter Freund mehr, als ein gewöhnlicher, anderer Nächster, — ein Wohlthäter mehr, als ein Fremdling, — die Mutter, als größere Gutthäterin, mehr und treuherziger, als der Vater. Gott ist nun aber unser bester und treuester Freund zwischen Himmel und Erde, „der alle unsere, ihm aufgebürdeten Schwachheiten und Schmerzen überträgt", nur unseren Nutzen in der Schöpfung und in deren Wiedererlösung zu ihrer Beherrschung unsererseits sucht, — der da getreu ist in Worten und Werken, uns ohne Hoffnung auf Lohn in Knechtsgestalt dient, ein herzliches Mitleid ob unseres Unglückes hat, und stets bei uns sein will, weil's seine Freude ist. Wer sollte nicht mit Balthasar Alvarez sagen: „Lieber wollte ich tausendmal sterben, als Gott schuldhaft beleidigen; denn er ist mein Freund und meine Liebe!"?

2) Gott ist auch die höchste Schönheit. Die Schönheit besitzt eine geheime Wunderkraft, in's Menschenherz hineinzubringen und dort über seine Anmutungen zu herrschen. Dies erfuhren unter Anderen

Jakob gegenüber Rachel, Amon gegenüber Thamar, seiner Schwester, Markus Antonius gegenüber Kleopatra, Alexander, der Große, gegenüber Thais, der zu gefallen er Persepolis in Brand steckte, — ferner der ägyptische Feldherr Holofern gegenüber Judith, König Assuerus gegenüber Esther, der französische König Ludwig XI. gegenüber dem Bilde der portugiesischen Johanna, Tochter des Königs Alfons, in deren Schönheit sich ein Kaiser, zwei Könige, ein Erzherzog und zwei Fürsten verliebten, — desgleichen zwei Teile der Welt, Asien und Europa, gegenüber der trojanischen Helena, derentwegen sie miteinander in Harnisch gerieten. Wohl schön ist das Geschöpf. Überaus schön ist die Menschenseele, auch ein Himmelsengel, auch ein glorifizierter Menschenleib des Himmels, und siebenmal schöner glänzend, als die Sonne, so daß er mit irdischen Augen auch nicht einen Augenblick anzusehen ist, ohne des Todes zu sein. Ist's nicht ein naturphilosophischer Satz: „Jeder Ursprung ist viel edler, als seine Wirkung"? Freilich wendet man ein, daß Gottes Schönheit unsichtbar und als solche nicht leicht über alles zu lieben sei. Doch dieser Einwurf ist grundlos, insofern auch schon das Bild der Schönheit ohne ihre leibliche Gegenwart zur Liebe zwingt, und wir auch schon hinreichend aus den Geschöpfen die Schönheit des Erschaffers erkennen. „Gehen will ich durch tausend Kreuze und so viele Tode, um Dich, meinen Gott, die so unbegreifliche Schönheit, auch nur auf einen Augenblick zu sehen und mich in ihr erfreuen zu können," so die selige Onetguia.

3) Gott ist endlich auch der Bräutigam der Menschenseele, und darum über alles zu lieben. „Wie ein Bräutigam tritt er hervor aus seinem Schlafgemache". Seine Braut aber ist deine Seele, laut seines Versprechens: „Ich verlobe mich mit dir auf ewig," d. i. im Glauben. Ist es nun auch „eine natürliche Neigung, daß die Geburt nach dem Mutterschoße verlangt", so geht doch die bräutliche Liebe noch über die Eltern-, Kinder- und Geschwisterliebe, hinaus.

Wie viel mehr hat nun erst die Menschenseele Gott als ihren Bräutigam zu lieben? „O bedenke es, menschliche Seele," ruft St. Bernard, „woher dir so große Gnade gekommen, daß du verdienst, seine Braut zu sein! seine Genossin bei Tisch, in seinem Reich und seinem Gemach! Betrachte, mit welchen Armen der Gegenliebe er nun wieder zu lieben und zu umarmen sei," — Er, der deinetwegen von seinem Vater ausgezogen, seine Mutter, die Synagoge, verlassen, dich aus seiner Seite wiedererneuert und für dich am Kreuze im Tode entschlafen!

Wie selten sind nun aber die, Gott von ganzem Herzen liebenden Seelen? Wo ist ein David, der ihn den „Gott seines Herzens“ nennt und „seinen Anteil auf ewig“; ein Tobias, der da mahnt, Gott alle Tage seines Lebens in seinem Gemüte zu haben; ein Petrus mit seinem Worte: „Herr, Du weißt, daß ich Dich liebe! Ich bin bereit, mit Dir in Kerker und Tod zu gehen“! ein Paulus mit seinem Spruche: „Ich bin versichert, daß kein anderes Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes“; ein Augustin mit seinem Worte: „Mein Gott, also brenne ich vor Liebe zu Dir, daß mein Herz notwendig durch die Liebesflamme verzehrt werden muß“; ein St. Ignatius, der häufig von so großer Liebe zu Gott erglühte, daß sein Gesicht errötete und alle Adern klopften; eine Katharina Sen., in der die Liebe zu Christus so große Kraft besaß, daß das Herz der Jungfrau von oben bis unten zersprang; und eine Maria Regia mit ihrem Wunsche: „O könnte ich tausendmal sterben für den, der bis in den Tod mich geliebt!“? Wie gerechtfertigt ist die Klage des Herrn gegenüber Brigitta: „Niemand in der Welt ist ohne Liebe zu den Kreaturen. Ich hingegen bin verstoßen von allen, weil mich niemand in seiner Liebe zu besitzen verlangt!“ Wenige lieben Gott aus ganzem Herzen, wenige aus ganzer Seele, und wenige aus allen Kräften. Wohl so viele lieben Gott, und erfüllen doch nicht damit das erste Gebot dieser alles überragenden Gottesliebe, sondern übertreten es, indem sie was Anderes über Gott, wie Gott, oder wider Gott lieben, und sündigen somit aufs schwerste!

An welche verwerflichen, nichtigen und vergänglichen Dinge verschenken die Menschen so oft und so erbärmlich, leicht und gerne, ihre ganze unzertrennliche Herzensliebe? Bald einem Freunde, gleich Thymagoras dem mit ihm auferzogenen Milet, ohne den er nicht essen, noch schlafen, noch leben konnte, und für dessen Befreiung er sich selbst geopfert durch Selbstbeschuldigung, als jener als Vaterlandsverräter entdeckt worden, trotzdem dieser dann seine Bekanntschaft verfluchte! Bald einer Dienstmagd, wie der hochadelige Hostolius, der die Magd Manilia wie eine Göttin anbetete, und sich ihr sklavisch mit Gut und Blut verpfändete, so daß er wegen gehinderter Ehe sich ersäufte. Bald einem Findelkinde, wie Dacian, ein kaiserlicher Landvogt in Alexandrien, der sich bisweilen in den Finger schnitt und diesen ihm an den Mund setzte mit dem Worte: „Da trinke mich mit dem Blute hinein, da es mit Milch nicht geschehen kann!“ Bald einem unvernünftigen Tiere, wie Aristomach einem zahmen Meerfische, den

er an seiner Flosse mit der kostbarsten Perle geziert, mit Fasanenfleisch fütterte, bei seinem Ende in Sammet hüllte und klagte: „O könnte ich mit meinem Leben dich zurückerhalten! Ich würde solchen Preis nicht bereuen!“ Oder wie Alexander der Große seinem Leibpferde Bucephalus, das nur ihn aufsetzen ließ, dem er das Futter aus silberner Wanne gab, und bei seinem Ende eine Ehrensäule setzte mit der Aufschrift: „Seinem Bucephalus hat Alexander mich gesetzt!“ Bald dem elenden Gelde, wie Guidius, ein Bürger Cremonas, der sich mit ihm begraben ließ! — Und doch ist's und bleibt's unbezweifelte Lehre des Christentums: Jeder Mensch ist verpflichtet, im Leben öfter und an dessen Ende einen Affekt der Liebe gegen Gott zu erwecken, und zwar bei Vermeidung schwerer Todsünde und der ewigen Verdammnis.

„Dies ist das größte und das erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!“ „An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten.“ Sie sind die beiden Spitzen und Pole, in denen die kleine Welt, das Menschenleben, hängt, sind die zwei Halte, welche die Sprossen in der Himmelsleiter zusammenhalten, sind die zwei Flügel, die uns von der Erde zum Himmel tragen, und sind ein angenehmes Joch und eine süße Bürde, die uns ebensowenig schwer fallen, wie dem Vogel seine Flügel; beide sind und müssen miteinander verbunden sein. Bliebe aber jede für sich allein, so wären sie beide vergeblich und ohne Seligkeitskeitsverdienst; denn durch die Liebe zu Gott wird die Liebe zum Nächsten geboren, und durch die Liebe zum Nächsten wird die Liebe zu Gott genährt.

III. „Das andere (Gebot) aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!“

Die Nächstenliebe ist unter anderen äußeren und inneren Kennzeichen eines katholischen Christen ein hervorragendes, laut Christi Wort: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habet untereinander. Wir haben den Nächsten zu lieben, wie uns selbst, aber nicht so viel, wie uns selbst, denn das Hemd liegt uns näher am Leib, als der Rock. Zuvörderst liebt sich Jeder selbst und in der Folge auch den Nächsten, und diesen auf die Weise und in der Gleichförmigkeit, wie sich selbst, d. i. nicht wie ein Freund den anderen, auch nicht wie ein Bruder den anderen, und auch nicht wie ein Kind seine Eltern und die Eltern ihre Kinder, da auch diese Liebe oft fehl schlägt; — Gott giebt vielmehr einen bleibenden Maßstab in der Selbstliebe, indem er wohl weiß, daß keine

beständiger und dauernder ist, und es auch keine giebt, die der Mensch als Maßstab näher und unausgesetzt vor seinen Augen hätte.

Was aber heißt: den Nächsten lieben, wie sich selbst? Laut Augustin soviel als: Wollen und wünschen ihm alles Gute, was wir uns selbst wollen und wünschen, am meisten aber die ewige Glückseligkeit, — und ihm helfen zu deren Erreichung in den leiblichen wie geistigen Gaben, wie es der Stand erfordert und die Fähigkeit zuläßt, laut Wort: „Was ihr wollt, daß euch die Menschen thun, das thut ihnen auch!"

Die wahre Nächstenliebe hat aber besonders drei Eigenschaften, nach dem Sinnbilde, in welchem sie der Regel nach dargestellt wird: nämlich ohne Augen, — mit dem Finger den Mund zuhaltend — und entblößten Herzens, mit der Hand einen offenen Geldbeutel tragend.

„Die Liebe denkt nichts Böses," sondern legt das Thun des Nächsten zum besten aus. Und kann sie nicht entschuldigen das Werk, so doch die Absicht, indem sie denkt: „Er hat's nicht so schlimm gemeint, nicht recht bedacht, sich übereilt oder ist aus menschlicher Schwachheit gefallen!" „Heute ist er gefallen, und morgen kann's mir passieren und kann ich fallen, so mich Gott nicht hält; er aber kann wieder aufstehen und ein Heiliger, ich aber verdammt werden!" Nicht liebten den Nächsten wie sich selbst, z. B. Heli, der Annas Andacht falsch beargwöhnte und für Trunkenheit ansah; Jobs Freunde, die sein Unglück für Gottes Sündenstrafe ansahen, trotzdem er heilig war; Michol, Sauls Tochter, die den vor der Arche tanzenden und sich etwas entblößenden David wegen dieses frommen Werkes einer leichtsinnigen That beschuldigte; noch auch die Pharisäer, welche Christum, wegen der seine Füße waschenden Magdalena, einer schlechten Absicht und der Unkenntnis ihrer Sündhaftigkeit boshaft verdächtigten, während er als Gott unsündhaft, und sie auch damals nicht strafbar war.

Die Nächstenliebe trägt Abscheu, des Nächsten Fehler zu offenbaren. So thaten St. Augustin, der keine Übelredner bei seinem Tische geduldet; St. Johannes, der Almosenier, der solchen das Essen verbot; Thomas Morus, der böse Gespräche Anderer sofort abzubrechen wußte; und St. Machetes, der einschlief, wenn man übel redete.

Die Nächstenliebe hat auch hilfreich beizuspringen. Mit herzlichem Mitleid that's der weinende Didakus; mit seiner Kleidung St. Franziskus; mit seinem Hab und Gut, Bett und Unterhalt,

St. Thomas von Villanova; und mit seinen Speisen St. Elzearius. Und wird auch so außerordentliche Liebe, das zu geben, was man selbst nötig hat, nicht jedem zugemutet, so sollte man doch zum wenigsten geben seine abgelegten, aus der Mode gekommenen und müßig im Kasten liegenden Kleider, die Speisen, die man selbst nicht essen mag, das Nachtlager, das man selbst nicht braucht, und das Geld, das man sonst zu verspielen und zu vergeuden pflegt, um so das Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen. — Haben wir diese drei Kennzeichen, und mit ihnen die wahre, christliche Nächstenliebe, so besitzen wir auch darin das Kennzeichen des wahren, christlichen Glaubens.

IV. Nun hielt der Herr es für gut, der pharisäisch-blinden Keckheit ein Promemoria zum Verstummen und Ablassen von ferneren Fragen mitzugeben, und zwar in der kurzen, aber schwer zu lösenden Frage: „Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er?" Damit wollte er sie zugleich wissen lassen, daß der, dem sie mit Neid und Versuchung zusetzten, nicht bloß Mensch, sondern auch Gott sei, der geboten: „Du sollst den Herrn, Deinen Gott, nicht versuchen!" Auf diese Frage, fährt Christus fort, antwortet ihr zwar: „Er sei der Sohn Davids," aber damit ist sie noch nicht gelöst. Wenn er nämlich ein Sohn Davids ist, warum nennt ihn denn David im Geiste einen Herrn, da er spricht: „Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze Dich zu meiner Rechten, bis ich Deine Feinde zum Schemel Deiner Füße gelegt habe!"? Der Vater nennt doch seinen Sohn dem Fleische nach nicht einen Herrn? Mithin muß Christus mehr sein, als bloßer Mensch, ja mehr, als ein Engel; denn welchem Engel hat er einst gesagt: „Setze Dich zu meiner Rechten"? „Wenn nun David," schließt Christus, „ihn einen Herrn nennt, wie ist er dann sein Sohn?" Mit diesem Schluß war den Pharisäern gleichsam ein Schloß vor den Mund gelegt, „so daß niemand ihm ein Wort antworten konnte, noch jemand ihn von diesem Tage an noch etwas zu fragen wagte." Ja, kein besseres Mittel giebt's, unverschämte Religionsfrager zum Schweigen zu bringen, als die Frage nach der göttlichen Natur Christi, auf Grund der Messianischen Weissagungen.

Diese Frage ist wichtiger, als die erste nach dem größten Gebote im Gesetze, weil, so wir Christum als den ewigen Sohn Gottes glauben, wir ihn auch als höchsten Gesetzgeber respektieren. Nicht zu verwundern ist's, daß unsere heilige Kirche unter allen ihren Glaubenssätzen keinen sorgfältiger behütet, und vor Irrtümern rein gehalten

hat, als gerade diesen. Darum hat sie ausgeschlossen einen Arius mit seiner Irrlehre, „Christus sei kein Gott, sondern bloßer Mensch"; einen Nestorius mit seiner Häresie, daß zwei Personen in Christo seien; einen Eutyches, der nur Eine Natur in Christo geglaubt, und somit auch nur Einen Willen; einen Manes mit seinem Irrtum, als hätte Christus keinen wirklichen Leib gehabt; und so auch die vor dreihundert Jahren entstandene Irrlehre, welche, mit der ganzen oder teilweisen Leugnung der sakramentalen Gegenwart Christi, auch seine göttliche Natur selbst angegriffen, insoferne sie ihn wohl bekennt als Gottessohn, der es in der Zeit geworden, aber nicht als solchen, der es von Ewigkeit gewesen!?

Ward das unverschämte Fragen der Pharisäer eingestellt, — so sei uns nun erlaubt, eine Frage zu stellen, nicht an Christus, sondern an die Eltern: „Wessen Sohn, wessen Tochter, ist dein Kind?" Ihr sagt: „Mein ist es!" Und wohl recht; aber was ist euere Elternpflicht und Obliegenheit betreffs seiner Erziehung an Leib und Seele? — Eine weitere Frage ist die: „Wem und welcher Kirche gehört ihr der Religion nach an? Was halten die Leute von unserem Glaubensstand?" Ihr sagt: „Wir sind römisch-katholische Christen!" Und wohl recht; aber wo sind euere bezüglichen Merk- und Erkennungszeichen? wie z. B. Rosenkranz, Weihwasser-Besprengen, Skapulier- oder Agnusdei-Tragen, Kreuzbezeichnung, öffentliches Glaubensbekenntniß, Werke der Buße in Beten, Fasten, Wachen, Abtötung und Almosengeben; oder Werke der Sanftmut und Geduld in Ertragung von Schmach und Unbilden, und der Gottes- und Nächstenliebe?

Die Welt will heutzutage, wenn auch von Sitten-, so doch von Glaubensfätzen nichts wissen. Ihr genügt die Privatreligion, während sie die des Volkes verwirft, samt jeder Frage nach der Glaubensansicht. Dies ist ein Ausfluß der falschen Freiheit, da die Glaubensfrage auch für alle anderen Gebiete die Grundfrage ist und der Menschen Geschick bestimmt; denn von diesem Christus-Credo hängt der Kredit ab.

## Am achtzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Jesus stieg in ein Schifflein, fuhr über (Matth. 9, 1—8).

Laut Bericht der Evangelisten ging der Ankunft des Herrn zu Kapharnaum, und seiner Heilung des Gichtbrüchigen, vorher sein Aufenthalt in dem von Heiden und Liebhabern des Schweinefleisches bewohnten Gadara, und die Teufelsaustreibung oder -Befreiung eines Menschen, der von einer Legion (2000) Dämonen, und zwar von jenen, sonst in den Gräbern hausenden und die Vorübergehenden mit Ingrimm anfallenden bösen Geistern besessen war, und — deren vom Herrn erbetenes und gestattetes Hineinfahren in zweitausend Schweine, die sich darauf ins Meer stürzten und ertranken, infolge dessen die Gadarenser massenhaft zum Herrn kamen und ihn baten, sich doch von ihren Grenzen entfernen zu wollen, damit er ihnen nicht weiteren Schaden zufüge.

Dies ist ein Bild von dem, was täglich in der Menschenwelt geschieht, d. h. lieber auf Gott, als auf die Welt, lieber aufs Christentum, als auf Schweine und Teufel, zu verzichten. Ein Beweis war's von ihrer Blindheit und Undankbarkeit, Christum des Landes zu verweisen, den man von den äußersten Enden der Erde hätte sollen holen lassen. Was des Leides hat er ihnen gethan? Hat er nicht von einem der Ihrigen eine ganze Legion Teufel ausgetrieben? Warum waren ihnen ihre Schweine, die von den bösen Geistern ins Meer gestürzt worden, lieber, als Jesus, der Erlöser der ganzen Welt? Wo ist da Vernunft, wo bleiben die fünf Sinne? Was ist eine Stadt oder ein Land ohne Christus, ohne Glauben, ohne Kirche? Gesetzt, man besäße die schönsten Bergwerke, die reichsten Gold- und Silberquellen, den besten Ackerbau mit Weinwuchs, die einträglichsten Gewerbe und die leb-

hafteste Industrie, was wäre das alles, wenn man Christum und den seligmachenden Glauben nicht hat? Welche Blindheit und welcher Unverstand ist's, diesen zu entfernen und aus dem Lande zu vertreiben? Und was ist's Wunder, daß der Heiland auf Grund seiner Demut, Güte und Gerechtigkeit, solchem Wollen und Begehren nachgekommen, in ein Schifflein gestiegen, übers Meer gefahren und auf- und davongegangen, bis er in „seine" Stadt gekommen, die ihn gerne bei sich gehabt und mit Freuden aufgenommen?

Es ist diese Teufelsaustreibung aber auch ein Anlaß für die ungläubige Kritik, Christi Gerechtigkeit zu verdächtigen und zu fragen, „wie er doch solche Ungerechtigkeit habe begehen und den Leuten zweitausend Schweine vernichten können?" Die Kirche nennt solche Anschuldigung eben so albern, wie etwa jene Frage: „Wie doch Gott so ungerecht sein könne, hier und da Viehseuchen eintreten zu lassen?", und entgegnet einfach: „Da, wo das Vieh verendet, werden die Menschen lebendig und ihre Herzen zum Himmel erhoben, und — darin sollen die Leute ihren Trost suchen!"

Als Christus in Kapharnaum, der am Ufer des Sees gelegenen Hauptstadt Galiläas, angekommen, und es bekannt geworden, daß er in einem Hause, wahrscheinlich in dem des Petrus, sich aufhielt, kamen so viele zusammen, daß sie auch draußen vor der Thüre, auf dem Vorplatze, keinen Raum mehr hatten, um seine Predigtworte zu hören. Da aber nahten einige dem Hause mit einem Gichtbrüchigen, der von vieren getragen wurde, und weil sie wegen der Volksmenge ihn nicht vor den Herrn bringen konnten, so stiegen sie auf der außerhalb des Hauses angebrachten Treppe auf das platte, mit Backsteinen bedeckte Dach hinauf und deckten dasselbe ab, indem sie die Steine von jener Öffnung hinwegnahmen, deren man sich bediente zur Zeit des Laubhüttenfestes, wo man unter freiem Himmel zu wohnen und zu speisen hatte. Als sie aber das Dach geöffnet, ließen sie das Bett, worauf der Gichtbrüchige lag, herab. Und, als Jesus ihren Glauben sah, heilte er den Kranken von seinen Sünden, indem er sie ihm vergab, und damit zugleich von seiner Krankheit, — aber auch die ihn in Gedanken der Gotteslästerung bezüchtigenden Schriftgelehrten von dieser ihrer Verblendung, so daß sich alle verwunderten, Gott priesen und sprachen: „So etwas haben wir noch niemals gesehen!"

„Er kam in seine Stadt." Viele Städte sind berühmt wegen dieser oder jener Eigenschaft. Und jedes Volk hat seine Lieblingsstadt. Aber was kann Besseres von einer Stadt gesagt werden,

als daß sie den Ehrentitel einer Residenzstadt Christi verdient und hat? Und welche war's in Christi Erdentagen? Nicht Bethlehem, Nazareth oder Jerusalem, sondern die galiläische Hauptstadt Karpharnaum. Und warum? Nun, hat er geadelt, geziert, geehrt und geheiligt Bethlehem durch seine Geburt, Nazareth durch seine Auferziehung, Heliopol in Ägypten mit seiner Flucht, und Jerusalem mit seiner Tempellehre, seinem Leiden und Tode, so Kapharnaum mit seinem häufigeren Aufenthalte und demgemäßen Predigen und Wunderwirken.

1) „Kapharnaum als Stadt Christi" lehrt zuvörderst die Fremdlingseigenschaft der Menschen auf Erden; denn im wahren Sinne des Wortes hatte Christus, gleich uns, keine bleibende Stadt, sondern wir suchen, mit ihm, die zukünftige. Dies zeigt uns Christus in seiner irdischen Wanderschaft, sowohl vor, als nach seiner Auferstehung, daß auch wir hienieden auf Erden nur als Gäste und Ankömmlinge, Fremdlinge und Wanderer, leben sollen, und nur als solche mit dem Wanderstab des Kreuzes den Höllenfeind besiegen.

2) „Kapharnaum als Stadt Christi" zeigt ferner die Hauptquelle des socialen Glücks. Warum hatte er Kapharnaum als „seine Stadt", oder als seinen liebsten und angenehmsten Wohn- und Wirkungsort, betrachtet und auserkoren? Weil er allda die herzlichste Aufnahme, das bereitwilligste Gehör und Herz, den lebendigsten Glauben, die thätigste Liebe und aufrichtigste Verehrung fand; und weil unter seinen Bürgern, trotzdem sie meist Heiden waren, große Liebe, Einigkeit, Friede und Gemeinsinn, herrschte. Wie ist zu schließen, daß jeder andere Ort gleichfalls ein Wohnort Christi und darum glücklich ist, wo ebenfalls der Friede weilt! Unglücklich aber ist jener Ort, der Christum entbehrt, und wo statt seiner der böse Feind seine Wohnung aufgeschlagen; denn wie kann Christus da weilen, wo Gottlosigkeit, Unsitte, Roheit, Gemeinheit, Zank und Zwietracht, walten? Wir ersehen also daraus, daß besonders zwei Menschenklassen maßgebend und entscheidend sind, nicht bloß für die Handlungsweise, sondern auch für des Herrn Gegenwart, — nämlich seine guten Einwohner, die ihn durch Glauben, Religion und Liebe, erfreuen und zur Hilfe bewegen, während seine bösen und pharisäischen Menschen ihn durch ihre schlimme Denkungsart erzürnen. Pflicht ist's darum eines jeden, das Seinige für das Glück eines Ortes beizutragen, ihn jedoch, falls er unser eigenes Wohl mehr schädigt, als fördert, mit einem anderen und besseren Heim zu vertauschen. — Und das kann uns ja nicht

schwer fallen, da wir Ewigkeitspilger sind, und mit Christo in seiner Kirche auch Erdenwanderer, gleich den Schwalben, die ihre wohlgebauten Nester von anderen, die sich eigene zu erbauen unfähig sind, oft eingenommen und sich vertrieben sehen.

3) Kapharnaum lehrt besonders fünf für einen Wohnort Christi erforderliche Eigenschaften, oder fünf Dinge, die zu jeder wohlgeordneten Stadt gehören, nämlich eine rechtgehende Uhr, sauberes Bethaus, wohlbestellte Schule, belebter Markt und ansehnliches Rathaus, nach denen sich stets Kaiser Karl V. auf seinen Rundreisen umgesehen, um aus deren Dasein und Zustand auf die gute oder verwahrloste Beschaffenheit der Einwohnerschaft zu schließen, d. i. aus wahrem Glauben, in Gottgeweihten Herzen, fleißig besuchter Predigt, wechselseitiger Unterstützung und flammendem Gerechtigkeitseifer. Laßt uns erkennen den hohen Wert, den das Christentum für den Verkehr der Menschengesellschaft hat; bedenken wir aber auch die Notwendigkeit, wie Christen und Bürger, oder religiöse und weltliche Ordnung, miteinander verbunden sein, ineinander überfließen, sich gegenseitig ergänzen, weihend und stärkend durchdringen müssen, und nie von einander zu trennen sind.

4) Kapharnaum „als Stadt Christi" lehrt endlich auch die rechte Ordnung im Erweis der Wohlthaten Christus that nämlich das Gute zuvörderst seinen Heimatsgenossen. Auch Gott in der Natur alle Ursachen zuerst ihre Wirkungen an den nächstgelegenen Geschöpfen ausüben, so daß z. B. die Sonne ihr Licht zuvörderst ihren Mitgestirnen in der Höhe, und dann erst den entfernten Kreaturen in der Tiefe mitteilt. Danach haben auch wir zu handeln, und unsere helfende Liebe, Güte und Freigebigkeit, zu erweisen. „Jeder ist sich selbst der Nächste." Es kommen nach uns — darauf die Mitmenschen, und zwar zuerst die Blutsverwandten, und dann die Fremden, — zuerst die Landsleute und dann die anderen Nationalen, — zuerst die Glaubensgenossen und dann die Bekenner anderer Religionen, — zuerst die Menschen, und dann die Tiere. Im übrigen aber sind und müssen, ohne Rücksicht darauf, die allernächsten und ersten im Empfange der Hilfe sein, die am meisten derselben bedürfen und die Unglücklichsten sind.

II. „Sie brachten zu ihm einen Gichtbrüchigen" . . . . Wie großes Übel ist die Gichtbrüchigkeit: Tag und Nacht im Bette liegen müssen, sich selbst nicht helfen, weder regen, noch bewegen können, an allen Gliedern lahm sein, sich große Löcher in den

Leib liegen, wie ein Kind sich müssen ätzen lassen und dazu so überaus große Schmerzen erleiden, die bis in den Tod hinein abschwächen! Wer zählt das Heer der menschlichen Krankheiten und Übel? Ja, „der Mensch ist ganz Krankheit". Wer sollte nicht allezeit die Frage beherzigen: „Woher dieses Übel?" „Fragt nicht der, welcher ein Bächlein sieht, nach der Quelle, aus der es entspringt", — kurz, angesichts der Wirkungen nach den Ursachen, und zwar auf Grund der Wahrheit: „daß jede Wirkung gleich und ähnlich sei ihrer Ursache", und gute Wirkung aus guter Ursache, und schlechte Wirkung aus schlechter Ursache, hervorgehen müsse?

„Da nun Jesus ihren Glauben sah." Die Hilfe der Träger war dem Gichtbrüchigen zu seiner Heilung nötig. — Diesen seinen guten Freunden und ihrem Glauben, Hoffen und Lieben, hatte der Gichtbrüchige nächst Gott seine Heilung zu verdanken, wie auch das Evangelium sagt: „Da nun Jesus ihren Glauben sah," heilte er den Gichtbrüchigen. Gewiß ist es: hätten sie nicht geglaubt an Christi Wundermacht, auf sie vertraut und den Gichtbrüchigen geliebt, so würden sie ihn auch nicht hingetragen haben; und hätte er keine Träger gehabt, so konnte er auch nicht zu Christus kommen. Und folglich hätte dieser ihn voraussichtlich nicht gesund gemacht. Doch gilt's auch hier, nicht mißzuverstehen, und zu meinen, als ob der Glaube der Träger allein, ohne den des Gichtbrüchigen, ihm die Heilung gebracht hätte, und als ob auch wir schon auf den fremden Glauben hin, ohne eigenen, von Gott begnadigt werden könnten. Das wäre eine irrtümliche Auffassung. Ist auch Gottes Güte und Barmherzigkeit unendlich groß, so daß er auch wegen fremder Verdienste und wegen des Glaubens, der Gerechtigkeit und Fürbitte Anderer, einem Menschen, ja nicht selten auch wegen zehn Menschen einer ganzen Stadt, oder auch wegen eines einzigen Menschen in unserer Mitte, uns zu Hilfe kommt, und selbst der ganzen Menschenwelt wegen des Glaubens der christlichen Kirche seine Hilfe zukommen läßt, so gottlos diese Welt auch immerhin sein mag, so gilt dies doch nur von den zeitlichen Gütern des Lebens, Glückes und der Gnade, oder von den geistigen Gütern im allgemeinen. Nun und nimmer aber hat's zu gelten von der Verzeihung der Sünde und von der zeitlichen und ewigen Beseligung insbesondere. So wenig nämlich jemand, oder ein anderer Mensch, für mich geboren werden oder sterben kann, derart, daß mir selbst die Geburt und der natürliche Tod erspart werde, und so wenig jemand für mich zum Himmel oder zur Hölle zieht, ebensowenig kann mir auch kein Mensch

mit all seinem Beten und Arbeiten, oder mit all seinem Glauben, die Gottverzeihung meiner Sünden erlangen. Kein Mensch kann für mich selbst glauben, wenn er gleich immerhin mit seinem Glauben auch für mich den Glauben erhalten kann, sondern ich muß selbst glauben, muß zur Mühe Anderer selbst meine eigene Mühe und Arbeit, und auch zu meinem Glauben mein Werk hinzufügen. Und diesen Glauben hat auch der Gichtbrüchige außer seinen Trägern gehabt, sonst würde Christus ihn nicht geheilt haben. Glücklich die Träger, denn „sie werden ihren Lohn nicht verlieren!" Noch glücklicher aber der unglückliche Gichtbrüchige, der solcher helfenden Menschenfreunde sich zu erfreuen hatte. Suchen wir nach solchen „Freunden in der Not", so antwortet uns die Schrift: „Freunde in der Not gehen tausend auf ein Lot!" Darum, mögen wir immerhin mit dem Weisen uns glücklich schätzen, so wir gefunden zu haben glauben gute Freunde, in deren Herzen unsere Geheimnisse sicher ruhen, deren Gewissen wir nie fürchten, deren Treue wir nie bezweifeln dürfen, deren Gemüt nicht abstößt, deren Alter ihre Liebe nicht erkaltet, deren Jugend ihre Gesinnung nicht verändert und deren Verstecktheit uns nicht betrügt, — so haben wir doch, bei aller Menschenfreundschaft, die, wenn nicht eher, so im Tode uns im Stiche läßt, es nötig, Einen Freund zu besitzen, der gewiß und sicher in Glück und Unglück, bei nah und fern, im Sommer und Winter, in Leben und Tod, bei uns ausdauert als einziger Helfer. Und das ist der Herz und Nieren erforschende, die sündige und deshalb leiblich gestrafte und büßende Menschheit väterlichst tröstende, Sündenvergebende und wunderbar heilende Christus, unser Gott, mit dem ganzen Reichtume seiner Liebe, Gnade und Barmherzigkeit.

III. „Und Jesus sprach zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!"

1) Mit einer großen Mühe hatten die Träger den Krüppel zu Christus gebracht, auf daß er ihm die Gesundheit gebe! Der Kranke und die Träger wünschen die Heilung der Glieder oder die leibliche Genesung, und — die erste Arznei, die Christus ihm vorschreibt, ist die Sündenverzeihung, mit der er ihm die Gesundheit der Seele giebt! Konnten sie nicht entgegnen: „Er will nicht beichten, nicht absolviert sein, — er will die Befreiung von seiner Leibes-, und nicht von seiner Seelenkrankheit?" „Was soll das bedeuten," fragt verwundert der heilige Thomas. „Jener bittet um die Gesundheit des Leibes, und der Herr giebt ihm die Gesundheit der Seele?" Wie reimt sich dies

zusammen? Welcher Arzt giebt dem Kranken, der über Fieber klagt, ein Recept gegen Kopfschmerz, oder — dem Wassersüchtigen einen Umschlag um die Füße? Klingt das nicht eben so, als wenn man sich beklagt beim Arzte ob des Kopfes, und dieser wollte ein Mittel gegen Leibesgrimmen verschreiben, — oder so man sich beklagte ob des Fußes, und der Doktor, wollte eine Armfontanelle setzen, — oder als wenn man wollte schröpfen, und der Bader schnitte Einem die Haare?

Was muß da für ein Geheimnis verborgen sein? Wie mochten sich die Juden gegenseitig verwundert ansehen? Nun, diese Erscheinung ist verständlich nur in Betracht dessen, daß Christus hiermit öffentlich erklärte, „die Krankheit des Gichtbrüchigen, oder seine Gicht, sei nur aus seinen Sünden hervorgegangen, und er könne ihn somit auch nicht vom Grunde und von der Wurzel aus heilen, bevor er nicht die Ursache seiner Krankheit weggenommen und dem Kranken die Sünden verziehen habe." Der Gichtbrüchige war ein öffentlicher Sünder gewesen, der deshalb keinen Ehrenverlust erleiden konnte, und bedurfte darum auch der öffentlichen Buße, würde ja auch das Volk Christi Prophetenberuf bezweifelt haben, so er des Kranken Zustand nicht gekennzeichnet hätte. Und in der That erfolgte mit dem zugesagten Sündenerlasse auch die erwünschte Gesundheit des Leibes, gemäß medicinischem Grundsatze, „daß mit der aufgehobenen Ursache auch die Wirkung entfernt wird." Ein Beispiel giebt damit der wohl erfahrene Arzt allen Ärzten: „bei allen Krankheitserscheinungen auf die letzte Grundursache, und sei es bis auf den Grund der Seele, zurückzugreifen, und nicht wie die Quacksalber und Pfuscher nur obenhin zu kurieren und den offenen Schaden zuzuheilen, ohne Rücksicht darauf, ob er auch im Inneren kuriert ist oder nicht." Von dieser Lehre und Heilsmethode des Herrn hatten sogar die Heiden eine Ahnung, wenn z. B. der berühmteste Arzt Hippokrates gesteht, „daß in die Krankheiten sich oft etwas Göttliches einmische, welches sich über alle Wissenschaften der Menschen und über alle Kraft der Arzneien hinausstreckt."

2) Welche große und wichtige Wahrheit liegt darin ausgesprochen! Hat die Sünde dieses Menschen Gichtbrüchigkeit hervorgebracht, und ist dann seine Krankheit Anlaß gewesen, an Leib und Seele zu gesunden, wie ist zu schließen, daß trotz unschätzbarem Werte der Leibesgesundheit nebst gutem Gewissen, dieser zwei größten Lebensgüter, doch die Krankheit zeitweise dem Menschen viel nützlicher, als die leibliche Gesundheit, und so manche Krankheit eine „gesunde Krankheit" zu nennen ist, wenn durch die Leibes- die Seelenkrankheit ver-

trieben, und die kranke Seele durch den kranken Leib gesund wird, — kurz, so wir in den Geburtswehen unserer Krankheit „die selige Ewigkeit als Frucht gebären.“ Alle Übel, wie Leibeskrankheit und früher Tod, kommen von der Sünde, der erblichen oder persönlichen Sünde. „Wir sterben nicht, weil wir krank, sondern weil wir Sünder sind.“ Alle Heilung von Leibesübeln kommt ferner nur von der Sündentilgung oder der Seelenheilung, d. i. von Gott, der nur allein dazu die Macht hat, vorausgesetzt unsere Mitwirkung: „Thue das, was du kannst, und Gott wird mit dir thun, was du nicht kannst!“

Thorheit ist's, zu glauben, „man könne auch bei kranker Seele am Leibe gesund werden, und es sei nicht so nötig, die Seelenkur der Leibeskur vorhergehen zu lassen.“ Wohl ist's nötig und zwar nach vielfachem Gesichtspunkt: Von seiten des Leibesarztes. Dieser kann ja ohne Gottes Gnade und ohne den Beistand des göttlichen Arztes, Jesus Christus, nicht die geringste Krankheit heilen, ja nicht einmal erkennen. Was konnte z. B. abhelfen der Leibesarzt dem Brunstfieber des Ammon und der Dürrsucht eines Kain, vor der Heilung ihrer Seele? Von seiten der Leibesarznei. Solange das Gemüt verwirrt, die Seele unpäßlich und der Geist verwundet ist, hilft die leibliche Arznei gar nichts. Die Natur fordert schon beim Gesunden zur ungehinderten und regelmäßigen Verdauung der gewöhnlichen Speisen und Getränke, und damit sie nicht unverdaut liegen bleiben, einen ruhigen und leidenschaftslosen Genuß. Die Kunst aber, die Seele und das kranke Gemüt zu heilen, ist nicht dem Leibes-, sondern dem Seelenarzte anvertraut. Wollte man jedoch einwerfen, daß der versehende Geistliche den Kranken allzusehr aufregen könnte, so wäre das eintretenden Falles nur eine heilige Aufregung wegen Gott, und dieser würde sie ihm nicht schaden, sondern nützen lassen. Als bei dem, schon ein Jahr krank liegenden Kaiser Paläologus II. keine Medizin anschlagen wollte, riet endlich ein herbeigeholtes altes Mütterlein der Kaiserin, „sie möchte den kranken Kaiser schänden, schmähen und so zum Zorne reizen, damit dieser die überflüssigen bösen Feuchtigkeiten des Leibes verzehre, und so werde er genesen!“ Die Kaiserin that's, der Kaiser aber ward zornentbrannt und außer sich, doch auch die Krankheit war gebrochen, er ward gesund und lebte noch zwanzig Jahre. Andererseits kann aber auch alle Leibesarznei, so Gott nicht will, ohne den Willen Gottes, des Arztes aller Ärzte, von dem alle Arznei herkommt, gar nichts zur Genesung nützen, und möchte man auch ganze Apotheken ausbrauchen. Gottes Wille ist's aber, vor dem Leibe die

Seele zu heilen, laut Wort: „Ist nicht die Seele mehr, als der Leib?“ Und bei erzürntem Gott oder gar gegen seinen Willen — wie könnte da gesund werden der Kranke, den Gott geschlagen und aufs Krankenlager geworfen, wie z. B. einen Joram, oder einen Antiochus?

Nur der Gnadenzustand bei Gott ist das radikale Heilmittel betreffs aller Leibesübel. Von wie wunderbaren Gotteshilfen erzählt uns die Geschichte, bei denen man mehr auf Gott, als auf Menschen gehofft, wie z. B. von Ezechias, Jonas, Daniel, David u. A., — aber auch von wie vielen Gottverlassenheiten, bei denen man trotz aller angewandten, aber Gott ausschließenden Hilfsmittel zu Grunde gegangen, wie z. B. von Asa. Sind nun auch im allgemeinen alle Leibeskrankheiten aus den Sünden mit den Dornen und Disteln der Erde entsprungen, so sind doch insbesondere nicht alle aus persönlicher Sünde hervorgegangen. Wer wollte also bei den Krankheiten einzelner Menschen ein Urteil über deren Ursprung sich anmaßen?

Warum denken wir bei Leibeskrankheit nur immer an äußere und oberflächliche Ursache, und nicht: „Gott straft mich wegen meiner Sünden!“? Erkrankte nicht auch Ezechias, weil er Gott für eine einzige Gnade nicht gedankt? Leiden nicht so Manche an Sand und Stein, weil sie Witwen- und Waisenhäuser gleich den Pharisäern aufgefressen? Klagt nicht so Mancher über einen kranken Finger und den Leib, und doch ist nur krank seine Lunge, und viel kränker seine Seele? Und genesen nicht so viele Kranke, wie Ezechias, weil sie ihre Sünde bereuten, während Andere ohne Sündenreue sterben? Laßt uns also in Krankheit, wie in jeder Not, neben der Anwendung aller äußeren und natürlichen Hilfsmittel, unser Hauptvertrauen auf die übernatürliche Hilfe setzen, in der Sündenbuße, dem Sündenvergebenden Gebete und dem Sakramentenempfange. Nur dann können wir fest überzeugt sein, entweder um so eher die Gesundheit, oder wenn es zum Tode ist, um so gewisser die zwei zur Seligkeit führenden Tugenden, Geduld und Vertrauen, zu erlangen, um wie Job zu beten: „Habe ich die Gottgegebene Gesundheit genossen, warum nicht auch die Krankheit? Ist mir die Krankheit zu meinem Seelenheile, so bleibe sie, und ist mir Gesundheit besser, so wird mich auch Gott heilen! Sein Name sei gepriesen!“

IV. „Und siehe, einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott!“ Das zeigt der Pharisäer böse Denkungsart. Wohl ist nach weltlichem Recht und Gesetz im Allgemeinem Niemand des Denkens halber zu beschuldigen, und noch

weniger zu richten, zu verurteilen und zu strafen, daher der Spruch: „Wegen Denken darf niemand henken!", und: „Über Kleines und Verborgenes urteilt nicht der Richter." Allein zeitweise forscht auch das menschliche Gericht nach der guten oder bösen Absicht einer Handlungsweise und formuliert nach jener, wie dieser, sein Urteil. Seien die Gedanken an sich aber auch „zollfrei" vor den Menschen, so haben sie doch nimmermehr dies Privileg vor Gottes Augen, sondern werden vielmehr seinerseits in die Wagschale der Gerechtigkeit und des Urteils behufs Lohn und Strafe gelegt. Wie mit Wort und Werk, kann man eben so schwer und sträflich mit Gedanken sich versündigen, d. i. beim freiwilligen Fassen und Festhalten derselben. — Und sündhafte Gedanken giebt's so viele, wie Sünden und Laster. Die ärgsten Gedanken aber sind folgende neun Arten: die freventlich über den Nächsten urteilenden, die Andere verachtenden, die sich überhebenden, die unkeuschen, die neidischen und gehässigen, die geld- und ehrgeizigen, die gottlosen und gottlästernden, die ungeduldigen und zornigen, endlich die rachgierigen und feindseligen Gedanken.

Gott verbietet im neunten und zehnten Gebot böse Gedanken und Begierden. Böse Gedanken aber über seinen Nächsten zu hegen, ist schweres Unrecht vor Gott, und gegen alles natürliche und göttliche Recht und Gesetz. Wo hätte wohl sonst Christus die Pharisäer so vorwurfsvoll gefragt: „Warum denket ihr Böses in eueren Herzen?", als er sah ihre Gedanken- und Herzenssprache, mit der sie ihm ob seines sündenvergebenden Wortes „Gotteslästerung" vorwarfen, selbst aber Gott in ihm lästerten? Was ist Gotteslästerung oder Blasphemie? „Die Verschwärzung, Verachtung, Verunehrung, Verkleinerung und Beschimpfung der göttlichen Güte", und wenn man Gott ungöttliche Eigenschaften zueignet, oder göttliche ableugnet. Begingen aber die Juden trotz Nichterkennung der Gottheit Christi, eine Gotteslästerung, indem sie ihm die Gottesmacht der Sündenvergebung aberkannten, — mit wie viel schwererer Gotteslästerung versündigen sich die an Christi Gottheit glaubenden Christen, wenn sie wider ihn und sein Blut und Sakrament lästerlich denken und sprechen? Wegen Gotteslästerungen wird Gottes Strafe und Zuchtrute, wie Pest, Krieg und Hungersnot, in Familien und Länder herbeigezogen. Und die Gotteslästerer kommen um und werden verdammt. Und doch, wie sehr ist das Gotteslästern bei den Christen im Schwung? Schon die Kinder lernen des Teufels Fluchen und Gotteslästern eher, als das Beten und Lallen ihrer Muttersprache, und zwar von ihren Gottes-

lästernden Eltern. Doch nicht zu verwundern ist's; sagte ja schon Tertullian: „Leichter werden die Gotteslästerer durch den Kaiser bestraft, als durch einen Jupiter!"

Viel können sehen die Menschen, noch mehr die Engel und Teufel, aber nur eins nicht, d. i. der Menschen geheime Herzensgedanken, die Gott nur allein schaut. Warum denket ihr Böses in eueren Herzen?", d. i. ihr haltet und beurteilt mich als Gotteslästerer, weil ich diesem Gichtbrüchigen, der sich seine Krankheit durch sündhafte Ausschweifung zugezogen, seine Sünden vergebe; allein solltet ihr denn nicht schon längst aus meinen Wunderthaten, abgesehen von den Prophezeiungen, von dieser meiner geistigen Sündenvergebungsmacht vollste Überzeugung haben? Ist dies die Frucht meiner Lehren von der Gottes- und Nächstenliebe, die nichts Böses denkt? Wollt ihr mich nicht lieben und erkennen als eueren Gott und Herrn, so solltet ihr mich doch lieben als eueren Nächsten, und nicht böse von mir denken! Was ist leichter zu sagen: „Deine Sünden sind dir vergeben," oder zu sagen: „Stehe auf und wandle umher?" d. i. sie sollten sich doch selbst sagen, daß es leichter sei, die Wirkung, als die Ursache, zu entfernen, — leichter, dem Baum seine Frucht zu nehmen, als ihn selbst zu fällen, und so auch leichter, eine Leibeskrankheit zu heilen, als die Seele von ihrer Sünde zu befreien! „Damit ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Steh' auf, nimm dein Bett und geh' in dein Haus! Und er stand auf und ging in sein Haus." Christus wollte mit seinem Vorwurf den Pharisäern keineswegs das Denken über seine Person verwehren. Im Christentum giebt's keine Gedankensperre, wohl aber eine Gedankenverantwortung. Anderer Gedanken über uns können uns nichts ein- noch austragen.

Wie viele verdienen den Vorwurf böser Gedanken nicht bloß den Menschen, sondern auch Gott gegenüber? Und warum denkt man Böses von Anderen? Weil man selbst böse ist, gleich den Pharisäern; denn, wie der Baum, so die Frucht. Wie man denkt, so ist man. Lehrt nicht schon die Erfahrung, daß ein Lügner niemanden als wahrhaft, ein Ehebrecher niemanden als keusch, ein Säufer niemanden als nüchtern anzusehen vermag? Nicht Kain, der laut seines Wortes: „Jeder, der mich findet, wird mich töten"? Und alle bösen Gedanken sind nichts, als geistiges Mücken- und Skorpionenungeziefer, mit dem Luzifer die Menschenseelen heimsucht und belästigt. Wohl können sie schuldlose Versuchung sein, aber auch der Reflex der eigenen und

fremden Bosheit, ja auch, wie die Ungezieferplage Ägyptens, verdiente Sündenstrafe, die übelriechende und luftvergiftende Ausdünstung einer im Sünden- und Lasterpfuhl versunkenen Seele, sowie bezüglich des fremden Lebens ein unverantwortlicher Eingriff in Gottes Richteramt. Schon ein einziger böser Gedanke kann der Seele Tod und Verderben bringen, so wir nicht ihn verjagen, ihm widerstreben und das Herz auf bessere Gedanken lenken. Waren nicht auch Luzifer, Putiphars Weib, David und die zwei alten Richter in Susannas Garten, bloße Sünder eines einzigen Gedankens? Hat nicht Christus auch den Ehebruch im Herzen als Todsünde erklärt, und im allgemeinen die bösen Gedanken zuerst im Todsündenregister genannt? Sündigt nicht der Gotteslästerer zuerst in Gedanken, da der Thor in seinem Herzen spricht: „Es ist kein Gott"? Ist nicht der einwilligende Gedanke bei allem Bösen ohne Ausnahme der alleinige Maßstab der Sünde, gegenüber den unmündigen Kindern, Schlafenden, Betrunkenen und Wahnsinnigen, die trotz ihrer bösen Thaten wegen ihres Nichtdenkens direkt darin nicht sündigen können? Der Gedanke beseligt oder verdammt, — und der Menschen Denkungsart empfiehlt oder verschreit sie. Die wahre Selbsterkenntnis und das beseligende Princip besteht darin: „Von uns nichts Gutes, und von Anderen nichts Böses zu denken."

„Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat!" Dem Doppelwunder des Herrn, der zweifachen Wunderthat in der Seelen- und Leibesheilung des Gichtbrüchigen, entsprach auch ein doppelter Erfolg der Gottesfurcht und Gottespreisung im Herzen des Volkes. Möge das uns lehren, wie wir die wunderbaren Erlösungsgnaden Christi entgegenehmen sollen!

# Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Jesus trug vor den Hohenpriestern (Matth. 22, 1–14).

Ein wunderbar Gleichnis ist's, fröhlich und traurig, voll Süße und Bitterkeit, voll Liebe und Zorn, ein Freuden- und Trauermahl.

I. Es giebt auch geistige Hochzeiten. Auch des Menschen Empfängnis und Geburt kann als eine Vermählung gelten, insofern dabei Gott die Seele, als den gebietenden, mit dem Körper, als dem untergebenen Teile verlobt, und verbindet zur unauflöslichen Ehe, — zur unvollkommenen hier, und zur vollendeten dort nach kurzer Trennung in der Auferstehung, — und zwar zur seligen Vollendung, wenn die Geistesehe unbefleckt gehalten worden. — Doch im heutigen Evangelium ist von einer viel höheren Vermählung die Rede. Daß unter dem „Himmelreich" nicht der ewige „Seligkeitshimmel" der Auserwählten, sondern nur die streitende Erdenkirche zu verstehen ist, — lehrt, außer den Kirchenvätern, auch die Natur der Sache; denn, wer einmal im ewigen Himmel ist, kann nicht mehr ausgestoßen werden, wie es dem übelgekleideten Hochzeitsgaste geschehen ist. Es wird aber die „streitende Kirche der Erde" darum ein „Himmelreich" genannt, weil sich die Auserwählten Gottes, die da ein Bürgerrecht schon auf den ewigen Himmel haben, eine Zeitlang in ihr, wie in einer himmlischen Vorstadt, aufhalten. Die Hochzeit ist nicht als einmalige, sondern als sich fortsetzende und „oftmalige" aufzufassen. Nach allgemeiner Deutung hat Gott, der Vater, in seiner Barmherzigkeit, absehend von seiner Gerechtigkeit, um den langdauernden Krieg mit der Menschheit zu beenden, als letztes Friedensmittel, eine gegenseitige Verehelichung und Heiratsstiftung zwischen den zwei streitenden Parteien erwählt, und seinem Sohne eine dreifache Vermählung mit der Menschheit

angetragen und gehalten, nämlich: in dessen Menschwerdung, mit der menschlichen Natur, in dessen Todesaufopferung, statt der alten Braut mit der Kirche, und in dessen Vermählung mit den Menschseelen in deren Begnadigung hier und Beseligung dort, auf Grund ihrer inneren Schönheit, die ihnen die Abwaschung des Taufsakramentes verleiht, und im selben Sakramente werden sie Christo verlobt und angetraut auf ewig in einer geistlichen und unauflöslichen Ehe, in dieser Welt zu einer versprochenen, und in jener Welt zu einer vollzogenen.

Niemals hat der Sohn Gottes so viele und große Geheimnisse in eins seiner Gleichnisse eingeschlossen, als im heutigen. Es ist darin geschildert die geistige und ewige Vermählung, die Gott Vater seinem Sohne mit der Menschennatur, mit der Kirche und mit der Menschenseele, veranstaltet — und zwar mit einem geistlichen Feste, bei dem es mehr Nahrung für die Seele, als für den Leib, giebt, da das Wort Gottes, die Predigt des Evangeliums, und die Sakramente, besonders das der Eucharistie, die Speisen sind. Aber auch kein anderes Gleichnis fordert so sehr die Dankbarkeit und die verlangende Bewunderung heraus, als dieses. Denn — bewundert der königliche Prophet schon Gottes Verkehr mit der Menschheit, wie wunderbar muß erst erscheinen die Vermählung Gottes mit der Menschheit? Glückliche Menschheit, die nicht blos der Einladung als Gast, sondern auch der Auserwählung zur Gottesbraut gewürdigt worden! Gott ladet ein zum irdischen, und in ihm zum himmlischen Christenglück, alle Menschen ohne Ausnahme; denn jeder, der des Herrn Namen wird anrufen, wird selig werden. Wer immer also zu ihm kommt mit Anrufung seiner, ob arm oder reich, Christ oder Heide, tugendhaft oder Sünder, — Gott nimmt ihn auf zum zeitlichen und ewigen Hochzeitsfest des Christentums. Alle, die ihn „anrufen", werden an seinem Tische sitzen, und er verstößt keine Schandhure und keinen Mörder, wenn sie mit nassen Augen und bußfertigen Herzen zu seinen Füßen sich niederwerfen, und ihn anrufen. — Welche Pflicht geht daraus hervor? Daß Keines das Andere verachte, und daß wir im Gegenteil füreinander beten, damit wir alle selig werden.

Das Gleichnis hat eine engere Bedeutung, die Christus auf seine Zeitgenossen, die Juden, und speciell auf seinen Verräter Judas, diesen ob des Mangels eines hochzeitlichen Kleides verworfenen Jünger, — gegenüber den Heiden bezogen. Gott berief zuerst die Juden auf die Hochzeit, jenes Volk, das er auserkoren, und dem er die messianische Prophezeiung gegeben, daß er aus Abrahams und Davids

Geschlechte hervorgehen sollte. Zu ihm sandte er seine Propheten und zuletzt seinen Sohn, mit der Einladung zur Hochzeit des Glaubens und genahten Himmelreiches, und zur Annahme der in der Erfüllung aller Vorbilder erfolgten Menschwerdung Gottes. Wenige aber glaubten; doch Gott zeigte sich nachsichtig, da das Mahl des Glaubens vor Christi Tod noch nicht vollkommen zubereitet war. Als sie aber nach Christi Tod, Auferstehung, Himmelfahrt und Geistessendung, auf die abermalige Einladung der Apostel zum „vollendeten" Mahle nicht kamen, ihre Wege gingen und sich mörderisch an ihnen vergriffen, da ließ sie Gott durch den römischen Titus züchtigen, vernichten und ihre Stadt verwüsten, — berief aber anstatt ihrer die Heiden. Sollen wir nicht erschrecken über der Juden Verwerfung, aber auch uns erfreuen über der Heiden Berufung, mit denen wir selbst das Christentum erhielten? Betreffs der allgemeinen Bedeutung des Gleichnisses sagen die Kirchenväter: „Durch dasselbe ermahnt der Sohn Gottes die Menschen, als seine Gäste und Seelenbräute, zu seinem Freudenmahle der Menschwerdung in sein Reich zu kommen, und auch darin zeitlich und ewig zu bleiben.

II. Zum Kommen in Christi Reich, oder zur Seligkeit, ist nötig die geistige oder Glaubensvereinigung mit Christo, und zwar in seinem, dem Hause Gottes. Christus mahnt darum zuvörderst die Ungläubigen zum Glauben; denn „ohne Glauben ist's unmöglich, Gott zu gefallen und selig zu werden." Und zum Glauben, zum Eintritt in die Kirche oder zur Taufe, beruft Gott durch seine Diener, und am Menschen ist's, diesem Rufe zu folgen. Dreierlei Ungläubige aber sind's, mit sich steigernder Verschuldung, die der Einladung, dem Rufe der Gottesdiener, nicht folgen. Die ersten wollten nicht kommen. Der König will, sie aber nicht. Ihr freier Wille ist schuld. Es sind die Glaubensgleichgültigen. Die zweiten gehen lieber zu ihren irdischen Tagewerken, zum Zeitlichen, Vergänglichen und Leiblichen. Es sind die Weltliebhaber. Die dritten greifen mit Wort und That des Königs Knechte an, höhnen und töten sie. Darob erzürnt der König, schickt seine Heere, läßt die Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Es sind die Christusfeinde. Kurz, die Heiden, Juden, Türken und Irrgläubigen, sind, sobald sie äußerlich und innerlich Ungläubige bezüglich des Christentums sind, auch unbedingt vom Christentume ausgeschlossen, und können auch nimmer die Freude der Seligkeit bei Gott im Christenreiche erhoffen. Sie gleichen denen, die vor einem Hochzeitshause stehen, die

Glücklichen darin beneiden und sehnsüchtig nach einem Brocken der Hochzeitsgenüsse verlangen. Es geht ihnen, wie dem reichen Prasser, der vom tiefen Höllenpfuhle aus hoch über sich den Lazarus im Schoße Abrahams erblickte. Gleichwohl kann's auch für viele unter diesen noch eine bedingungsweise Seligkeit geben, wenn und sobald sie treu und gewissenhaft der Wahrheit nachgeforscht und ihren Un- und Irrglauben nicht selbst verschuldet, nur die Stimme der Wahrheit durch die Macht anerzogener Vorurteile überhört, doch sonst gewissenhaft und guten Willens in ihrem Un- und Irrglauben gelebt, oder — wenn sie nur äußerlich Un- und Irrgläubige, innerlich aber Christgläubige gewesen.

Die Gewissensfrage drängt sich uns auf: „Zu welchen Gläubigen gehören wir? Sind wir bloß äußerlich Gläubige, innerlich aber Un- und Irrgläubige? Oder sind so manche sogar Glaubensapostaten, Renegaten, Un- und Irrglaubensapostel, und selbst feindselige Angreifer der Diener und Kirche Christi geworden? Wie haben wir als Mehrbegünstigte Gott mehr zu fürchten, als die Juden? Wollen wir also, daß die Menschenwelt, besonders die maßgebende, den Krieg mit Gott beende, auch von Krieg nach außen und innen verschont bleibe, und den wahren, nicht jenen, bis zu den Zähnen bewaffneten, das Volk aussaugenden und stets bedrohlichen Frieden genieße, — so müssen wir dahin streben, daß der Kampf gegen den Christenglauben und seine Moral aufhöre, und das Gottmenschliche Mahl des Glaubens, der Vernunft, Freiheit und Ordnung, wieder allgemeine Teilnahme finde!

Lassen wir uns auch nicht abziehen vom Freudenmahle Gottes durch die Gastmahle der Welt, die uns auf ihren Tischen ihre Ehren, Güter und Genüsse, vorsetzt; denn die Freudenmahle der Welt sind so kurz, daß, wenn sie kaum einen Gast ausgezogen, sie kaum Zeit findet, um einen Anderen wieder anzukleiden, — und sind überdies nur Schatten, Falschheit, Betrug und Täuschung, die ob maßlosen Genusses nur Verderben und Tod bringen. Unter allen Menschenfreunden ist und bleibt die Welt der gefährlichste, treuloseste und grausamste. Gleich der Natur und dem Hause des reichen Prassers ist die Welt wohl gegen Hunde, Pferde, Vögel und anderes Vieh, eine barmherzige und freigebigste Ernährerin, für den Menschen aber eine gehässige, giftige und tyrannische Stiefmutter, kurz, ein Gastwirt, der viel verspricht, aber wenig hält, und uns endlich nackt zum Hause hinauswirft.

III. „Dann sprach der König zu seinen Knechten: Das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, die sie fanden, Gute und Böse, — und die Hochzeit ward mit Gästen ganz besetzt. . . ." Unter diesen Gästen sind die rechtgläubigen Christen zu verstehen. Das irdische Hochzeitsmahl des Glaubens aber ist noch keine Gewähr für die stete Mitgliedschaft der Erdenkirche — und fürs himmlische Seligkeitsmahl; denn zum Bleiben in Gottes Reich als seine Gäste und Bräute, verlangt Christus auch das hochzeitliche Kleid und den bräutlichen Seelenschmuck der Christen.

Einmal kommt der „König", wenn man am wenigsten daran gedenkt, um seine Gäste zu besehen, und — so er Einen findet ohne hochzeitliches Gewand, so spricht er zu ihm: „Freund wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast?" Dies sagt uns, daß Gott als ewiger Richter alle unsere Mängel und Gebrechen nicht bloß sieht, sondern auch mit ewigem Widerwillen dagegen ist. Wie kann's auf Gottes Gewissensfrage an den hochzeitswidrigen Gast anders lauten, als: „Er aber verstummte!"? Furcht und Schrecken üben nämlich eine bewunderungswürdige Kraft und Herrschaft über die Menschenzunge aus, wie unbezähmbar sie auch sonst sein mag. Was Wunder, daß auch der arme Tropf kein Wort zu seiner Entschuldigung vorbringen konnte! Doch noch wunderlicher ist's, daß der Herr so streng mit ihm verfuhr, ihn seinen Dienern übergab, ihm Hände und Füße binden, und hinauswerfen ließ in die äußerste Finsternis. Warum so streng? weil er auf die Königsfrage verstummte und mit seinem Verstummen die Wahrheit verschwiegen; denn die Wahrheit verschweigen, wo man sie reden oder gestehen soll, ist so viel, als falsches Zeugnis geben. Mit Recht wird der hochzeitswidrige Gast hinausgewiesen.

Er hatte den Glauben und doch ward er hinausgestoßen, d. i. dem Könige genügte es nicht, daß sein Sohn als Bräutigam schön gekleidet war, er forderte auch vom Hochzeitsgaste, daß er das vom Sohne empfangene Hochzeitskleid trage. So ist's recht; denn Christus vergleicht seine Kirche einem Netze mit guten und faulen Fischen. Der Glaube führt nur ins Reich Gottes, giebt aber noch nicht das Recht zum Darinbleiben. Dazu bedarf es des hochzeitlichen Gewandes oder des schönen (inneren) Seelenkleides, das man sich aus

den in der Liebe gipfelnden Tugenden mit Hilfe der Gnade Gottes zu fertigen und anzulegen hat. Der Glaube zeigt uns den Willen Gottes, — vollbringen wir ihn aber nicht, so werden wir schwerer gestraft und tiefer verdammt, als die Ungläubigen, die Gottes Willen nie erkannten. Dies ist eine grundkatholische Lehre, die auch der unselige Glaubensstreit, vor mehr als dreihundert Jahren, mit der neu gelehrten „Alleinseligmachung des Glaubens", den man unter dem Hochzeitskleide verstehen wollte, nicht umzustoßen vermochte. Von jener Zeit war's Lehrsatz der andersgläubigen Christen: „Der Glaube allein mache selig! Der getaufte Christ könne sich durch kein Laster den Himmel verscherzen, so lange er noch den Glauben habe! Auf Grund des Glaubens schon würden dem Sünder Christi Gerechtigkeit, vollste Genugthuung und Verdienste, zugeeignet! Christi strahlendes Gewand verschöne auch unsere Lumpenkleidung; ja Gott schaue nicht auf unser, sondern auf seines Sohnes Gewand (während er doch heute auf das seiner Gäste sieht!). Es verdamme den Menschen nichts, als sein Unglaube! Das Evangelium fordere keine Werke zur Seligkeit, und es sei die erste und letzte, ärgste und schädlichste Ketzerei, daß gute Werke zur Seligkeit nötig seien!" —

Das ist eine Irrlehre und Meinung, mit der man sich den Himmel leicht, und das Leben bequem machen wollte, ohne zu bedenken, daß man dabei gewiß und sicher des Himmels verlustig gehen muß. Nach der Schrift macht uns der Glaube allerdings zu „Freunden" Gottes, da er die Ungläubigen nie seine Freunde nennt, — aber noch nicht zu seinen „rechten Freunden, daher auch Judas, wie der unwürdige Hochzeitsgast, mit „Freund" angeredet wird. Man kann Freund im Glauben, aber Feind im Werke sein. Alle Kirchenväter verstehen unter dem „Hochzeitskleide" die liebreichen, guten Werke. Wie sollte aus dieses Gastes Strafe nicht auf ähnliche Schuld zu schließen sein? daß er die Liebeswerke seiner Hände und Füße unterlassen, mehr Maul- als Thatheld gewesen, nicht gewirkt am Tage, sondern in der Nacht, und mit seiner Lieblosigkeit nur Thränen, Heulen und Zähneknirschen, erpreßt habe? Dauert endlich die himmlische Hochzeit ewig, so kann uns wohl der Glaube dort nicht kleiden, weil er uns nur bis zur Himmelspforte geleitet, aber nicht hinein-, sondern übergeht ins Schauen, während die Liebe nie aufhört. Ja, der Glaube allein macht nicht selig, sondern nur der Glaube mit Liebe. Haben nun auch die Andersglaubenden ihre irrige Lehre vom „alleinseligmachenden Glauben" abgeschwächt in

den Satz: „Wo der Glaube sei, folgen von selbst die guten Werke der Liebe mit Notwendigkeit, d. i. wo der Grund des Glaubens gelegt sei, dürfe man fürs Übrige nicht sorgen, und könne man nicht ohne gute Werke sein, so wenig das Feuer ohne Hitze, so sieht doch jedes ein, daß dies nur vom lebendigen Glauben gilt, nicht aber von toten; denn auch auf dem gelegten Fundamente können Oberbau und Wände nicht von selbst entstehen.

IV. Fragen wir nach dem, was unsere Seele zur bräutlichen Vereinigung mit ihrem göttlichen Bräutigame befähigt, so wird's wohl nicht geringe Ähnlichkeit haben mit dem, was diese Welt schon im allgemeinen von irdischen Bräuten erfordert.

Selbstbeherrschung ist der Gottesbraut nötig. Schon, um mit Menschen als Mensch in nahe Verbindung zu reten, bedarf's ihrer. Des Menschen vier Gemütsneigungen, wie Zorn, Begierde, Freude und Furcht, sind die vier Gemütsrosse an unserem geistigen Fuhrwerke, die, wenn wir sie im Zügel haben, uns sicher ans Ziel führen, und, — wenn nicht, unsere größten Feinde, sogenannte Hausfeinde, werden, mit unserem Herzen durchgehen und es in den Abgrund geschleudert.

Liebe, besonders Feindes- und gutthätige Menschenliebe, bedarf eine Gottesbraut. Es gilt ja schon als weltliche Heiratsregel: „Willst du passend dich verehelichen, so heirate deinesgleichen.“ Was für ein Menschenherz könnte Gott, seinem Sohne, angenehmer sein, als ein in Liebe und Güte ihm gleich ähnliches Herz, da Gott die Liebe ist, in seinem Sohne Mensch geworden, und mit ihm die Hilfe Gottes oder der barmherzige Samaritan, auf deutsch „der Wächter und Pfleger der Kranken“ vom Himmel gestiegen? Die christliche Liebe liebt, ohne Gleiches mit Gleichem, den Guten Gutes und den Bösen Böses zu vergelten, sondern mit der Absicht, für Gutes noch Besseres, und für Böses nur Gutes zu erweisen.

Züchtigkeit geziemt endlich der Gottesbraut, d. i. Keuschheit und das Freisein von aller verbotenen groben Fleischeslust, die sich als Selbstzweck betrachtet und die Absicht Gottes ausschließt, — und zwar in Hoffnung darauf, als Seelenbraut vom schönsten und besten Bräutigam viel Schöneres und Besseres zu empfangen. Sagt er's nicht deutlich im Worte: „Selig sind, die eines reines Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen?“ Ja, Gott, den Allerseligsten, auf der höchsten Seligkeitsstufe genießt nur eine der Keuschheit ergebene Seele. Wenden wir diese drei Mittel an, um den Sohn Gottes als Seelenbräutigam in Zeit und Ewigkeit zu besitzen!

V. Christus schließt das Gleichnis ebenso, wie das des Hausvaters der Weinbergsarbeiter: „Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt!“ Dies Wort ist unfehlbar, da es die ewige Wahrheit gesagt, — und erschreckend, ja mehr zu beweinen, als auszusprechen, da niemand weiß, ob er zu diesen Wenigen gehöre.

Fast unglaublich erscheint dies Wort, — gegenüber den Schriftaussprüchen: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen“ und: „Ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Geschlechtern und Stämmen stehen vor dem Throne Gottes.“ Und was ist wohl leichter, als den Himmel zu erlangen, wenn schon dazu hinreicht der Heller der Witwe, ein Trunk kalten Wassers, ein Kleidstückchen wie bei St. Martin, ein Stoßseufzer zu Gott wie bei David und dem Schächer, oder eine Bußthräne wie bei Magdalena und Petrus, ja selbst ein einziger Gottgefälliger Gedanke? Dennoch sollen, laut Christus, viele Nichterwählte und wenige Erkorene, wie „viele Bücher der Verdammten und nur ein Buch des Lebens, am jüngsten Tage sein, indem die Hölle mit weitem Rachen dem vorhereitenden Tode nachfolgt.“ Wenige, die „den Weg des Lebens finden,“ sollen sein, gleichsam wie eine Restsammlung und Stoppeln nach der Ernte.

Fragen wir nach der Ursache, warum so wenig Auserwählte, und so viel Berufene sind? Etwa darum, weil (wie Kalvin sagt) Gott von Ewigkeit her wenige zum ewigen Leben, viele aber zur ewigen Verdammnis erwählt? Mit nichten, das wäre Gottlästerliche Lüge. Gott erwählt niemanden zum Leben ohne vorhergesehene Güte, und niemanden zur Verdammnis ohne vorausgesehene Verdorbenheit. Frei ist der Mensch fürs Gute und Böse. Oder sind deshalb so wenig Auserwählte, weil vielleicht Gott nicht vielen die Gnade mitteilt in diesem Leben, absolut „nicht will“ das Seligwerden vieler, nur wenige zur Buße berufen will, so daß die übrigen in ihren Sünden sterben? — Keineswegs; denn „So wahr ich lebe, spricht der Herr, ich will nicht den Tod des Gottlosen, sondern, daß er sich bekehre und lebe.“

Nein; die Antwort auf die Frage: „Warum so wenige selig werden?“, lautet nach dem Evangelium: „Sie wollten nicht kommen,“ — sie gingen lieber ihre Wege, der Eine auf seinen Hof, der Andere zu seinem Vieh und der Dritte zu seinem Handel, als zu Gottes Tisch, — sie wollen nicht glauben dem Evangelium, nicht Buße thun, nicht selig werden, nicht sich sammeln lassen von Christus an seinem

Tisch. Fürwahr, Geliebte! Wenn Christus jetzt käme und uns sagte, wie einst beim letzten Abendmahle: „Einer unter euch wird mich verraten," so heute: „Eins von euch wird verdammt werden!", wie der besagte Hochzeitsgast, — wie würde nicht Einer nach dem Anderen, gleich den Jüngern denken und fragen: „Vielleicht bin ich's?" Nun aber Christus klar und deutlich gesagt: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt!" —, warum fragen wir nicht auch sorgfältig nach: „Wer und was wir für Menschen sind, und ob wir zu den Verdammten oder Auserwählten gehören werden?" O daß auf solches Wort alle Sünder einmal aufwachten! Bei jedem von uns steht's, ob wir zu den Teilnehmern, oder zu den Ausgeschlossenen von der Hochzeit des Lammes gehören. An uns, liegt's einzig und allein, nach Ablegung des alten Kleides der sündigen Gewohnheit, angethan mit dem Hochzeitsgewande der göttlichen Liebe, vor Gott, der die Liebe ist, zu erscheinen.

VI. Sonderbar! Das Gleichnis im zweiten Teile ist eine Kleidermusterung. Das Gastmahl wird zum Gerichtssaale. Die Hochzeitslader werden zu Schergen am nicht hochzeitlich gekleideten Gaste. Der ohne großes Bitten Erschienene wird gemaßregelt und an Händen und Füßen gebunden u. s. w., während von den Nichtgekommenen und einfach Wegbleibenden, die es doch eher verdient, nichts erwähnt wird. Gewiß ist's (nach altem Spruch) schimpflicher, wenn ein Gast hinausgeworfen, als wenn er gar nicht erst zugelassen wird. „Es wäre ihm besser gewesen, er wäre auf eine Bauern=, als auf eine Königshochzeit gegangen." Was aber und wie hat dieser arme Tropf und Schlucker so üble Behandlung verschuldet, und womit den königlichen Vater in Harnisch gebracht? Hat er vielleicht die Braut getadelt, gegen den Bräutigam geredet, über das Gastmahl gemurrt, es verachtet, oder Händel angefangen, sich ungebührlich aufgeführt, und sich toll und voll, wie ein Narr, geberdet? Nichts von alledem war vorgekommen, sondern laut Frage des Königs: „Freund! wie bist du . . .?" war das unhochzeitliche Kleid die Ursache seiner Einkerkerung. Wenn aber das Kleid seine ganze Schuld war, so hat er vielleicht jenes, ihm vermutlich bei der Einladung gegebene Kleid für sein Hochzeitserscheinen anzulegen vergessen, oder aus Bequemlichkeit unterlassen, oder es war ihm nicht recht gewesen? — „Auch dieses nicht," antwortet Hilarius, „sondern er ward von der Hochzeit hinausgeworfen, weil er derselben eine Schmach zugefügt." Allein, wie konnte er mit seinem Kleide beleidigen und so strafwürdig erscheinen, und wäre es selbst ärmlich und geflickt, oder schmutzig gewesen, da ihn dort die

Armut, und letztenfalls der große Eifer und Zeitmangel entschuldigen konnte? — Nicht darin lag also die angethane Unbill. Wohl aber war's solche, daß er nicht in einem ehrbaren und ansehnlichen, sondern in einem leichtfertigen, narrenhaften, lächerlichen oder äffischen Allerwelts-Modenkleid, kurz, wie ein Narr, unter den Gescheiten erschienen. Wer anders ist unter diesem unhochzeitlich gekleideten, und an Händen und Füßen gebundenen Gaste zu verstehen, als der Sünder.

„**Ob man auch der Kleider wegen könne verdammt werden?**" Und die Antwort auf diese Frage lautet: „**Ja!**"; denn viele Beweise giebt's dafür.

Der reiche Prasser ward verdammt und in die Hölle begraben, nicht wegen Unzucht, Witwenbedrückung, ungerechten Richtens oder wegen den Nächsten über die Hälfte schädigenden Kontrakten, sondern weil er als Reicher und Großer sich und seine Wagen in Purpur und köstliche Linnen kleidete, oder mit Gewanden von Sammet und Seide, die er mit dem Blute und Schweiße der Unterthanen und Armen gefärbt, d. i. wegen seiner stattlichen Kleidung fuhr er zum Teufel. „Sei nicht stolz auf deine Kleidung, und erhebe dich nicht am Tage, wenn du geehrt wirst," mahnet drum der Weise (eccli. 11, 4). Will er etwa, daß wir gleich den Stammeltern Gewande von Tierhäuten und Feigenblättern tragen? Nein, laut seines Willens soll uns die Hülle der Kleider nur sein eine stete Mahnung zur Erinnerung, wie großer Güter wir im Verlust des Unschuldskleides beraubt worden, und daß die Kleider eines Menschen wie ein Aushängeschild und Verkaufsanzeiger sind, und aus den Kleidern des Menschen Beschaffenheit zu erkennen ist.

Wie kam's, daß der Richter Judas, Jakobs Sohn, seine am Scheidewege sitzende Schwiegertochter Thamar nicht erkannte, und für eine feile, prostituierte Dirne ansah? Nur daher, daß sie ihren Witwenschleier abgelegt und ihre Kleidung verändert, d. i. mit frechen und leichtfertigen Kleidern vertauscht hatte; denn leichtfertig gekleidet und ehrlich sein, wie eine Allerwelts-Modistin aufzuziehen und züchtig-keusch sein, — wer vermöchte dies wohl zu glauben? „Die Töchter Belials, die Töchter Babylons, kleiden sich in Purpur und Byssus, d. i. feine Linnen, und daher liegt entblößt ihr Gewissen." „Erscheinst du aber daheim in einem dem Manne wiederlichen Aufzuge und nur geputzt auf der Gasse, so thust du dies nicht dem eigenen, sondern einem anderen und fremden Manne zu Gefallen, und du deutest an, daß du mit deinem Ehemanne nicht zufrieden bist, oder daß du

keinen hast und einen vermittelst des Putzes suchst". „Wenn die Jungfrauen sich sorgfältiger ausschmücken wollen, so hören sie auf, Jungfrauen zu sein, und werden Witwen, schon ohne vorangegangene Ehe!"

Warum sollte nicht auch den Männern gelten: Du bist mir nicht Freund, sondern Feind wegen deiner mir widerwärtigen Kleidung!? Allgemeine Klage ist's, daß die „neuen" Deutschen den Glauben, die Sprache und die Tracht ihrer Nation, oder der „alten" Deutschen, schon längst drauf= und drangegeben. Die Treue in der Losung: „Ein Wort, ein Mann!", auf welches Wort, wenn's ein „alter" Deutscher gesagt und dabei seinen langen Bart in die Hand genommen, man, wer weiß, was alles, ihm geglaubt und vertraut. Die Sprache in Anbetracht der Unmasse von fremdsprachlichen, dem Deutschen derart beigemengten Worten, daß ein von den Toten auferstandener Altdeutscher die heutige Sprache und Schrift nicht verstehen, noch wissen würde, ob sie gehauen oder gestochen, und ob man damit Salz oder Schmalz wolle! Und von der Tracht haben sie aufzuweisen so viele Zuthaten von allen anderen Nationen, daß, wenn ein Altdeutscher sie heute schaute, er sie höchstens für eine Maskerade aus Lappland halten würde! Gleiches aber ist auch von so vielen Gentlemen heutzutage zu sagen, d. i. daß ihr Kleid seine Purpurfarbe nur vom Blute der Armen habe, oder daß sie den Fluch angezogen, wie ein Kleid, dann nämlich, wenn sie der Tuchfabrikant, der Kaufmann und Schneider vermaledeit, weil sie noch nicht bezahlt sind und auch nicht bezahlt werden, während jene dennoch meinen, ein hochzeitliches Kleid anzuhaben!

Fürwahr, wenn solche mit derartigem Kleide am jüngsten Tage hoffen, zur Hochzeit der Glorie einzugehen, so wäre das vergebliches Hoffen. Da könnte es nur heißen: „Das ist kein Hochzeitskleid für den Himmel, sondern nur eines für die Hölle," und: „Werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen ist."

VII. „Als dies der König hörte, ward er zornig." „So zürnet denn auch Gott, und darum ist's auch uns gestattet, ja geboten, zu zürnen." Können wir solche Schlußrede billigen? In jeder Beziehung, nur mit dem Bemerk, daß Gott selbst frei ist von dem Zorne und jedem Gemütsaffekt, und diese nur vom Menschgewordenen Gotte gelten können. Soll aber der Zorn ein guter sein, wann hat er sich zu zeigen? Der Regel nach nur bei allen fremden, Anderen und besonders Gott zugefügten Unbilden, so daß es Gottlosigkeit wäre, da nicht zu

zürnen; nicht aber ist er zu zeigen bei den eigenen, von uns selbst erlittenen Unbilden, es sei denn ausnahmsweise, wenn unsere wirklich angegriffenen Lebensgüter im Moment nicht anders zu schützen wären. Wie ist zu zürnen? Mit großer Mäßigung wegen der irrtümlichen oder fehlerhaften Sache, nicht aber wegen der Person, und aus dem alleinigen Liebesantriebe, um zu bessern.

Gewiß sind Geduld und Sanftmut göttliche Tugenden, und wer sich in ihnen übt, kommt dem eingefleischten Gott, dem Geduldigsten und Sanftmütigsten, nahe. Aber nicht minder naht sich auch jener seinem Gott, der sich aus gerechten Ursachen erzürnt und ereifert; denn der Herr ist ein gewaltiger Eiferer.

---

# Am zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

**Evangelium.** Es lebte ein Königlicher, dessen Sohn zu Kapharnaum krank lag (Joh. 4, 46—53).

Kapharnaum war gelegen in einem Thale, welches das „fette" Thal oder der schönste Meierhof verdolmetscht wird. Es war zwei Meilen oder vier Stunden von Kana entfernt, und beide Städte hatten miteinander nur eine Verbindung zu Fuß, da wegen der steilen und bergigen Gegend Palästinas die Wege zum Fahren ungeeignet sind. Der Herr befand sich nach seinem Aufenthalte in Judäa gerade auf der Reise nach Galiläa, und war durch die Provinz Samaria und ihre Stadt Sichar gereist, wo er zwei Tage, nach seinem Zwiegespräche mit der Samariterin am Jakobsbrunnen, auf vielfache Bitten der Bürger geblieben und viele Samariter durch seine Lehrpredigt, auch ohne Wunder, bekehrt hatte. Zwei Tage darauf war er zu Kana bei seinen Landesgenossen eingetroffen, und dort suchte ihn sofort der Königliche aus Kapharnaum auf, als er dessen Ankunft erfahren, und bat ihn, nach Kapharnaum hinabzukommen und seinen am Fieber todkrank darniederliegenden Sohn durch seine Handauflegung zu heilen.

I. Wer war der Königliche nach Stand und Würde? Laut Evangelium haben wir ihn für einen Fürstensohn oder Prinzen und zwar von jüdischer Nation und Religion anzusehen. Wohl lehrt auch ihn, den Vornehmen, die Not das Beten und Bitten. Aber seiner Bitte ist's anzusehen, wie schwer es ihm wird, und er auch dabei den Stolz nicht überwinden und unterdrücken kann, noch die Hofbräuche großer Herren zu vergessen vermag. Er betet den Herrn nicht an, sondern bittet ihn nur, und zwar mit besonderem Stolze und hoffärtiger Pracht, wie gewöhnlich die Hofschranzen zu reden

pflegen, ob der Meinung, man sei ihnen alles zu thun schuldig: „Herr, komm' hinab, ehe mein Sohn stirbt!", d. i. den zwei Meilen langen Weg. Das war eine „stolze" Bitte. Ebenso redete jener Hofmann des Königs Ochozias den Propheten Elias an: „Mann Gottes! Der König hat geboten, daß du herabsteigest". Und so redete auch von Elisäus zornig jener Höfling, Naaman: „Ich meinte, daß er herausginge zu mir und dastände und den Namen des Herrn, seines Gottes, anriefe, und mit seiner Hand die Stätte des Aussatzes berührte und mich heilte". Christus wollte sich anfänglich nicht erbitten lassen, und statt der Zusage verwies er dem Königlichen seinen Unglauben, weil auch er gleich den anderen Juden, besonders Galiläas, ohne augenscheinliches Zeichen an Christum nicht glauben wollte, während doch die Samariter kurz vorher schon allein auf das Zeugnis eines Weibes an ihn geglaubt hatten. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht." O wie viele Christen verdienen gleichfalls den Verweis! Wie vielfach mahnt uns Gott durch die Schrift, die Prediger, Beichtväter und inneren Einsprechungen, und durch zeitliche Strafen und Übel? Allein weil man's noch nicht an sich selbst und seinem eigenen Leibe sieht und mit Händen greift, darum glaubt man nicht und sündigt ohne Scheu weiter, als ob kein Gott im Himmel und kein Teufel in der Hölle wäre. Hätte der Königliche auf die abschlägige Antwort des Herrn, gleich so vielen Christen, aufgehört zu bitten, so würde Christus seinen Sohn gewiß nicht geheilt haben. So aber ließ er sich nicht abschrecken, und bat Christum sogleich noch einmal, und viel inbrünstiger und eifriger, denn zuvor: „Herr, komme hinab, ehe mein Sohn stirbt!", — und damit zeigte er seinen rechten Christusglauben mit der Hoffnung, daß nur er seinem Kinde helfen könne, sofern er nur hinabkomme. Daraus ziehen die Väter die Lehre, daß man, gleich dem Königlichen, Gott auch zweimal zu jedem Sterbenden berufen soll, das erste Mal in der Kommunion mit seiner persönlichen Brotesgegenwart, und das zweite Mal in seiner allmächtigen und heiligmachenden Gnade des stärkenden und an Leib und Seele heilenden Öles, durch welche Christus auch das Kind des Königlichen gesund gemacht, ohne persönlich zu ihm gekommen zu sein.

Der Herr erfüllte endlich die Glaubensbitte des Königlichen, wenn auch nicht in der verlangten Weise. Er ging nämlich nicht mit ihm hinab, gab aber zur selben Stunde seinem kranken Sohne auch abwesend vermöge seiner unendlichen Allmacht die Gesundheit,

und versicherte davon den Vater mit dem Worte: „Gehe hin, dein Sohn lebt!“, gleich als wollte er sagen: „Dir geschehe, wie du geglaubt hast! Dein Sohn lebt frisch und gesund, und zwar aus meiner Kraft, da die Natur bei ihm schon abgenommen, so daß er bereits zu sterben begann und bei zunehmender Schwachheit auch gestorben wäre, wenn ich nicht zurückgehalten hätte, was tötet!“ O, wer schildert die Freude des Vaters beim Vernehmen der Worte, daß sein Sohn lebe? „Glaubte er ja sofort diesem Worte,“ gleich als wäre die Heilung schon geschehen, und „ging“ eilends davon mit der sicheren Überzeugung, seinen Sohn daheim frisch und gesund anzutreffen, ganz beruhigt, wenn auch noch zwischen Furcht und Hoffnung. Hätte der Königliche dem Worte Christi nicht geglaubt, so wäre auch sein Sohn nicht genesen, noch er selbst mit ihm zum Heile gekommen. Und hätte er andererseits wohl dem Worte geglaubt, wäre aber nicht sogleich gemäß erhaltenem Befehle „hingegangen“, so hätte ihm auch der Glaube nichts genützt und wäre ihm auch diese Glaubensgnade entzogen worden.

Außer dem Stolze hatte das Nichthinabgehen des Herrn seinen Grund auch im reichen Stande des Bittstellers, dieser Quelle seines Stolzes, wie dies ein Vergleich mit dem für seinen kranken Knecht bittenden Hauptmanne besagt, in dessen Haus er ungebeten und trotz seines Widerstrebens zu des Knechtes Heilung gegangen, während er hier, selbst gebeten und zweimal gebeten, zu des Sohnes Heilung nicht gegangen. Gewiß wollte uns Christus auch damit lehren: daß Gottes Urteile mit denen der Menschen nicht übereinstimmen; daß, während die Menschen allein die Reichen ehren, Gott vor allen die Armen lobt, und auch Christus jederzeit viel lieber mit den Armen, als mit den Reichen, zu thun haben wollte; daß ferner zeitliche Güter, wie Reichthum, hoher Stand u. s. w., die auch den bösen Menschen zufallen, und dem Glücke und Unglücke unterworfen sind, den Menschen noch keineswegs des wahren Lobes und der Ehre würdig machen, so er mit Sünden, Schmach und Schande, besudelt ist, und daß solche wahre Ehre nur Tugend, Heiligkeit und Gottseligkeit, verleihen.

Schon auf dem Rückwege erfuhr der Königliche die Wahrheit des Wortes Christi von seinen Dienern. Es waren das treue und eifrige Diener, die sich den Weg, ihrem Herrn entgegenzulaufen, nicht zu schwer fallen ließen, um ihm Freude und Trost zu bereiten und zu überbringen. Wie viele Andere würden sich wohl diese Mühe nicht gemacht, sondern gedacht haben, sich diesen Weg zu ersparen und zu warten, bis ihr Herr selbst nach Hause komme! Wie zahlreich

sind faule Knechte und Mägde, die ihrer Herrschaft nicht das Geringste zu Gefallen, und nicht einen Schritt und Tritt über ihre Schuldigkeit hinaus thun wollen, und was noch viel schlimmer, auch nicht einmal ihrem Gott zu Liebe etwas mehr des Guten freiwillig thun wollen, als wozu sie sich nicht unter einer Todsünde genötigt sehen, und zwar als Christen z. B., bezüglich des Gottesdienstes und der sittlich=guten Werke, die nicht geboten sind! Was aber hat denn der Christ vor Heiden und Juden, ja selbst vor dem Zugtiere, ohne freiwillige und gute Diensteswerke, in voraus, und was für besonderen Lohn kann er beanspruchen, außer dem Vertragsmäßigen in Erhaltung seines Lebens?

Nachdem der königliche Fürst von seinen Dienern die gewünschte Nachricht vernommen, „fragte er sie um die Stunde, zu welcher es mit dem Sohne besser geworden,“ Willens nämlich, recht auf den Grund der Sache zu kommen, und daraus die von Christo ihm erwiesene Gutthat desto vollkommener zu erkennen und zu schätzen. O wollte Gott, wir Christen beobachteten so genau alle Umstände, die sich bei uns fast alle Augenblicke ereignen, so würden wir sehen und erkennen, „wie wunderbar und gütig Gott mit uns handelt, und von wie vielen Gefahren und Schäden er uns fast jeden Augenblick befreit, die eben zu dieser oder jener „Stunde“ Anderen widerfahren und uns, wie jene, hätten treffen können, sofern uns Gott nicht hätte beschützen wollen!“ „Und sie sprachen zu ihm: Gestern, um die siebente Stunde, verließ ihn das Fiber.“ Und demzufolge muß auch der Jüngling sofort vollkommen gesund vom Bette aufgestanden sein. Und aus diesem Berichte der Diener „erkannte“ sogleich der Vater, „daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt!“

„Und er glaubte mit seinem ganzen Hause!“, d. i. er mit seinem Hause glaubte an Christum, nunmehr auch an ihn, als den wahren Messias und allmächtigen Gott, der auch die Todten zu erwecken, und tödlich Erkrankte augenblicklich gesund zu machen vermag. Dies hat ein einziges Wunder bewirkt. Und wie viele tausend Wunder haben wir zur Bekräftigung unseres Glaubens? Wie viele Kranke werden unverhofft gesund, wie viele Menschen werden wundersam beim Leben erhalten, und wie viele aus höchster Todesgefahr errettet? Ja ein Wunder über alle Wunder ist's, daß Gott so viele Sünder und Bösewichte unter uns leben läßt und nicht augenblicklich nach seiner Macht und Gerechtigkeit bestraft, auch uns alle so gnädig verschont

und so reichlich in allem segnet, obschon wir's nicht verdienen! Wie sollte sich dieser Bekehrte nicht am jüngsten Gerichtstage erheben, gleich den Niniviten, nicht bloß gegen die Juden, sondern auch gegen so viele Christen, denen es oft so schwer fällt, trotz Taufe, christlicher Erziehung und Selbstrühmung, an Christus zu glauben, oder deren Glaube nur ein „tierischer" zufolge Zeugnis der Sinne, oder ein „menschlicher" ob der Gründe der Weltweisen, oder bloß ein „toter" ohne den Geist der Liebe, zu nennen ist? Nein, „göttlichen", d. i. auf die Erkenntnis gegründeten Glauben, daß Christus wahrer Gott sei, müssen wir haben, da nur solcher selig machen kann!

II. Der Sohn des Königlichen lag krank „am Fieber und war daran, zu sterben". Je nach den verschiedenen Ländern und Himmelszonen giebt's auch ihnen eigentümliche Hauptkrankheiten. Im Judenlande ist heimisch der Aussatz und Wassersucht, in Deutschland Podagra, in Frankreich Kolik, in Holland die Blindheit, in Kärnthen und Tirol Kropf und dicker Hals, in der Schweiz das Heimweh u. s. w. Die allgemeinste Krankheit aber, die aller Orten und bei allen Völkern gefunden wird, ist das Fieber in seinen verschiedenen Abarten. Es beginnt mit dem Gefühle des Schauers und ungewöhnlicher Kälte, geht über und endigt mit maßloser Hitze, welche die innere Lebenskraft bis zum Tode verzehrt. Es giebt kalte, hitzige, Gallen-, Magen-, Zehr-, Freß-, Wundfieber u. dgl. m., tägliche, drei- und viertägige, wandernde, stetige und hektische, d. i. das Lebensmark angreifende Fieber. Jedes Fieber ist, wie die Ärzte sagen, leicht zu kurieren, wenn „seinen Anfängen widerstanden wird". „Wegen eines viertägigen Fiebers werden die Glocken nicht geläutet," sagt ein Sprichwort. Es ist aber schwer heilbar und lebensgefährlich, „wenn die Hilfe zu spät bereitet wird," wie beim Sohne des Königlichen, der bereits in die letzten Züge griff. Die gefährlichsten Fieber sind die sogenannten Pestilenzfieber. Christus, der Herr, hat zwei Personen vom Fieber geheilt, eine alte und eine junge, nämlich die Schwiegermutter des Petrus, und den Sohn des Königlichen. Bei beiden waren es tödliche Fieber.

Viel gefährlicher jedoch sind die Seelenfieber. Unter dem „Königlichen" ist dann zu verstehen der Mensch, unter seinem „Sohne" die Menschenseele. Das Geizesfieber seiner Seele hat jedenfalls Gott mit dem Fieber seines Sohnes an ihm und seinem Hause gestraft. Am hitzigen Fieber der verbotenen Liebe litt z. B. Ammon, Davids Sohn, sogar bis zur Bettlägerigkeit. In solchem Fieber notzüchtigte

er blutschänderisch seine Schwester Thamar, bis es ihm Bruder Absalon mit eingegebenem Todesschlaftrunk vertrieben. Das allergefährlichste ist aber das bestialische Fieber des Zornes, das beim Menschen darin besteht, wie ein wildes und grausames Tier zu hausen. Dergleichen fiebernde Löwen waren z. B. der türkische Kaiser Mahomed II., der einem Menschen, welcher in Gesellschaft eines anderen ihm eine Citrone entwendet und gegessen, auf sein Leugnen zur Überführung den Bauch aufschneiden ließ, und ferner Saul. Noch gefährlicher ist das doppelte viertägige, d. i. das aus der Liebe in Zorn verwandelte Fieber, und am allergefährlichsten bei den Frauen, zumal bei umgewandelter oder verschmähter Liebe. Das beweist jene spartanische Mutter, die ihren aus der Schlacht nach Hause geflüchteten Sohn mit einem Ziegelstein erschlug; und Putiphars Weib, die den von ihr fliehenden Joseph ebensosehr haßte und verfolgte, als sie ihn vordem geliebt.

Wie, wodurch und wann aber wird man geheilt und erledigt von dem Seelenfieber seiner Sünden? Um die siebente Stunde, anzudeuten, daß man die Hilfe nicht aufzuschieben, sondern rasch anzuwenden habe. Um die „Sieben"-Zahl verläßt auch uns das Fieber; denn diese Zahl bedeutet die sieben Gaben des heiligen Geistes nebst seiner heiligmachenden Gnade, da er selbst die Verzeihung aller Sünden ist. Solche Fieber muß man nicht allein vertreiben mit der wahren Reue, sondern auch mit der Buße der siebenten Zahl, mit den sieben Bitten des Vaterunsers, den sieben Bußpsalmen, den sieben Werken der Barmherzigkeit, den sieben Disciplinen zu Ehren der sieben Blutvergießungen Christi, mit sieben Fasttagen, mit sieben Kirchenbesuchen und mit sieben Wallfahrten. Ja, als Fiebernde bedienen wir uns, als „der siebenten Stunde", auch der sieben Schmerzen der seligsten Jungfrau und Mutter Gottes Maria, indem wir sie bei ihren sieben Schmerzen bitten, „sie wolle uns bei ihrem gebenedeiten Sohne eine Fürsprecherin sein, und zwar um dessentwillen, weil sie ist ein Heil der Kranken!"

Wie sehr grassiert bei der heutigen Menschheit, besonders der Jugend, das Seelenfieber! Da herrscht das gelbe oder Goldfieber, ferner das hitzige Geschlechts- oder Wollustfieber und auch das bleichsüchtige Amts-, Ehren- und Gesetzesfieber in dem servilen Strebertume. Möchten sich am königlichen Prinzen spiegeln alle hoffärtigen Weltpuppen, die nicht zufrieden sind mit dem Antlitze und dessen Farbe, die ihnen Gott, der Allmächtige, gegeben, sondern es mit ihrem Kleisterwerke und mit künstlicher Farbe verschönen wollen! Ein einziges Fieber kann aller Schönheit berauben. Möchte ferner die Jugend bedenken,

daß alle Unenthaltsamkeit in allen, ihrem Alter und Stande widrigen, und drum ihnen verbotenen Dingen, kurz, die sündlichen Seelenfieber, auch allezeit die leiblichen nach sich ziehen! Möge darum die Beobachtung jener Merkmale des wahren Todes von Leib und Seele stets zu Christo hinführen mit der Bitte um seine Hilfe und Rettung! Vorboten und unfehlbare Todeszeichen aber sind besonders diese vier: Das Nachlassen oder Aufhören des Pulses oder der Furcht Gottes in geistiger Beziehung; das Erkalten der Ohren, in geistiger Beziehung für das Wort Gottes; das Flockenlesen, das geistig die Begierde nach den irdischen Nichtigkeiten bedeutet; und die Vergeßlichkeit, in sittlicher Hinsicht das Vergessen auf die Wohlthaten Gottes. Bei solchen Anzeichen ist's die höchste Zeit, zu bitten: „Herr, komme hinab, ehedenn mein Leib, meine Seele, stirbt!"

III. Das Evangelium giebt uns folgende sechs Lehren:

1) Die erste lautet: Krankheit und Tod sind die Zuchtmeister der Menschheit, — durch die sie fromm gemacht wird. Die Gaben Gottes und der Natur sind vortrefflich und schätzbar. Nach der Ansicht der meisten und fast der ganzen Welt gilt jedoch die leibliche Gesundheit als die vortrefflichste und schätzbarste aller Gaben Gottes und der Natur. „Besser ist ein armer Gesunder, als ein kranker Reicher". „Nichts nützt mir das Geld, wenn die Gesundheit fehlt". Und kann alles geschätzt werden, nur die leibliche Gesundheit ausgenommen, so giebt davon der römische Kaiser Albert einen Beweis, indem er in schwerer Krankheit Gott gelobt, „in eine Kirche so viel des Silbers zu schenken, als er selbst schwer wäre," — und als ihm bedeutet worden, „daß sein Gewicht sich wohl hoch belaufen dürfte," entgegnete er: „Geringer ist, was ich der Gesundheit schulde!" Trotz alledem behaupten wir nach christlicher Auffassung, daß die Krankheit, besonders die Gottgesandte, unter Umständen für die Seelenwohlfahrt viel ersprießlicher sei, als die Leibesgesundheit.

Unstreitig ist groß die Armseligkeit eines Kranken. Gleicht er nicht einem wurmstichigen Baume, der weder sich, noch Anderen nützt? Dennoch und trotz alledem sagen wir: Wer sich nur die Krankheit zu nutze zu machen weiß, der ist auch ein glücklicher Mensch, und wäre er selbst so krank, wie Job, oder ein Krüppel, wie jener achtunddreißig Jahre an der Gicht Leidende! Und — „nicht allezeit ist es nützlich, wenn auch erlaubt, Gott um Krankheitsbefreiung zu bitten, weil eben sehr viele Krankheiten von Gott zu unserem Heile verordnet sind. Gott bitten um Gesundheit dürfen wir eben nur mit

Rücksicht auf unser Seelenheil, also mit Gottanheimstellung. Die Krankheit hilft zur Beobachtung der Gebote Gottes, und zieht ab von den falschen Götzen. So lernte z. B. der aussätzige Kaiser Konstantin den wahren dreipersönlichen Gott bekennen, — der an den Augen ob blinder Liebe triefend gewordene Alchidas das Schändliche solcher Leidenschaft erkennen und meiden. Die Krankheit bewahrt den Menschen vor Unmäßigkeit, vor den bösen Thaten und Wegen, aber auch vor bösem Gedanken und Worte. „Die Besten sind wir, so wir krank sind. Wen fechtet da die Wollust an? Nicht dient man da den Liebeleien; nicht begehrt man Ehren. Reichtum wird vernachlässigt; Gottes Dasein wird bekannt. Man erinnert sich, daß man Mensch ist; man beneidet niemanden. Niemand wird verachtet. So als Gesunde möchten wir uns verhalten, wie wir als Kranke verheißen, zu sein!" Die Krankheit macht wachsam, wenn der Schlaf Tag und Nacht von den Augen flieht, wie bei Jakob, so daß des Herrn Mahnung, „zu wachen für seine Ankunft", — sich bewahrheitet. Die Krankheit ist für den Leidenden ein göttliches Zeichen seiner Auserwählung zur Seligkeit, wenn er, gleich der im Winter, wie Sommer grünenden Ceder, seine Geduld bewährt. „Sie ist ein einladender Ruf Gottes zu ihm in den Himmel, „sich reisefertig zu machen," — wie es der Kranke selbst in seinen Bewegungen und Fragen nach der Zeit andeutet. Darum rief auch St. Bertrand, nach vieljährigem Kränkeln endlich bettlägerig geworden: „Genug habe ich gehört deine Stimme, o Herr! Siehe, ich komme schon! Bald werde ich da sein!" Ja, Krankheit, ob zum Leben oder Tod, ist Gnade Gottes, da sie heilig, selig, göttlich und glorreich, macht. Darum laßt uns Gott loben, nicht bloß bei guter Gesundheit, sondern auch in der Krankheit, mit dem Bekenntnis, „daß er uns dadurch Erbarmen und Gnade erweise," indem wir sie geduldig von ihm annehmen und standhaft ertragen, damit wir Heil und Seligkeit um so verdienstlicher und sicherer erreichen. Und da der Mensch an sich zur christlichen Geduld zu schwach ist, so laßt uns niemals auf die stärkenden Gnadenmittel Christi und seiner Kirche vergessen.

2. Die Krankheiten der Kinder, besonders die tödlichen, sind mächtige Sittenprediger, — lehrt ferner das Evangelium. Wohl erfüllen sie, mit ihren heillosen und gefährlichen Fieberzuständen und in ihrer unerklärlichen Erscheinung, selbst die weisesten Menschen mit wahrem Entsetzen, sowie die Eltern mit so schwerem und großem Herzeleid, daß sie selbst für ihre Kinder oft sterben möchten, zumal wenn

sie sehen, wie lange und schmerzlich sie oft leiden müssen, trotzdem sie noch so jung und unschuldig, und vielleicht noch keine persönliche Sünde begangen haben. Eltern können ihre Kinder nicht oft genug dem Herrn über Leben und Tod anempfehlen, — und sollen nicht etwa Gottvermessene Pläne und Entwürfe ihrer noch ferne liegenden Zukunft auf weit hinaus machen. Man soll ferner mit der Leibes- und Geisteshilfe für das Leben seiner Angehörigen schon frühzeitige Vorkehrungen treffen, und nicht erst bis da warten, wo sie im Sterben und in den letzten Zügen liegen. Kinder müssen ferner nicht selten für die Sünden ihrer Eltern leiden. Daher sollen denn auch die Eltern mit ihren Kindern leiden für das, was sie sich an ihren eigenen Eltern versündigten, — und um so mehr zu Gott ihre Zuflucht nehmen, in sich gehen und sich von ihren Sünden bessern, um so durch Anderer Schaden wieder gewitzigt zu werden. Endlich leiden die todkranken Kinder, wenn sie unschuldig sind, gestärkt in der Gnade Gottes, und wenn sie schuldig, bieten sie dar ein warnendes Beispiel für die so oft leichtsinnige Jugend, damit diese wohl bedenke die aus dem Seelenübel hervorgehenden Leibesübel, sich ob ihrer Kraft und Schönheit nicht überhebe, sich frühzeitigst des Guten befleiße, und dies nie verschiebe wegen der Ungewißheit, ob Gott ihr auch ein langes Leben gewähre.

3. Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, und der Kinder Dank, — lehrt gleichfalls das Evangelium. Die Fürsorge für der Kinder Wohl bewegt die Eltern, unter den größten Mühen und Opfern Hilfe zu suchen, um deren Leibes- und Seelenleben für Zeit und Ewigkeit zu retten. Mit welchem schönen und lichtvollen Beispiel wird dies dargethan in der weiten und anstrengenden Reise des Vaters, wie in seiner Verdemütigung als Jude und oberster Provinzialbeamter! Und solche Elternliebe, wie sie alle Kinder mehr oder weniger genießen, könnten diese jemals vergessen, unerwidert lassen, oder gar, was Tieren unmöglich ist, mit schwarzem Undank vergelten? O, Undank der Kinder gegen ihre Eltern, und der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten, ist die Quelle ihrer meisten Übel! Wenn so manche trotz aller Mühe keinen Segen haben, in allerlei Krankheit, Jammer und Elend stecken, oder von ihren eigenen Kindern den schwärzesten Undank erfahren, so daß die Tochter ihrer Mutter, statt sie mit der eigenen Milch zu ernähren, sogar den kalten Trunk Wassers nicht vergönnt, und der Sohn seiner Mutter, statt für sie zu sterben, selbst das Leben nimmt, und seinen blinden Vater, statt ihn zu führen, aus dem Hause hinaus — und in die Grube hineinstößt, — woher kommt so vieler Menschen Unglück in

den trüben, an Kindern und Untergebenen gemachten Erfahrungen? Daher, weil sie selbst gegen ihre eigenen Eltern und Vorgesetzten undankbar gewesen, ihren kranken Eltern nicht zu Hilfe gekommen und sich nicht ihren Segen verdient, sondern ihren Fluch auf sich herabgerufen.

4. Die drei Glaubenspflichten der Hausvorsteher lehrt ferner der Königliche. Das von der christlichen Religion zu allererst Verlangte ist der Glaube. Sind aber alle Stände verpflichtet, auf den Glauben ihrer Untergebenen zu halten, so haben doch die Hausväter und -Mütter gegenüber ihren Hausgenossen besonders folgende drei Religionspflichten. Als ihre erste Glaubenspflicht steht obenan, auf die Einheit eines und desselben rechten Glaubens in ihrem Hause zu halten, und allezeit möglichst dahin zu wirken. Wie soll Glaube und Religion aufrecht erhalten werden, ohne vom wahren zum falschen Glauben abzufallen, wenn in einem, wir sagen nicht, Orte oder Lande, sondern Hause, das die engste und allernächste Lebensverbindung in sich faßt und Gegensätze schwer vertragen kann, seine Mitglieder sich zu verschiedenen und einander widersprechenden Glaubensarten bekennen, davon Eins verwirft und verhöhnt, was das Andere gut heißt, und sie in so engem Hausraume sich nicht auszuweichen vermögen? Das gute, religiöse und moralische Beispiel ist die zweite Pflicht. Angeboren ist der Nachahmungstrieb. Wie der Thon in der Hand des Töpfers, sind die Untergebenen. Die Fürsorge für der Untergebenen Heil, nicht bloß fürs leibliche, sondern auch für ihr Seelenheil, das ist die dritte Pflicht der Hausvorsteher. „Ein Christenmensch darf einen Dienstboten nicht so besitzen, wie ein Pferd". Er vertritt die Person Christi, da „der Mensch dem Menschen ein Gott sein muß", und hat mit David zu rufen: „Preiset den Herrn mit mir!" Aber auch außer dem Hause ist die Fürsorge auszuüben, wenn nicht persönlich, so durch Andere, wie es Jakob durch Joseph, und David im Kriege durch seine Kundschafter, gethan. Das ist allerdings eine schwere Sache und verursacht manches Kopfzerbrechen, allein was von beiden, „Kopfweh" oder „Herzwehe", zu wählen ist, kann nicht zweifelhaft sein.

5. Die Todesvorbereitung gebietet endlich das Evangelium. Die entfernte besteht im guten und sittlichen Leben; die nähere Vorbereitung aber besteht in fünf Stücken. Die zeitlichen Angelegenheiten sind zu ordnen, wozu es des Notars bedarf. Man verzeiht seinen Feinden und läßt sich deren Verzeihung einholen. Man empfängt die Gnadenmittel, in Generalbeicht, Kommunion und letzter Ölung,

durch den Priester seiner Kirche, in dessen Ermangelung die vollkommene Reue zu erwecken ist. Die Angehörigen werden verabschiedet und entlassen. Man bleibt endlich mit seiner Pflegeperson und dem Priester allein, bis man seine Seele Gott empfiehlt.

IV. Zur rechten Zeit war der Königliche zu Christus gekommen, nicht zu früh, noch zu spät, nicht vor, noch außer, sondern in der Zeit der größten Not und Gefahr, inmitten der Züchtigung und Abstrafung, und so auch zur Zeit der größten Barmherzigkeit Gottes; denn in der Zeit der größten Not teilt auch Gott seine Gnaden am häufigsten mit. „Wer handeln will gescheit, muß beobachten die rechte Zeit!“ Und das ist nicht immer leicht; „denn die Zeit ist die Zahl von Bewegungen nach dem Früher oder Später“. Nicht das Ende dieser Heilsbewegung ist die rechte und gebührende Zeit, weil es dann „zu spät“ lautet. „Zu spät“ ist's, den Käfig schließen, wenn der Vogel schon ausgeflogen, oder den Doktor holen, wenn der Kranke schon gestorben. Andererseits kann aber auch nicht der Anfang der Heilsbewegung die rechte Zeit sein, weil es „zu früh“ wäre, eine vorzeitige Geburt nicht lange lebt, und ein vorzeitiger Frühling dem Wachstum schadet. Wenn aber nicht der Anfang, noch das Ende die rechte Zeit ist, so wird's und kann's nur die Mitte sein.

Daher beginnt auch die christliche Kirche fast alle Evangelien mit dem Worte: „In jener Zeit“ trieb Jesus einen Teufel aus, fuhr er über, reinigte die zehn Aussätzigen u. s. w. Und hat er's nicht auch auf der Hochzeit zu Kana gelehrt mit dem Worte: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen,“ d. i. allerdings bin ich ein Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes, aber nicht vor der Zeit?

Wie die Menschen aller Stände und Berufsarten, Arzt, Amme, Koch, Bader u. s. w., ihre bestimmte Zeit für ihre Geschäfte, oder wie man in vielen Häusern der Vornehmen gewisse Almosentage und -Stunden für die Armen hat, so hat auch der Himmel für die Wirkungsakte seiner Vorsehung, besonders für die Erzeigung seiner Barmherzigkeit und Gnade an die Hilfsbedürftigen, seine bestimmte Zeit und Stunde. Er giebt seine Gnaden und Hilfen nicht eher, als zur rechten, d. i. zu der von ihm bestimmten Zeit, nicht aber dann, wenn's den Menschen gefällt, ob sie auch noch so sehr danach schreien, seufzen und klagen.

Dies lehren uns auch viele Schriftbeispiele, wie z. B. David, Elias, Jonas, Susanna, Job u. a. m. „Auch der Finsternis hat Gott ihre Zeit gesetzt“. Alles hat seine gewisse Zeit und Stunde,

nur Gott ist keine Zeit vorgeschrieben, daher auch niemals ein Glück dabei ist, wo und wann der Mensch seinem Gott, die Zeit zu halten, vermessentlich vorschreibt. Darum duldete auch Judith nicht, daß der Hohepriester Ozias bei Bethuliens Belagerung durch Holofern die Stadt übergebe, „so binnen fünf Tagen keine Entsatzhilfe komme," d. i. gleichsam Gott einen Tag für seine Erbarmnis bestimmte. „Das ist kein Wort (sagte sie), das des Herrn Barmherzigkeit herabruft, sondern vielmehr seinen Zorn. Wenn's Zeit ist, wird er sich schon zweifelsohne erbarmen". Und diese Gottgesetzte Hoffnung ist denn auch zur Zeit der größten Not, wo alles verzweifelt erschien und niemand mehr an einen Entsatz dachte, mit der, in Holoferns Niederlage und der Befreiung der Stadt von den Feinden, sich unverkennbar zeigenden Gotteshilfe in Erfüllung gegangen.

Fragen wir aber nach der Ursache, „warum Gott mit der Hilfe der Notleidenden so lange wartet, und sie auf „gewisse" Zeiten und Stunden aufschiebt?" — so könnte es, außer anderen über unserem Verständnis liegenden Gründen, nur deshalb geschehen, damit seine Hilfe um so besser erkannt werde, und damit du die gegebene um so fleißiger bewahrst; denn jeder ist bestrebt, das, was er mit großer Mühe gefunden, auch mit großem Fleiße zu bewahren. Was bleibt den der Hilfe Gottes Bedürftigen somit anderes übrig, als zu warten und sich zu gedulden, gleich jenem am Schwemmteich Jerusalems liegenden Kranken? Und müssen sogar Gottes auserwählte Freunde warten, bis die Gott beliebige Zeit auch ihnen kömmt, warum sollte es uns schwer fallen, so uns Gott in der Zeit der Not nicht gleich von Stunde an erhört? Warum wollten wir nicht, bei all unserer Trübsal und Hilfsbedürftigkeit, gerne in unser Herz, an unser langwieriges Krankenbett, oder an unseren leeren Brotkasten, schreiben das Wort: „Nur Geduld! Nur noch kurze Zeit. Was du nicht kannst meiden, magst geduldig du leiden?" Sammelt sie, solche Geduld-„Rosen", Rosen der süßen Ruhe, des verlangten Trostes und der erwünschten Freude, zeitlich hier und dort ewig! Wohl sind die Menschen, besonders die am Regierungsruder der Völker sitzenden, die Werkzeuge der göttlichen Vorsehung, und wir selbst haben den guten Willen der Menschen zu bitten, um der Vorsehung dabei zu Hilfe zu kommen. Doch, wenn die Menschen die Hilfe versagen, weiß allein zu helfen die Vorsehung, der stets das letzte Wort zusteht; denn es lebt die ewige Gerechtigkeit und Güte, und früher oder später hat sie ihren Tag. Bauen wir also darauf unsere Hoffnung, und hoffen wir auch gegen alle Hoffnung!

# Am einundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Das Himmelreich ist gleich einem Könige (Matth. 18, 23—35).

Die heutige Parabel ist eine nähere Erklärung der dem Petrus auf seine Frage: „Wie oft er seinen Beleidigern verzeihen solle? Etwa siebenmal?" gegebenen Antwort: „Nicht sieben, sondern siebzigmal siebenmal," d. i. so oft der Mitmensch gegen dich sündigt; denn im Heiligtum der unbedingt guten Werke wird nicht gezählt, gegeizt, gekargt, gefeilscht oder gemarktet, sondern da geht's ins Zahllose. Wohl sollen wir gute Rechenmeister in unseren Sünden, nicht aber in unseren Tugendwerken sein, wie es das Evangelium vom „Zöllner und Pharisäer" beweist, und die zahllose Bosheit der Menschen erfordert.

Die Parabel enthält zwei Teile. Der erste Teil schildert im ergreifenden Gemälde die Barmherzigkeit und Wahrheit eines Königs. Der zweite Teil eines Knechtes Grausamkeit und Ungerechtigkeit mit dem höchst schrecklichen Beispiele seiner strengen Strafe, — und den Schluß bilden die entsetzlichen Drohworte des Heilandes gegen alle, die ihren Mitmenschen nicht von Herzen verzeihen.

I. „Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechenschaft halten wollte. Als er zu rechnen anfing, brachte man ihm einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und alles, was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen." Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld." Der Gegenstand ist aus dem Leben genommen.

Wie oft kann seine Geschichte der Wirklichkeit nach sich ereignen, und wie oft hat sie sich ereignet, zumal im Orient der damaligen Zeit! Wohl glaublich kann sich ein Knecht bei seinem Herrn in so große Schuld von zehntausend Talenten hebräischer Münze, oder fünfzehn Millionen Thalern, verwickeln, wenn z. B. solcher Herr, als König und Fürst, einem seiner Diener die Verwaltung seines Reiches und Fürstentums anvertraute, — und dieser dann in seinem Amte übel hauste, und seine Gewalt und Verwaltung zur Auspressung der armen Unterthanen, und zur Bereicherung seiner selbst nebst den Seinen mißbrauchte, später aber sein erschwindeltes Kolossalvermögen in verfehlten Spekulationen wieder verlor. Daß es an solchen Bedienten und Beamten keinen Mangel hat, und es allzeit welche giebt, lehrt die tägliche Erfahrung. Manche kommen magerer und kahler, als ein abgezogener Läusebalg, in die Verwaltung, und schon nach etlichen Jahren ihres Hantierens sind sie so fett, kräftig und korpulent an Vermögen, daß sie den Mächtigsten nicht weichen und mit den Reichsten aufzuziehen imstande sind. Das ist eine Verwandlung oder Metamorphose, die großen Fürsten und Herren nicht so unbekannt ist, daher sie ihre so bereicherten Beamten zu Zeiten einziehen, und als dick- und vollgesogene Blutegel derart traktieren, daß sie das zu Unrecht eingesogene Blut der Unterthanen wieder auswerfen, und zum Besten der Rentkammer wieder dünne und leer werden müssen. Gewiß ist, daß noch heute, wie einst, im Orient, laut Beispiel einer armen Witwe, tiefverschuldete und zahlungsunvermögende Diener ihren Herren mit dem Erlös und Verkauf ihrer ganzen Familie und Habe einzustehen haben, und die Sklaverei und Leibeigenschaft noch immer herrscht, kurz, daß man die nicht bezahlten Geldschulden abzudienen oder abzuarbeiten hat, wenn nicht auf fußfällige Bitte die Zahlungsfrist oder der Schulderlaß von dem sich erbarmenden Herrn gewährt wird.

Gewarnt wird da vor der Unbarmherzigkeit, Pflichtvernachlässigung und Parteilichkeit der Regenten und Vorgesetzten, besonders jener, die ihre Untergebenen unmenschlich behandeln, nicht selbst beaufsichtigen, parteiisch beurteilen, die kleinen Diebe hängen und die großen laufen lassen. Der König der Parabel ist nämlich ein Musterbild für alle Vorgesetzten in der Humanität, Selbstregierung und Unparteilichkeit. Er hatte wohl bedacht das Wort Davids, beziehentlich des Herrn: „Ich habe gesagt: Ihr seid Götter und Söhne des Höchsten alle“, d. i. ihr als Gebieter und Richter der euch untergebenen Menschen, ihr habt ein großes und würdevolles, ja Gottes Stelle



I. LEUDNER SC.

387.

St. Lucas.

St. Luc. | St. Luke

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

vertretendes Amt, in welchem ihr statt Gottes und in seinem Namen den Mitmenschen zu gebieten und zu richten habt, aber vergesset nicht: auch ihr seid und bleibt Menschen trotz euerer höheren Stellung, und werdet auch wie Menschen sterben und wie jeder der Fürsten fallen! O wie übel sieht's aus mit der untergebenen und gehorchenden Menschheit, wenn ihre menschlichen Gebieter vergessen, daß sie ebenfalls und so gut, wie sie, Menschen sind, aber wenig oder nichts vom Menschenherzen und -Gefühl oder von Humanität in sich tragen, nur für Gerechtigkeit schwärmen, aber von Barmherzigkeit nichts wissen, oder wenn sie ihre Untergebenen nur betrachten als eine für sich und ihren Vorteil auszunützende Sache, die sie nach ihrer Ausnützung als wertlos beiseite werfen! Der König hält selbst und in eigener Person die Rechenschaft ab mit all seinen Knechten, klein und groß, gering und hoch, arm und reich. Nach seinem Beispiele soll man als Vorgesetzter das, was man selbst thun kann, nicht Anderen überlassen, sondern selbst ausführen; denn selbst es thun und sich nicht unnötig auf Andere verlassen, schützt ihn und seine Untergebenen vor dem üblen Thun Anderer. O wie gut stünde es um der Unterthanen Wohl, wenn jeder Vorgesetzte, nach Maßgabe seiner Zeit und Muße, selbst das Wohl seiner Untergebenen erörterte, untersuchte und erforschte? Nicht minder ist's auch, nach dieses Königs Beispiel, der Vorgesetzten Pflicht, niemanden ihrer Untergebenen von der Rechenschaft auszuschließen, und dazu aufzufordern, nicht etwa bloß die Geringen und Niedrigen betreffs ihrer geringen Vergehen, sondern auch die Großen ob ihrer kolossalen Verbrechen, und darum auch schon im voraus alle Gesetze dahin zu geben, daß sie nicht Spinngeweben gleichen, durch welche nur die Mücken und Fliegen, nicht aber die Raubvögel, gefangen werden.

Gewarnt wird ferner vor der offiziellen und gesetzlichen Raubtheorie, vor dem leichtsinnigen Schuldenmachen und Schuldigbleiben, und vor der Nichtanerkennung seiner Zurückerstattungspflicht, wie solche nicht bloß auf seine Person, Freiheit, Hab und Gut, Leben und Gesundheit, Ehre, Leib und Seele, Zeit und Ewigkeit, sondern auch auf das Wohl und Wehe all der Seinen, Frau und Kinder, nebst der ganzen Familie, bis ins dritte und vierte Glied sich erstreckt. Das ist eine bittere, aber unfehlbare Wahrheit, die auch trotz aller Einwürfe von vorgeblicher Ungerechtigkeit gegen Frau und Kinder rc., und auch trotz aller Milderung der menschlichen Strafgesetze in Aufhebung der Schuldhaft u. dgl. m., bestehen bleibt. Auf den Einwurf: „Was denn

Weib und Kind für die Schuld des Mannes, Gatten und Vaters, könne?" antwortet das göttliche Wort und die Erfahrung: „Wie Frau und Kinder teilnehmen an des Mannes oder Vaters Schuld, so haben auch sie die Pflicht der Restitution." Daß und wie aber manche Frau durch leichtsinnige Wirtschaft, Kleiderluxus und Verschwendung, den Mann in Schulden und Bankrott bringt, und anderseits auch die blinde Liebe so mancher Eltern zu ihren Kindern, um sie gut zu verehelichen oder in hohe Ämter, Würden und Ehren, zu bringen, den Vater gleichfalls tief verschuldet, wer könnte es leugnen? Und geht auch straflos aus der leichtsinnige Schuldenmacher und Nichtbezahler vor dem Tribunal des weltlichen Gerichts, so wird und kann er das doch niemals vor dem Gerichte der öffentlichen Volksmeinung, noch vor der Stimme seines Gewissens, und dem Tribunal des strengen und gerechten Gottes in der Zeit und Ewigkeit!

Unter allen Klugheitslehren, die in Olimszeit der weltweise Aristoteles seinem königlichen Schüler Alexander gegeben, war wohl die weiseste: „Willst Du einst glücklicher Monarch werden, so merke die Grundlehre, daß die Welt und alle weltliche Ordnung nur allein durch die Gerechtigkeit erhalten wird. Diese handhabe in allem, so wirst Du mit Glück und Ruhm herrschen!" Herrlicher Spruch eines Heiden und billig ist's, daß er in allen Christenherzen mit goldenen Buchstaben eingeschrieben werde; denn, was könnte edler und auch unserem Leben hienieden tröstlicher sein, als die Gerechtigkeit? Sie ist die Stütze und Grundfeste alles guten Handelns und Wandelns. Sie ist die einzige Seele des ganzen Weltwesens. Wo die Gerechtigkeit ist, lebt alles. Wo sie fehlt und abweicht, stirbt alles und geht zu Grunde. Kurz, sie ist so notwendig, daß, laut Kaiser Julius Cäsar, „eher die Welt, als sie, zu Grunde gehen sollte!" Daher ist ihr Abbild eine Frau, mit einer Wage in der Linken, und mit einem entblößten Schwerte in der Rechten, und obgleich dargestellt mit verbundenen und gleichsam geschlossenen Augen im Hinweis auf ihr Richten ohne Ansehen der Person, so doch auch mit offenstehendem und in alle Welt hinaus rufendem Munde: „Bezahle, was du schuldig bist!"

Wie und worin aber die wahre und unverfälschte Gerechtigkeit besteht und zu üben sei, lehren die Theologen und Juristen. Sie ist dreifach in ihrer Art. Die „austeilende", die nach Verdienst im Gemeinwesen Ämter und Würden den Personen auszuteilen pflegt. Die „rächende", die zur Abstrafung des Bösen allen Obrigkeiten zusteht. Die „wiedergebende" oder „wechselseitige" die jedem das Seinige läßt

und giebt, was ihm zugehört. Diese Gerechtigkeit besteht also darin, daß man den Nächsten in seinem zeitlichen Hab und Gut nicht betrügt und bevorteilt, ihm nichts abstiehlt und raubt, wie auch sonst alle restierenden Schulden erstattet und bezahlt. Denn wo dies nicht erfolgt, geschieht der Gerechtigkeit Abbruch, Not und Schaden, und sie geht zu Grunde. Und die solche Ungerechtigkeit begehen, und besonders sich nicht scheuen, große und kleine Schulden zu machen, ohne daß sie Willens und Vermögens sind, sie im Leben, oder in und nach dem Tode zu bezahlen, oder die in immerwährenden Schulden dahinleben und sterben, fallen der strengen Strafgerechtigkeit Gottes anheim und haben sie dann mit ihrem und der Ihrigen Leben zu bezahlen.

Was ist nun aber allgemeiner unter den Menschen, was leichter, und auch oft nötiger, als das Schuldenmachen? Thun's doch selbst Fürsten, Kaiser und Könige, und die besten Menschen in der Not, darum es auch keine Schande sein kann. Allein, was nicht leicht, was eine Kunst und schwer ist, das ist „seine Schuld bezahlen". Und was Schande macht, das Gewissen beschwert und die höchste Gefahr des Seligkeitsverlustes bringt, das ist folgendes: Das Nichtbezahlen seiner Schulden und das Nichtherauskommen aus dem Schuldregister. Das Nichtanerkennen, und das ganze oder teilweise Ableugnen seiner Schuld, trotz ihrer Wirklichkeit, trotz Siegel und Petschaft, trotz Quittung, Schein, Unterschrift, Zeugnis und Eidschwur, wie dies so häufig jetzt vorkömmt. Das geflissentliche Aufschieben seiner Schuldbezahlung oder wenn man mit ihr zögert und deren bestimmte Zeit nicht innehält. Insbesondere ist das Längerschuldigbleiben, zu schweigen von Verkürzung, bei den Taglöhnern und Armen eine himmelschreiende Sünde, die wahrhaft große Strafe und oft zahlreiche Flüche nach sich zieht. „Am selben Tage sollst du ihm den Lohn seiner Arbeit geben, vor Sonnenuntergang; denn er ist arm und erhält damit sein Leben, damit er nicht wider dich zum Herrn rufe und es dir zur Sünde angerechnet werde!" Die Teufelsbezahlung aber, welche Strafen und Flüche hat sie erst im Leben und Tode zu gewärtigen, d. i. bei denen, die ihre beim Nächsten, wie bei Gott, an Ehre, Gut und Leben, gemachten Schulden, oder der Menschen Mühe und Arbeit, Schweiß und saueren Verdienst, nicht mit deren Ersatz, sondern mit Schimpf und Hohn, Henker und Teufel, bezahlen? Gewiß, wer nicht wiedererstattet und bezahlen will, da er kann und soll, sündigt tödlich, und je länger er zögert, um so schwerer sündigt und belastet er sein Gewissen für Zeit und Ewigkeit, und wer mit seinem Beutel nicht zahlt, muß zahlen mit seiner Haut,

und wer mit dem Teufel bezahlt, wird auch mit dem Teufel bezahlt werden.

Zweifeln wir darum nimmer an der so strengen und weit ausgedehnten „Restitutionspflicht bis zum letzten Heller", falls uns nicht auf Grund unserer Zahlungsunmöglichkeit, wie unserer Bitte, das Erbarmen und der Schulderlaß des Gläubigers zur Seite steht!

„Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitknechte, der ihm hundert Denare (10 Thaler) schuldig war, und er packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle, was Du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin, und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt, und sie gingen hin und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht, die ganze Schuld habe ich Dir nachgelassen, weil Du mich gebeten hast; solltest denn nicht auch Du Deines Mitknechtes Dich erbarmen, wie auch ich mich Deiner erbarmte? Und sein Herr ward zornig, und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde."

Gewarnt wird hier vor Unmenschlichkeit und Unkollegialität, oder vor der Preisgebung seines Chor- und Standesgeistes. Der König erließ seinem Knechte so ungeheuere Schuld, damit dieser auch mit seinem Mitknechte Erbarmen habe. Statt dessen aber zeigte er ihm die größte Grausamkeit. „Das zu große Wohlgefallen des Herrn macht die Diener nur schlimmer". „Drückend ist die Hand eines emporgestiegenen Bettlers oder Bauernknechts!" Wer findet Worte, das Benehmen des begnadigten Knechts zu strafen? Wohl ist Einigkeit und Friede das Glück und Band alles Wohlergehens, wie schon die Welt, das Sternenlicht und die Heeresordnung, beweist, während Uneinigkeit und Zwietracht die größten Übel des Erdkreises sind. Doch viel ärger und trauriger ist's, wenn zwei von derselben Beschäftigung und Lebensart sich befehden, wie der Bürger den Bürger, der Handwerker den Handwerker, der Geistliche den Geistlichen, der Mann seine Frau, der Christ die Christen, und der Katholik die Katholiken. Das ist Unnatur, und deren sind weder Engel, noch Heiden und Tiere, fähig. Feindschaft unter den Engeln ist nicht vorhanden, trotzdem sie verschiedener Stärke sind, nicht bei den guten Engeln, aber auch nicht unter den Teufeln, da diese bösen Geister wohl in Schweine,

aber nicht in andere boshafte Menschen fahren wollten. Auch die Heiden feierten nur Triumphe nach den Siegen über Ausländer, nicht aber am Ende der Bürgerkriege, und für Schmach und Schande hielten es die Römer, diejenigen für Feinde zu behandeln, welche Eine Mauer und Ein Gesetz verband. Ja, selbst die Tiere derselben Gattung sind friedlich untereinander, und auch gegen solche von anderer Gattung, wie in Noas Arche zu sehn. Darum trifft Gottes Fluch jene Menschen, welche Peiniger ihrer Mitmenschen sind, und eher verzeiht er einen Angriff der Menschen auf seine Hoheit, als den auf ihre Mitmenschen.

II. Die Bedeutung des Gleichnisses ist leicht verständlich, besonders wegen seines drohenden Schlußwortes. Wir verstehen unter dem „Könige" Gott selbst, unter seinen „Knechten" die Menschen, unter der „Rechenschaft" das göttliche Gericht, unter den „Talenten" die von Gott den Menschen verliehenen Gaben, unter den „Schulden" die Sünden, und unter dem „Menschenverkauf, dem Gefängnis und den Peinigern", die göttlichen Strafgerichte mit allen ihren Geißeln dieser und jener Welt. Welche Güter nun die Menschen nicht gut benützt oder vergeudet im Dienste der Welt, oder nur verwendet haben zur Unehre Gottes oder zur Ausbeutung der Mitmenschen, diese gelten als Gottverloren, und sind sie somit Gott schuldig. Kein Mensch kann nun aber der Gerechtigkeit Gottes die ihm „schuldigen" Güter, oder seine im Mißbrauch der ihm anvertrauten Talente aufgehäufte Sündenschuld, aus eigenen Mitteln bezahlen. Schulden aber alle Menschen Gott eine „unerschwingliche" Schuld, so ist wohl begründet die Bitte: „Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte", aber unerklärlich und unverständlich muß es erscheinen, wie ein solcher Generalschuldner dennoch sagen darf: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen!"? Nun, diese kühne Sprache darf der Mensch allerdings führen, und zwar in Rücksicht des alle Sündenschuld bezahlenden und sich zugeeigneten, unendlichen Wertes der Erlösung und des Blutes Jesu Christi. Nur mit Christi Verdiensten und aus seinem Schatze kann der Mensch die Gerechtigkeit Gottes sühnen und bezahlen, wenn er unter Berufung auf Christus, mit dem reumütigen Eingeständnis seiner Sünden und mit dem aufrichtigen Versprechen der möglichsten Genugthuung, Gott fußfällig um Aufschub und Geduld bittet. Solche Bitte verschafft dem schuldigen Menschen nicht bloß die Nachsicht, sondern auch den ganzen Schulderlaß. Unendlich ist „Gottes" Güte gegen uns Menschen als seine Gewissensschuldner, daß er uns so viele, und mehr

als zehntausend Todsünden, mit denen wir uns doppelte Schuld, die der Sünde und Strafe, aufgehäuft, kurz, die ganze, ungeheuere Schuld mit allen zeitlichen und ewigen Strafen nachläßt, die Rückerstattung der Güter der Natur und Gnade, besonders unseren Sündenschuldschein, kassiert, ausstreicht, mit seinem allerheiligsten Blute auslöscht, und zum Zeichen dieser völligen Aufhebung ans Kreuz heftet, und speciell einem Jeden diesen Erlaß der Stamm- und Personalsündenschuld im Tauf- und Bußsakramente gewährt! Somit ist unter dem hochverschuldeten, aber auch hochbegnadigten Knecht zu verstehen der durchs Christentum erlöste Mensch. Wie sollte da der barmherzige Gott nicht vom Christen erwarten, daß er, eingedenk des ungeheueren Schuld- und Straferlasses, auch nachsichtig verfahre gegen seinen eigenen Schuldner, der ihm verhältnismäßig so unendlich Geringeres schuldet, d. i. keineswegs ihm großmütig die Schuld schenke, zumal ja nicht jeder Mensch wegen Weib und Kind und eigenem Bedürfnis in der Lage ist, so freigebig zu sein, sondern nur stunde, und ihm Zeit und Aufschub, Geduld und Nachsicht ob der Bezahlung gewähre, kurz, wenigstens das gebe, was er alle Stunden und Augenblicke zur Verfügung hat, und mit dessen Gabe ihm nebst Familie und Vermögen kein Nachteil, sondern je nach seiner Größe ein eben so großer Gewinn erwächst, — nämlich die Liebe und Vergebung aller Unbilden, und den Verzicht auf Selbstrache, Überlieferung zum Verderben und jahr- und tagelanges, verzeihungsloses Gedenken, was alles ja selbst Heiden und Türken zu geben, nicht selten den Edelmut haben?

Wie aber ist der Christenmensch? Kaum begnadigt, behandelt und tyrannisiert er seinen, ihm nur Geringes schuldenden Mitmenschen mit tierischer Grausamkeit, trotzdem dieser fußfällig, nicht um Erlaß, sondern nur um Erbarmen und Aufschub bittet, er stößt ihn hinaus ohne Erbarmen in des Elends Jammer und Leiden. Was aber ist die Folge? Die Mitmenschen betrüben sich darob und hinterbringen es Gott, seien sie von dieser Welt, oder Heilige des Himmels, oder der Schutzengel, d. i. sie beklagen sich bei Gott über solche Unbarmherzigkeit und nehmen Partei für den Gemißhandelten. Gott aber fordert den grausamen Knecht wieder vor sein Gericht, straft ihn mit Worten, mit denen er ihm sein Unrecht und seinen Undank vor die Seele führt, entzieht ihm alle vorher erwiesene Erbarmung und Liebe, läßt dem Zorn seines Strafgerichtes und der Wiedervergeltung freien Raum und übergiebt ihn den Peinigern, bis daß er die ganze, neuerdings aufgehäufte Schuld bezahlt, und sollte er auch ewig daran zu zahlen haben.

Wir dürfen nicht zweifeln am Gottesgerichte „ohne Erbarmen" über den unbarmherzigen Knecht, noch an der Entziehung aller ihm vorher gegebenen Gnaden und Schulderlasse, trotzdem die Offenbarung und der heilige Gottesadel dagegen zu sprechen scheinen. Denn ob es auch nach jener heißt, daß Gott die dem Menschen geschenkten Gnaden nie bereue, und ob auch Gott in vollkommenster Weise die drei Erfordernisse des Adels im „Vielgeben, Wenignehmen und Nichtssuchen," erfüllt: so lehrt doch schon die Vernunft, daß Geschenke mit Recht wieder zurückgenommen werden, sobald der Beschenkte die Bedingung, unter der sie gegeben, nicht erfüllt, und daß so auch Gott unsere an fremde Sündenverzeihung geknüpfte Begnadigung widerrufen könnte, so wir Anderen nicht verzeihen. Doch, ahndet auch Gott nicht die erlassene Schuld, so straft er doch ganz gewiß und um so strenger die neue Schuld der Unwürdigkeit und Undankbarkeit eines bereits so hoch Begnadigten. Und nimmer dürfen wir auch auf die Schriftmahnung vergessen: „Sei nicht ohne Furcht über die nachgelassene Sünde", da auch auf sie noch die Verdammnis folgen kann; denn, ob auch Gott voll verzeiht, so kann man doch nicht wissen, ob er Einem dann noch so viele Gnaden giebt, als vorher, und nicht manche versagt, der Mensch so schwächer ist bei neuer Versuchung und darum neuer Sünde des Undanks anheimfällt, und wegen solcher nachfolgenden Undankbarkeit die gesamte frühere Schuld zurückkehrt.

III. Wie so sehr viele Christen teilen mehr oder minder das Geschick des unbarmherzigen Knechtes!

Heiden und Türken behandeln ihre Mitmenschen, obgleich sie ihre Brüder und gleiche Ebenbilder Gottes sind, grausam wie Sklaven und Tiere. Bei ihnen herrscht der Greuel, die Mitmenschen wider alles natürliche Recht, da alle Menschen frei geboren sind, sich zu Sklaven zu machen, so daß ein Mensch als Sklave dem anderen dienen muß. Im alten Rom erwürgte und erschoß man Sklaven nach Belieben und zur Kurzweil bei Gastmahlen. Die Römer verkauften allein zu Jerusalem an hunderttausend Juden, je einen um einen Silberling, als Sklaven. Der Tartarenkönig Tamerlan führte nach der Zerstörung von Damaskus zum Triumphzeichen seiner Grausamkeit auf — drei Türme von lauter menschlichen Totenschädeln niedergemachter Einwohner. Bajacet aber, der türkische Kaiser, bediente sich dieses gefangenen Tamerlans als Fußschemels beim Pferdeaufsitzen, und wie eines Hundes, der unter seinem Tische angebunden, die Knochen benagte, und endlich sperrte er ihn wie einen Vogel in einen eisernen

Käfig. Der Kaiser Valerian ward von den Persern lebendig geschunden, worauf sie sein Fleisch, gleich als wäre es tierisches, einsalzten. David betete deshalb: „Es sei ihm besser und lieber, in die Hand Gottes, der sich erbarme, zu fallen, als in der Menschen Hand, die kein Erbarmen kennen." Und auch Daniel war nach seines Königs Überzeugung sicherer unter den hungrigen Löwen, als unter Menschen, insoferne er selbst die Löwengrube noch mit Stein und Königssiegel vor deren Verfolgung schützen mußte. Alles das waren jedoch Grausamkeiten im heidnischen Völkerrecht. Allein, wie geht's im Christentum? Wohl ist die formelle oder gesetzliche Sklaverei, die des äußeren Zwanges, aufgehoben, und es genießen alle Christen untereinander die natürliche oder persönliche Freiheit. Gleichwohl herrscht jene auch jetzt noch, wenn auch in anderen Gestalten. Hinreichend zeigt's der Spruch: „Daß der Mensch dem Menschen ein Wolf," und noch schlimmer, als ein Wolf ist, da dieser nur höchstens im Hunger sich an seinem Mitwolfe vergreift, der Mensch aber an seinem Mitmenschen oft aus reiner Lust sich umbarmherzig zeigt?

Wie in so zahlreichen Kriegen wird das Menschenblut vergossen, gleich als wäre es das Blut von Tieren? Wie so manchen großen Herren könnte der pommersche Herzog Philipp dasselbe zurufen, was er seinen Ratgebern gesagt, als sie ihn zu härteren Strafen anzureizen suchten: „Das ist ein schlechtes Mutterschwein, das seine eigenen Jungen auffrißt!"? Wie giebt's noch immer Menschen, die wie Sklaven oder wie Tiere behandelt, auf den Markt geführt, verkauft und verhandelt werden? Wie viele arme Unterthanen, Knechte und Bettler, werden nicht selten den Tieren gleich gehalten? Man fährt sie an wie Hunde, stößt sie hinweg, wie Bestien, und tritt sie mit Füßen. Da müssen sie sich schicken, und sollten sie gleich verenden. „Der Zorn des Befehlenden ist dem Untergebenen ein Recht, und nach dem Belieben des Herrn hat die Klage der Dienstbarkeit keine Stimme". Gleich ist Herr und Bettler von Natur, aber, wenn der Reiche die delikaten Bissen ißt, wirft er dem Armen kaum ein Stücklein Brot vor, d. h. die Menschen mißbrauchen wie Zugtiere. Erkrankt aber ein armer Tropf, wo findet er, trotz langer und treuer Dienste, Boten, Arzt und Hilfe, wie jener am Bethesda? Da kann er klagen, wie der dem David begegnende Knecht: „Der Herr hat mich in meiner Krankheit verlassen!" Da heißt's: „Zum Hause hinaus auf die Straße;" da läßt man ihn liegen, wie einen Hund. . Das heißt: Die Dienstboten werden wie Bestien gehalten.

Solche Grausamkeit giebt's aber nicht bloß bei großen Herren der höheren Stände, sondern auch in den niederen Volksständen. Wenn die Frau auch nur Eine Magd, der Meister nur Einen Gehilfen, der Bauer nur Einen Knecht, und der Taglöhner auch nur Ein Weib und Kind hat, so müssen sie doch ihre Untergebenen tyrannisieren und ihren Grimm an ihnen auslassen. Bald schlägt der Mann da oder dort sein Kind und Weib vor den Kopf, bald jagt er sie die Treppe hinab oder zum Hause hinaus, bald schwört und flucht er ihnen den Teufel und alles Wetter auf den Hals, bald tritt er sie sogar mit Füßen! Kurz, wie Bestien werden sie behandelt. Bald auch wieder wendet sich das Blatt, und es erhebt sich der Diener wider den Herrn, und der Unterthan wider den Regenten, und wer stärker ist, legt den Anderen unter die Füße.

Grausamkeit giebt's nicht bloß bei gottlosen, sondern auch bei sogenannten frommen Christen, d. i. bei denen, die kurz zuvor und Gott gegenüber die Demut und Frömmigkeit selbst sind, und so andächtig wie die Engel erscheinen, außerhalb der Kirche aber stolz und unbarmherzig, bissig und zornig wie der Teufel selbst sind, die in der Kirche sich demütigen vor Gott, mit weinenden Augen beten, und seufzen mit zerknirschten Herzen, dem Prediger fleißig zuhören, oft zu den Sakramenten gehen, ja keine Messe und keinen Gottesdienst versäumen, aber, wenn sie nach Hause kommen, nichts können und thun, als hadern und zanken, murren und knurren, die Leute ausrichten und ehrabschneiden, zürnen, fluchen und schwören. So machte es jene Witwe, von der ihre Magd gesagt: „Meine Frau kann wohl mächtig beten in der Kirche, aber auch teufelsmäßig fluchen daheim!“ Und woher diese so plötzliche und widerliche Veränderung? Aus der Vergessenheit Gottes. Sobald, wie der Knecht vom König, man von Gott aus seinem Angesicht und Auge, Gedanken und Gedächtnis, hinweggeht, so beginnt auch damit alle und jede Sünde. Darum ist selig, wer allezeit bei Gott verbleibt, und ihn in all seinem Thun und Lassen vor Augen hat; denn damit beginnt alle Tugend.

Grausamkeit giebt's nicht bloß gegenüber Schwerverschuldeten, sondern auch gegen die geringsten Beleidiger und Fehlenden, und nicht bloß gegenüber den Verstockten und Böswilligen, sondern auch gegen die flehentlichst, selbst kniefällig um Verzeihung und Nachsicht Bittenden! So kam einst der Weltweise Aristipp zu Dionys, dem Tyrannen, um für einen armen Sünder Gnade zu erbitten, und als er trotz aller Gründe und Beredtheit nichts erreichen konnte, fiel er ihm

zu Füßen und blieb solange vor ihm liegen, bis er den verlangten Straferlaß für den Schützling erhalten. Angesichts dessen aber tadelte ihn ein anderer Philosoph: „Er möchte doch bedenken, was er thue; denn dies sei unter der Ehre eines Philosophen und gezieme ihm nicht!" „Ja, ich weiß es wohl," entgegnete Aristipp, aber ich bin nicht schuld daran, sondern Dionys, der die Ohren nicht im Kopfe, sondern in den Füßen hat!" O wie oft werden Christen selbst vom heidnischen Tyrannen Dionys beschämt!

IV. Die Wiedervergeltungsstrafe wird aber auch nicht selten von Gott gegen die Übelthäter angewandt.

Beweis sind die von Gott im Paradies gefällten Strafen: über Adam mit der Arbeit im Schweiße des Angesichtes wegen seiner Hoffartshitze, wie Gott zu herrschen, über Eva mit ihrer Unterwerfung unter den Mann, weil sie sich über ihn erhoben, und über die Schlange mit deren Staubfressen ihr Leben lang, weil sie es veranlaßte, daß der Mensch wieder zu Staub und Erde werden muß.

Die Sündflut war die Strafe zum Auslöschen des Feuers der Unzucht. Dem Pharao mit seinen Ägyptern ward das Nilwasser in stinkendes und faules Blut verwandelt, und das blutige Wasser mußten sie trinken, weil sie in diesen Fluß das Blut der unschuldigen Kinder vergossen hatten. Sodom und Gomorrha gingen durchs Feuer mit übelriechendem Schwefel in Rauch auf wegen ihrer stinkenden Unzuchtsflamme. David versündigte sich im Ehebruche mit einem anderen Weibe, und mit dem Ehebruch seines eigenen ward er bestraft; und weil er den Urias, den Mann seiner Ehebrecherin, durchs Schwert umkommen ließ, darum sollte auch das Kriegsschwert von ihm und seinem Hause nimmer weichen. Die zwei unzüchtigen Richter und Verführer Susannas wurden selbst des Ehebruchs überwiesen und gesteinigt, weil sie fälschlich und aus Ärger über ihre Nichteinwilligung sie zur Ehebrecherin machen und steinigen wollten. Aman, der oberste Hofmeister des König Assuerus, hatte dem unschuldigen Mardocheus aus Haß und Neid einen Galgen zubereitet, und eben an demselben Galgen ist er aufgehängt worden. Dem reichen Prasser mit seinem brennenden Durst wird in der Hölle auch ein Wassertropfen versagt, weil er auf Erden, trotz Massenverschüttung des Weines, den Armen keinen Tropfen Wassers vergönnt, was zugleich besagt, daß, wie verschieden die Seligkeitsstufen, so auch die Grade der höllischen Vergeltungsstrafen sind. Dem Tyrannen Adonibezek wurden auf Josuas Befehl seine Finger und Zehen abgehauen, weil er siebzig israelitische Krieger so verstümmelt hatte, um

sie kampfunfähig zu machen, so daß sie wie Hunde unter seinem Tisch herumkriechen und sich die Brosamen aufklauben mußten. Und bei seiner eigenen Zustutzung öffnete sich sein Verbrecherauge, indem er rief: „Wie ich Anderen gethan, so hat mir's nun Gott zurückgegeben!" Die Brüder Josephs wurden durch diesen als Spione und Landesverräter behandelt in Ägypten, wohin sie ihn als solchen verkauft, mit Stricken gefesselt und eingekerkert, wie sie es mit ihm gethan. Daher sprachen sie: „Mit Recht kommt diese Trübsal als Gottesstrafe über uns; denn wir haben dies an unserem Bruder verbrochen!" Herodias, die Tochter der ehebrecherischen Herodias, war mit ihrem Tanzen Ursache, daß dem Täufer Johannes vom ehebrecherischen König der Kopf abgeschlagen worden, und mit dem Tanzen ward auch ihr das Haupt weggeschlagen; denn, als sie des Winters bei einer Schlittenpartie auf dem Eise tanzte, brach dies plötzlich und sie fiel mit ihrem Leibe bis an den Hals ins Wasser, am Halse aber stießen sich derart schneidend die Eisschollen, daß ihr Kopf hinweggestoßen ward, gleich als wäre er mit einem Henkersschwerte weggeschlagen. Wie deutlich zeigt die Vergeltung der sühnende Tod des Welterlösers! Am selben Tage ward er mit seinen Armen am Kreuzesbaume ausgespannt und mit Galle gespeist, an welchem Adam unter dem Paradiesesbaume die verbotene Frucht verkostete. Die Hebräer sind mit Jerusalems Eroberung am selben Tage unter die Gewalt der Römer gekommen, an dem sie den Sohn Gottes getötet (Tertul., Flavius Jos., St. Anton.), und die Griechen unter das Joch der Sarazenen am Pfingstsonntage, am Feste des heiligen Geistes, weil sie nicht glaubten, daß dieser vom Vater und Sohne zugleich ausgehe.

Daß Gott aber auch durch einen ungerechten Urteilsspruch der Menschen nur ein gerechtes Urteil der Vergeltung übt, zeigt ein überaus lehrreiches Beispiel, das uns St. Ephrem, Diakon von Odessa, aus seinem eigenen Jugendleben erzählt. Geschickt von seinen Eltern aus der Stadt des Abends auf ein Vorwerk, traf er unterwegs Hirten, die ihn beredeten, bei ihnen zu übernachten, was er auch gethan. Da nun in derselben Nacht Räuber viel des Viehes weggestohlen, ward er als Diebesspion verhaftet, ins Gefängnis geworfen und sah trotz aller Unschuldsbeteuerung seiner Verurteilung entgegen. Als er nun bereits vierzig Tage eingekerkert und keine Hoffnung auf Befreiung war, erschien ihm im Schlafe, und zwar wiederholt, ein Jüngling, gewiß sein Schutzengel, mit dem Worte, daß er allerdings diesfalls unschuldig, aber dennoch nicht ohne Grund bei Gott verhaftet sei;

denn dessen Urteil sei gerecht, und nie lasse er ein Unglück über den Menschen ohne wichtige Ursache kommen! Und dies gab ihm denn so viel Licht, daß er sich besann und erinnerte, wie er einen Monat vorher auf gleichem Wege nach dem Vorwerk die trächtige Kuh eines armen Mannes aus Mutwillen solange mit Steinen verfolgte, bis sie kraftlos hingesunken und den wilden Tieren zum Raube geworden, worauf er noch überdies dem nach der verirrten Kuh fragenden Besitzer, „ob er sie gesehen?", mit Schimpf- und Schmähworten geantwortet. Bei solcher Erinnerung erkannte er nun als unschuldig verhafteter Viehdieb, daß Gott ihn züchtige wegen des vor einem Monat begangenen Mutwillens und ihn mit dem strafe, womit er gesündigt, daher er denn auch bußfertig und geduldig dies Geschick hinnahm, Gott den Gerechten pries und um Hilfe aus der Not bat, die ihm auch geworden. Ein Beispiel der Neuzeit ist Frankreichs Verlust der zwei Provinzen Elsaß und Lothringen, nachdem es im Kampfe gegen Rom Nizza und Savoyen sich einverleibt hatte.

Welche Lehre und Warnung ist daraus zu entnehmen? Wir sollen bei großen und allgemeinen Heimsuchungen, welche die Erde, ganze Länder und Völker, Staaten und Gemeinden, treffen, Hab und Gut verzehren, die Menschen zu Tausenden hinraffen, wie in Krieg, Pest, Hunger, Erdbeben rc., nicht erst lange nachdenken und fragen: „Woher dies alles?", sondern uns vielmehr allzeit überzeugt halten, daß alle solche Heimsuchungen nur als gerechte Strafen Gottes nach dem Maße unserer Sünden hereinbrechen, mit denen als bloß zeitlichen wir noch zufrieden sein können. Und so sollte der Gedanke auch bei allen einzelnen Menschen angesichts der sie treffenden Unglücksfälle lauten. Aber ach! Von wie vielen und wie oft hört man im Gegenteil klagen und murren: „Warum trifft mich gerade jetzt dies Unglück? Wie hab' ich gerade das verdient? Denk' ich doch, daß ich meine Pflicht ebenso erfülle, wie ein Anderer? Ich beleidige ja kein Kind und doch kann man mich nicht in Ruhe lassen. Es kommt ein Kreuz übers andere, und es geht bei mir zu, wie in Hiobs Haus, wo immer ein Unfall dem anderen die Hand gereicht und die Thür geöffnet!" O liebe Christen! Möchtet ihr, statt solcher Klagen, viel lieber ein wenig zurückdenken in die früheren Jahre und euch besinnen: „Ob ihr nicht vielleicht ebenso oder wohl gar noch ärger mit euerem Nächsten verfahren und ihm dasjenige Leid angethan, was ihr jetzt so schmerzlich empfindet?" Wirst du verachtet, vielleicht hast auch du von Anderen zu geringschätzig geredet? denn wie manche kennen sich nicht in so vielem Glück und verachten

jedermann! Oder schneidet man dir die Ehre ab, vielleicht hattest du selbst eine scharf wie ein Schermesser geschliffene Zunge und hast sie am Ende noch, so daß sie keinen verschont? Wenn jetzt mancher so vermessen ist, seinem Nächsten ohne Ursache seinen guten Namen zu verunglimpfen, wisset, bald oder nach wenig Jahren kommt's auch ihm, daß er diesen oder jenen in ihre bösen oder bubenhaften Mäuler gerät! Was ist das für ein Herzeleid, wenn ungezogene Kinder die alten Leute verspotten und höhnen, und diese selbst so wenig zurückdenken, daß sie einst gerade so ungezogen gewesen sind? Oder wirst du fälschlich bei Gericht angeklagt, so denke ein wenig nach, ob du nicht auch einst in früherer Zeit das eine oder andere Mal einen falschen Zeugen abgegeben? Oder leidest du Not an Lebensmitteln, weil du in Armut geraten, so bist auch du vielleicht gegen die Armen bisweilen rauh und unbarmherzig gewesen! Oder bist du um deinen Dienst gekommen, so hast du vielleicht vordem gleichfalls so manchen Unschuldigen einen Stoß versetzt! Oder lebst du in keiner guten Ehe, hast du vielleicht auch nicht selten durch allerhand Geschwätz oder auf andere Weise eine gute Ehe gestört? Oder bist du krank, liegst zu Bette und leidest an Händen, Mund, Angesicht, Augen oder Ohren, Geschwulst und Schmerzen, vielleicht hast du dich gerade mit demjenigen Gliede am allermeisten versündigt, woran du jetzt den größten Schmerz erleidest? Und warum ist so mancher auf dem Totenbett nicht würdig eines Geistlichen? Weil er in gesunden Tagen lieber einen Juden, als einen Geistlichen, gesehen. Spürst du also vielfältige Drangsale, so siehe nach, ob du dich gegen Gott nicht recht und gut gezeigt. Geht alles zurück im Hauswesen, woher? Weil man auch an Feiertagen arbeitet. Ist im Hause kein Segen, so bedenke nur dein Schwören und Fluchen! Und schaut ein Unglück nach dem anderen ganz gliederweise in dein Haus, und hast du große Kreuze, so denk' nur an deine Scheu, auch nur eine Viertelstunde Predigt zu hören, den Rosenkranz zu beten und auch eine Frühmesse zu besuchen.

Fürwahr, ein Jedes möge in Kreuz und Leid nur in seinem eigenen Busen suchen und sich fragen: „Woher kommt mir dies und jenes?" Und wenn ihr dessen Ursache nicht euerer schuldlosen Prüfung, sondern euerer begangenen Sünde zuschreiben müßt, o dann gebt euch stets das Selbstgeständnis: „Siehe, es ist die Vergeltungsstrafe, und der gerechte Gott bezahlt mir jetzt mit gleicher Münze, wie ich sie ausgegeben. Wie ich Anderen gethan, so giebt mir's Gott nun zurück." Merket wohl, „Gott giebt's zurück," d. i. werfet die Schuld eueres

Leids nicht auf die es euch zufügenden Menschen, nicht auf euere Feinde und Verfolger; denn diese sind nur Strafwerkzeuge in der Hand des gerechten Gottes. Haben wir aber unsere Sünde erkannt als Quelle, woraus der Fluß der Strafe entspringt, so laßt uns, auf daß diese versiege, jene schließen, indem wir von der Sünde abstehen oder die bereits verlassene Sünde durch Bußwerke sühnen, so wird sich Gott auch gegen uns danach zeigen und verhalten!

Das ist die Bedeutung der Parabel; denn der Herr selbst hat sie ausdrücklich bestätigt: „So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht ein jeder seinem Bruder von Herzen verzeihet," d. i. in Gesinnung, Wort und That! Das ist ein entsetzliches und schreckliches Droh- und Schlußwort, mit dem uns die strenge Gerechtigkeit Gottes vor die Seele geführt wird. Erkennen wir aber des göttlichen Königs Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, und des Menschen Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeit gegen seine Mitmenschen, und wie gerecht das göttliche Strafurteil ist über den bösen, undankbaren und unbarmherzigen Knecht, der so rasch und so grausam, nach so unermeßlichem Schulderlaß und wegen so kleiner Schuld seinen Nächsten mißhandelt, und müssen wir rufen: „Gerecht bist Du, o Herr, und gerecht ist Dein Gericht, und ihm ist recht geschehen," wie sollten wir da wenigstens nicht vergessen, daß wir damit unsere eigene Verurteilung aussprechen und gutheißen, daß die Spitze des Gleichnisses gegen uns selbst gerichtet ist, daß wir, weil fern von Gott, uns so unbarmherzig gegen unsere Mitmenschen verhalten, geringe Unbilden mit unauslöschlichem Grimme bis aufs Blut verfolgen, und dies, trotzdem wir im Vaterunser täglich um Vergebung bitten und solche verheißen, und auch das heutige Drohwort wissen?

## Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Es gingen die Pharisäer hin und hielten Rat (Matth. 22, 15—21).

I. „In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesum in einer Rede fangen könnten.“ Hatten sie vorher vergeblich versucht, ihn zu verhaften, dann vom Berge herabzustürzen und darauf zu steinigen, — so nahmen sie nunmehr ihre Zuflucht zur Heuchelei, zum Loben und Schmeicheln, und glaubten, ihre boshafte Absicht um so gewisser zu erreichen, je weniger der Mensch, laut ihrer Erfahrung, dem Lobesköder zu entrinnen vermag. Ein altdeutsches Sprichwort sagt: „Art läßt nicht von Art,“ d. i. was von Wolfs-, Schlangen- und Katzenart, oder was von Merkurius-, Bachus-, Venus-, Fuchs- und Pharisäerart ist, kann auch die ihr eigentümliche Handlungsweise nicht lassen. Die Christum so unglaublich oft und vielfach versuchenden Pharisäer waren Anlaß, daß da, wo ein Unschuldiger von Betrügern hintergangen wird, es sprichwörtlich heißt: „Sie gehen mit ihm um, wie die Juden mit ihrem Herrgott!“ „Sie hielten Rat!“ zum widerrechtlichen Sturze des Herrn und begingen damit eine Sünde der wohlvorherbedachten und überlegten Bosheit, die wider den heiligen Geist ist und weder hier noch dort vergeben wird, weil sie sich den Weg der Buße und somit der Gottverzeihung abschneidet.

Beweise sind die Sünden Luzifers und Kains. Die Sünde Luzifers und der gefallenen Engel war unverzeihlich, nicht etwa wegen seiner hohen Begabung, betreffs deren es heißt: „Mehren sich die Gaben, wachsen auch die Rechenschaften der Gaben“, nicht auch wegen seiner Gottbeneidung, obgleich „des Neides Niedergang stets der allerschändlichste ist“, nicht auch wegen dem Sündigen im Heiligtum (des Himmels), gemäß Wort: „Wenn jemand den Tempel Gottes entheiligt, so wird ihn Gott zu Grunde richten“, noch auch wegen

seiner im Kampfe mit Michael gezeigten **Hartnäckigkeit**, und „weil es das vollendete Unglück ist, mit Hartnäckigkeit seinen Fehler schützen zu wollen". Nein, Luzifers Sünde war deshalb unverzeihlich, weil er gesündigt nicht aus Gebrechlichkeit zufolge Verführung zum Bösen, noch auch aus Unwissenheit, da er mit der höchsten Wissenschaft begabt war, sondern aus lauter vorbedachter **Bosheit**, daher nicht seine, wohl aber der Menschen Sünde Erlösung gefunden, wenn auch letztere „durch die Verachtung der vorhergegangenen Warnung" und durch das Sichverbergen beim Gottesrufe erschwert worden. Ja, „niemand sündigt weniger ungestraft, als der das Übel vorherbedenkt". Wehe also den vorsätzlichen Sündern: wie den **Trunken**bolden, den **Venus**kindern und -Fischern, den **Rechts**verdrehern, den **Rauf**bolden und Duellanten, den macchiavellistischen **Judas**brüdern, den koketten **Buhldirnen**. Sie alle werden nicht leicht Gott versöhnen, denn „nichts fordert so den göttlichen Zorn heraus, als die Sünde der vorbedachten Bosheit. **Petrus** sündigte aus Furcht und Schwäche, und findet Gnade; **Judas** aber aus Bosheit und er ging zu Grunde. **Paulus** verfolgte die Kirche, aber unwissend, und erlangte Barmherzigkeit; **Julian**, der Abtrünnige, aber verfolgte sie vorsätzlich und wissentlich, und ward verdammt. So verhindern also diejenigen die Gnade der Buße, die aus lauter Bosheit zu sündigen pflegen. Hüten wir uns also, Gott vorsätzlich zu beleidigen, und geben wir Raum seiner Gnade, damit wir nicht ohne Buße und Sakrament sterben und ewig verderben, sondern das Himmelreich erwerben!

Sie beschlossen, dem Herrn eine **Zungenfalle**, oder gleichsam seinen Tod auf den Ausspruch seiner Zunge zu legen, und zwar vermittelst der Antwort auf eine verfängliche politische Frage.

„Und sie **schickten ihre** Schüler mit den **Herodianern** zu ihm." Sie sandten ihre Schüler mit des Herodes Trabanten und Leibwächtern, die sie zu diesem Zwecke jedenfalls mit Geld erkauft hatten. Die Pharisäer gingen nicht selbst, sondern schickten ihre Schüler, weil es vermutlich ihr Hochmut nicht zuließ. Ohnedies hatten sie die Sache fein genug eingefädelt, so daß auch ihre Schüler sie leicht besorgen konnten. Wollten sie doch auch, daß diese jungen Füchse von den alten lernen möchten. „Sie sandten ihre Schüler mit den **Herodianern**." Die jüdischen und heuchlerischen Gesetzgelehrten der Synagoge verbanden sich zu ihrem höllischen Plane mit den heidnischen Anhängern des vom römischen Kaiser ihnen aufgedrungenen,

ausländischen Königs Herodes, mit diesen in der Politik und Regierung wohl erfahrenen, aber listigen und schlauen Hofleuten und Beamten. An den Höfen der Großen wird ja vor allem geschmeichelt und geheuchelt. Große hören nicht gern die Wahrheit, die oft bitter ist. Heinrich XIII. fragte einst einen seiner Kammerherren: „Warum so wenige Könige kanonisiert würden?" und als dieser nicht zu antworten wußte, gab er selbst den Grund an: „Weil sie bei sich so wenige haben, welche die Wahrheit sagen." Daher lautet auch der Spruch: „Der Bauer reitet das Roß, der Herr den Bauern, der Schmeichler den Herrn, der Teufel den Schmeichler, und so werden sie alle geritten, aber keiner wird härter gedrückt, als der Fürst und Herr!" Was war natürlicher, als daß die Pharisäer und die Herodianer die erbittertsten Feinde gegen einander waren, weil diese den Zins der römischen Kontribution von den Juden verlangten, jene ihn aber auf Grund ihrer angeblichen Freiheit verweigerten? Und was war gefährlicher für Christus, als ihre Verbindung gegen ihn? Eine Freundschaft aber zum Zweck von verruchten Thaten, die also nicht die Güte, Gott und das Gewissen, zur Grundlage hat, sondern den Teufel, die Sünde und Gewissenslosigkeit, die verdient nicht den Namen „Freundschaft", sondern den Namen „gottloser Freundschaft und einer Banditengenossenschaft".

„Sie sagten: Meister, wir wissen, daß Du wahrhaftig bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrst und Dich um niemand kümmerst!" Sie nahen ihm mit Komplimenten und überaus schönen Lobesworten, aber ihr Herz ist pharisäisch und falsch. Sie loben ihn ins Gesicht, aber tragen die Falschheit im Herzen. Sie nennen ihn „Meister", und wollen doch nicht seine Lehrjünger, sondern nur seine Henker sein. Sie loben ihn als den „Wahrhaften", wollen aber doch seinen Worten nicht glauben, sondern ihn als Volksbetrüger und Landesverräter anklagen. Sie sagen, „daß er den rechten Weg zum Himmel lehre," und wollen ihn doch den Weg des Todes führen. Wohl haben sie ein wahres Lob geredet und sich auch mit ihrer Streitfrage an die rechte Quelle gewendet, allein dies Lob war nach ihrer Ansicht unbegründet, falsch und lügenhaft, und sie gaben es ihm nur deshalb, um ihm zu schmeicheln, zu heucheln, ihre Bosheit zu verdecken, ihn zutraulich zu machen, anzuspornen, aufzublasen und kühn zu machen, auf daß er seine Gemütsmeinung über die gesetzlich verfängliche Frage offenbare. Dieses Lob war also eine Lockspeise, ein

Köder, ein Fuchsschwanz, ein Teufelsschweif oder eine glatte Schlange, welche beziehentlich die Angel, das Fanggarn, den Strick und den giftigen Biß, verdecken. „Hüte dich vor den Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen!" „Hab acht! Es ist des Menschen Scherz: wenn sein Mund küßt, so beißt das Herz!" „Trau' und glaube nicht so hitzig; denn fremder Schad' macht witzig!" Denkt an David!

Immense Gefahr liegt in den Lobesworten der Heuchler und Schmeichler. Solches Lob ist verzuckertes Gift, stets verdächtig, immer gefährlich. Gefährlich sind alle, Jemandem ins Angesicht gesagten und selbst alleraufrichtigsten Lobeserhebungen; denn sie verleiten den Gelobten zum Stolze und zur Lässigkeit, darum auch Christus den Johannes nur in dessen Abwesenheit gelobt. So laß denn auch dich ins Antlitz lieber tadeln, strafen und schelten, als loben! Noch gefährlicher ist das, Jemandem ins Angesicht mit der Absicht gesagte Lob, um ihn von einer guten Handlungsweise abzuhalten. So lobte einst Petrus den Herrn, damit er nicht in sein Leiden gehe; er aber antwortete: „Weiche, Satan!" Wie noch gefährlicher ist das unaufrichtige und falschgemeinte Lob der Schmeichler und Heuchler, d. i. ihr in Wort und That lügnerisches Lob, das anders in Wort und That, als im Herzen, lautet; denn in solchem Augenblicke des heuchlerischen und schmeichelnden Lobes fährt der Teufel in den Menschen hinein. Beweis ist das Lob der heutigen Pharisäer, das des Satans: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden!", und des Judas Kommunion; denn nicht fuhr der Teufel in ihn, als er Säckelmeister wurde, oder bei Magdalenens Salbung murrte, sondern erst, als er wie ein Heuchler, d. i. äußerlich als Freund, und innerlich als Verräter Christi, kommunizierte, kurz „nach dem Bissen!" Am allergefährlichsten aber ist das subjektiv und objektiv sündhafte, oder das Jemandem für seine Sünde oder in dem, worin er zu tadeln ist, gespendete Lob, genannt „das Zungenöl der Sünder". Die also die Sünden und Missethaten Anderer loben und sie darin bestärken, die Sündenlobhudelnden Schmeichler und Heuchler, gleichen den Hunden des Lazarus, die seine Geschwüre belecken, und die so Gelobten, so sie es sich gefallen lassen, und annehmen, sind die Gesalbten mit dem Öle des Teufels. Nicht zu verwundern ist's, wenn wir mit David sprechen: „Der Gerechte mag mich strafen in Güte, oder mich schelten, **aber des Sünders Öl soll mein Haupt nicht salben**"!

Nicht bloß auf des Gottmenschen, des Christentums und der

Kirche, Wahrhaftigkeit und Verwerfung aller lobhudelnden Schmeichelei und Heuchelei, sondern auch auf ihre **Unparteilichkeit** werden wir damit hingewiesen. Vor ihren Augen gilt nämlich nicht das äußere Ansehen, die Person des Menschen, dessen Stand, Name, natürliche Beschaffenheit, Vermögen oder Lebensstellung. Ihnen gilt als der Erste und Edelste, der die meisten Tugenden hat, ob er auch ein Bettler sei; und jener als der Letzte und Verächtlichste, der sich von seinen Leidenschaften und bösen Begierden beherrschen läßt, und sei er auch Fürst oder Kaiser. Wenn es nämlich eine weise Regentenregel für eine Regierung zu der Menschen Wohlgefallen ist, sich Allen gleich und gemeinschaftlich zu verhalten, so ist's zur Gewinnung der Zuneigung aller Menschen im eminenten Sinne die Regel Gottes. Allen Menschen hat er sich gleich gemacht in seiner Menschwerdung, so daß alle, arm und reich, an ihm einen Trost haben können. Und damit dieser Trost für alle, äußerlich noch so verschiedenen Menschen um so vollkommener und unparteiischer erscheine und jedes Ansehen der Person ausschließe, darum hat der Menschgewordene Gottessohn überall, in Geburt, Leben und Tod, den Mittelort sich erwählt, weil jede Sache, wenn sie allen zu gute kommen soll, stets in die Mitte gesetzt zu werden pflegt. Das Haupt ruht auf der Mitte des Leibes, um alle Glieder zu beeinflußen. Das Licht wird auf die Mitte des Tisches gesetzt, um den untersten, wie obersten, zu leuchten. Das Feuer wird in der Mitte des Herdes gemacht, um gleiche Hitze überall zu haben, der Wasserbrunnen inmitten auf dem Markt errichtet, damit alle Bewohner gleich nahe zu ihm haben, der Wegweiser inmitten auf dem Kreuz- und Scheidewege gesetzt, um allen Wanderern zu dienen. Nicht anders verhält sich's mit Christus. Mitten in der Nacht ward er geboren, mitten zwischen Ochs und Esel gelegt, mitten unter Gesetzesgelehrten sitzend als zwölfjähriger Knabe gefunden, mitten unter den Gläubigen hat er versprochen, sich allzeit finden zu lassen, inmitten der Welt uns erlöst, inmitten zweier Mörder geendet, inmitten seiner Jünger als Auferstandener sich gestellt und ihnen den Frieden gewünscht. Kurz überall und allzeit, in Geburt, Leben und Tod, hat Jesus die Mitte erwählt, und warum anders, als zum Zeichen seiner allgemeinen und unparteiischen Liebe, zur Ermöglichung für alle, seine Liebe zu genießen, und um jeden Verdacht und jede Mißdeutung einer Parteilichkeit auszuschließen, was jedenfalls er nicht erreicht hätte, wenn er als Haupt der Kirche, als Licht der Welt, als Feuer des Himmels, als Quelle des Lebens und als Wegweiser zum Him-

mel, nicht den Mittelort sich auserwählt hätte. „Gleiche Sorge hat er für alle!“

Doch das ist eine Lehre, die trotz ihrer Gewißheit und Unfehlbarkeit den Geringen nicht einleuchtet, weil sie in ihrer Armut daran zweifeln, und ihren Gott und Herrn beargwöhnen, als sei er gegen die Einen freigebiger, als gegen die Anderen. „Wo viel ist,“ sagen sie, „will viel hin ꝛc. Dieser hat alles, jener fast gar nichts. Dem Reichen kälbert ein Ochs. Geld und Glück will nur den Reichen wohl. Bei den Reichen ist alle Tage Kirchweih. Reiche schwimmen überall oben, wie das Öl auf dem Wasser. Arme hingegen will niemand kennen. Arme müssen hinter die Thür; Arme müssen den Hund heben; Arme kehren unter der Bank; der Bettelsack ist allzeit leer, und arme Leute haben keinen Freund.“ Also beargwöhnen viele Gott und beschuldigen ihn einer parteiischen Liebesneigung. Allein ein großes Unrecht fügt ihr Armen solchenfalls Gott zu, und wie betrügt ihr euch selbst! Wäre nämlich Gott, der Herr, einer parteiischen Zuneigung anzuklagen, wie hätten dann die Reichen dieser Welt viel mehr Ursache zur Klage, als die Armen; denn hat es nicht den Anschein, als achte Gott nicht viel auf die Reichen, und ganz und gar nicht so viel, als sich die Armen einbilden? Oder ist's etwa ein Trost oder vielmehr kein Trost für die Reichen, wenn, laut Schrift, „die Mächtigen mächtige Peinen erleiden werden“, „zwei „Himmel nicht aufeinander folgen“, „ein Wehe den Reichen gilt, weil sie ihren Trost dahin haben,“ „Viel gefordert wird von dem, dem viel gegeben worden“, und auch „nach dem Maß der Freuden und Wollüste, in denen man hienieden gelebt, auch dort Einem Peinen und Schmerzen erteilt werden“, kurz, wenn Gott der zeitlichen Freude so oft beigesetzt das ewige Leid, und die Süßigkeit des zeitlichen Trostes mit dem Gallentrank der ewigen Schmerzen zu verbittern droht? Und haben nicht andererseits die Armen laut Schrift und Erfahrung stets vor den Großen den Vorzug? Ist bei Gott denn jemand besser daran, als die Armen? Müssen nicht vor ihnen auch die vornehmsten Menschen ohne Ansehen der Person zurücktreten, wie dies die Wahl des Hirtenknaben David zum Könige, die Verkündigung der Menschwerdung an arme Hirten, der eilige Gang Christi zum kranken Knecht des Hauptmanns, die Belehrung des Petrus im Traumgesicht vom Genuß unreiner Tiere für die Berufung der Heiden, der Verächtlichsten aller Völker u. dgl. m., hinreichend dargethan? Warum also sich als Arme beklagen gegenüber den Reichen? Ja, Gott, dem Allmäch-

tigen, ist keiner zu schlecht, und ein jeder recht, was anlangt die äußere Erwählung zur Gnade und zum Himmel, daher auch Johannes den Himmel voll der Seligen aus allen Ständen geschaut.

„Sag' uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht?" Wie arg, geschraubt und politisch verzwickt dies war, versteht nur der Kenner der Zeitverhältnisse! Bekanntlich hatte Kaiser Augustus bei Christi Geburt eine Volkszählung und Tributauflegung veranstaltet. Das verursachte aber im Judenlande Rebellion und Tributverweigerung. Eine gewöhnliche Erscheinung ist's, daß große Volksbelastung auch Volksempörung hervorruft. Darum untersagte auch der römische Kaiser Tiberius seinem ägyptischen Landpfleger Aemilius Rectus eine neue Steuerauflage mit dem Worte: „Ich schere das Tier, aber schinde es nicht." Auch Alexander der Große wies dergleichen Rat seines Hofherren mit dem Ausspruche zurück: „Ich hasse den Gärtner, der das Kraut mit der Wurzel ausschneidet." Und darum ist's auch die Generalregel aller Regenten, oder wenigstens jener, die sich eine friedliche und glückliche Regierung wünschen: „mit den Unterthanen glimpflich umzugehen und so von ihnen zu fordern, daß sie gleichwohl bei Kräften bleiben und leben können," damit sich nicht etwa bewahrheite jenes Regentenwort: „Die Bauern sind die Weide der Beamten, die Beamten die Weide der Tyrannen, und die Tyrannen die Weide des Teufels!" Ob nun jene Steuerauflage des Augustus recht oder unrecht, erträglich oder hart, gewesen, haben wir nicht zu entscheiden. Hart und unrecht schien sie den Juden zu sein und war ihnen stets ein Anlaß, sich zu beklagen; doch gab's auch welche, die anderer Ansicht waren. Kurz, das Judenvolk war geteilter Meinung, die Einen waren für, und die Anderen gegen den Kaiserzins. „Bei so trübem Wasser," dachten die Pharisäer, „ist gut fischen," und sie legten Christo darum die Frage vor: „Ist's erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben, oder nicht?" „Es sei ja (meinten sie) eine gefährliche Frage oder ein Labyrinth, aus dem er ohne Anstoß nicht herauskommen könne; denn, sagt er „Nein", so redet er wider den Kaiser, und sagt er „Ja", so redet er wider das Gesetz und erscheint er als Feind des jüdischen Volkes, als Zerstörer der vaterländischen Religionsfreiheit und als Anhänger der heidnischen Römer. Und um seinen Ruf als Wunderprophet, Messias und Weltheiland, ist's geschehen."

Auf der Zunge liegt der Leibestod. Diesen erlitt z. B. der Kaiser der Römer, Caligula; denn, als er einst seinen Oberfeldherrn Cassius

Chereas freundlicher, denn sonst, angesehen, und auf dessen Frage nach dem Grunde geantwortet: „Ich lache, weil ich Deinen Kopf in meiner Gewalt habe," ward er sofort wegen diesem unvorsichtigen Worte von Cassius ohne viel Bedenken, um seinen Vorteil nicht aus der Hand zu geben, mit gezücktem Schwerte niedergestoßen. In ähnlicher Weise geschah's auch dem Prager Barbier Janda vom böhmischen König Georg Podiebrad. Beweis ist's, daß auch große Herren durch unvorsichtige Rede sich schaden. Der Seelentod, den die Zunge bringt, ist jedoch viel ärger, wie dies die Kirchenväter, das Gebet Davids, Ekklesiastes, Jakobus und die teuflische Versuchung des Job, beweisen. Schon der lügende Mund tötet die Seele, wie viel mehr die fluchende Zunge u. s. w.? O wie nötig ist's, die Worte auf die Wagschale, gleichsam auf die Goldwage, zu legen! Hütet euch also vor der höllischen Vogelstellerei, d. i. vor der gestellten Zungenfalle und vor dem Fanggarn unvorsichtiger Worte, wie vor dem Laster des Neides, aber auch vor der lobhudelnden und heuchlerischen Schmeichelei, diesem gefährlichsten Fuchsschwanz und Teufelsschweif, mit dem dieser den dritten Teil der Engel in den Abgrund gezogen; denn „solche geheime Küsse sind gefährlicher, als die offenen Wunden", ihr Stachel ist der einer Tarantelspinne, und „besser ist's, zu fallen unter die Raben, die nur den Toten, als unter Schmeichler, die den Lebenden die Augen aushacken."

„Da aber Jesus ihre Schalkheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze! Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Überschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: „Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" Viel klüger, als alle Füchse zusammengenommen, zeigte sich auch hier Christus. Er war nicht der Mann, den sie glaubten in ihm gefunden zu haben. Er ging nicht auf ihre Falle ein, sondern warf vielmehr den Strick, den sie ihm verborgen zum Fange gelegt, ihnen selbst um Füße und Hals, so daß sie gefangen wurden. Da sie selbst nämlich dem Kaiser den Zins, und Gott seinen gebührenden Dienst, verweigerten, so gab er ihnen, dessen sie sich gar nicht versehen hatten, den starken und scharfen Verweis und den Hinweis auf beide Pflichten.

II. „Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" Das war eine Antwort voller Weisheit, ein wunderbar herrlicher Ausspruch, wie ihn noch nie ein Mensch gethan, herrlich,

unvergleichlich und gerechtigkeitsvoll, d. i. Gott fürchten und den König ehren. Christus sagt nicht, dem Kaiser oder Gott alles zu geben, sondern jedem das ihm Gebührende; denn „der Kaiser hat ein mit Gott geteiltes Reich.“ Wir sollen dem Kaiser nicht das „Göttliche“, sondern nur das „Kaiserliche“, die sein Bild tragende Zinsmünze‘ mit dem dazu gehörenden Tribut der Liebe, Ehre und Unterthänigkeit, Gott aber auch nicht das „Kaiserliche“, sondern nur das „Göttliche“, die sein Bild tragende Seele mit all ihrem Gotterlangten und zurückerhaltenen Guten geben, und sollen uns hüten, Rebellen gegen Gottes oder des Kaisers Majestät zu sein. Mit dem Worte: „Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist,“ hat der Gottmensch die zweifache Weltordnung „von Thron und Altar“ aufgerichtet, jedoch diese zwei Ordnungsgewalten nicht einander gleich-sondern nur gegenübergestellt, und noch weniger Gottes Obergewalt über, die kaiserliche Gewalt aufgehoben. Demgemäß sind denn auch die „religiösen“ Interessen höher, als die „nationalen“, zu stellen, da diese „als besondere“ in jenen, „als den allgemeinen“, enthalten sind. Das gilt denn auch beim Widerspruch der göttlichen und menschlichen Gesetzgebung, bei der gegenseitigen Befehdung von Thron und Altar, wie bei der Ausübung der staatsbürgerlichen und „gesetzgeberischen“ Wahlrechte und Wahlpflichten, vermittelst deren man auch „zu geben hat Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist“, und selbstverständlich da und dort zuerst und vor allem, wo das Gewissen es erfordert, die Not am größten und die Hilfe am unentbehrlichsten erscheint. Wir sollen aber auch die Ehre ausdehnen von den Personen auf ihre Bilder, weil die dem Bilde erwiesene Ehre oder Unehre auch die persönliche Bedeutung hat, und somit Lohn oder Strafe nach sich zieht.

„Wessen ist dieses Bild?“ „Christus hat mit dieser Frage nichts mehr gewünscht, als daß alle Anwesenden ihre Augen nicht nur auf das Gepräge des vorgewiesenen Zehners, sondern auch auf ihre eigenen Seelen werfen, und so, jedes seine eigene Seele als das edle Ebenbild Gottes, besser schätzen lernen möchten, im Bedenken, daß die Seele des Menschen keine so schlechte Münze, sondern eigentlich der Zinsgroschen sei, den man Gott statt einer Kopfsteuer, zu erlegen habe!“

Was ist die Menschenseele? Ein reiner, unsterblicher Geist, gestaltet vom dreieinen Gott nach seinem Ebenbilde: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnisse“, im Unterschied von der Tierseele, während es vom Leibe oder vom Vor-

hange der Seele heißt: „Gott bildete den Menschen aus Erdenlehm.“ Die Menschenseele ist somit ein wahrhaftes Abbild Gottes, während in den anderen Geschöpfen nur „Fußstapfen“ Gottes zu sehen sind, — ist eine Kopie des göttlichen Originals, ein Meisterstück Gottes als Selbstgemälde, ein von Gott gemaltes Bild seines Wesens, und das Haus seiner Weisheit. Die Umschrift am Gottesbilde der Menschen-seele aber lautet: „Gottes Name“, und das unauslöschliche Zeichen „Sie ist Gottes“, d. i. Gott gehörig. Doch der Mensch hat das seiner Seele angeschaffene Ebenbild Gottes nicht unversehrt bewahrt, seine Schönheit verdorben und entstellt durch die Sünde, indem er Gott und das Göttliche aus seinem Herzen vertrieb und des Teufels Larve anzog. Er spie es an, trat's mit Füßen, löschte es aus, zerstörte es und machte aus ihm ein dem unvernünftigen Tiere gleiches Bild des Todes, ja ein Bild des Teufels. Aber der in sein Bild „verliebte“ Gottsohn hat mit dem Preis seines Blutes die Gott ebenbildliche Menschenseele wiederum erkauft und der heilige Geist ihre Schönheit wiederhergestellt. Viele freilich giebt's, die selbst das erneuerte Gottesbild mit bösem Werke aufs neue besudeln und verlieren, und statt seiner das Bild des Teufels führen. O bewahren wir unseren Geburts- und Christentumsadel, d. i. unsere Gott ähnlich erschaffene und wiederhergestellte Seele, vor allen Sündenmakeln durch treue Nachfolge Gottes in Christo, damit er sie beim Abscheiden als die seine anerkenne! Halten wir sie in hohen Ehren, lieben und achten wir sie! Tragen wir sie stets wie David auf unseren Händen, d. i. mit Vorsicht! Haben wir stets beim Anblick und Gedenken unserer Seele und ihres Bildes des dreieinen Gottes, des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, das göttliche Original vor Augen, um nichts Gottunwürdiges zu thun, gleichwie gute Kinder beim Anblick des Bildes ihres abwesenden Vaters den heiligen Entschluß erneuern! Bewahren wir sie im Leben, und geben wir sie beim Tode als unversehrtes Gottesbild dem dreieinen Gott in seine Hände wieder zurück.

III. Daß der Herr falsche und betrügliche, geriebene und schalkhafte Menschen schon in dieser Welt zur Strafe zieht, und ihnen gerade dann, wo sie meinen, mit ihren bissigen Anschlägen am erwünschten Ende zu sein, das überschwere Unglück auf den Hals schickt, beweist auch die nachfolgende, vor anderthalbtausend Jahren vorgefallene Geschichte.

Der morgenländische Kaiser Konstantin, mit dem Beinamen Ducas, hatte auf seinem Sterbebette bestimmt, daß nach seinem Tode

seine Gemahlin Eudocia nebst den drei Söhnen Michael, Andronikus und Konstantin, „dem Purpurgeborenen“, gemeinschaftich das Reich regieren sollten, und zur Sicherung dieses, seines letzten Willens hatte er seine Reichsräte zum Gehorsam gegen dieselben, wie auch seine Gemahlin zur ferneren Ehelosigkeit, durch Eidschwur verpflichtet, welcher Eid auch schriftlich in die Hände des Patriarchen von Konstantinopel niedergelegt worden. Eine solche eidliche Verpflichtung des einen Eheteils gegen den anderen, am Sterbebette eingegangen, hat immer etwas Mißliches, da sie zumeist im Augenblick des Schmerzes ohne vollste Überzeugung übernommen, dennoch alle künftige Willensfreiheit bindet und das Gewissen beschwert, daher sie ohne Not weder gefordert noch gegeben werden sollte. Doch Eudocia war eine treue Gattin, Mutter und, was noch mehr ist, auch eine weise Regentin, so daß sie gern und gewissenhaft nach des verstorbenen Kaisers Willen im Witwenstande lebte, und auch zur vollsten Zufriedenheit ihrer Unterthanen, in Gemeinschaft der drei Söhne, das Land regierte. Und alles das wäre auch so geblieben, wenn sie nicht erlegen wäre einer von jenen schweren Prüfungen, wie sie öfter und empfindlicher die Reichen, Großen und Regenten, heimsuchen, als die Menschen geringeren Wirkungskreise, weil des Glückes Bestand mehr oben, als unten angefochten wird.

Öftere und siegreiche Angriffe der Nachbarvölker auf die Grenzen des Kaiserreiches machten das Volk besorgt, und unzufrieden ob der ihm drohenden, noch größeren Gefahren, so daß es selbstverständlich wünschte, statt des schwachen Frauen- und Kinderregimentes einen tapferen Mann als Verteidiger an der Spitze des Reiches zu sehen. — Solche plötzliche Umkehr der Volksstimmung ist, wie in jedem Stande, so auch gegenüber noch so sehr geliebten Regenten nur zu leicht möglich, da alle Gunst unbeständig wie Aprilwetter ist. Was thut nun aber die Kaiserwitwe in ihrer Bedrängnis von Außen und in ihrer Besorgnis vor dem Volke, daß dieses nicht etwa einen mißliebigen Mitregenten ihr aufdränge? Statt mit Gott zu beraten, wählt sie die Wege des Unrechts und der Falschheit, und sieht sich zuletzt nebst allen denen betrogen, die sich in ihre Handlungsweise verwickeln ließen. Eudocia, die bisher nicht ans Wiederheiraten dachte, befaßt sich auf einmal mit dergleichen Gedanken. Indem diesem Plane nach ihrer Ansicht nur eines entgegensteht, nämlich ihr in den Händen des Patriarchen befindlicher Eidschwur, „nicht mehr zur zweiten Ehe zu schreiten,“ — glaubt sie, wenn auch fälschlich, da sie auch mündlich ihren Schwur abgelegt, doch an solche Verpflichtung nicht mehr

gebunden zu sein, sobald sie ihren schriftlichen Eidschwur aus des Patriarchen Händen zurückempfangen. — Ach, mit welchen Winkelzügen sucht so oft der Mensch sein Gewissen irre zu leiten! Dem Patriarchen die Herausgabe ihrer Eidschaft anbefehlen oder ihn mit Gewalt dazu zwingen, solcher offene Weg schien ihr weniger zweckdienlich zu sein. Wie leicht konnte ihr auf so gewissenloses Begehr eine ähnliche Antwort werden, wie sie schon so viele Regenten von ihren Bischöfen, z. B. Kaiser Theodosius von Ambrosius, der englische König Heinrich II. vom Erzbischof Thomas, der polnische König Boleslaus von Stanislaus zu Krakau, und Heinrich VIII., König Englands, von Johann Fisher erfuhren, die Antwort nämlich, „lieber zu sterben, als wider Gewissen und Gott, dem Staatsoberhaupt zu Gefallen, zu handeln!“ Gewissenlose That glückt ja nur vorübergehend, und verliert nicht allein Gottes, sondern seinerzeit auch der Menschen Gunst. Mit List suchte also Eudocia den Patriarchen zur Herausgabe ihres Eides, und für ihren Eheplan zu gewinnen. Sie redet ihm vor, daß sie zur Sicherung des Kaiserreiches beabsichtige, einen seiner nächsten Verwandten, des Bruders Sohn, Namens Barda, zu ehelichen. Wohl war's eine Lüge, da ihre Absicht ganz wo anders hinzielte, nur ein Köder, mit dem sie des Patriarchen Zustimmung zu erlangen suchte, und eine Falle, die seiner Ehrsucht gestellt wurde. Wird wohl ein hohes Kirchenhaupt so leicht zu hintergehen, und zur Pflichtwidrigkeit zu verleiten sein? Ach! wie schwach ist der Mensch in seiner Leidenschaft! Geködert durch einen für seine Familie so vorteilhaften Heiratsplan, denkt der Patriarch nicht mehr an seine Gewissenspflicht, nicht an die rechtmäßige Eidesentbindung der Kaiserin durchs römische Oberhaupt, noch an die allbekannte und gemeinschädliche Zuchtlosigkeit seines blindgeliebten Neffen, sondern einzig nur allein daran, sich den dargebotenen Köderbissen nicht entgehen zu lassen. Und darum liefert er nicht bloß unter dem Vorwande der Landesnot und unter gleichzeitiger Gewinnung der Reichsräte, bereitwilligst das schriftliche Eiddokument aus, sondern erkühnt sich auch noch, das Begehren des toten Kaisers für null und nichtig, ungültig und sträflich, zu erklären, ja als Ausfluß seiner Eifersucht zu verhöhnen. Wir sehen in dieser Willfährigkeit die große Macht der Nichtswürdigkeit, begehrliche Menschen mit Geld und Geldeswert und Kabale zu bestechen, um mit deren Hilfe ihren ungerechten Handel vor der Welt gerade zu machen, oder sich zum Gemeinschaden in Ämter, für die sie nichts taugt, wählen zu lassen. Daher der Spruch: „Wer gut schmiert,

fährt gut," womit aber nicht Gott, sondern nur das Gewissen und die Welt betrogen wird.

Der Patriarch erfuhr dies nur zu bald nach Auslieferung der besagten Schrift; denn Eudocia heiratete nicht seinen Neffen, sondern einen tapferen und berühmten Feldherrn des Reiches, Namens Diogenes, von dem sie nach menschlichem Ermessen voraussetzen konnte, an ihm einen guten Gemahl zu haben, der sie und das Reich wohl mit dem Schwerte beschützen, ihr selbst aber den Scepter der Regierung belassen werde. War er doch, als einst zum Tode verurteilter Usurpator des durch Constantins Tod erledigten Thrones durch sie zum Leben unter Landesverweisung begnadigt worden, und konnte sie also auf seine stete Dankbarkeit rechnen, soferne er nur ein Mensch sei. Doch was ist menschliche Klugheit, ohne Gott, auf dem Wege der Arglist? Der erkorene Kaisergemahl, dem es nur um Ruhm, Ehre, Macht und Reichtum, nicht aber um die Kaiserin zu thun war, — zeigte sich wohl anfangs als willfährigen und sanften Gatten, kehrte aber auch sofort, als er erst das Heft in seinen Händen hatte, gegen sie seine ganze rauhe und ungebundene Natur mit der Ergreifung und despotischen Anwendung der Obergewalt. Und um die Kaiserin und ihr Lebensglück war's auf immer geschehen, indem sie jahrelang ob seiner tyrannischen Härte, und schließlich als Gefangene in einem von ihr selbst erbauten Kloster, ihre Eidbrüchigkeit und Überlistung zu büßen hatte. So war die listige Kaiserin betrogen, und gleich ihr auch ihre Helfershelfer, die auch, ohne Gott zu fragen, durch List ihr Glück zu schmieden suchten. Für den Patriarchen, als ein so hohes und ehrwürdiges Kirchenhaupt, konnte es wohl, bei seiner Ehrsucht, keine empfindlichere Strafe geben, als deswegen, weil er sich von weiblicher Arglist betrügen ließ, vor aller Welt beschämt zu werden, und spöttische Verachtung davon zu tragen? Für den Kaisergemahl Diogenes aber, der wegen Unaufrichtigkeit, Verstellung, Heiratsannahme und Undank, gleichfalls die Ausklopfung seines Fuchsbalges verdiente, kam die schreckliche Strafe darin, daß ihm, nach seiner durch die Türken erlittenen Niederlage, die Augen ausgestochen wurden, und er sein Leben in Elend bis zum Gottergebenen Tode zubringen mußte. Wohl ist es eine Warnung für alle tyrannischen Ehemänner, die ihre Frauen um ihr Lebensglück betrügen, ohne daran zu denken, daß auch mit ihnen Gott seinerzeit abrechnen werde, und um so empfindlicher, je länger er zögert, und je weniger sie es vermuten.

Aus dieser Geschichte, in welcher drei Menschen sich gegenseitig blendeten, überlisteten und betrogen, und dann selbst überlistet und betrogen wurden, haben wir zu entnehmen: „Womit man sündigt, damit wird man auch gestraft." Wandeln wir darum bei aller, das Unsere bewachenden Klugheit doch die Wege der Redlichkeit, so werden wir, ferne von falschen Umwegen, den Fall in die Grube vermeiden.

## Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Meine Tochter ist soeben gestorben (Matth. 9, 18—26).

Unmittelbar voraus geht die Berufung des Zöllners Matthäus von der Zollbank bei Kapharnaum, und das von diesem in seinem Hause gegebene Mahl, bei welchem mit Christus und seinen Jüngern viele Zöllner oder Unterbeamte des Matthäus saßen. Da nun Jesus bei Tisch zu den Juden redete, trat der Synagogenvorsteher Jairus von Kapharnaum zu ihm mit der Bitte: „Herr, meine Tochter ist soeben gestorben; aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben!" Und Jesus stand augenblicklich auf und folgte ihm samt seinen Jüngern, um uns Saumseligen seine große und hilfsbereite Menschenliebe zu zeigen, und auch so viel des Volkes folgte ihm nach, daß es ihn drängte, weil Jedes dabei das Erste und Nächste sein wollte. Und da, auf dem Wege zum Hause des Jairus, erfolgte die Heilung der blutflüssigen Frau, und sodann im Hause selbst die Auferweckung des toten Mägdleins. Das Doppelwunder geschah also zu Kapharnaum. Die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas, erzählen es, und zwar jener mit dem Beiwort des Bittenden, daß das Töchterlein bereits gestorben sei, letztere aber mit dem Zusatz, daß sie in den letzten Zügen liege, was aber, laut St. Chrysostomus und Theophylakt, kein Widerspruch ist, da jedenfalls der Vater gerade da, als sein Töchterlein im Sterben lag und er an ihrem Leben verzweifelte, fort und zu Christus eilte und in der Überzeugung, daß sie unterdes gestorben, auch also sprach, und in der That auch unterwegs die Kunde von ihrem Tode empfing. „Sterben und Gestorben sein," ist bei Todeskandidaten dasselbe, und der Hilfesuchende vergrößert seine Not, um eher Hilfe zu erlangen.

I. Die zwei Wunder sind aufs engste verbunden und ineinander verflochten. Ihre enge Verbindung sagt uns, daß der Herr ein unermüdlicher Wohlthäter der hilfsbedürftigen Menschheit war, insoferne er, laut Schrift, umherging, nur um den Menschen Gutes zu thun, — ihre Ähnlichkeit und Verschiedenheit aber verkünden uns, daß die Zufluchtnahme zu dem Herrn und seiner Hilfe sich auch nach Zeit, Ort und den verschiedenen Umständen, zu richten hat. Das Evangelium kann füglich ein „Frauen“-Evangelium heißen; denn an zwei Frauen wirkte der Herr seine Wunder, und diese haben auch in der Altersstufe der zwei Personen ganz nahe Beziehung, insoferne das Mägdlein in seinem zwölften Lebensjahre starb, während die Frau schon zwölf Jahre am Blutflusse litt, und die Frau von ihrer Krankheit befallen ward, als das Mädchen geboren wurde. Wie merkwürdig ist der Gegensatz von beiden Frauen! Jene lebt in Blutesarmut und Diese stirbt in Blutesfülle; Jene siecht langsam ihrem Ende entgegen und kann nicht leben noch sterben, und Diese stirbt plötzlich und hätte doch noch lange zu leben; Jene lebt mit bleichen Wangen und blassen Lippen, und Diese zeigt noch im Tode das strahlende Morgenrot auf ihrem Angesicht.

Die Krankheit der Frau war unzweifelhaft. Ihren Namen nennt nicht die heilige Schrift. Eusebius von Cäsarea sagt: „Sie sei eine reiche Jüdin von Adel gewesen. Und sie habe nach ihrer Genesung durch Christus und nach ihrer Heimkehr, zum Danke dies Ereignis, wie sie als Knieende zu Christi Füßen seinen Kleidessaum berührt, in Metall und Erz gießen, und dies Bild vor ihrem Hause aufrichten lassen. Um den Fuß dieses Bildes aber sei alle Jahre ein Kraut gewachsen, das, sobald es groß geworden und den Saum des Kleides Christi berührte, sich als Heilskraut gegen alle Krankheiten erwiesen, wie er es selbst gesehen. Und erst lange Zeit danach habe Kaiser Julian, der Abtrünnige, dies Bild herabgeworfen und sein Bild an dessen Stelle setzen lassen, das aber vom Blitze zertrümmert worden. Das Kraut sei zwar jährlich immer noch gewachsen, habe aber sich nicht mehr als heilkräftig erwiesen.“ Die Frau hatte, laut Markus und Lukas, viel von den Schmerzen der verhärteten Krankheit, aber auch von den vielen Ärzten, Kuren und Medizinen, ausgestanden, und all ihr Vermögen, das baare, wie das aus dem Verkaufe ihres Goldes- und Silbergeschmeides und der Äcker aufgewendet, doch, wie Markus allein berichtet, keine Hilfe gefunden, sondern es war mit ihr nur noch schlimmer geworden; denn, sowie viele Köche den Brei, so

verderben auch viele Ärzte die Heilung. Davon schreibt freilich Lukas nichts; denn er war selbst Arzt.

Das Mädchen war in seiner blühenden Jugend aufs Krankenbett gesunken, und kam zum Sterben. Was alles für Hilfe mochte der Vater schon aufgesucht haben, um sein Kind vom Tode zu retten? Als aber alles vergeblich war und er nur noch an Christi hilfreiche und rettende Handauflegung dachte, da war das Mädchen schon verschieden. Daß aber ihr Tod kein Scheintod war, wie der Unglaube anzunehmen pflegt, sondern ein wirklicher und unbezweifelter, trotz des scheinbar widersprechenden Wortes Christi: „Das Mädchen ist nicht tot, sondern es schläft," beweist hinreichend die Aussage des Vaters und der Diener, sowie das Lachen des Volkes beim Vernehmen des besagten Wortes. Christi Ausspruch vom Schlafe ist nämlich nicht vom natürlichen, sondern vom Todes-Schlafe, zu verstehen, sowie in Rücksicht auf seine Allmacht und Erweckungsabsicht, insofern bei und für Christus „Schlafen und Todsein" ein und dasselbe ist und es ihm ebenso leicht fällt, einen toten, wie einen schlafenden Menschen aufzuwecken. Kurz, sein Wort ist ähnlich zu verstehen, wie sein Ausspruch beim Tode des Lazarus: „Lazarus, unser Freund, schläft;" denn, als die Apostel darauf entgegneten: „Nun, wenn er schläft, so steht's mit ihm günstig, so ist er gerettet," antwortete Christus: „Nein, ihr versteht's nicht recht, er schläft nicht, wie andere Leute, sondern er ist tot." Kann aber Christus vom Tode erwecken, wie viel mehr vom Sterben? Und wie wird er's auch, sobald es dem Menschen zum Seelenheile gereicht und er durch die Natur nicht den Tribut des Todes verlangt!

II. Das Evangelium lehrt ferner die in öffentlicher Verehrung zu nehmende Zuflucht zu Gott, da man diese Öffentlichkeit Gott schuldig ist, und er sich nicht mit der geistigen oder geheimen Verehrung begnügt.

Die Frau war mit verdächtiger, abscheulicher und von den Juden heftig geflohener Krankheit behaftet, hatte sich darum von allen Menschen zurückzuziehen, und wagte es auch nicht, im Bewußtsein ihrer Unwürdigkeit vor Christi Antlitz zu treten. Da sie von Jesus gehört hatte, sprach sie bei sich: „O, wie glücklich wäre ich, so ich auch nur den Saum seines Kleides berühren könnte, wie würde ich sofort gesund werden!" Und sie trat rückwärts unter dem Volke hinzu und rührte sein Kleid an. Und sogleich war ihr Blutgang gestillt, und sie fühlte am Körper, daß sie von der Plage geheilt sei. Wie nahm nun

auf der Herr diesen ihren geheimen, wenn auch noch so lebendig-starken Glauben und ihr bewunderungswürdiges Vertrauen auf ihn, welche vermittelst der Kleidesberührung ihre Heilung zur Folge hatten? Sie genügten ihm keineswegs, sondern er ließ sie öffentlich Gott die Ehre geben. Auf ihre Anrührung, bei der Jesus alsbald gefühlt, daß eine Kraft von ihm ausgegangen war, wendet er sich zum Volke und fragt: „Wer hat meine Kleider angerührt?" Wozu diese Frage ans anwesende Volk, da er es so gut, wie Andere, gewußt, die es gesehen oder sehen konnten, und da er selbst der allwissende Gott ist und ihm auch ein so großer Glaube gefallen mußte? Daher antworten verwundert die Jünger: „Du siehst das drängende Volk und fragst: Wer hat mich berührt?", d. i. sie waren noch blind in Gottes Geheimnissen und dachten nur, es habe jemand zufällig, von ungefähr und unabsichtlich, an Christus gestoßen. Aber der Herr sprach: „Es hat mich jemand angerührt, denn ich weiß, daß eine Kraft von mir ausgegangen". Er fragte nicht, als ob er's nicht wüßte, wer ihn berührt hätte, sondern nur deshalb, um diesen geheimen und wunderthätigen Vorgang zur Ehre Gottes, zum Lobe des Weibes und zum Heile Anderer, auch vor dem Volke zu offenbaren. Und er blickte umher, um die zu sehen, die es gethan hatte. Als nun das Weib sah, daß sie nicht verborgen blieb, begann sie zu zittern und zu fürchten, als ob sie was Böses begangen hätte, kam, fiel Jesu zu Füßen und bekannte ihr geheimes Anliegen, das sie aus Scham vor jedermann vertuschen wollte, nunmehr offenherzig vor allem Volke, und aus welcher geheimen Absicht sie ihn berührt hatte, und wie sie sogleich geheilt worden sei. Und Jesus wandte sich gnädig und liebreich zu ihr, sobald sie bekannt und um Verzeihung gebeten hatte, und sprach: „Tochter, sei getrost! Dein Glaube hat dir geholfen! Gehe hin in Frieden!" „Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an."

Das ist die Frucht des Glaubens und des demütigen Bekenntnisses seiner Fehler. Wie gut ist es, durch Gottes Zulassung bisweilen auf der That mit unseren Vergehen ertappt zu werden! Das ist zugleich die unverkennbare Zurückweisung der Welt, die den Kleinodien und Gebeinen der christlichen Heiligen, dieser Tempel und Wohnstätten des heiligen Geistes, so feindselig, und für die Überreste ihrer gottlosen Mitgenossen so voreingenommen ist; denn wollte sie mit Calvin einwenden, „es habe in dieses Weibes Benehmen keineswegs ein gottgefälliger" und beispielsvoller Glaube, sondern nur ein unbedachter, unbescheidener, vorlauter und flüchtiger Eifer und strafbarer

Aberglaube betreffs der Kraft des Gewandes Christi sich kundgegeben," wie sollte und müßte sie sich schon durch den, des Weibes Glauben so sehr rühmenden Herrn selbst widerlegt sehen? Dieses Weib beschämt so viele Christen, besonders Frauen, die frech, keck, stolz, unehrerbietig und ärgernisgebend, ohne Andacht und Reue, oder wohl gar mit geistigem, in der Beicht verschwiegenem Sündenvorrat, der doch viel abscheulicher, als das leibliche und natürliche Übel des Blutflusses ist, Christo im Sakramente nahen, und nicht nur seinen Saum, sondern seinen Leib selbst, berühren und aufnehmen. Wegen seiner bloß leiblichen Krankheit sich von Christi Kirche, Altar und Kommunion, als unwert abzuschließen, ist Unsinn und Aberglauben, da Gottes Heiligkeit durch des Menschen leibliche Unreinigkeit nicht berührt oder verletzt wird, wohl aber soll der Seelenaussatz und die innere und äußere Schamlosigkeit davon zurückhalten. Der aus dieses Weibes Benehmen entstandene, christliche und gottselige Gebrauch der katholischen Kirche von Alters her, „die priesterlichen Kleider oder Meßgewande zu berühren und zu küßen," erscheint den Nichtkatholiken seltsam und lächerlich. Allein es ist nicht zu verwerfen, so es geschieht mit guter Meinung, damit Christi Gewand selbst zu berühren, zumal der Priester beim Meßopfer Christi Person vertritt; ferner mit Demut und Ehrerbietigkeit, nicht aber mit ungestümem, gewaltsamen, rohen und das Kleid beschmutzenden Betasten, und auch mit rechtem Christenglauben, d. i. in der Hoffnung, daß Christus solche Ehre vergelte, nicht aber im närrischen Aberglauben, als wäre es ein unfehlbares Mittel gegen Augenweh, indem man mit den Fingern nach der Gewandberührung sofort seine Augen bestreicht.

Aber auch beim Vater des Mägdleins war seine öffentliche Bitte mit ein Grund seiner raschen Erhörung. Er ward erhört nicht bloß deshalb, weil er als Pharisäerfürst einer der größten Feinde des Herrn war, und durch die Gutthat zum Freunde gewonnen werden sollte; und auch nicht bloß darum, weil er ein Fürst der Priester war, diese aber, wie im Alten, so noch mehr im Neuen Bunde, nach Christi Willen geehrt werden sollten. Nein, die Hauptursache der Erhörung war der offene Glaube und die öffentliche Verdemütigung des Synagogenobersten, insofern er öffentlich vor Christus seine Kniee beugte, ihn anbetete und seine Bitte vorgetragen.

III. Als Christus noch mit dem Weibe sprach, kamen die Diener des Synagogenvorstehers mit der Nachricht: „Deine Tochter ist gestorben; warum bist du dem Meister noch lästig?" Jesus aber

tröstete den Vater: „Fürchte dich nicht, sondern glaube nur, so wird sie leben," d. i. kehre dich nicht an die Worte der Leute sonst müßtest du verzagen; sie reden, wie sie's verstehen; ihnen scheint alles, auch bei Gott, unmöglich zu sein; glaube und hoffe nur auf Gott und seine Macht, und sei versichert: wo alle Menschenhilfe vergeblich ist und keiner mehr helfen kann, hilft Gott am ehesten. Probatum est! Nach der Ankunft der Todesboten schaffte der Herr alles Volk von seiner Seite, und ließ niemanden mit sich gehen, als seine Jünger Petrus, Jakobus und dessen Bruder Johannes, mit denen er allein nebst dem Vater seinen Weg fortsetzte, bis er zu dessen Hause kam. Da sah er das Getümmel, die Flötenspieler und das lärmende Volk, und wie sehr sie heulten und weinten. Und er ging hinein und sprach zu ihnen: „Warum lärmet und weinet ihr?" „Weichet," d. i. hinaus mit euch aus dem Haus! „Das Mägdlein ist nicht tot, sondern schläft!" Und sie lachten ihn aus, weil sie wußten, daß sie gestorben war. Er aber schaffte alles Volk hinaus.

Die Juden pflegten ihre Toten schon vor dem Begräbnis und sofort nach dem Tode mit lauten Tönen und Schreien zu besingen und zu beklagen, oft viele Tage nacheinander, ja ohne Aufhören durch dreißig Tage selbst, um das Leid des Verlustes allen kundzuthun, in jedermann ein Mitleid zu erwecken, Klage und Leid zu verlängern und zu vergrößern, und das Lob des Verstorbenen nebst seiner Familien-Ehre auszubreiten. Warum schaffte nun der Herr aus dem Totenhause die Flötenspieler und das lärmende Volk? Hat er damit etwa alle Totenklage und Trauermusik abgeschafft, oder gar alle und jede Musik? Oder hat er damit nur verboten die Musik für die Kirchen und Tempel, wie dies die Irrlehrer vermeinten, so daß z. B. die Donatisten ums Jahr 400 das kirchliche Psalmensingen, und später die Waldenser und Wiklefiten alles kirchliche Singen, lästerten und die singenden Katholiken „Abgötterer und Baaldiener" nannten, „die mit großem Geschrei ihren schlafenden Gott erwecken wollten," und auch anfangs Calvin und die Protestanten alle Orgeln und Musikinstrumente aus den Kirchen entfernten, später aber ihren Fehler einsahen und sie wiedereinführten? Oder ward etwa den Christen nur die Musik für alle weltlichen Häuser untersagt, also auch die lustige Tanzmusik, die so oft die Sittlichkeit untergräbt und vom Kirchenbesuche abhält? Nichts von alledem, Christus verbietet damit keineswegs die Kirchenmusik; denn nicht aus dem Tempel, sondern aus einem gewöhnlichen Hause der Welt hat er sie heute getrieben. Er verbot damit aber

auch nicht die weltliche Musik; denn so hart und streng ist Christus und das christliche Gesetz keineswegs, daß sie alle Musik untersagen sollten. Sind ja Musik und Tanz auch nötig und nützlich zur Erheiterung des Menschenlebens. Ebensowenig wollte aber auch Christus damit alle Totenklage und Trauermusik abschaffen, sondern lediglich nur die jüdische, die nur eitles und unnützes Gepränge war, und dem Toten weder leiblichen, noch geistigen Nutzen brachte. Darum besteht noch heute der uralte Christenbrauch der katholischen Kirche, bei Begräbnissen zu singen und zu psalmieren, nicht um gleich den Juden die Toten übermäßig zu loben oder zu beklagen, sondern um Gott für den Toten um Gnade in jener Welt, um dessen Sündenverzeihung und Straferlaß, zu bitten, und damit die Anwesenden ebenso für den Toten beten, sich ihrer Sterblichkeit erinnern, und ihren Glauben an ein ewiges Leben im Himmel bezeugen, das der Tote angetreten, oder bald antreten wird. Der Hauptgrund für die Fortschaffung der Flötenspieler und des lärmenden Volkes war jedoch die Absicht des Herrn, das tote Mägdlein wieder zu erwecken.

„Das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft," lautete sein Ausspruch, womit er sagen wollte, daß es trotz seines wirklichen Todes doch ihm noch lebe, da seine Seele nach wie vor, außer, wie im Leibe, in seinen Händen sei, und daß er, wie er sie gegeben und genommen, so auch die Macht habe, sie sofort ihm wiederzugeben. Da verlachten ihn die im Sterbehause Jairi versammelten vielen Spielleute, die ihre Musik ertönen ließen, nicht um selbst zu trauern, sondern Andere dazu zu bringen. So ist's noch überall in der Welt mit ihrer lügenhaften Trauer und mit ihrem Hohnlachen über den leiblichen und sittlichen Tod der Menschen, besonders der Frauen. Sie trauert nicht aus Mitgefühl über der Menschen Fall, sondern nur aus Eigennutz, wenn sie sich nicht gar darüber freut. Sie verlacht und verspottet Gottes, Christi und seiner Diener Werke, Lehre, Armut, Demut, Kreuz und Joch, und alle Geheimnisse. Sie lacht nicht bloß aus Unverstand, weil Christus die Toten für Lebende und Schlafende, und die Lebenden für Tote, erklärt, weil sie diese seine Sprache nicht versteht und seine Macht nicht begreift, den Toten bei der Hand zu nehmen und auferstehen zu lassen, ähnlich, wie einst die neunzigjährige Sara mit den Ihrigen ob der Kunde, daß sie noch eines Sohnes genesen werde.

Der Tod ist ein Schlaf, den wir zuletzt schlafen, und nur unterschieden in der geringeren oder längeren Zeitdauer. Wie beim Schlafe

alle Kräfte der Seele, obschon sie im Leibe ist, und die äußeren Sinne aufhören, zu wirken und z. B. das Auge nicht sieht u. s. w., so wird auch beim Tode die Seele, obschon sie alle ihre Kräfte behält, aller ihrer Wirkungen beraubt, die sonst durch die Leibesglieder zu geschehen pflegten; denn wie das Denken, Sprechen, Hören, Sehen und Handeln, im Schlaf und Traum nur eine Ausnahme von der Regel ist, so ist's auch im Tode, d. i. die vom Leibe getrennte Seele ist, wie das vom Elemente der Erde und des Wassers getrennte Samenkorn, ohne Keimen und Wachsen, sich des Leibes nur dunkel bewußt und nach außen hin wirkungslos, in ihren vom Leibe aber unabhängigen Kräften, wie des Denkens, Erinnerns, Fühlens und Wollens, unausgesetzt thätig. Schlaf und Tod sind an sich sittlich gleichgültige Dinge, jedoch stärkend oder ermattend, süß oder qualvoll, in ihrer Einwirkung, je nach der Beschaffenheit des Wachens, Einschlafens und Ruhens, und enden mit dem Erwachen und Wiederaufstehen. Was gehört nun aber zum guten Schlaf und Tode? Äußerlich: Entkleidung, Gliederausstreckung, Augenschluß, vertrauliche Hingabe ans Urleben, und Sicherheitsgefühl. Innerlich: Arbeitsermüdung, Nüchternheit, Sorglosigkeit, gutes Gewissen, und keine oder nur gute Träume, als Bilder der wachenden Thätigkeit.

In solcher Weise sind Schlaf und Tod gleich und ähnlich. „Die Toten schlafen nur," sagt Christus, aber auch: „Nur die gerechten Toten schlafen süß, und nur im Christentum, das alle jene Erfordernisse gewährt, giebt's süßen Todesschlaf und seliges Erwachen!" Wer wollte darob den Totenerwecker verlachen, oder trotz seines Verbotes bei und betreffs der Toten viel lärmen und sie stören, sei's mit übler Nachrede oder allzulauter Klage? Wohl ist der zeitliche Verlust zu betrauern, aber für den Toten hat's keine Bedeutung; denn hat er gut gelebt, wozu ihn beweinen? und hat er schlecht gelebt, was nützt alles Trauern? das macht sein Geschick nicht besser, nur schlimmer!

Auch aus gehässiger Bosheit lacht die Welt, weil Christus mit den Seinen in Beten, Fasten und Almosengeben, ein anderes Leben führt, das ihren Sitten und Gewohnheiten entgegen ist, sie beschämt und der Sünde straft, beziehungsweise weil sie ein Dieb und Christus das Licht in der Finsternis ist, gleichwie jener Dieb des Demosthenes nächtliches Studium verächtlich machte, aber von ihm zur Antwort erhielt: „Ich weiß wohl, daß dich mein nächtliches Licht verdrießt." Doch das Gottverlachen und Spotten der Welt bringt ihr Verderben.

IV. Nachdem das Volk aus dem Hause geschafft war, ging Jesus mit des Mägdleins Vater und Mutter nebst seinen drei Jüngern in das Totenzimmer, nahm das Mägdlein bei der Hand und sprach zu ihr mit lauter Stimme: Mägdlein (ich sage dir), stehe auf!" Da kehrte ihr Geist zurück und sogleich stand sie auf und wandelte umher, so frisch und gesund, als wäre sie aus einem sanften Schlafe geweckt worden. Und sie entsetzten sich mit großem Erstaunen. Und Christus befahl, daß man dem auferweckten Mädchen zu essen gebe. Siehe da ein Wunder aller Wunder! Wohl glaublich ist's, daß der Eltern Freude groß gewesen, sie den Vorgang kaum zu fassen vermochten, und lauter Jubel im ganzen Hause erweckt worden, den freilich Christus ebensowenig, wie das Lärmen der Welt, geduldet. „Er faßte das Mädchen bei der Hand," der Bitte des Vaters zu willfahren: „Lege deine Hand auf sie, so wird sie leben!" Und auf das einzige Wort: „Stehe auf!" wird es sofort lebendig, und steht auf vom Tode aus dem Bette. Siehe, so mächtig ist das Wort Gottes, was aber nicht zu verwundern ist, da die ganze Welt durch ein Wort Gottes „fiat, es werde," geschaffen worden. Ein Vorbild war dies von der allgemeinen, künftigen Auferstehung des Fleisches, die gleichfalls geschehen wird kraft eines einzigen Wortes, das Gott durch des Engels Posaunenschall der ganzen Welt verkünden wird, und dieses Wort: „Stehet auf, ihr Toten!" ist ein gewaltiges, das Berg und Thal, Grüfte und Klüfte, Gruben und Gräber, Steine und Felsen, durchdringen, bis in den Abgrund der Hölle erschallen, und alle Toten auferwecken und lebendig machen wird. O wie furchtbar wird's jenen sein, die nicht im Herrn, sondern in Sünde und Irrtum, d. i. in überwindlichem Un- und Irrglauben, gestorben, und somit auferstehen zur Auferstehung des Gerichtes und zur Verdammnis des ewigen Todes! Nehmet drum dies Wort zu Herzen, und kehrt euch bei Zeiten daran, wie Hieronymus in der Wüste, dem's Tag und Nacht in die Ohren geklungen!

V. Und Christus gebot ausdrücklich und ernstlich den Anwesenden, dies Wunder verborgen zu halten und davon niemandem etwas zu sagen. Und dazu hatte er alle Ursache. Es galt, den Haß und Neid der Pharisäer, aber auch aus Liebe zur Demut aller Menschen Lob und Anerkennung zu vermeiden. Doch alles war vergeblich. „Der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend!", weil hervorgerufen von der Dankbarkeit, wie auch von der, Christi Gutthat nicht anerkennenden Gegenpartei. Jedwedes sprach davon und im ganzen Judenlande ward er für einen Propheten gehalten.

Der himmlische Vater hat's einmal so angeordnet, alle Jene zu erheben und zu erhöhen vor Himmel und Erde, die sich selbst demütigen und erniedrigen, und seine Ehre allein suchen. Beweis ist's für die Unvermeidlichkeit des menschlichen Geredes über öffentlich geschehene Ereignisse, aber auch für die heilsame Notwendigkeit, fremde Gutthaten, und besonders die Werke Gottes, zu offenbaren. Was besagen die Lobgesänge eines David, Moses, Josua, Ezechias, Zacharias, Simons, Deboras, Judiths und der seligsten Jungfrau? Sie lehren die Pflicht, Gottes Lob und Ehre allerorts zu verkünden und ihn wegen der von ihm empfangenen Wohlthaten, der allgemeinen, wie besonderen, vor allem aber für die Gesundheit und das Leben in leiblicher und sittlicher Beziehung, zu loben und dankbar zu preisen. Durch die dankbare Lobpreisung sind auch die zwei heutigen Wunder zur Kenntnis der Nachwelt gekommen, so daß sie alljährlich nunmehr von der christlichen Kanzel erzählt werden. Und warum? Um diese Mirakel zu bewundern, daraus Christi göttliche Allmacht, Allwissenheit und Barmherzigkeit, sowie andererseits seine menschliche Freundlichkeit, Liebe und Fürsorge, zu erkennen, und nicht zu verzagen in den schweren Heimsuchungen unheilbarer Krankheiten und vorzeitiger Todesverluste, sondern zu der im Christentume dargebotenen Hilfe zu flüchten.

VI. Beide Wunder lehren die Ohnmacht der Menschenhilfe und die Allmacht der göttlichen. Was der Mammon und der Arzt nicht kann, das vermag Christus; denn mit allem Gold und Gut konnte die Frau von ihrer Krankheit sich nicht befreien, und mit allem Gold und Silber Jairus nicht den Tod von seinem Hause hinwegtreiben. Während die Frau ein Beweis ist für die Hoffnung auf Gottes Gnade zufolge der Verehrung der Heiligthümer Christi und der Reliquien seiner Heiligen, insofern sie mit Erfolg ihre Genesung von der Berührung seines Kleidersaumes erwartete, ist das Mädchen ein Beweis für die katholische Lehre vom Mittelorte; denn wenn seine Seele vor der Auferweckung nicht im Himmel sein konnte, da dieser vor Christi Tod noch verschlossen war, aber auch nicht in der Hölle, da es aus der Hölle keine Erlösung giebt, so mußte sie doch irgendwo, in einem Mittelorte zwischen Himmel und Hölle, sein.

Unter der Frau versteht der Kardinal Hugo mit anderen Kirchenlehrern „eine öffentliche Sünderin", und er zieht aus dem Umstande, daß sie eher in der Öffentlichkeit geheilt wird, als wiederauflebt das verstorbene Mädchen im Haus und unter dem Dach, den Schluß, daß leichter oft kuriert werden die öffentlichen Sünder, als

die verborgenen. Deshalb betet auch David: „Erfülle ihr Angesicht mit Schmach, daß sie Deinen Namen suchen, o Herr", d. i. mache diese geheimen Sünder öffentlich zu Schanden und fülle an ihr Angesicht mit Spott und Schande, daß alle mit Fingern auf sie deuten, wie auf Zachäus und Magdalena; laß ihre heimlichen Sünden einmal ausbrechen und sie ihre Ehre im guten Namen verlieren, und sicherlich werden sie dann in sich gehen, Deinen Namen suchen und sich zu Deiner Ehre bekehren!

Unter dem Töchterlein des Jairus versteht der heilige Antonius mit anderen Auslegern jedwede, durch Sündeneinwilligung im Hause des Gewissens abgestorbene Christenseele, deren Lebensbekehrung noch leichter durch baldiges Zuthun zu ermöglichen ist, als wenn sie schon im Bösen erhärtet und erstarrt worden.

Der vom Herrn in „seiner Stadt" mit der Heilung einer heidnischen Frau, und sodann mit der Erweckung eines jüdischen Mädchens, gekennzeichnete Weg ist ein Bild seines Erlösungsweges.

VII. Das Evangelium lehrt die allen jungen und alten Frauen gebührende Tugend der Häuslichkeit.

Der Tod des Töchterleins, sowie der Gang des Herrn in ihr Sterbehaus, aber nicht ohne Begleitung, nachdem sogar seine Jünger über sein Tagesgespräch mit der Samaritin sich ohne Grund geärgert, — sowie der Gang der Frau inmitten des Volksgedränges, trotzdem sie sich laut Gesetz wegen ihres Übels von allen Gesunden abzusondern hatte und in dessen Übertretung ausnahmsweise die Genesung gefunden, — weist hin auf die leiblichen und geistigen Gefahren und unheilvollen Schäden, welche die öffentliche Welt den jungen und gereiften Frauen darbietet, wenn sie sich mehr in ihr, als im Hause, bewegen, nämlich in der Klage so mancher Eltern: „Unsere Tochter ist soeben gestorben, und leiblich und — geistig verdorben," sowie in so mancher Frauen unheilbaren und langwierigen Krankheiten und Seelenübeln. Es warnen viele Beispiele: eine Dina, die Tochter Jakobs mit ihrer Schändung zufolge ihres Vorwitzes, die Tochter des kananitischen Weibes, die vom Teufel wegen der schlechten Lehre ihrer Mutter besessen war, die Tochter der Herodias, die dem Johannes und dann sich selbst den Kopf abgetanzt, und die Töchter Loths mit ihrer Schändung zufolge Verkehrs in Sodom. Sie alle lehren: die Freiheit und Bewegung in der Welt, außer dem Hause, die Eltern ihren Töchtern, und Frauen sich selbst in maßloser Weise gestatten, (denn daß alle Nonnen werden und sein sollen, kann niemand wollen),

bietet für sie die größte Gefahr, die aber oft leider als solche nur zu spät und erst nach geschehenem Unglücke erkannt wird. Wie groß erscheint die Zurückgezogenheit der jüdischen und heidnischen Frauen! „Almae“ oder „Verborgene“ heißen die jüdischen Jungfrauen, weil keinem Schatze mehr nachgestellt werde und keiner so sorgfältig aufzuheben sei, als die Ehre und jungfräuliche Keuschheit. „Anreden“ und „Heiraten“ der Jungfrau aber war gleichbedeutend, und ihr erstes Gespräch mit ihrem Manne geschah erst am Hochzeitstage. Nach einem Philosophen soll eine Tochter nur dreimal im Leben ausgehen, nämlich das erste Mal bei ihrer Taufe, zum zweiten bei ihrer Hochzeit, und zum dritten Mal bei ihrem Begräbnis. Eine Jungfrau bildeten die Alten ab mit einem Drachen zur Seite, in seinen scharfen Augen anzudeuten die Wachsamkeit, und mit einer Schnecke, die stets in ihrem Häuschen bleibt, zu ihren Füßen. Der Bräutigam des Hochliedes verlangt von seiner Geliebten, sich wie eine Taube in den Felsritzen zu verbergen, nicht aber wie Andere alle Gassen zu durchlaufen und alle Winkel zu durchgaffen. Und glücklich preist die Schrift den Mann, dessen Weib wie ein fruchtbarer Weinstock an den Seiten seines Hauses d. i. häuslich und fleißig ist, selten ausgeht, höchstens einmal in des Nachbars Haus, um etwas zu leihen, wie es von Israels Frauen in Ägypten hieß, oder die da gleichet einer Judith und der Sara, der bejahrten Frau Abrahams, welche bei der Einkehr der nach ihr fragenden Engel die Einsamkeit aufgesucht! O wie wenig Verständnis für solche Häuslichkeit der Frauen ist jetzt unter den Christen anzutreffen!

VIII. Das Evangelium lehrt ferner zwei Hauptursachen, warum bei Krankheiten, trotz noch so günstiger Aussichten, so oft leider alles menschliche Zuthun vergeblich ist. Und welche sind's?

Der Mangel an der eigenen Mitwirkung mit den angewandten Mitteln. Für's Menschenwohl sind von Gott besonders dreierlei Personen angeordnet: die Theologen mit den Predigern und Beichtvätern für die Seele, die Juristen für die äußeren Güter, und die Ärzte für den Leib. Wie wenig oder nichts vermögen sie aber, so sie auch noch so tüchtig und erfahren im Amte sind, und so gewissenhaft sie auch ihre Pflicht thun! Was können sie helfen, — wie muß es vielmehr noch schlimmer mit dem Menschen werden, wenn er vom Theologen die Seele nicht annimmt, noch seiner Mahnung nachkommt, den Juristen nicht anhört, sondern sein Recht gegen alle Vernunft führen will, und nicht dem Arzte, sondern seinem eigenen Willen folgt? Wie muß er dann notwendig die Seele, Gut und Leben

verlieren, beziehungsweise sich selber töten? Die Arzneikunst ist eine schwere Kunst, und geschickte Ärzte sind selten, häufig aber unerfahrene, die viel Menschen hinrichten. Wollten jedoch deshalb, und weil Gott den König Asa gestraft, daß er sich der Ärzte bediente, die Wiedertäufer den Ihrigen den Arzneigebrauch verbieten, so wäre dies allerdings ein Unsinn und gar weit gefehlt gegenüber der Schrift: „Ehre den Arzt um der Not willen; denn der Allerhöchste hat ihn erschaffen; und alle Arznei ist von Gott, und vom König empfängt er Belohnung". Gleichwohl bleibt wahr: nur Alter und Erfahrung macht kluge Ärzte. Unnütz sind jene, die nur das Vermögen ihrer Kranken aussaugen, ohne zu helfen, und so dem Tyrannen Dionys gleichen, betreffs dessen Diogenes auf die Frage: „Wie er mit den Reichen umgehe?" gesagt: „Wie Einer mit den Geschirren; denn er leere die vollen und werfe weg die leeren!" Beim Mangel von Ärzten sind heiterer Geist, Diät und Bewegung, die billigsten Ärzte. Und der Arzt aller Ärzte ist Gott selbst, der alle natürlichen, aber auch übernatürlichen Mittel spendet, und wie mit, so auch ohne Arznei oder Berührung seiner Heiligtümer, schnell und augenblicklich von unheilbarer Krankheit und vom Tode heilen kann.

Der Hauptgrund der Vergeblichkeit aller ärztlichen Hilfe liegt jedoch zumeist in der größeren Fürsorge für den Leib, als für die Seele, wie dies schon die Erfahrung mit der höheren Schätzung und Belohnung der Leibesärzte, gegenüber den Theologen und Philosophen, zumal seitens der Großen der Welt besagt. Das Evangelium sagt ziemlich deutlich, daß der betrübte Vater nicht wenig saumselig betreffs seiner kranken Tochter gewesen sein muß, insofern er erst so spät, bei ihrem Tode, an Hilfe und Rettung gedacht. Und warum? Weil man ihm, um ihn nicht zu betrüben, vielleicht die traurige Wahrheit und den gefährlichen Zustand seiner Tochter vorenthalten, verschwiegen und nur stets gesagt: „Diese Krankheit ist nicht zum Tode, und noch hat's Zeit bis zur letzten Hilfe," und währenddem war sie gestorben. Welche Warnung ist's für die, welche meinen, ohne eigenes und Gottes Zuthun zu genesen, besonders für jene, welche die geistige Hilfe auf dem Krankenbette verachten, oder den Sakramentenempfang solange hinausschieben, bis daß der Kranke den Verstand und die Rede verliert, und so ohne Gott dahinstirbt! Und welche große Verantwortung haben dann die Angehörigen und besonders die Ärzte, wenn sie's unterließen, auf die Schwere der Krankheit und die Pflicht des Versehens aufmerksam zu machen!

IX. Das Evangelium **tröstet** auch bei unheilbarer Krankheit und frühem Todesverluste.

Es lehrt die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Trübsale für die Menschen aller Stände. So hat auch die Krankheit mit Verarmung, und der Tod mit dem Reichtume, zwei Menschen, die Frau und den Vater, zu Christus geführt, und beide können sprechen, wie der Landesflüchtige **Themistokles** beim persischen Könige über Tisch gesagt: **„Verdorben wären wir, wenn wir nicht wären verdorben,"** d. i. unglücklich geworden. Ein seltenes Ereignis war's aber, daß auch der reiche und vornehme Fürst und Ratspräsident notgedrängt, und besonders gezwungen von der selbst die Eltern- und Kindesliebe überragenden Eigenliebe, zu Christus geflüchtet. Daher das „Siehe!"

Der frühe Tod des Mägdleins warnt besonders die mutwillige **Jugend**, die da meint, sicher vor dem Tode zu sein und noch lange zu leben; denn wie wenig Ursache sie hat, sich auf ihr blühendes Alter, auf ihre jungen Jahre, und auf ihren starken und schönen Leib zu verlassen, und sicherer vor dem Tode, als die Alten, zu sein, sagt St. **Bernard**: „Alte müssen, Junge können sterben," und die Erfahrung, daß mehr Menschen in der Jugend, als im Alter sterben, wie auch die drei von Christus erweckten Toten keineswegs zu den alten Leuten zählten, da Jairi Tochter zwölf, der Sohn der Witwe zwanzig, und Lazarus dreißig Jahre alt war.

Welchen **Trost** giebt's nun für betrübte Eltern beim frühen Tode eines Kindes? Für betrübte; denn wünschen auch manche Eltern zeitweise im Zorne ihren Kindern den Tod, so zeigt doch die Erfahrung, daß die meisten den Tod ihrer Kinder beklagen, beweinen, nicht selten sogar sich untröstlich und ärger, als die Heiden, geberden und gerne gesehen hätten, wenn sie alt geworden. Keinen besseren Trost giebt's für sie, als die Schrift. Man soll keineswegs wegen des zeitlichen, wohl aber ob des geistigen Todes der Kinder in Sorge sein, sie eher Leibes- als Seelentot wünschen, und von Gott mehr das Leben der Seele, als das des Leibes, erbitten? Denn, sterben sie nur zeitlich, dann gilt ja von ihnen: „Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur!" und zu diesem Schlaf wird jedes sagen: „Sie ruhen in Frieden!"

Gilt dies nicht auch vom fünfzehnjährigen Märtyrer **Agapitus**, von der dreizehnjährigen Märtyrin **Agnes**, von den zwei Knaben **Justus** und **Kastor**, die als ABC-Schüler aus der Schule eilten und freiwillig unter Decian Marter und Tod für Christus aufgesucht?

Als Xenophon, nach damaligem Brauche mit einer Blumenkrone auf dem Haare, gerade beschäftigt war mit der Darbringung eines Opfers, erhielt er die Botschaft, daß sein Sohn Grillus als Soldat in der Schlacht geblieben sei. Da nahm er sich den Kranz vom Haupte und stellte nur die kurze Frage: „Wie sich sein Sohn im Treffen verhalten habe?" Und auf die Antwort: „Vortrefflich, mit großen Ehren," setzte er sich wieder auf seine Krone und vollendete das begonnene Opfer, an dessen Schluß er das schöne Wort gesprochen: „Nicht, daß die Götter meinen Sohn unsterblich und langlebend machen sollten, habe ich von ihnen begehrt, weil es ja ungewiß ist, ob solches nütze, sondern daß sie ihn rechtschaffen und Vaterlandsliebend machen möchten! Und dieses Wunsches Erfüllung bin ich nunmehr teilhaft geworden!" Wie sollten Christen von diesem Heiden sich beschämen lassen, und nicht vielmehr denken gleich der gottseligen Blanca, der Mutter des heiligen Frankenkönigs Ludwig, die in dessen Kindestagen zu sagen pflegte: „Lieber wünschte ich dich des Lebens beraubt, als daß du mit Hinterlassung keiner Tugend eine Todsünde begingest," d. i. besser ist ein gottseliger Leibestod mit dem ewigen Leben, als ein sündiges Erdenleben mit dem ewigen Tode!

# Am vierundzwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Evangelium. Wenn ihr sehet den Greuel der Verwüstung (Matth. 24, 15—35).

Heute ist der letzte Sonntag nach Pfingsten, und zugleich der letzte des ganzen Kirchenjahres, das wir im engen Anschluß an Christi Geburt, Leben und Passion, durchlebt haben. Da haben wir auch zu denken an den letzten Tag, an das Ende und den Schluß nicht bloß der Welt, sondern auch der einzelnen Zeitperioden und des Menschenlebens, sowie an die damit verbundenen Vorzeichen und an die richterliche Ankunft Gottes, beziehungsweise Christi, mit Lohn und Strafe für Zeit und Ewigkeit. Wie heilsam ist solche Erinnerung am Ende des Kirchenjahres behufs der Gewissenserforschung, wie wir dies Jahr für unser Heil benützten, um bei der Erkenntnis so vieler Saumseligkeit die Gerechtigkeit Gottes in unseren Lebensgeschicken anzubeten und Christum vermittelst unserer Lebensbesserung zum gütigen Richter und zum gnädigen Urteil zu stimmen, damit er zur Stunde des Gerichtes sich unserer erbarme, uns beschütze, verteidige, Hilfe, Trost und Zuversicht sei, und wir so den kommenden Gerichtsübeln entgehen!

I. Der Menschensohn handelt bei der Vermeldung seiner richterlichen Ankunft zur Gewinnung der Menschen, gleichwie Tamerlan. So oft dieser berühmteste, tartarische Khan des vierzehnten Jahrhunderts, der sich rühmte, der Herr dreier Weltteile zu sein, einen Ort angriff, steckte er stets am ersten Tage eine weiße, den andern eine rote, den dritten Tag aber eine schwarze Fahne aus. Durch die weiße versprach er den Belagerten, falls sie sich am ersten Tage ergaben, seine Gunst und Gnade; durch die rote aber drohte er ihnen, alle mit dem Schwerte hinzurichten, wenn sie sich des anderen Tages

nicht ergäben; doch den dritten Tag, wenn er die schwarze ausgesteckt, war keine Gunst noch Gnade mehr zu hoffen. So steckt auch Christus heute drei Fahnen nacheinander aus: die weiße in der väterlichen Mahnung und Warnung: „Wenn ihr den Greuel der Verwüstung am heiligen Orte stehen sehet, dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge!“ — die rote im zornigen Himmelsschwerte des Blitzes: „Gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet, ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein!“ und die schwarze im schrecklichen Wehe: „Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden!“

Das Evangelium enthält in drei Prophezeiungen des Herrn, die wie alle Weissagungen dunkel und ineinanderfließend erscheinen, drei, von ihm über die Menschheit abzuhaltende Gerichte. Sein erstes Gericht prophezeit er Jerusalem mit dem jüdischen Staat in deren Untergang, mit der Rettung der Christen; sein zweites den Christen, und sein drittes der ganzen Welt.

Nichts ist nützlicher, als zu reden von den zukünftigen Zeiten, beziehungsweise von den Gerichten Gottes. So lehren es die Kirchenväter, Christus und die Erfahrung. „Die Freude der Gegenwart soll so genossen werden, daß nie die Bitterkeit des folgenden Gerichtes aus dem Gedächtnis schwinde.“ Der Gottsohn selbst gab seinen ungelehrten Aposteln zur Christianisierung der ganzen Welt, ihrer Weisen und Machthaber, vom Götzendienste zum Glauben und vom Laster zur Tugend, keine besseren Mittel, als die Predigt vom bevorstehenden Gerichte Gottes. Vor den versammelten Heiden sprach Petrus: „Er hat uns geboten, dem Volke zu predigen und zu bezeugen, daß er es sei, der von Gott verordnet worden zum Richter der Lebendigen und Toten“. Als der Weltprediger Paulus, zufolge falscher Anklage der Juden, vor dem heidnischen Richter Felix stand und von der Gerechtigkeit, Keuschheit und dem künftigen Gerichte, redete, da erstaunte und erzitterte der Heide und entließ ihn für spätere Wiederberufung. Und wie viele nach ihm hat der Gedanke des göttlichen Gerichtes, selbst angesichts eines Bildes oder im Traume, derart mit Furcht, Angst und Sorge, erfüllt, und ihnen Essen und Trinken, Geselligkeit und Lachen, so verleidet, daß sie für immer die Einsamkeit und das fromme Leben aufgesucht!

II. Wir haben Rechenschaft zu geben Gott in diesem und jenem Leben. Und daß Gottes Gericht für die Menschen unvermeidlich ist, wußten selbst die alten Heiden. Wie oft werden wir im Jahreslaufe durch die Evangelien an unsere Rechenschaft vor Gott erinnert, so mit dem Gleichnisse vom Menschen, der guten Samen säete, vom Herrn des Weinberges, vom großen Abendmahle, vom reichen Manne mit seinem Verwalter, vom ersten und letzten Platze, von den verschiedenen Talenten, vom Könige, der seinem Sohne Hochzeit hielt, wie von jenem, der mit seinen Knechten Rechenschaft halten wollte u. dgl. m.! Daß aber der Menschgewordene Gottsohn, oder der im Himmel zur Rechten Gottes thronende und in der Kirche fortlebende Christus der von Gott angeordnete Richter aller Menschen, der lebenden und toten,-sei, das lehrt die Schrift, die Offenbarung und Geschichte. „Der Vater richtet Niemanden, sondern hat das ganze Gericht dem Sohne übergeben. Und er hat ihm Macht gegeben, auch Gericht zu halten, weil er der Menschensohn ist".

Christi Richterwürde ist die Schlußfolge seines Erlösungswerkes, d. i. die Menschheit hat er sich mit seinem Herzblute zu seinem Eigentume erkauft, und ohne Christus ist die Menschheit und ihr Leben, Glück und Unglück, ihre Seligkeit und Verdammnis, zu denken nicht möglich. Christus ist der Anfang, die Mitte und das Ende der ganzen Welt- und Menschengeschichte. In Christus erfüllen sich alle Erfordernisse des vollkommensten Richteramtes. Er ist nicht bloß göttlicher Natur, sondern auch Mensch, der alle Menschengeschicke, und auch die traurigsten, an sich erfahren, und damit wird genügt der uralten Gerechtigkeitsforderung, „daß jedweder von Seinesgleichen gerichtet werden soll." Und dabei ist er doch aller Menschen Wohlthäter, Herr, Gebieter und Hirt, was ebenso notwendig ist, weil jedes andere Richten über Seinesgleichen als privates verboten ist, und noch viel mehr das Richten der Untergebenen über ihre Vorgesetzten. Der Menschensohn ist besser, als die zu Richtenden: „Wer aus euch kann mich einer Sünde zeihen?" Er besitzt die Weisheit und Wissenschaft, und kennt alle Rechte. „Wo ist Abel, dein Bruder? Die Stimme seines Blutes schreit zu mir von der Erde." Alle Spuren des Guten und Bösen verraten uns bei ihm, schließlich die Gewissen, die Bücher des jüngsten Tages. Er hat ferner die Gerechtigkeit, auch das kleinste Gute, wie einen Trunk Wassers, zu vergelten, und das geringste Böse, wie jedes unnütze Wort, zur Rechenschaft zu ziehen. Und bei ihm ist endlich auch die Macht zum Belohnen und Bestrafen, so

daß Niemand nach gesprochenem Urteile seiner Ausführung entgehen kann. Christus ist auch der allgemeinste und höchste Menschenrichter. Sein Richterstuhl ist der oberste, von dem alle anderen nur „beauftragte" sind, und über dessen Urteil hinaus es keine Berufung mehr giebt. Alle menschlichen Erdengerichte sind nur seine Untergerichte.

Sein Gericht aber ist vierfach. Das obrigkeitliche Gericht der Menschen richtet in Gottes, beziehungsweise Christi Namen. Dasselbe ist aber unzureichend, unvollkommen, fehlbar und nur zu oft ein Gott widersprechendes Gericht. Das zeitliche Gericht des Herrn muß daher das unvollkommene Gericht seiner menschlichen Unterrichter ergänzen. Darum richtet er auch durch unmittelbares Eingreifen in diese Welt. Doch auch dies, von ihm selbst persönlich ausgeführte Erdengericht ist unvollkommen, weil es noch voller Barmherzigkeit ist, und auch weil diese Welt weder den nötigen Lohn, noch die nötigen Mittel zur Strafe, darbietet. Das besondere Gericht wird darum vom Herrn mit jedem Menschen gleich nach seinem Tode abgehalten. Doch auch dies ist unzureichend, weil des Menschen Leib noch nicht in dies Gericht eingeschlossen ist, und dieses selbst auch noch der Öffentlichkeit entbehrt. Das letzte allgemeine Gericht am Ende der Welt ist darum als viertes, dem besonderen Gerichte folgendes Tribunal des Menschensohnes nötig, weil seine übrigen Gerichte unzureichend und unvollkommen sind, und weil die Gerechtigkeit eine allgemeine Anerkennung und Verherrlichung verlangt. „Ich will alle Völker versammeln und sie in das Thal Josaphat führen, und daselbst will ich rechten mit ihnen". Wohl an dreißig verschiedenen Schriftorten sprechen aufs klarste die Propheten, Christus und die Apostel, von diesem letzten und allgemeinen Gerichte beim Untergange des Himmels und der Erde.

Gewiß ist des Gottmenschen zeitliches und ewiges Gericht, behufs der Menschen-Belohnung und -Bestrafung. Damit ist aber auch aufs engste verbunden die Zerstörung ganzer Orte in der Zeit, und der Untergang der Welt am Zeitenende. Den Untergang der Welt bringt mit sich Gottes Gericht. Das ist die Lehre Christi, der Glaube aller Völker und die Ansicht der Menschenvernunft. Selbst die unchristliche Naturwissenschaft der heutigen Zeit leugnet es nicht ab. Wohl fürchtet sie auch jetzt keine in früheren Jahrhunderten geglaubte Gefahr und Vernichtung für „die im leeren Weltraume aufgehangene und im rasenden Fluge um die Sonne sich bewegende Erde, soweit solche Gefahr ihr drohen könnte von einem Zusammenstoß derselben

mit einem Kometensterne, insoferne solcher sich nur als Schein- und Luftstern erwiesen, oder von einem die Erde verbrennenden Zusammenstoß mit einem abweichenden Fixsterne, oder von einem gewaltigen Gasausbruch der Sonne, oder von einem Zerbersten und Zerplatzen der Erdkruste zufolge des in ihrem Innern weißglühenden Feuerkernes. Um so mehr aber glaubt sie jetzt an den Satz, daß vernichtete Geschwindigkeit sich in Wärme und Feuer verwandelt, und daß so auch die Erde bei plötzlich gehemmter Bewegung sofort rot- und weißglühend, und ein Ocean von Feuer und Dampf unter dem gleichzeitigen Ende aller Dinge werden würde, ebenso, wie sie beim Beginn eine Kugel von erhitzten Dämpfen gewesen. Kurz, auch die heutige Naturwissenschaft glaubt an eine Erdumgestaltung, und tröstet sich nur mit dem Gedanken, daß diese Zeit noch undenklich ferne sei und noch lange nicht eintreten werde. Was aber lehrt das Christentum? In der Hauptsache lehrt es dasselbe. Es prophezeit nämlich keinen vollständigen Welt-Untergang mit ihrer Materie und ihrem Wesen, sondern nur den Untergang ihrer Form und Gestalt, kurz nur die Umgestaltung der alten Welt in einen neuen Himmel und in eine neue Erde. Es stellt aber die Zeit dieser Umgestaltung hin als ungewiß und nur Gott Vater allein bekannt, und mahnt darum zur Wachsamkeit, da niemand weiß, wann das Ende der Welt sein werde.

Unbekannt ist den Menschen die Zeit des Weltgerichtes. Die Frage nach dem „Wann" des letzten Gerichtes ist eine Frage des Vorwitzes, die besonders dann nicht löblich ist, wenn sie Gottes, seinem ewigen Rathschlusse vorbehaltene Geheimnisse betrifft. Ein großer Unverstand ist's, mit Versäumung dessen, was nützlich und nötig ist, nach dem Wissen vorwitziger und oft schädlicher Dinge zu streben. Daher antwortete auch Christus den Aposteln auf ihre Zeitfrage nur mit der Mahnung: „Sehet nur zu, daß euch niemand verführe", und vermeldete ihnen nur die Vorboten dieses Ereignisses. Und deshalb verbot auch schon Leo X. in schärfster Weise den Predigern, daß sich niemand unterstehe, den Tag des letzten Gerichtes in seinen Predigten den Zuhörern mit und nach einer gewissen Zeit zu benennen. Gleichwohl ist uns erlaubt, im allgemeinen zu betrachten die Annäherung des letzten Gerichtes und insbesondere deren Vorzeichen in den Trübsalen und Ungerechtigkeiten. Doch, sei und bleibe uns immerhin unbekannt die Zeit des letzten Gerichtes, mit unfehlbarer Gewißheit wissen wir doch, wann der „jüngste Tag" sein werde. Dieser ist nämlich unstreitig der letzte Tag eines jeden Menschen, an welchem

er stirbt, daher auch Christus mit vollem Rechte sagen konnte, nicht bloß betreffs des jüdischen, sondern auch des allgemeinen Gerichts: „Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies Alles geschieht." Und so hat's seitdem kein Jahrhundert gegeben, in welchem den da lebenden Menschen, das Menschenalter auf hundert Jahre gerechnet, nicht der jüngste Tag gekommen. Der letzte Tag jedes Menschen ist zugleich der Anfang seines letzten Gerichtes. „Was am Tage des Gerichts allen widerfahren wird, erfüllt sich den einzelnen schon am Todestage." Wie man von hinnen geht, so wird man auch gerichtet. Und „in welchem Stande jemanden sein jüngster Tag findet, in diesem erfaßt ihn auch der jüngste Welttag, weil wie jeder an diesem Tage stirbt, so auch an jenem Tage gerichtet wird." Es lautet also auf die Frage: „Wann der jüngste Tag, der Tag des Zornes sein und beginnen werde?" die Antwort: „Mit nächstem!" Darum wachet, damit er euch nicht unerwartet überfalle, und ihr nicht das ewige, wenn auch nicht mehr das zeitliche Gericht Gottes zu befürchten habt!

Unbekannt ist uns auch der Ort, den wir beim Gericht des jüngsten Tages, ob rechts oder links vom Herrn, einnehmen werden. Gleichwohl können wir's in gewisser Beziehung schon im voraus erkennen. Und woraus? Aus unserem Lebensende, aus unserer Lebensneigung, und aus unserem Gewissenszeugnis. Lernen sollen wir aus dem Gleichnis vom Feigenbaum, ja von allen Bäumen, mit denen Christus die Menschen vergleicht, und aus ihrer verschiedenen, bald geraden, bald rechts oder links sich neigenden Beschaffenheit, wie sie hin- und herneigen und hangen, und über kurz oder lang einem Bruche fallen, dahin, wohin sie zeitlebens gehangen; denn „wenn der Baum fällt, nach Süden oder Norden, so bleibt er auf dem Orte, wo er gefallen ist, liegen." Wer sollte sich nicht sagen können aus seinen guten oder bösen Gewohnheiten und Neigungen, ob er rechts oder links beim Gerichte stehen werde? Und wie sollte der zum Sündigen geneigte größte Teil der Menschen sich nicht als dritten Teil der zu verbrennenden Bäume im voraus zur Linken schauen?"

Doch sei es auch, daß das Weltende und Weltgericht nach Gottes Ratschlusse noch lange ausbleibe, werden etwa seine zeitlichen Einzelgerichte mit der Auflösung und Zerstörung ganzer Völker und Erdteile auch so ferne sein? Im Gegenteil sind sie nahe. Es bedarf nur der Erinnerung an die Sündflut, Sodom und Gomorrha, Ninive, Babylon, Jerusalem u. a. m. In neuester Zeit gab es Epidemien, Erdbeben und Überschwemmungen in Ungarn, Spanien, Oberschlesien,

und sonstige, elementare Verheerungen. Welche unheilvollen Umwälzungen bieten die riesigen Verwicklungen des sogenannten Kulturkampfes? Nach der Vorhersage der Astronomen soll in den nächsten Jahren eine Zeit der merkwürdigen Planetenstellung am Firmamente zu erwarten sein, wie sie seit Beginn des Christentums nur im sechzehnten Jahre und sechzehnten Jahrhundert dagewesen. Es sollen da nämlich die vier größten Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, der Sonne am nächsten kommen, und noch näher, wie früher, wo schon drei dieser Planeten mit ihrer Nähe die größten Natur- und Menschenübel der Erde gebracht, und darum jetzt noch ärgere befürchten lassen.

Als Christen sind wir alle von der Lohn- und Strafgerechtigkeit Gottes, wie ihrer Notwendigkeit und Wirklichkeit, überzeugt. Was nützt es auch, des Herrn zeitliches und ewiges Gericht abzuleugnen und vor ihm die Augen zu schließen? Wir Menschen allzumal tragen dies Gericht in unserem Gewissen allzeit in und mit uns selbst herum. Wir gewahren es täglich und stündlich im Leben, d. i. wie einzelne Menschen, Familien, Gemeinden und Völker, bald steigen oder fallen, je nachdem Christus ihnen zur Auferstehung oder zum Falle gereicht.

III. Das Gericht des Herrn, sei es das der Zeit, oder des Todes, oder der Welt, naht, wenn auch plötzlich und unerwartet, doch nicht ohne Vorausverkündigung und mannigfache Vorzeichen; denn „Gott ermahnt die Menschenwelt, wenn er sie richten will, um sie nicht zu verdammen", daher der Mensch nicht diese Vorzeichen, wohl aber Gott zu fürchten hat. Plötzlich aber kommt sein Gericht, damit die Guten nicht dem Lohne, und die Bösen nicht der Strafe, entgehen.

Vorzeichen des Gerichts sind **im allgemeinen:** Die herannahende Reife der Bosheit und die immer mehr sich vollziehende Scheidung der Guten von den Bösen. Das massenhaft sich ansammelnde Sündenaas, welches die vom Laster lebenden Aasgeier der Menschen an sich zieht. Der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, d. i. in Tempel, Religion und Menschenseele, besonders Abgötterei, Religionsspott, Fanatismus und Zelotismus, Ungerechtigkeit in falschem Maß und Gewicht, Tempelopfer von gestohlenem Gut, Menschenfressende Ehrabschneidung und jegliche Todsünde. Kein Greuel vor Gott aber ist größer, als wenn die Rechtgläubigen zu Teufeln, die Altäre zu Menschenthronen, und die Kirchen zu Bordellen werden. Merkwürdige Vorzeichen erscheinen am Himmel und auf der Erde. So wurden auch voraus verkündet: die Neronische Verfolgung, die Geburt des Tyrannen Mithridates, die Türkenkriege, und der dreißigjährige Krieg. Das Auftreten

des Antichrists mit seinen falschen Propheten ist das letzte Vorzeichen. Der Antichrist erklärt das Christentum für Aberglauben, läßt sich selbst als Gott und Messias anbeten, und macht das Judentum wieder zur herrschenden Nation der Erde.

Als besondere Vorzeichen des letzten **Weltgerichts** und Weltunterganges hat der Herr angegeben die Verwirrung der Himmelskräfte an Sonne, Mond und Sternen, das Rauschen der Meeresfluten, das Erscheinen des Kreuzzeichens am Himmel, die Furcht der Menschen, den Antichrist, die unerhörte Trübsal, die Auferstehung der Toten, die Versammlung aller Menschen im Thale Josaphat, die Erscheinung aller Himmelsbewohner, und dann die Ankunft des Menschensohnes selbst zum Gericht und Urteilsspruch für Himmel und Hölle.

Diese Zeichen werden gewiß auch erscheinen, aber erst dann, wenn die Kerze bald zum Erlöschen verbrannt sein wird. Daher tröstete auch einst vor Jahrhunderten der heilige Papst Gregor, der Große, den salernitanischen Bischof Maximus, als alles in Italien drunter und drüber ging, mit dem Worte: „Betrübet euch darüber nicht gar so sehr; denn die nach uns leben, werden noch schlimmere Zeiten sehen, so daß sie in Vergleich ihrer Zeit noch meinen werden, daß wir glückliche Tage gehabt haben!“

Jedem Gerichte des Herrn geht voran der **Antichrist**, wenn nicht in Person, so in seinem Ab- und Vorbilde, mit seinen Gehilfen und Vorläufern, und mit seiner, über die Christen unsägliches Elend bringenden Herrschaft, bis Christus schließlich ihn mit all seinem Anhange in die Hölle zurückwirft. Wer ist nun der Antichrist? Der jüdische Christuswidersacher, das Haupt aller gottlosen Menschen, nicht ein mit Fleisch bekleideter Teufel, sondern ein natürlicher Mensch, aus Judas Geschlecht, dem Stamme Dans und Babels, ein gottloser, boshafter und unverschämter Mensch, der „Sohn des Verderbens“, der das Christentum bekriegt, seine tausendjährigen, schönsten Schöpfungen niederreißt, den Tempel Salomos wieder aufbaut, da seinen Thron aufrichtet, und sich selbst als wahren Messias und Christus an dessen Stelle ausruft, „der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte,“ weil er die Rechte Christi und der christlichen Kirche für sich beansprucht und den ganzen Erdboden mit Verwüstung erfüllt. Und unsagbar und unerhört groß heißt die mit seiner Verfolgung und Herrschaft über die Menschen gebrachte Trübsal. Sollte es wohl möglich sein, daß noch einmal auf der Welt über die katholische Christuskirche so schreckliche und blutige Verfolgungen, und gegen die Christen so

wütende, nach ihrem Blute dürstende und nicht zu ersättigende Tyrannen sich erheben können, wie in den ersten christlichen Jahrhunderten unter den heidnischen Kaisern Valerian, Domitian, Diokletian, Maximin, Nero, Maxentius u. s. w., die so viele Hunderttausende von Christen hingeschlachtet, deren z. B. der einzige Diokletian monatlich zehntausend durch verschiedene Martern hinrichten ließ, und so, da er dies zehn Jahre fortgesetzt, über einundzwanzig Millionen hingerichtet? Nicht zu vergessen auf Nero, den blutdürstigsten Tyrannen, der, wollte er ein Vergnügen haben, dies im Morde der Christen suchte und in so großer Verfolgung, daß in der einzigen Stadt Rom zwei und eine halbe Million Märtyrer zu finden waren, wie Brigitta sagt? Und die Antwort lautet: Zur Zeit des Antichrists vor dem jüngsten Tage werden nicht bloß so grausame, sondern noch schrecklichere Christenverfolgungen hereinbrechen, weil sie von einem vertierten Menschen und eingefleischten Teufel ausgehen, und dazu Empörungen, Kriege, Pestilenz, Teuerung und Entfesselung der Naturelemente, kommen.

Die einzige Rettung der Christen lautet: „Nur keine Leichtgläubigkeit, und nur nicht zu glauben, so man sagt: „Siehe, hier ist Christus, oder dort! Siehe, er ist in der Wüste, oder er ist in den Kammern!" Groß ist die Gewalt, die schon gewöhnliche Versuchungen auf den Menschen ausüben. Wie viel größer ist sie, wenn Gott den Verfolgungen des Antichrists so großen Raum gewährt, d. i. wenn die Menschen ausgeplündert, die Frauen geschändet und genotzüchtiget, die Menschen umgebracht, die Kirchen und Altäre zerstört, alles Recht und aller Glaube unterdrückt werden, und alle Grausamkeit wütet, wie dies die jüdische Nation wegen ihres Gottesmordes einst erfahren und mitunter noch jetzt in ihren Nachkommen erdulden muß? Und wie groß ist erst die Versuchung des Antichrists selbst für die Gerechten, wenn Gott sogar zugiebt, daß der Leib des gottesfürchtigen Menschen auf der Schlachtbank liegt, und seine Peiniger selbst vor seinen Augen Wunder wirken?"

Als das ist uns geschildert der Antichrist in der heiligen Schrift. Daher kann es nur blinder Fanatismus der Kirchenfeinde sein, wenn sie den römischen Oberhirten oder Papst als „Antichrist" verschreien wollen; denn sowohl der Päpste Anzahl, wie äußere und innere Beschaffenheit, steht mit dem biblischen Antichrist im vollsten Gegensatze. Nur grobe, unverschämte und aus Unwissenheit und Haß hervorgehende Lüge und Lästerung ist's, den Papst als Antichrist auszuschreien. Und inwiefern? Aus folgenden fünf Gründen: Die Juden nehmen an

den Antichrist. Da sie nun aber den Papst als Oberhaupt der Christen hassen, wie kann er der Antichrist sein? Der Antichrist giebt sich als den wahren Messias und Christus aus. Das aber hat noch kein Papst gethan, noch wird er es thun. Der Antichrist setzt seinen Thron oder Stuhl in Salomos oder der Juden Tempel. Auch das hat noch kein Papst gethan. Der Antichrist bekriegt ferner laut Hieronymus den christlichen Gottesdienst, und schafft durch dreieinhalb Jahre das christliche Opfer ab. Auch das thut kein Papst, sondern er schützt das Christentum. Der Antichrist ist endlich nur ein einziger. Der Päpste aber haben schon über zweihundertdreiundsechzig auf dem römischen Stuhle gesessen. Möge der Gedanke an das Gericht des Herrn uns beten lassen: „Vergieb ihnen; den sie wissen nicht, was sie thun!“ Vergieb aber auch uns, was wir gefehlt, damit wir dem Tage und den Vorzeichen deiner Ankunft freudig und ohne Zagen entgegensehen dürfen.

IV. Dem Gerichte des Herrn als Christ gegenüberzustehen, dazu bedarf's der Gottesfurcht für die Liebhaber der Welt, des Schreckens für die Sünder, und des Trostes für die Frommen. Furchtbar ist Gottes Gericht den Liebhabern der Welt, wenn diese ihnen vergeht, oder auch nur in ihrer Auflösung gezeigt wird. Der Zustand der Welt vor dem Gerichte Gottes verursacht Furcht dem, der davon hört, Schrecken jenen, die es erwarten, und den Tod solchen, die es erleben; denn „die Menschen werden verschmachten vor Furcht und Erwartung der Dinge, die über den ganzen Erdkreis kommen werden“. Das sind Worte, die nicht ein Prediger aus seinem Geiste, sondern die ewige Weisheit spricht. Schrecklich ist Gottes Gericht den Gottlosen; denn dieses ist die Strafvergeltung für ihre Missethaten und Sünden, mit denen sie Christum aufs neue gekreuzigt, und seine heiligen fünf Wunden erneuert haben. Willkommen, erwünscht und angenehm, ist aber Gottes Gericht den Gerechten, weil es ist die Erfüllung ihrer Hoffnungen, ihre Rettung, Beseligung und ihr Triumph; denn sie haben sich selbst längst gerichtet, den Richter nicht zu fürchten, und werden nun selbst richten.

Da aber weit mehr Menschen durch die Furcht vor Strafe vom Bösen abgehalten, als durch Güte und Barmherzigkeit zum Guten hingezogen werden, und weniger auf den Lohn Gottes, als auf seine Strafe merken, und da ohne Gottes Strafgerechtigkeit es keinen Einzigen gäbe, der Gutes thäte, und Alle schnurstracks der Hölle zueilen würden, weil der Thor in seinem Herzen spricht: „Es giebt keinen

Gott!", so seien zwei hervorragende Beispiele der göttlichen Strafgerechtigkeit aus der christlichen Geschichte angeführt.

1) Der gottlose Tyrann Andronikus hatte sich im Jahre 1185 des orientalischen Kaisertums und Konstantinopels bemächtigt, den fünfzehnjährigen Kaiser Alexius nebst seiner Mutter, seinen Vormündern und dem ganzen kosmenischen Stamme ausgerottet, gegen die Griechen und Lateiner gewütet, und durch unerhörte Laster und Schandthaten diesen Thron geschändet. Doch die Zeit der Gerechtigkeit Gottes kam auch für ihn nach wenig Jahren. Durch Pius Angelus ward er vom Throne gestürzt und dem auf ihn wütenden Volke übergeben, das, wie ein Falk gegenüber dem Wilde, nur eines Winkes bedurfte, um an ihm seinen langverhaltenen Groll auszuüben. Unerhörte Pein that ihm die rasende Volksmasse an. Man zerraufte ihn unter Hohn und Spott wie eine Henne, verstümmelte ihn an Händen und Augen, führte ihn, rückwärts auf einem Kamel, im Bettelgewand, den Kamelschweif in der Hand, unter Stein- und Kotwürfen nebst unmenschlichen Mißhandlungen, durch die Stadt nach seinem Richtplatze, hängte ihn an den Füßen zwischen zwei Säulen auf, und mißhandelte ihn mit Degen und Spieß bis zum Tode, vor dem er noch mit seinem verstümmelten Arme das aus seinen Wunden rinnende Blut zur Stillung seines Durstes an den Mund führte, und nichts anderes hören ließ, als: „Herr, erbarme Dich, Herr erbarme Dich!", worauf er seinen Geist aufgab, während sein Leib den Tieren, Vögeln und Hunden, preisgegeben ward. Wahrlich, eine furchtbare Strafe für einen Tyrannen!

2) Ein anderes Beispiel ist der sonst fromme, römische Kaiser Mauritius. Im vierzehnten Jahre seiner Regierung verlor er im Kriege gegen den Hunnenkönig Chaganus eine Schlacht mit vielen Tausenden seiner gefangenen Christen. Und da er im darauf geschlossenen Frieden die Auslösung der gefangenen Christen, je einen um zwei Goldpfennige, aus Geldgeiz verweigerte, so ließ Chagan, darob erzürnt, alle Gefangenen ohne Erbarmen niedersäbeln. Als nun Mauritius, wegen dieses unschuldig vergossenen und wider ihn zum Himmel und zu seinen Unterthanen um Rache schreienden Christenblutes, im Traume von Christus zur Rechenschaft gefordert wurde, und, keiner Entschuldigung mächtig, nur kniefällig um Erbarmen flehte, ward ihm die Wahl gestellt, hienieden oder in jener Welt abzubüßen. Und da er sich mit St. Augustin: „Hier brenne, hier schneide," das Erstere gewählt, ward er samt Weib und Kindern und seinem ganzen Geschlechte,

gemäß Traumgesicht, dem Tyrannen Phokas überantwortet. Ungeachtet aller, von den katholischen Bischöfen seinerseits nachgesuchten Fürsprache bei Gott, ward er zufolge Rebellion seines Militärs des Thrones entsetzt, auf der Flucht im dreiundsechzigjährigen Alter zu Chalcedon gefangen und gezwungen, der Hinrichtung seiner fünf Söhne zuzusehen. So oft aber vor seinen Augen eines seiner Kinder fiel, schrie er auf: „Gerecht bist Du, o Herr, und recht ist Dein Gericht"! Und als die Reihe auch an seinen jüngsten Sohn gekommen, und dessen Amme ihr eigenes Kind für jenen unterschieben wollte, da rief Mauritius: „Nicht dieses, sondern mein Kind muß auf Befehl Gottes sterben," was denn auch geschah, worauf er selbst seinen Hals dem Schwerte dargeboten. Ja, jeden Bösewicht ereilt die Nemesis, wo er auch weilt, den Guten aber giebt Gottes Sohn den zeitlichen und ewigen Lohn!

Genug ist damit gesagt vom Gerichte; denn wer sich da nicht bessert, würde auch sich nicht bessern, wenn noch mehr darüber gesagt würde.

Darum ergreifen wir, bevor noch erscheinen die Anzeichen des Gerichtes, wie es auch immer lauten mag, schon bei Zeiten behufs unserer Rettung die Waffen des christlichen Glaubens, der Gottesfurcht, der frommen Sitte und Buße. Verlassen wir bei Zeiten die Tiefen der Bosheit der Menschenwelt, die vom Gottes-Gerichte bedrohten Orte der bösen Menschen und des Verderbens, die da ausersehen sind zur Strafe! Fliehen wir aus dem Welttrubel in die Einsamkeit, wie die ersten Christen aus Jerusalem auf die Berge Peräas, wie Loth aus Sodom ins Gebirge, wie Christus vor Herodes aus Judäa nach Ägypten; denn besser ist's uns, zu sein in der Einöde bei den wilden Tieren, als bei den Menschen. Suchen wir auf als Zufluchtsorte die Höhen der Rettung in der Gewissenserforschung, in der Sünden-Er- und -Bekenntnis, der christlichen Lebensbesserung, des Glaubens und der Tugend! Flüchten wir zu Christus in seiner Eigenschaft als Erlöser, in seiner Geburt, in seinem Leben und Leiden, und zu seiner Mutter Maria und deren Fürsprache. „Bittet aber, daß euere Flucht nicht im Winter oder am Sabbathe geschehe;" denn im „Winter" ist's wegen Schnee und eisigen Wegen unbequem zu reisen, geschweige zu fliehen, und den „Sabbath", den Tag des Herrn, soll man heiligen und nicht reisen, daher die Juden am selben nicht weiter, als tausend Schritte, gehen durften. Was ist aber unter dem „Winter" zu verstehen? „Die Sünde und ihre Sicherheit, in der die Liebe erfriert." Christus will sagen: „Wehe der Seele, die in der Sünden-Sicherheit

lebt, und sich versichert glaubt, am letzten Ende Buße thun zu können." Was ist unter dem „Sabbath" zu verstehen? Der Tag, an dem man nicht arbeitet. Er bedeutet also das Aufhören der guten Werke oder der Tugendübung. Wer so beschaffen ist, dessen Flucht ist umsonst; denn er kann der Hand Gottes doch nicht entgehen.

Sehet auch zu, daß ihr euch auf euerer Flucht nicht behindert durch Beschwernisse! Denn „Wehe den Schwangern und Säugenden in jenen Tagen!" Warum diesen? Weil den Frauen, die mit der Leibesfrucht beschwert sind, sowie den Müttern, welche ihre Kinder noch an der Brust oder auf ihren Armen tragen, das Fliehen überaus schwer und unmöglich fällt, und weil auch das Kind im Mutterleibe und auf den Armen nicht geschont wird beim allgemeinen Verderben, die Mütter also dann doppelten Schmerz haben, über ihren und des Kindes Untergang. Im geistigen Sinne aber ruft der Herr das „Wehe" allen denen zu, welche, trotz ihres Willens und Vorhabens, Christum noch nicht geistig wiedergeboren, noch ihn in ihren Herzen großgezogen, oder die sich immer noch mit dem guten Vorsatze tragen, ihn aber noch nie im Werke ausgeführt, im Gegenteil sich als Geizige mit irdischen Gütern und Sünden belastet haben. Tragen und nähren wir also nicht bloß gute Vorsätze, sondern seien wir Christen in der That! Verschieben wir noch weniger unser Heil auf unser Lebensende, auf das Alter und eine ungewisse Zukunft, wo die Rettung unmöglich, ja sehr schwer ist, wie die Flucht im Winter und am Sabbath! Führen wir aus das für recht Erkannte ohne Aufschub; denn sobald der Greuel der Verwüstung, d. i. der Antichrist an heiliger Stätte, an Christi Stelle, steht, ist keine Zeit zu verlieren, sondern Gefahr im Verzug, daß das Gottesgericht blitzschnell erscheint und die Menschen trifft, wie und wo sie sind.

Wohl uns, wenn wir bei Zeiten zuvorkommen dem Gerichte des Herrn, dem wir nun einmal nicht entrinnen können, und wenn wir darum stets gedenken seines Gnadenurteils: „Selig bist du... Groß ist dein Lohn... Wohlan, du gute und getreue Seele..! Kommt her, ihr Gesegneten.., und gehet ein in die Freude eueres Herrn!" aber auch seines Verwerfungsurteils: „Ich kenne euch nicht.... Hinweg von mir, ihr Verdammten... ins ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist!" So wird der gerechte Richter, wo immer er erscheint, um einzelne Menschen, oder ganze Orte und Lande, oder die gesamte Welt zu richten, sich unser erbarmen in der Stunde des Gerichtes, und über uns ein gnädiges Urteil fällen.

---

## Zweiter Teil.

# Für die Fest- und Feiertage.

## An Mariens unbefleckter Empfängnis.

Evangelium. Der Engel Gabriel ward gesandt (Luk. 1, 26—28).

Advent und Mariens Empfängnis hat die Kirche in nahe Berührung gebracht, weil jener diese voraussetzt.

Der unbefleckt Empfangenen richtet heute die katholische Kirche eine pflichtschuldige Ehrenpforte auf, die wichtiger und nötiger, als alle anderen Triumphpforten, ist, insofern ja Maria dabei als Kind des göttlichen Vaters, Mutter seines Sohnes, Braut des heiligen Geistes, Tempel der Gottheit, Königin der Engel, unbefleckt in der Empfängnis, und unsündhaft im Leben, erscheint. Und bei dieser Ehrenpforte erscheinen die Auserwählten des Himmels und die heiligen Lehrer und Väter u. s. w., mit gebührenden Ehrentiteln und lobpreisen sie als Himmelsschatz der Wahrheit, als herrlichstes Wunder der Erde, und als lebendigen Tabernakel der heiligsten Trinität.

I. Der Glaube an dies Geheimnis ist so alt, wie die Christenheit ist, aber erst am 8. Dezember 1854 von der katholischen Kirche als Glaubensartikel, der bei Verlust des zeitlichen und ewigen Heiles zu glauben ist, verkündet worden, und zwar nicht bloß auf Grund ihrer fünf Glaubensfesten, auf denen all' ihre Glaubenslehre errichtet ist, nämlich der heiligen Schrift, der Tradition, der ökumenischen Konzilien, des römischen Oberhauptes und der Kirchengelehrten, sondern noch vielmehr auf Grund der allgemeinen Uebereinstimmung der Christenheit, dieser Stimme des Volkes und seines Gewissens, und dieser in die lebendigen Menschenherzen, in dies lebendige Buch des heiligen Geistes, eingeschriebenen Offenbarung Gottes, so daß jeder, der da wissen will, wo Marias unbefleckte Empfängnis geschrieben steht, solche im lebendigen Buche der Christenherzen lesen kann.

Dies Geheimnis lautet in seinem **Inhalte:** Unter allen Men-

schen, die einen vierfachen Ursprung haben, entweder ohne Vater und Mutter, wie Adam, oder vom Manne ohne Weib, wie Eva, oder vom Weibe ohne Mann, wie Christus, oder von Mann und Weib durch deren Vermischung, wie Maria und alle anderen Menschen, ist Maria weder in der Erbsünde geboren, noch von dieser schon vor der Geburt im Mutterleibe, gleich Jeremias, Johannes, der Täufer, und Andere von Gott befreit, sondern gleich Adam, Eva und Christus, schon unbefleckt von ihr empfangen worden, so daß sie auch nicht einen Augenblick in ihr gewesen, sondern ganz unberührt von ihr geblieben. Somit ist auch Satans Wort auf sie nicht anwendbar: „Ich will in mein Haus zurückkehren, von dem ich ausgefahren bin," womit er jene Menschenseele, die er einmal besessen, aber verloren hat, doch noch immer ob der Möglichkeit, sie bei günstigem Anlaß wieder einzunehmen, „sein Eigentum" nennt, nach welcher Sprachweise sich auch regierende Fürsten stets noch als Regenten verlorener Länder titulieren. Zufolge solcher Empfängnis war Maria aber nicht bloß vom Streit und Zwiespalt der Neigungen, in welchem das Fleisch wider den Geist, und der Geist wider das Fleisch gelüstet, und die Vernunft im Widerspruche mit der Sinnlichkeit ist, frei geblieben, so daß die schönste Harmonie in ihrer Seele war und ihr Fleisch nichts verlangte, was nicht vernunftgemäß, und ihre Vernunft nichts, als was Gottgemäß, sondern sie war ob des Mangels solcher Hauptursache der Sünden, wie frei von allen bösen Begierden und Neigungen, so auch von allen, den kleinsten, wie größten Sünden, und von jeder Einwilligung in solche auch nur mit einem augenblicklichen Gedanken, so daß sie eine gleiche Sündenfreiheit besaß, wie ihr Sohn, nur mit dem Unterschiede, daß sie solche ihm als Gnade verdankt, während er sie aus sich als eigenes Verdienst besaß.

Vor dem Glauben der Kirche, wie vor der Vernunft, muß die Welt mit all ihren, gegen diesen Glaubensartikel erhobenen **Einwänden** schweigen. Vergeblich ist's zu sagen: Gott verändere nie die Natur der Dinge"; „auch Maria sei ein bloßes Geschöpf"; „alles Fleisch habe seinen Weg verdorben"; „alle Menschen haben in Adam gesündigt." „Und wollte man auch zugeben, sie wäre in der That unbefleckt empfangen, so wäre sie ja dann nicht erlöst und hätte auch keinen Anteil an der Erlösung, insoferne sie solcher nicht bedürftig gewesen wäre, und doch heißt es: „Alle haben gesündigt und bedürfen des Ruhmes vor Gott," d. i. der Gnade der Erlösung Gottes."

Diese Gründe scheinen so schlagende Argumente und wahre

unüberwindliche Herkulessäulen zu sein, sind aber nur schwaches, gebrechliches Rohr, ohne Halt und vergeblich. Warum könnte nämlich nicht jede Regel, und so auch diese, ihre Ausnahme haben? Wer könnte Gottes Hand verkürzen, daß er nicht privilegieren könne, wie er will? Auch gewöhnliche Menschenmütter werden durch Gottes besondere Gnade nicht selten bei Gefahren, wegen des zu großen Dingen berufenen Kindes in ihrem Schoße, am Leben erhalten. Auch die Engel hat Christus in der Gnade bewahrt. Warum nicht seine Mutter, die er mehr, als alle Mütter und Engel, geliebt? War nicht Maria auch in allen anderen Lebensvorgängen das höchste Wunderwerk und mehr, als alle anderen heiligen Menschen? Warum nicht auch in ihrer Empfängnis? Was ist diese anderes, als ihre Erlösung durch Christus, nicht eine heilende, sondern vorbeugende, die aber ein Wunder und übernatürliches Werk zu nennen ist? Ist ja das geistige Heil, gleich dem medizinisch leiblichen, auch ein zweifaches, heilend und vorbeugend, und letzteres gewiß das bessere, so daß z. B. das Wort vom Arzte, „er habe den Menschen vom Tode errettet," nicht bedeutet, „er habe den bereits Toten zur Auferstehung des Lebens erweckt," sondern „nur vor dem Sterben bewahrt." Und ist auch schwieriger, selbst bis zur Unmöglichkeit, die Heilung einer leiblichen oder sittlichen Erbkrankheit, als einer persönlichen, wer will Gott in Christo die Macht zur Heilung der Erbsünde, nicht mittelst Befreiung, wie wir sie alle in der Taufgnade empfingen, sondern in der Bewahrung davor, absprechen? Ist also Christus auch der Erlöser Marias, so hat er sie doch nicht auf gleiche Weise, wie uns, nach dem Fall, sondern in besserer schon vor dem Fall, erlöst. Der Einwurf aber: „Warum denn dieser Glaube, wenn er stets schon in der Kirche und den Christgläubigen gewesen, erst im Jahre 1854 amtlich verkündet worden?" ist zurückzuweisen mit den Gegenfragen: Warum, wenn die Erde mit all ihren Teilen schon sechstausend Jahre alt ist, die neue Welt, Amerika, trotz ihres schon so langjährigen Vorhandenseins, erst vor dreihundert Jahren aufgefunden worden? Warum man da erst über Gibraltar, über die zwei Herkulessäulen mit ihrer Aufschrift: „Nicht weiter hinaus," denn da ist das Weltende, hinausgefahren? Warum da erst die Astrologen an der, bis dahin noch nicht geschauten Firmamentshälfte noch viel mehr Himmelszeichen, wie das sechssternige Kreuz u. dgl., zu den bisherigen achtundvierzig aufgefunden? So muß sich denn auch der Blick in den Umfang der Erlösungsgeheimnisse beider Zeiten Fortschritt erweitern.

Wer darum ihre unbefleckte Empfängnis **leugnet**, was thut er? Er hält sie nicht für jenes lebendige Buch, in das Gott sein ewiges Wort geschrieben, ja für fehlbarer, als das tote, unempfindliche, ob auch vom heiligen Geist geschriebene Buch der Bibel. Wird nun die Unfehlbarkeit und Makellosigkeit der Bibel in ihrem Inhalte des Gottwortes keineswegs von der ganzen Christenheit geleugnet, wie viel weniger ist zu bezweifeln die makellose Empfängnis Mariens, in der Gottes Hand selbst seine ewige Weiheit niedergelegt? — Er hält sie für geringer, als die aus Adams Rippe geschaffene Eva, und als das irdische Paradies. Er hält Gott für geringer, als gute Menschen und Regenten mit ihren freiwilligen Gnadenspenden, Privilegien und Amnestien. Er spricht aus, daß der Sohn Gottes eine Sünderin zu seiner Mutter haben wollte. „Ein böser Baum kann nicht gute Früchte bringen," lautet das unbezweifelte Wort der ewigen Wahrheit. Wie konnte da aus einer erbsündlichen Mutter die gebenedeite Frucht hervorgebracht sein? Nein, wie der Vater im Himmel, so der Sohn als sein Ebenbild, und wie die Mutter auf Erden, so der Sohn als ihr Nachfolger. Entweder ist Maria ohne Erbsünde jederzeit, oder Jesus der Sünde teilhaft als Frucht, vor welcher Lästerung uns Gott bewahre! — Er begreift nicht das Geschlechtsregister des Herrn und seiner Mutter, und daß sie beide sich in ihrer Abstammung von hochansehnlichen Vorfahren, Königen und Machthabern, wohl zu deren Geschlecht und Vorzügen, nicht aber zu deren Sünden, bekennen. Er bestreitet das göttliche Wort von der unaufhörlichen Feindschaft zwischen Weib und Schlange und ihrem Samen, und daß sie das immer siegreiche Weib der Nachkommenschaft sei, die dem Teufel den Kopf zertrete, trotz aller seiner Versuche, ihr nach der Ferse zu stechen. Er begreift auch nicht den Erfahrungssatz, daß, je näher man dem Anfang und Ursprung einer Ursache ist, man auch um so mehr an ihr teil nimmt, so also auch Maria an Christus, dem Heiland und Gesalbten des heiligen Geistes. Und er glaubt endlich nicht einmal das, was die Abessynische Kirche der Mohren Afrikas feiert, was die aus besessenen Menschen auf Beschwörung gefahrenen Dämonen so oft gerufen: „Ohne Makel!", und was der Türke im Koran bekennt: „Niemand von den Adamskindern wird geboren, den nicht der Teufel berühre, außer Maria, und ihrem Sohne!"

Als Julius Cäsar nach verlorener Schlacht sich schwimmend durchs Wasser retten mußte, ließ er alles im Stich und nahm nur mit sich das über seine Thaten selbst geschriebene Buch („Kommentar"),

das er, während er mit einem Arme schwamm, mit dem anderen, zur Bewahrung vor dem Wasser, in die Höhe hielt. Als David, willens, den Adonias zum König zu ernennen, von Bethsabe gehört, „dann würden sie und Salomo Sünder sein, und die Leute sagen, er sei des Königreiches wegen ihrer Sünde unwürdig gewesen," da erklärte sich David für Salomo. Als einst ein Kavalier im Kriege Karls V. mit Franz I. von diesem König abgefallen und zum Kaiser übergegangen, nach Madrid gekommen, und der Kaiser einen spanischen Edelmann um des Kavaliers Beherbergung in seinem Palaste ersuchen ließ, willigte der Edelmann wohl ein, beteuerte aber zugleich, seinen Palast, sobald der Kavalier ihn verlassen, sofort bis auf den Grund niederreißen zu lassen, denn (sprach er), „ich will nicht dulden, daß man sagt, ich besitze einen Palast, in dem ein Verräter gewohnt!" Das sind Gleichnisse fürs heutige Geheimnis. Haltet fest an diesem Glauben, den auch die Calvinisten teilen, gemäß Wort: „es habe Maria die Unreinigkeit der Erbsünde von den Eltern nicht an sich gezogen." Bleibet unbeirrt durch der Welt Vorwurf, „als ob man damit Maria zur Göttin mache," und ob der Lästerung der Gottlosen, die Maria aufs empörendste mit allerdenklichen Schmutz bewerfen, und so das ganze Frauengeschlecht und die gesamte Christenheit erniedrigen, deren Krone die Jungfrau Maria ist. Die Meisten lästern sie weniger aus Bosheit, denn aus Unwissenheit, daher sie nur das Erbarmen, nicht aber die Erbitterung herausfordern; der bewußten Lästerer aber sind wenige, und diese straft Gott selbst meist augenblicklich, wie es u. A. einem solchen 1855 zu Berchtesgaden bei Salzburg in Bayern ergangen, als er an der Steinsäule der unbefleckten Empfängnis zerschellte.

Fürwahr, ohne diesen Glauben hätte es keinen, oder einen schlimmen Sinn, wenn u. A. Jeremias und Job ihren Empfängnistag verwünschten, nicht aber den des Weibes. Mit diesem Glauben aber werden uns klar die Schriftworte: „Die Weisheit geht nicht ein in eine boshafte Seele, und wohnt nicht in einem Leib, der Sünden und Lastern dient". „Du bist ganz schön," ein Frauenbild ohne allen Makel, ob nah oder fern betrachtet. „Der Herr hat mich gehabt, ehe er etwas gemacht, und vor den Hügeln ward ich geboren". „Großes hat der Herr an mir gethan". „Du bist voll der Gnaden" überall und allezeit, die sich aus dem Meere des dreieinen Gottes in die Menschheit Jesu Christi, und so auch in dich ergossen.

Aus dem Glauben an Marias unbefleckte Empfängnis **ergeben**

sich aber folgende **Pflichten:** Die tiefste Ehrerbietigkeit ist zu tragen gegen Maria, als eine schon in ihrem Fundament geheiligte Wohnung des Menschgewordenen Gottes, nach dem Beispiele eines Patriarchen Jakob: „Wahrhaftig, hier ist der Herr; hier ist nichts anderes, als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels," und eines Moses, beim brennenden, aber nicht verbrennenden Dornbusch, mit der Erfüllung des Befehls: „Löse deine Schuhe, denn die Erde, auf der du stehst, ist heilige Erde". Wahre Andacht ist zu haben und zu üben zu Maria, der Unbefleckten. „Andacht" aber heißt: von Herzensgrund einer Sache wohlgewogen und zugethan sein, und dies innerlich und auch äußerlich im Werk bekunden so, daß wir für eine Sache einstehen und sie bis in den Tod hinein verteidigen. Solche Devotion fordern auch die Regenten von ihren Unterthanen bei gewissen Anlässen, und deren Mangel sehen sie für Untreue und Rebellion an. Im eminentesten Maße ist sie aber Gott und allen göttlichen Dingen, gegen sein Sakrament, seine Mutter, seine Glaubensartikel, Gebote und Gerechtigkeit, selbst mit dem Opfer des Lebens, der ganzen Welt und des Himmels, zu erzeigen. Der Unbefleckten Ehre und Dienst ist zu befördern mittelst guter Werke, Weihegeschenke, Tempelopfer; endlich wenigstens eifriger Wille zu haben, wenn's im Werke nicht sein kann. Selig preisen müssen wir die, in ihrer unbefleckten Empfängnis so hoch von Gott Begnadigte. Glücklich preisen müssen wir uns selbst ob der Verehrung der unbefleckt Empfangenen, auch deshalb, daß wir unsere Seele, in Marias vom Kreuz uns empfohlenem Schutze, vor dem Teufel, dem wir sie nicht selten verschenkt, oder verkauft, bis zum Gerichtstag und schließlichen Entscheid so wohl verwahrt und gesichert wissen. Wir sollen uns endlich, als in der Erbsünde Empfangene, doch in der Taufe davon Befreite, wenigstens frei von persönlichen, wirklichen Sünden halten, und die Unbefleckte bitten, bei ihrem Sohne zu bewirken, daß er uns als geborene Erbsünder wenigstens nicht in Sünden umkommen, sterben und verderben lasse, und wir in der Sterbestunde unbefleckt erfunden werden. Und können wir die Unbefleckte auch nicht nachahmen in ihrem Geburtsadel, so doch in ihrem Geistes- oder Seelenadel. Und kann auch unser Herz als gemeines Erdreich kein Erdenparadies Marias und kein Himmelreich Christi werden, so können wir's doch zum heiligen Lustgarten Gottes durch besondere Pflege machen.

Und bedürfen wir alle Gottes Gnade zeitlich und ewig, so laßt uns auch darum bemühen in diesen Adventstagen, indem wir uns vom

Schlafe abbrechen, zur Kirche hineilen und die Unbefleckte grüßen, als die Quelle der Gnaden Gottes, mit jener Adventsantiphone: „In der Ankunft des höchsten Königs mögen die Menschenherzen sich reinigen, damit wir würdig entgegengehen zu seinem Empfange," und mit der Oration: „So gieb denn, Herr, daß die durch Deine Macht Gereinigten noch reiner sich zu seiner Aufnahme machen!"

II. Da Natur und Gnade zwei verschiedene Ordnungen sind, so wirken sie auch auf verschiedene Weise. Die Natur wirkt nur unvollkommen, mit beschränkter Kraft und Zeit, z. B. mit Jahrhunderten, um der Erde Gold zu formieren, mit Jahrzehnten, um aus der Eichel den, Sturm und Wetter trotzenden Eichbaum hervorwachsen zu lassen, und mit vielen Jahren, um den Menschenleib, dies Meisterwerk der Natur, vollkommen zu machen. Die Gnade Gottes wirkt wohl auch im gewöhnlichen Lauf nicht urplötzlich, sondern langsam und mit allmählicher Überwindung des widerstrebenden Willens, doch nicht selten auch so außerordentlich schnell, momentan und in so süßer, ohne Gewalt den Willen besiegender Weise, daß Anfangen und Vollenden dasselbe bedeutet. Eine Wunderwirkung ist's, wie wir sie unter anderen im Augenblicke der Empfängnis Mariens sehen, so daß wahrhaft von ihrem Empfängnistage dasselbe gilt, was vom Verschonungstage der Erstgeburt Israels seitens des Würgengels, d. h. „eines herrlichen Gottesdienstes würdig zu sein," insofern nämlich Maria, dies unvergleichliche Geschöpf, nachdem man sie gleich vom Weltbeginne an mit dem Blute des geopferten Lammes gezeichnet befunden, vom Tode der Erbsünde bewahrt worden, in den alle Menschen fallen durch ihre Geburt, die in gleicher Lust erfolgt und sie zu Feinden Gottes, wie zu Kindern Adams, macht. Ihre Person war eine wunderbare göttliche Vereinigung von Natur und Gnade, Vernunft und Kindheit, Sehen und Glauben, welche Vereinigung Gottes Allmacht in unerhörter Weise bei ihrer Empfängnis als außerordentliche Gnade des zweiten Adams gewirkt, und wie sie einst annähernd die aus Adams Rippe geschaffene Eva vor ihrem Sündenfalle dargeboten, durch denselben aber wieder aufgelöst hatte.

**Natur und Gnade** hat Gott in Mariens Empfängnis wieder vereinigt. Der Natur gab er da wieder ihre vorige Unschuld, und der Gnade ihre frühere Herrschaft, so daß sie einander nicht mehr anfeinden, sondern sich gegenseitig unterstützen.

**Vernunft und Kindheit** hat ferner Gott in Mariens Empfängnis wieder vereinigt. Zufolge und wegen der Sünde haben Leib

und Seele eine lange Bildungsperiode durchzumachen. Schwach ist Leib und Seele, das Kind und seine Vernunft, und weniger vollendet, als das Tier, kommt der Mensch zur Welt. „Du erschrickst," sagt Tertullian zum Erzketzer Marcion, „ob eines Kindes, das übergoßen ist mit seinen Besudelungen, und es verdrießt dich, daß es mit Windeln dirigiert, mit Waschungen formiert und mit Liebkosungen beruhigt wird!" Und das ist freilich ein unglückseliger Stand. Nun aber bei Mariens Empfängnis ward sie sofort mit der ausgebildeten Vernunft versehen.

**Schauen und Glauben** hat Gott in Mariens Empfängnis auch vereinigt, d. i. das helle Gott-Schauen der Seligen und das dunkle Glauben nebst zeitweisem Schauen der sterblichen Menschen. Haben nicht auch Moses und Paulus neben ihrem Glauben schon ein vergängliches Schauen Gottes auf dieser Welt genoßen?

Sehen wir nun von diesen drei Privilegien der Empfängnis Mariens, der im Mutterschoß Verschlossenen, die in ihrer Person Natur und Gnade, Verstand und Kindheit, Glauben und Schauen vereinigte, auf uns selbst, ihre Kinder, die wir in gewisser Weise an diesen ihren drei Privilegien, wenn auch nicht in unserer natürlichen Empfängnis und Geburt, so doch auf Grund unserer geistigen Wiedergeburt in der Taufe teilhaben. Wir zerreißen die Einheit von Natur und Gnade, von christlichem Glauben und dereinstigem Schauen Gottes, spec. von Gottes Kindschaft und Vernunft, indem wir unsere, als Kinder, schon empfangene Vernunft nicht als Christen in Sachen des Heils und der Religion ausbilden, und nicht einmal mehr wie Heiden handeln, die bekanntlich bewunderungswürdige Tugenden ohne Glaubenslicht geübt haben! Oder kann man wohl sehen größere Mäßigung bei angethanenem Schimpf, als wie Sokrates sie gezeigt, mehr Liebe zur Armut, als Diogenes gehabt, größere Verachtung der Reichtümer, als bei Krates, mehr Keuschheit, als bei Demokrit, mehr Geduld, als bei Epiktet, mehr Standhaftigkeit des Geistes im allgemeinen Unglück, als bei Cicero, und größeren Seelengleichmut in Glück und Unglück, als bei Seneka? Freilich hatten diese auch noch eine bessere Ansicht von der Menschenwürde, als so viele gelehrte Namenschristen der heutigen Zeit. Die Philosophen des alten Heidentums nannten den Menschen eine „Musik", ein lebendes „Grab", einen „kurzen Horizont", ein „Spiel des Glücks", ein rechtes „Wunderwerk", einen „Raub der Zeit", ein „Bild der Unbeständigkeit", oder einen kurzen Inbegriff der göttlichen „Werke", die meisten aber ein

„Licht", auf Grund seiner eitlen Ruhmesbegier, insofern es, ob auch bedeckt, doch durch alle Spalten gesehen zu werden verlangt. Was aber für eine Antwort haben die modernen Gelehrten auf die Frage: „Was der Mensch sei?" Ist er ihnen etwa bloß ein „ungereimtes Wesen", weil's auf „Mensch" keinen Reim giebt (Kotzebue)? oder nur ein Wesen, das ähnlich der Sphinx, morgens auf Vieren, mittags auf Zweien, und abends auf Dreien geht, wenn nicht etwa kriecht? Oder ist er ihnen bloß die Summe von Eltern, Amme, Ort und Zeit, Luft und Wetter, Schall und Licht, Kost und Kleidung (Moleschott)? Oder etwa nur ein Geschöpf, das bei allen Vorzügen doch tierischer, als jedes Tier, und die Schande der Schöpfung ist, und dem trotz aller Geistigkeit der Geist zum Teufel gefahren, und der Teufel geblieben (Goethe)? Alles das wäre noch erträglich. Allein die modernsten Professoren machen nunmehr aus dem Menschen lediglich eine Austernkreatur, oder einen Affen, und sprechen mit Genugthuung vom „menschlichen Muttertiere!" Wie könnte da noch von einem vernünftigen Leben der alten Heiden die Rede sein?

So laßt uns denn Maria als die unbefleckt empfangene und geborene Jungfrau und Mutter bitten um ihre fürbittende Hilfe zur Erlangung des göttlichen Segens, zur Bewahrung und Herstellung unserer Christengnade und zur Erhaltung eines so starken Glaubens, daß, wenn wir Gott hienieden im Schatten und Rätsel erkannt, wir auch würdig werden, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

III. Der heutige Tag ist ein **Frauentag**. Die Frauen sind und sollen sein die Repräsentanten der sich empfehlenden, Aug und Herz sich gewinnenden, und wenn auch nicht immer der leiblichen Schönheit, da diese ja alleinige Gabe der Natur und Gottes ist, so doch der mit Gottes Gnade zu erlangenden inneren und geistigen Schönheit des Herzens in Tugendvorzügen. Diese so siegreiche Waffe kann jede erreichen auch bei größter Unförmlichkeit des Äußeren, sagt ja schon Seneka: „Die Häßlichkeit des Körpers verunstaltet nicht das Gesicht, sondern die Schönheit des Gemütes schmücket den Leib!" Fehlt diese innere Schönheit einem schönen Leib, und wohnt in solchem keine schöne, sondern eine häßliche Seele, wie wenig Wert hat die Frau bei Gott und Menschen! Vereinigen sich aber beide Schönheiten, die der Tugend und des Leibes, bewohnt den schönen Körper auch eine schöne Seele, ist die Schönheit des Leibes sozusagen ein Wiederschein des inneren Gemütes und leistet das Äußere der Tugend Vorschub, sie unterstützend und empfehlend, wie die Natur in der Regel, ob auch mit vielen

Ausnahmen, hohen Geistern auch würdige Wohnungen beimißt: so ist die Gewinnung des Sieges über alle Herzen um so sicherer.

Die Frauen sind auf Grund dessen auch die Inhaberinnen einer größeren Stärke, als wie selbst die Könige haben. Die Frauen sind stark der Gestalt, nicht der Gewalt nach, in der Rede und im Bereden, nicht in der That, gleichwohl sind ihre Gestalt und Rede nie ohne Gewalt und siegreiche Kraft. Wohl den Frauen, die ihre Stärke nur zum Guten gebrauchen, unglückselig aber, die sie mißbrauchen! Wer wüßte nicht, bis zu welcher unmenschlichen, tierischen Grausamkeit und Tyrannei manche Frau ihre Talente benützt, sie, die von Natur mild, lachend, anmutig, liebend, höflich und beredsam, aber nicht zur Betrübnis, Wildheit und Wut, erschaffen ist! „Kein schlimmerer Kopf, als der Schlangenkopf, und kein größerer Zorn, als der Weiberzorn." „Besser wohnt man bei Löwen und Drachen, als bei einem boshaften Weibe". Wird der Mann zornig oder eifersüchtig: das schmeichelnde Weib kann ihn leicht begütigen. Allein, es fange an die Eifersucht zu glimmen im Frauenherzen, so schlägt sie bald zur brennenden Lohe aus, und wird unerträglich und zügellos. Voll Gift ist die Schlange und grausam der Tiger, aber noch weit giftiger und grausamer ist ein böses Weib, da sie nicht bloß mit Gift und Zahn, sondern auch mit der Zunge, wütet. Derart war das Weib des Propheten Ose, darum laut Gottes Befehl von ihm genannt „Unbarmherzigkeit", ferner Herodias und ihre Tochter, die Henkerinnen des Johannes des Täufers, Medea, die ihre eigenen Kinder zerriß und ihre Stücke zerstreute, Tullia, die römische Kaisertochter, die ihren leiblichen Vater hinrichten ließ und über seinen toten Körper mit Pferd und Wagen fuhr, Fulvia, die römische Kaiserin, die ihren Gatten enthaupten ließ, und das Haupt Ciceros, des berühmtesten Redners, Fürsten und Erretters des Vaterlandes, als er in seiner Feinde Hand geraten, geköpft und der Rechten beraubt worden, auf ihren Schoß nahm, seinen toten Mund aufsperrte, seine Zunge herauszog und mit einer Nadel nach Art der Käfer und Skorpionen durchstach, warum? Weil seine Reden auch sie im Leben zur Wahrheit und Tugend ermahnt hatten.

O, daß Gott uns bewahrte vor entarteten Frauen, — und der Christenheit gäbe Frauen nach dem Herzen der unbefleckten Gottesmutter Maria, die als besondere Trägerinnen und Gefäße der Gnade Gottes sich und Anderen die Wege der Christusgnade bereiten! Das soll mit das Ziel unserer heutigen Gebete sein! Bitten wir die Unbefleckte, uns und insbesondere den Frauen, durch ihre Fürsprache zur

guten Adventsfeier verhelfen zu wollen. Im Aufschauen zur Unbefleckten werden wir begreifen die fürsorgliche Absicht unserer Mutterkirche, warum sie die zwei Geheimnisse der Menschwerdung Gottes und seines Gerichtes derartig miteinander vermischt, daß man an das eine nicht denken kann, ohne das andere vor der Seele zu haben. Und so werden wir auch das unverdiente und allerhöchste „Glück" der Erlösung, das uns sozusagen im „Schlafe" gekommen, als Wachende zu schätzen und zu erwerben suchen, durch die Selbstverleugnung, die Kreuzaufnahme und die Nachfolge Christi in seinen Fußstapfen, selbst in Frost und Schnee, ohne zu frieren oder vor Kälte zu erzittern, sobald wir nur in des vorangehenden Gottsohnes Fußstapfen treten, und nicht etwa meinen gleich den Irrgläubigen, durch bloßen Glauben schon Erlöste und Selige zu werden.

# Am hochheiligen Weihnachtsfeste.

Evangelium. Im Anfange war das Wort (Joh 1, 1—14).

Das hochheilige Weihnachtsfest ist das lieblichste und anmutigste aller Feste des Kirchenjahres. Während die Natur erstarrt im Winterschlafe daliegt, ersprießt im Garten der Kirche die herrlichste Blüte aus der Wurzel Jesse und erfüllt mit ihrem Wohlgeruche den ganzen Erdkreis. Laut jubelt die Kirche mit jeder gerechten Christenseele, die Braut Jesu Christi, am heutigen Geburtstage des Welterlösers, an diesem Vermählungstage Gottes mit der Menschheit. Und die hohe Freude läßt sie nicht erst bis zum Tagesanbruche mit dem Beginne ihrer Feier warten. Schon in frühester Morgenstunde ruft der eherne Mund der Glocken mit festlichem Geläute die Gläubigen zum hellerleuchteten Gotteshause. Und, weil das Tagesereignis mit seiner in ihm geoffenbarten Himmelsgnade so erhaben und freudenvoll ist, so läßt sie auch ihre priesterlichen Diener sogar dreimal das hochheilige Meßopfer feiern, um in würdiger Weise den drei göttlichen Personen zu danken, und zugleich recht lebhaft zu erinnern an die dreifache geheimnisvolle Geburt ihres Bräutigams, an die ewige vom himmlischen Vater, an die zeitliche aus Maria, und an die geistige in der Seele der Frommen.

Wie ergreifend ist die Feier der Christnacht in ihrer kirchlichen und weltlichen Bedeutung! In dieser weihevollen Nacht zieht frohe Festesfreude in jede Brust, niemand kann sich dieses geheimnisvollen Zaubers erwehren. Alles beugt sich der unbezwinglichen Macht des in Armut geborenen Erlöserkindes. In dieser Nacht fühlt sich der Arme reich an Hoffnungen auf den kommenden Erlöser, und bettelarm ist da der Reiche, der beim Gedenken des göttlichen Kindes in der

Krippe nicht menschlich-christliche Empfindungen verspürt. Ein einziger Gedanke ist da allen guten Menschen gemeinsam, und dieser heißt: „Es ward uns ein Erlöser geboren. Darum sei Ehre Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!" Dies war das erste Weihnachtslied, das nie wieder verstummt, so lange es selige Engel und Menschen giebt im Himmel und auf Erden, bis Engel und Menschen zusammen in einer einzigen Gemeinde Gott loben in alle Ewigkeit; denn die Ehre Gottes und der Friede ist mit Christi Geburt der Welt gebracht worden, zwei Güter, in denen alle Erden- und Himmelsgüter eingeschlossen sind.

Weihnacht ist die so willkommene und freudig begrüßte, so vielfach besungene und jahraus, jahrein von Millionen, Jung und Alt, stets wieder von neuem so sehnlichst erhoffte; so liebreich zugerüstete, so glanzvoll erhellte und so jubelnd empfangene heilige Nacht, von der es so schön im Volksliede heißt:

„Stille, heilige Nacht, — alles schläft, einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar — holder Knabe im lockigen Haar.
Und er trägt in seinen Armen alles, was uns Armen fehlt,
Und er wird die Knechtschaft enden, die seit Adam uns gequält.
Von den Himmelshöh'n hernieder kommt der ew'ge Gottessohn.
Bringt die Himmelsgüter wieder, die der Welt schon längst entfloh'n.
Den Glauben wird er neu entzünden, ein selig Reich der Liebe gründen,
mit Lieb' erfüllen jedes Herz;
Er wird Getrennte wieder einen, und trösten alle, die da weinen, mit
Hoffnung auch im tiefsten Schmerz!"

Ohnmächtig ist das Menschenwort gegenüber dem Gotteswort. Gottes Wort hingegen als fleischgewordenes ist der machtvollste Lehrer. Und dies machtvolle Wort, dieser gewaltige Weihnachtsprediger ist das kleine, unmündige Kind zu Bethlehem, das, obgleich es nicht redet, doch machtvoll predigt und zwar in des Kindes Gestalt, Stall, Krippe, Windeln, Zähren. Ja, die Krippe des Weltheilandes ist die größte Kanzel und Hochschule der Welt mit der machtvollsten Predigt.

Wenn aber der Menschgewordene Gottsohn predigt, was sollen wir predigen? Versetzen wir uns im Geiste an seine Krippe zur Betrachtung seiner Geburtsumstände, und kehren wir dann zurück zum Altar der Kirche. Zu Gott aber, der die Weihnacht durch den Glanz dieser Geburt und des wahren Lichtes erleuchtete, flehen wir im heutigen Tages-Meßgebet, „diese neue Geburt uns zur Freiheit der Wiedergeborenen vom alten Sündenjoche gereichen, und dies Licht in

unserem Geiste und Erdenwandel strahlen zu lassen, damit wir dessen Seligkeit auch im Himmel genießen!"

I. Zur Zeit der Geburt Christi hatte begonnen die letzte der vier großen Weltmonarchien, die römische, umfassend drei Erdteile und alle bekannten Völker der Erde, die seit Babylons Turmbauverwirrung sich barbarisch bekriegt, nun aber in Frieden lebten, vereinend somit auch Palästina, die Heiden mit den Juden, so daß die Welt Rom, und Rom die Welt war. Zu Rom herrschte Augustus als sein Kaiser, nach jahrhundertlanger Volksherrschaft, in Palästina aber der grausame, ausländische König Herodes, der Alte. Überall war die Menschenwelt religiös, sittlich und social zerfallen. Alle bisherigen Hilfsquellen waren versiegt. Die Menschheit fühlte die Schmerzen der Hölle und war angelangt am tiefsten Abgrund, darum, eingedenk der messianischen Weissagung, sie sich sagte, „zu Grunde gehen zu müssen, so Gott nicht selbst komme und ihr helfe."

Doch auch unter wunderbaren, außerordentlichen Himmels- und Erdenzeichen, nicht bloß Bethlehems, ward Christus geboren und der Welt verkündet. Abgesehen vom Stern des Morgenlandes, sowie von jenem wunderbaren Himmelslichte, das auch nach dem Berichte der heidnischen Schriftsteller die Hirten auf Bethlehems Gefilden umstrahlte, erfahren wir auch von den heidnischen Geschichtsschreibern noch folgende, außerordentliche fünf Tagesereignisse.

In der Geburtsnacht des Herrn stürzte ein Roms herrlichster Tempel, der des Friedensgottes Janus, jener Tempel, bei dessen Vollendung das abergläubische Volk auf die Frage an den Abgott: „Wie lange dieser Tempel stehen werde?", die Antwort erhielt: „So lange, bis von einer Jungfrau ein Sohn werde geboren werden." Und da sie dies für eine Unmöglichkeit und somit diesen Tempel für unzerstörbar ansahen, so war ihre Enttäuschung bei seinem plötzlichen Einsturze um so größer, aber auch um so lebendiger ihre Vermutung, daß solche jungfräuliche Geburt nunmehr geschehen, zumal sie auch bald darauf die Nachricht vom bethlehemitischen Kindermord des Herodes, und von der Ankunft der drei Weisen des Orients vernahmen. Mit der Geburt Christi verstummte ferner das wahrsagerische, vom Kaiser Augustus hochverehrte und nicht selten bei Zweifeln erfolgreich befragte, römische Orakel des Abgottes Apollo, und gab auf alle Fragen keinen anderen Bescheid mehr, als den: „Mir befiehlt der hebräische, selbst alle Gottheiten beherrschende Knabe, meinen Sitz zu verlassen und zum Orkus zurückzukehren. Darum verlasset unsere

von nun an schweigsamen Altäre!" Mit Christi Geburt verstummten aber nicht bloß die abgöttischen Lügengeister, auch ihre Bildsäulen stürzten zu Rom, in Ägypten und allerorts, von ihren Postamenten und zerfielen in Trümmer. Am Weihnachtsmorgen seines Geburtstages zeigten sich ferner am Himmel zuerst drei Sonnen, erglänzten zugleich, und vereinigten sich erst nach und nach zu Einer Sonne. Zu Rom aber ward um die Mittagszeit eine noch viel seltsamere Himmelserscheinung in Verbindung mit einer anderen Sache beobachtet. Als nämlich das römische Volk seinen hochverdienten Kaiser Augustus schon in seinem Leben vergöttern wollte, und der feierliche Verkündigungsakt mit Festopfern schon auf einen Tag festgesetzt war, verlangte Augustus hierzu noch einen dreitägigen Aufschub. Und als währenddem zu Bethlehem die Geburt Christi erfolgte, schaute das Volk in Rom zur Mittagsstunde einen Lichtstreifen um die Sonne, und in diesem Sonnenkreis ein Jungfrauenbild mit einem Kinde auf den Armen, und dabei die deutlich lesbaren Worte: „Haec est ara filii dei viventis," „Das ist der Altar des lebendigen Gottsohnes." Und da auch Kaiser Augustus dies Bild geschaut und aus den sibyllinischen Urkunden erfahren, daß damit die Geburt eines viel größeren Kindes verkündigt werde, das weder er, noch die ganze Menschheit sein könne, so verbot nun Augustus, niemanden mehr einen „Herrn" und noch weniger einen „Gott" zu nennen, zumal der Herr aller Herren und König aller Könige geboren sei. Zum Andenken dieser von den Heiden berichteten Begebenheit ward später auf dem Orte des kaiserlichen Palastes, von dem aus Augustus sie gesehen, eine christliche Kirche nebst Kloster erbaut und „ara coeli, Altar Gottes" benannt, die heute noch zu sehen sind.

So hat Gott die Geburt seines Sohnes auch durch wunderbare Zeichen an Himmel und Erde bezeugt. Warum sollte Gott nicht noch jetzt bezeugen seine Weihnacht mit den vier, das Erscheinen des Welterlösers begleitenden Geisteswundern und uns schauen lassen sein Heil, falls und sobald wir nur verstehen und verwerten die Zeichen der Zeit, des Himmels und der Erde, nämlich die klare Erkenntnis der Treue Gottes in seinen Verheißungen, die Offenbarung seiner Herrlichkeit im Walten seiner Kirche, die Erleichterung des Weges zum Himmel in Gesetz und Gnade, und den Sturz der Hoffärtigen nebst der Erhöhung der Demütigen?

Zum Altar der Kirche gehen wir von der Krippe, um die ewige Wiedergeburt der Glorie zu erlangen. Die Kirche ist das geistige

Bethlehem oder das Haus des Brotes, der Altar die Krippe, die Hostie der Herr, das Korporale die Windeln, des konsekrierenden Priesters Stimme die Kraft der gebärenden, unbefleckten Jungfrau Maria, die Opferkännchen sind ihre jungfräuliche Brust, die Engel das anbetende Volk mit dem Gesang: „Gloria in excelsis,“ die Lichter die Zeugen der göttlichen Klarheit. Jesus in seinem Sakramente ist uns, wie in der Krippe, ein Himmelsbrunnen, den der ewige Vater durch Berührung des heiligen Geistes aus dem Felsen der Jungfrau für die verschmachtende und um den Tau des Himmels rufende Menschheit hervorgelockt; denn wer daraus trinkt, wird stets noch dursten, d. i. nach der himmlischen Glorie, dem ewigen Leben, Gottes Anschauung, der Gegenwart der Engel, den Freuden des Himmels, aber auch nie mehr dursten, d. i. nach der Glorie der Welt, schnöden Wollüsten und vergänglichem Reichtume. Urteilet danach, was unsere Pflicht ist. Der sakrale Jesus ist aber auch die Liebe aller Liebe, mit welcher der große, starke, allwissende und allmächtige Gott, der aus Steinen dem Abram Kinder erwecken kann, die Herzen der Menschen entzündet. Wenn er vom Altar, seiner Schlafkammer, als die Sonne der göttlichen Gerechtigkeit, früh morgens hervortritt auf den Thron der unscheinbaren Gestalten, da rühren sich die Menschen, auch die gleichsam toten, und können reden wie die Bildsäulen Memnons: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!“ Die Liebe ist ja die Erklärung des Geheimnisses der Fleischwerdung Gottes, der hypostatischen Vereinigung der zwei allergrößten, scheinbar unvereinbaren Gegensätze; sie ist eine Meisterin der Harmonie und die größte Zauberkünstlerin auch für die wunderbarsten Verwandlungen, darum auch Gott „der Urheber der süßen Harmonien“ genannt wird. Die Liebe thut alles für den Geliebten.

Warum sollten wir angesichts der Liebe Jesu in der Krippe, wie auf dem Altare, vor diesem auf Erden erschienenen, Herz gewinnenden und auch die rohesten Gemüter überwältigenden „Liebesgotte“ nicht dankbarst in erfüllter Sehnsucht mit Salomo rufen: „O wer giebt dich mir zu meinem Bruder, der du meiner Mutter Brüste saugest, daß ich dich draußen finde und küsse, und daß mich jetzt niemand mehr verachtet?“ Wer wollte nicht sein Herz von seinen Liebespfeilen treffen und erweichen lassen, wenn selbst die Berge zerfließen wie Wachs vor dem Angesichte des Herrn, da er gekommen? Ist ja glückselig das getroffene Herz, und er selbst unseres Verlangens einziger Zweck, und unseres Seufzens endlicher Stillstand! Was sollen

wir ihm verehren und was von ihm begehren? Dem Kindlein der Krippe bereitet in eueren Häusern ein Ruhebett durch An- und Aufnahme von fremden Armen, Verlassenen und Entblößten; denn „was dem Geringsten..." Dem sakralen Jesus aber schenket euch selbst, euer Herz! Begehren aber könnt ihr nichts Besseres, als die Befreiung von allem geistigen und leiblichen Übel, und nie erfolgreicher, als durch Jesus in der Krippe und im Sakrament! Ihn selbst aber laßt uns anbeten und lieben dort und hier, unsere Herzen an ihn fesseln mit den Banden der Gottseligkeit, mit den Herzen bei ihm wohnen und nicht von dannen weichen, bis daß wir gehen aus diesem Leben zu ihm in den Himmel; denn da, wo Gott vom Himmel herabgestiegen, steige auch unsere Seele zu ihm in den Himmel, um da auf immer Gott zu leben, zu lieben und zu loben.

II. Die zweite Person der Gottheit ist kraft ihrer ewigen Geburt der Sohn des ewigen Vaters, von ihm gezeugt und nicht gemacht, das Wort seines Verstandes, weil aller seiner Erkenntnis, und auch das Ebenbild seines Wesens, weil ihm, dem Unsichtbaren und Originale, ganz gleich in seinen Vollkommenheiten. Daher ist sie so groß, daß sie nicht größer sein kann.

Die göttliche Liebe aber hat bewirkt, daß die zweite Person der Gottheit sich selbst entäußerte, im heute zu Bethlehem geborenen Kinde Mensch ward, Knechtsgestalt annahm und dem Menschen gleich, wie ein Mensch erfunden ward, so daß sie nicht kleiner sein kann und sich nicht tiefer erniedrigen konnte, ohne deshalb sich der göttlichen Natur zu berauben, etwas von ihren göttlichen Vollkommenheiten zu verlieren oder aufzuhören, Gott zu sein. „Er hat sich seiner Herrlichkeit entblößt." „Der unermeßlich Große gestaltete sich gleich dem Kleinen."

Die zweite Person der Gottheit erschien im bethlehemitischen Kinde am Tage seiner Geburt kraft der göttlichen Liebe und aus Liebe zu den Menschen als **enterbter Sohn.** Er enterbte und beraubte sich selbst des Genusses aller seiner zeitlichen Güter auf Erden als Menschensohn, als Davidssohn seines Rechtes aufs Königreich Judäa und auf die wirkliche Verwaltung und Ausübung dieser seiner königlichen Gewalt, sowie als Adamssohn des irdischen Paradieses und der weltlichen Herrschaft über die Geschöpfe und alle zeitlichen Güter, zur Sühne der göttlichen Gerechtigkeit ob der Adamsschuld und -Strafe, die er für alle Menschen auf sich genommen. Und er überließ sich jenem unglücklichen Geschick, dem die ärmsten und elendesten Kinder ob ihrer Geburt unterworfen sind, ja noch viel herberem, als je auf dieser

Welt anzutreffen ist; denn der mit der Sonne der Gerechtigkeit umgeben, das Firmament der Sterne gesäet, die Erde mit tausenderlei Blumen geschmückt und auch unsere Stammeltern nach ihrem Fall gekleidet, sah sich gezwungen, sich bei seiner Geburt mit der Finsternis im Schweigen und Schatten der Nacht zu bedecken. Wo findet sich wohl in der heiligen und profanen Weltgeschichte ein Beispiel größerer Geburtsarmut, als im Stalle zu Bethlehem auf Grund des Wortes: „Und Maria legte ihren eingeborenen Sohn, eingewickelt in Windeln, in eine Krippe, da sie sonst für ihn keinen anderen Ort hatte." Die von der göttlichen Gerechtigkeit an der Menschheit des bethlehemitischen Kindes bei seiner Geburt begonnene Enterbung und Beraubung aller zeitlichen Güter sehen wir aber auch vollendet durch seine eigene göttliche Liebe, um jedermann durch die freigewählte Armut reich zu machen, von der Armut dieser und jener Welt zu befreien und in alles Erbe wieder einzuführen.

Wie, sollten wir da nicht erkennen, daß die Armut dieses Kindes unser Erbteil und zwar das allerreichste, voll unermeßlicher Schätze ist, daß wir mehr schulden „den Unbilden des Herrn Jesu, wodurch wir erlöst, als dem Schöpfungswerk, wodurch wir erschaffen worden", daß Gott die Armen erwählte in dieser Welt, auf daß sie reich im Glauben und Erben des Reiches seien, und daß endlich Christi Thränen nicht ertragen die Lachenden, seine Windeln nicht die Prachtgekleideten, und dessen Krippe und Stall nicht die Liebhaber der ersten Plätze? Wollen wir darum das, durch Christi Selbstenterbung für die Menschen errungene Gütererbe erlangen, unser Erstlingsopfer der Anbetung vom göttlichen Kinde Bethlehems angenommen und uns selbst als seine Mitgenossen hier und als Erben seines Reiches dereinst anerkannt sehen: nun, so beten wir ihn an im Geiste der heiligen Armut, thun wir von uns den Reichtum in der Anhänglichkeit an die Güter dieser Welt und ziehen wir an die Armut im Geiste, und Mitleid und Teilnahme für die materielle Armut!

Die zweite Person der Gottheit erschien im Christuskind bei seiner Geburt auch **als stummes Wort**, nur aus Liebe zu den Menschen, um deren Sündenstrafe auf sich zu nehmen und zu sühnen, und sodann uns, im Schweigen vor Gott und Menschen, der Erlösung Fundamentalkunst nebst deren Übung zu lehren, und so ein Hilfsmittel gegen das von der Menschenzunge, „dieser Welt von Ungerechtigkeit," bereitete Elend in dieser allerersten seiner Lehren zu geben.

Die zweite Person der Gottheit erschien aber auch im Jesuskinde

bei seiner Geburt **als verstelltes Ebenbild**, damit wir als Bilder des alten, irdischen Menschen, behufs der Gleichförmigkeit des göttlichen Ebenbildes in seiner Herrlichkeit als vollkommene Menschen, nunmehr hienieden ihm im Leben nach= und gleichgeformte Abbilder des neuen, himmlischen Menschen, in Gnade, Heiligkeit und Nachfolge, würden, und damit wir besonders unser Leben nachbilden seiner heiligen, göttlichen Kindheit, seinem wahrhaft kindlichen Erdenleben, da es ja nicht jedes und aller Menschen Sache ist, Christum in seinen übrigen Lebensgeheimnissen und Lehren, wie der strengen Faste, Verklärung, Wunderwirkung und Todesmarter, nachzuahmen. Wohl aber liegt es in Aller Möglichkeit, ihm in seiner Kindheit, Reinigkeit, Einfalt und Unschuld, ähnlich zu werden, ja auch in Aller Pflicht, auf Grund seines mit Eidschwur bekräftigten und angedrohten Wortes: „Wahrlich, sag' ich euch, so ihr nicht werdet, wie die kleinen Kinder," und laut Kirche: „wie dies so heilige, reine, sich erniedrigende und an seinem heutigen Geburtstage euch vorgestellte Jesuskind," — „so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen!"

III. Das bethlehemitische Kind ist **das Wunder aller Wunder:** Gott im Fleische unsichtbar. Gegen Gottes Menschwerdung erhebt aber die Welt ihre **Einwürfe.** Wie ist's möglich (fragt sie), daß Gott Mensch geworden? Wer ist Gott, und wer der Mensch? Gott ist alles und der Mensch nichts, Gott die Glückseligkeit und der Mensch Elend. Wie ist's möglich, daß der von Ewigkeit geborene Gott ein Kind wird, daß der im unermeßlichen Schoß des himmlischen Vaters, auf den Flügeln der Cherubim ruhende, und die ganze Welt bewohnende Gott auf den Halmen des Strohes und im engen Raume der Krippe weilt, sich einschließen läßt in die Arme einer Jungfrau, den die Himmel nicht erfassen, sich einhüllen läßt in Windeln, der sonst gehüllt in Wolken, binden läßt die Hände, der mit scherzender Hand Sonne, Mond und Sterne, bewegt, Mangel und Armut leidet, der die Berge mit Gold und Silber, die Gestade mit Edelsteinen und die Meere mit Perlen bereichert, seinen Durst stillet mit Tropfen der Muttermilch, der das Lechzen aller Kreaturen stillt, nun so große Finsternis aufgesucht, der im unzugänglichen Lichte wohnt und gesagt: „Ich bin das Licht der Welt"?

Und die Antwort lautet: Das ist möglich nur Gott und seiner Liebe. Die göttliche Natur dieses Kindes ist aber auch wirklich und wahrhaft erwiesen. Sie erhellt klar aus dem darüber durch Jahrtausende und Jahrhunderte geschriebenem Buche der Prophezeiungen,

aus der buchstäblichen Erfüllung dieser Prophezien, aus der göttlichen Offenbarung dieses Kindes in seinem Erdenleben, aus seiner allgemeinen Anbetung und Gottverehrung, wie aus seiner die Menschen von der Vertierung nicht bloß humanisirenden, sondern auch vergöttlichenden und zur göttlichen Natur erhebenden Wirksamkeit.

Wir glauben fest an Gottes Menschwerdung, und gründen unseren Glauben auf Joh. 5, 2: „Wer ist es, der die Welt überwindet, als der, welcher glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist," und auf sein anderes Wort: „Und das Wort ist Fleisch geworden," nicht nach der Ordnung der Natur, sondern der Gnade, ohne Mann von der Jungfrau, nicht durch Verwandlung Gottes in Fleisch, noch des Fleisches in Gott, noch auch durch Vermischung der beiden Naturen, noch auch durch Vereinigung der beiden Personen, sondern durch Vereinigung unserer leiblichen und geistigen Menschennatur mit der göttlichen Natur zu Einem Wesen. In ähnlicher Weise geschah's, wie unser Geistesgedanke eine hörbare Stimme im Munde wird und doch geistig verbleibt, ohne in die Stimme verwandelt zu werden. Lautet also die Antwort auf die Frage: „Wo ist dein Gott?" „Dort liegt er im Stalle, in der Krippe, in größter Armut, und entblößt!"

Wie kann's, fragt die Welt weiter, Gott und seiner Ehre würdig sein, die menschliche Natur mit ihren Armseligkeiten anzunehmen, und, ohne Beeinträchtigung seiner Ehre, ein Mensch, arm, hilflos und ein Kind, zu werden? Mit solchem Einwand aber entehrt man Gott aufs höchste; denn nur Gott, und nicht der Mensch weiß, worin die Gottesehre besteht.

Warum ist denn gerade aber die zweite Person des dreipersönlichen Gottes Mensch geworden? fragt ferner die Welt. Die Antwort lautet: Sie ist der Sohn, also der Erbe, das ewige Wort und die Weisheit, und das Ebenbild und der Abglanz Gottes des Vaters. Dem Sohne und Erben aber gebührt's, die ihm widerrechtlich entzogene Menschheit zurückzufordern, dem ewigen Worte und der Weisheit, die durch Lüge verleitete, nach falscher Weisheit strebende, und so sein Wesen angreifende Menschheit wieder zurecht zu führen, und dem Ebenbild des Vaters und gleichzeitigem Schaffer und Bildner des Menschen nach seinem Bilde, den verunstalteten Menschen nach seinem Gottmenschlichen Bilde wieder zu erneuern.

Warum konnte, fragt endlich die Welt, Gott nicht auch ohne Menschwerdung die Welt erlösen? Wohl konnte er's auch auf andere Weise; allein gerade diese ist die allervollkommenste, weil

sie die, den Menschen allerzukömmlichste (relativ notwendige) und vorteilhafteste ist. In Gottes Menschwerdung besitzen wir die zukömmlichste Erlösung: für die Menschen genugzuthun, dem Menschen außer dem Glauben und der Hoffnung auch die Liebe zu Gott zu lehren, und ein bewunderungswürdig Beispiel der Tugend zur Nachfolge in sichtbar menschlicher Gestalt zu geben. In Gottes Menschwerdung besitzen wir auch die vorteilhafteste Erlösung. Wir haben darin nicht bloß die Erlösung schlechthin, sondern eine überfließende, insofern die Menschen durch dieselbe mehr der Schätze und Gnaden erhalten, als sie je nach Erschaffung vor dem Sündenfalle empfingen, und insofern sie in Christo statt des irdischen Paradieses, außer seiner beglückten Erde, auch den Himmel und zwar den Herrschersitz zur Rechten des Vaters erlangten. Und, weil uns diese Menschwerdung Gottes und unsere Erlösung, ohne unser Zuthun und unverdient, ja trotz aller Mißverdienste, zu teil geworden, darum nennen wir sie das höchste Menschenglück.

IV. Das Bethlehemitische Kind ist der alleinige **Erlöser** und **Seligmacher** der Menschen. Dies besagt die viel tausendjährige Geschichte vor seiner Geburt, die dies Kind als Welterlöser kennzeichnet, und die Geschichte seines Erdenlebens, und auch die Geschichte nach seiner Himmelfahrt.

Auch seine Geburtsweise zeigt, daß er da schon seine Erlösungsthätigkeit beginnt. Der Sohn Gottes wird Mensch, damit du ein Kind Gottes und vollendeter Mensch sein könnest. Der Allerreichste wird arm, damit du Armer reich werdest. Der Allerseligste wird ein Schmerzenskind, damit wir elende Schmerzenskinder selig werden. Er macht sich sichtbar als Gott, damit wir uns keine sichtbaren Götter mehr machen. Er bekleidet seine Gottheit mit der menschlichen Kindheit, damit wir Gott nicht mehr so sklavisch fürchten. Er ward geboren im Stalle, gelegt in die Krippe und auf's Strohlager, um den Menschen solch Los zu ersparen. Er verzichtet auf die Herberge, damit du heimatsberechtigte Wohnungen auf Erden und im Himmel habest, und auch bemitleidest die Heimatslosen. Er ward geboren auf der Reise, damit wir nicht Fremdlinge auf Erden seien, am Wege, um uns der Weg zu irdischem Glücke und himmlischer Seligkeit zu sein, unter Tieren, um auch die Tierwelt zu schützen und uns Menschen mit den Engeln zu vereinen, zu Bethlehem, „im Haus des Brotes," um sein Haus zum zeitlichen und ewigen Brothause zu machen, im kalten Winter, die Menschen mit seiner Liebe zu erwärmen, in fin-

sterer Nacht, der Menschen Erdennächte zu erhellen, und in der Zeit des allgemeinen Weltfriedens, der Weltbeschreibung, der Volkszählung, der Steuerveranlagung und der Alleinherrschaft eines Einzigen, um sich so zu bezeugen als wahren Friedens- und Volksfürsten, unter dem die Völker aller Weltregenten ein glückliches und zufriedenes Leben sich gründen könnten, und um alle Menschen für sein Reich aufzuzeichnen, kurz, Allen Alles zu sein, Befreier, Retter, Heiler, Helfer, Beschützer, Erleuchter, Ernährer, Beleber, Erfreuer, Tröster und Seligmacher.

Wenn jetzt auf der Erde gebrochen ist die Herrschaft des Götzendienstes und Lasters, der Unzucht und Grausamkeit; wenn die Fürsten keine unmenschlichen Tyrannen sind, die nur mit Feuer und Schwert regieren, und die Völker keine machtlosen Kreaturen, die nur zähneknirschend sich fügen unter das Regentenjoch; wenn der arme, besitzlose Mensch kein Sklave, Leibeigener oder Robotschuldiger, in der Hand des Reichen und Mächtigen ist, das Weib keine niedrige Magd des Mannes und das Kind keine käufliche Ware, sondern auch das verachtetste und geringste der Menschenkinder seine volle Freiheit und Menschenwürde genießt; wenn die Unbarmherzigkeit nicht mehr kalt am Unglücke Anderer vorübergeht und sie ohne Gnade ihrem Schicksale überläßt, sondern unter den Menschen Bruderliebe herrscht, die allem Elende nach Kräften abzuhelfen sucht, so daß der Notleidende noch allüberall barmherzige Seelen trifft; wenn die Last der Arbeit nur sechs Tage auf der Menschen Schultern lastet und man am siebenten Tage ruhen kann; und wenn wir angesichts der Rätsel dieser Welt, ihrer schreienden Ungerechtigkeit, ihres zahlreichen Jammers, ihrer vielen Sünden und ihres letzten Ausganges, des Todes, nicht mehr an einem Gott und seiner Gerechtigkeit, seiner Liebe und Hilfe, verzweifeln dürfen: wem haben wir alle diese unerfaßlich großen und unermeßlich zahlreichen, Menschenbeglückenden Wohlthaten zu danken, als allein dem Menschgewordenen Gottsohne? Wahrlich, wie hilflos, verlassen und verzweifelt wäre noch jetzt der Mensch, wenn Christus nicht mit seiner Genugthuung, Lehre, Beispiel, Todesgnade, seinem Kreuz und Leiden, seiner Demut, Armut und samaritanischen Barmherzigkeit in der Kranken- und Armen-, oder wahren Christuspflege, wie mit seiner Providenz, die Menschenwelt in ihren Angeln hielte, nicht den Sündern, Armen, Sterbenden und im Tode Getrennten, zur Seite stünde, nicht die Übermütigen zügelte und die Geringen erhöhte, nicht eine Ausgleichung der Güter dieser Welt bewirkte, die Kluft zwischen Reich und Arm überbrückte, und der Welt den Frieden vermittelte?

Ist aber seine Erlösung noch keine durchgreifende und allgemeine geworden, und lastet das Elend noch immer, nicht bloß auf Einzelnen, sondern auf ganzen Menschenklassen, — woher kommt's, als weil der Mensch die Erlösung Christi vergeblich macht oder von ihr nichts wissen will, trotzdem keine andere zu finden ist? Am Fuße des Kreuzes und Altares liegt der Schatz seiner Erlösung, und am Menschen nur ist's, ihn sich da anzueignen, — aber auch das ist Unzähligen zu viel!

Feiern wir den Geburtstag des Welterlösers in christlicher Weise, nicht bloß als Armen- und Kinder-, als Haus- und Familienfest, sondern vor allem als Kirchenfest der geistigen Wiedergeburt Christi in unseren Herzen.

---

# Am Stephanustage.

Evangelium. Siehe, ich sende zu euch Propheten (Matth. 23, 34—39).

Die Weihnachtsfreude über Gottes Menschwerdung, beziehungsweise über der Menschen Erlösung, wird mit dem Stephanustage in würdiger Weise fortgesetzt oder gleichsam vollendet, insofern er erst das Unterpfand und die Mittel für den festen und bleibenden Besitz der den Menschen geschenkten Weihnachtsgüter gewährt. Der Stephanustag ist sein und aller christlichen Blutzeugen Geburtsfest für den Himmel, und die Feier des mit dem Christentume unzertrennlichen Martyriums, d. i. die Feier seiner Siege, seiner Kraft, seiner Weisheit und seiner Tugend, über die christusfeindliche Menschenwelt und deren Verfolgung, Gewalt, Finsternis, Unverstand und Bosheit. Die katholische Kirche begeht den Stephanustag zwischen dem Festtage der Geburt Christi und dem Tage des Evangelisten Johannes, also in einer Freudenzeit, und das hat seinen besonderen Grund in ihrer wundersamen Behauptung, „daß die Steine des Stephanus süß gewesen, nicht bloß ihm selbst, sondern daß auch Christus und Johannes einen Teil dieser Süßigkeit verkostet haben, und auch die Christen verkosten sollen."

„Wenn wir gestern die zeitliche Geburt unseres Königs feierlich begingen, so feiern wir heute die triumphreiche Marter seines Kriegshelden". Ist gestern Gott, der König der Glorie, bekleidet mit dem Menschenfleische, vom Leibe der unbefleckten Jungfrau zum Kampfe in die sündige Welt ausgegangen, so ist heute die glorwürdige Seele des Stephanus, glänzend und mit Engelsschönheit, aus dem sterblichen Leibe triumphierend in den Himmel eingegangen. Ist gestern Christus, bedeckt mit dem Schleier unserer Menschheit, vom Himmel herabge-

stiegen, so stieg heute Stephanus, geziert mit saphirenen Edelsteinen, hinauf in die Glorie. Sahen wir gestern in armseligen Windeln denjenigen Gott, der die Wiesen und Fluren mit Gras und Blumen kleidet, und das Firmament mit glänzenden Sternen schmückt, so sehen wir heute einen von Natur armen Menschen mit dem Gewande der Unsterblichkeit glorreich einherprangen. Und faßte gestern in sich der enge Ort einer Krippe die Unermeßlichkeit eines göttlichen Kindes, so nehmen heute in sich auf die unermeßlichen Lande des Himmelreiches einen triumphierenden und siegreichen Märtyrer.

I. Groß ist die Verschiedenheit der Kampfmethode der Streiter des irdischen, und der des himmlischen Reiches betreffs der Anführer.

In irdischen Kämpfen ist's Klugheitsregel, daß sich der oberste Feldherr nicht selbst mit seiner Person am Kampfe und Streite thätig beteiligt, und zwar deshalb, weil seine Klugheit weit voran zu stellen ist der Stärke, und diese, nicht aber die Kriegswissenschaft, auch im gemeinen Soldaten vorhanden sein kann, — und weil ferner es laut Erfahrung fürs ganze Heer verderblich ist, wenn sein Feldherr sich den Gefahren des blutigen Kampfes aussetzt. Als z. B. einst Scipio, als Oberanführer, am gefährlichsten Orte mitkämpfte und verwundet vom Pferde sank, schrieen die Römer: „Scipio ist tot!", und sofort war allgemein ihre Flucht, weil sie sich ohne Führer glaubten. So auch sank mit dem Falle des Epaminondas der thebaische Staat. Mit dem Tode des ungarischen Königs Ludwig fiel das Königreich in Mahomedanische Tyrannei. Und durch die Gefangennahme des französischen Königs Franz I. ward sein ganzes Kriegsheer zerstreut. Daher ist's ein wahres Wort: „Größer ist die Furcht ob deiner Gefahr, als die Freude ob des Sieges!" Und deswegen nehmen die Oberanführer der Erdenkämpfe in der Regel keinen thätigen Anteil am blutigen Waffenstreite.

Anders aber verhält sich's mit den Kämpfen des himmlischen Reiches. Da gilt's nicht, wie Xerxes, von der Höhe oder von einer Leiter, laut Spruch: „Weit davon, ist gut vor dem Schuß!", und gemäß der sonst besten Gefechtsregel, dem Kampfe seiner Leute ohne Gefahr zuzusehen. Und da wird auch Niemandem der Sieg eines Kampfes zugeschrieben, der nicht dabei war, so z. B. nicht einem Augustus der Seesieg beim Vorgebirge Aktium, weil er zur selben Zeit in Rom sanft geschlafen. Da heißt's vielmehr: „Wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Throne zu sitzen", d. i. wer mitstreitet oder mitkämpft, den will ich belohnen. Das hat

Christus selbst, als oberster Anführer, durch sein persönliches und thätiges Kämpfen und Blutvergießen an gefährlichster Stelle und in vorderster Reihe bewiesen, trotzdem es ihm nur ein Wort gekostet hätte, um Legionen Engel zur Hilfe zu haben, und es ihm ein Leichtes gewesen, ohne eigene Gefahr beim bloßen Zusehen des Kampfes seinen Sieg zu erringen. Schwer ward es aber Christo, die Menschen zu seiner Nachfolge in dieser Kampfmethode zu bewegen, laut Wort: „Wie oft wollte ich deine Kinder versammeln . . .!“ Niemand wollte es wagen, bis endlich der starkmütige und standhafte Aminadab Christo im Leiden und in der Feindesliebe gefolgt, und den Christen die Bahn durch das rote Meer der Passion gezeigt, wo und wie sie in ihrem Leiden ihm in seinen Fußstapfen zu folgen haben. Es war der junge Levit Stephanus, der wunderthätige Diakon, der eifrige Armenpfleger und der begeisterte Christusprediger. Wegen seiner ersten Christusnachfolge als Anführer und Wegbahner der Streiter des himmlischen Reiches, ferner wegen der zahlreichen Schar der Christusmärtyrer des Himmels, die ihm hienieden nachgefolgt, und weil er durch seinen Heldenmut, besonders durch seine Feindesliebe, sich und seinen Nachfolgern, die Todesüberwindende Gnade Gottes, das Entschlafen beim schönsten Werke, und den Universal-Siegeskranz des irdischen und himmlischen Gottesreiches verdiente, darum ist der Stephanustag ein Weihnachtlicher Freudentag.

II. Der schon dem Namen nach „gekrönte“ Stephanus, insofern Stephanus so viel als „Krone oder Kranz“ heißt, — war auch gekrönt mit der Pein.

Die Verfolgungen der Synagogen, und seine Widersacher, umgaben ihn wie eine Krone, gleichwie Saul mit den Seinen einst den verfolgten David, und haben ihn mit den Peinen gekrönt. Stephanus aber zeigte sich als starker und tapferer Christusheld, voll des Mutes, der Unerschrockenheit, Herzhaftigkeit, Kühnheit und Standhaftigkeit, besonders in seiner machtvollen, gewaltigen und erfolgreichen Predigt, unter dem Ausschluß aller Rachegefühle. Schauen wir ihn zuerst in seinem siegreichen Wort- und Glaubensstreite mit den gegen ihn auftretenden Judenschulen. Wie Abraham einst mit fünf Königen, so stritt Stephanus siegreich mit fünf Synagogen zur großen Verwunderung der christlichen Kirche und der neubekehrten Christen, die in nicht geringer Besorgnis ob der Gefahr des jungen Leviten schwebten, dieweil er sich mit so blutdürstiger Rotte eingelassen. Sehen wir ihn ferner vor Gericht zufolge der ungerechten und lügnerischen

Anklage der Lästerung wider Gott und Moses' Gesetz, mit dem Engelsglanze auf seinem Angesichte, und mit dem Schwerte des Geistes in seinem Munde, so daß er sich in der That verdiente die Gnade, „den Himmel geöffnet und den Sohn des Menschen zur Rechten Gottes stehen zu sehen." Wie energisch geißelt er in seiner Verteidigung die Verstocktheit der Juden! Und wie heroisch erscheint er bei seiner Verurteilung und gewaltthätigen Hinausstoßung auf den Richtplatz, und unter dem ihn niederschmetternden Hagel der Steine!

Unter den zahlreichen Marterpeinen, welche die Blutzeugen Christi ertrugen, um die unverwelkliche Krone der ewigen Seligkeit zu erlangen, eingedenk, daß Niemand gekrönt wird, er habe denn zuvor gesetzmäßig, d. i. nach Christi Vorschrift, gestritten, und von denen uns die Geschichte erzählt, daß sich z. B. Petrus und Andreas kreuzigen, Paulus und Jakobus enthaupten, Matthäus erstechen, Bartholomäus skalpieren, Sebastian erschießen, Lukas verbrennen, St. Ignatius von wilden Tieren zerreißen, und St. Emmeran in Stücke zerhauen ließen, galt wohl bei den Juden, zunächst dem Kreuzestode, mit der Steinigungstod als die verächtlichste, schimpflichste und schmerzlichste Bestrafungsart. Gesteinigt wurden die Eltern, die ihre Kinder dem Moloch geopfert, und die, welche Gott gelästert, unter Anderen auch Achan, weil er gegen Gottes Befehl bei Jerichos Eroberung Beute für sich behalten, und Aduram, Rentmeister des Königs Roboam, weil er nicht bloß die israelitischen Unterthanen geschoren, sondern ihnen auch Schweiß und Blut ausgepreßt. Auch Moses kam in Gefahr, vom rebellischen Volke gesteinigt zu werden, und nicht minder Christus, der aber, weil seine Zeit noch nicht gekommen, durch Verschwinden aus der Feinde Augen diesem Geschicke entgangen. Gleichwohl hat Stephanus gerne und freudig den Hagel der Steine über sich ergehen lassen, so daß die Kirche von ihm singt: „Der Steinschauer ist ihm süß gewesen!" Darum war aber auch das starkmütige Beispiel und Vorangehen des Stephanus die Ursache, daß viele tausende, und gleich damals zweitausend fromme Christen, ihm herzhaft nachfolgten, und der christliche Glaube durch die ganze Welt verbreitet worden, was hinreichend zu entnehmen ist auch aus dem Schriftworte, daß damals alle neubekehrten Christen durch Judäas und Samarias Gegenden zerstreut worden.

Unzählige sind ihm nachgefolgt. An einem einzigen Tage wurden sechstausend Thebäer und elftausend Jungfrauen gemartert. An einem einzigen Tage der Christenverfolgung unter Diokletian erlitten

siebzigtausend, und somit, da sie zehn Jahre andauerte, über zwei Millionen Christen den Martyrtod. Die einzige Stadt Rom zählt allein über dreihunderttausend Märtyrer. St. Hieronymus sagte schon ums Jahr 400, daß man täglich das ganze Jahr hindurch das Andenken von zehntausend Märtyrern feiern könnte. Wie recht hat dann die Kirche, betreffs aller auf der ganzen Welt und in allen Orten und Landen, binnen zweitausend Jahren dagewesenen Märtyrern, mit Johannes auszurufen: „Ich sah eine große Schar, die niemand zählen konnte", als nur Gott allein! Und wie wohlbegründet ist St. Brunos Wort, „es seien im Neuen Testamente mehr Christen Gott geopfert worden, als im Alten Testamente Tiere, Schafe und Ochsen in Israel," und die Zahl der letzteren erstreckte sich oft an einem einzigen Festtage bis auf zweihunderttausend! Unter all diesen Märtyrern ist Stephanus der erste und vornehmste, der Anführer, das Haupt, der Patron und Erzmärtyrer, der wie Moses seinem Volke, vorangegangen durchs rote Meer der Marter, und für das vergossene Blut seines Heilandes auch sein eigenes Blut vergossen, und er ist somit das, was Petrus unter den Aposteln, Paulus unter den Predigern, Joseph unter den Bekennern, und Johannes unter den Jungfrauen ist. Er hat Allen die Wege des Martyrtums geebnet, gebahnt, eröffnet, und die Pforte aufgethan für alle Geschlechter und Alter, und fordert alle auf, diese Wege zu wandeln. „Es wird ein Ufer, wo das Meer gewesen, und durch das „Rechne es ihnen nicht zur Sünde!" wird ein rechter Weg dargeboten, wo das Volk des Herrn wunderbar schreiten könnte". Der wie dem Namen nach, sowie mit der Pein „gekrönte" Stephanus hat mit solcher Krone geschmückt auch alle seine Nachfolger und nachfolgenden Blutzeugen, die für den christlichen Glauben, gleich ihm, das Blut vergossen; denn diese alle haben, wie Petrus und Paulus nebst allen Aposteln u. s. w., keine andere Krone erhalten, als die des Stephanus, — und sie alle setzten diese Krone wieder dem Haupte des Stephanus auf.

III. Stephanus ist aber auch der „Gekrönte" mit der Gnade Gottes und mit der schönsten Himmelskrone, die er durch seinen Heldenmut, besonders durch seine Feindesliebe, sich und seinen Nachfolgern verdiente.

Ohne besondere Gnade Gottes konnten die Märtyrer nimmer so schmerzliche Todesmartern ertragen, sie dabei noch süß und angenehm finden, und wohl auch nicht selten dazu lachen und scherzen, auf glühenden Rosten wie auf Rosen wandeln, in finstern Kerkern wie in

Lusthäusern leben, auf Foltern, Rädern und Kreuzen, wie auf weichen Flaumen ruhen, und ihre Henker und Peiniger als ihre besten Freunde umarmen und küssen, wie z. B. ein Andreas sein Kreuz geküßt, Laurentius auf glühendem Roste seinem Tyrannen Vincentius mit sarkastischer Forderung imponierte, und Thomas Morus als zum Tode Verurteilter noch ob seines Bartes gescherzt. Und diese besondere Gnade Gottes haben sie sich durch ihr gläubiges und freudiges Aufnehmen der Martern verdient, und auch Stephanus hat sich Gottes siegreichen Beistand für sein Martyrium im vollsten Maße durch seinen in allen Peinen gezeigten Heldenmut und durch seine glaubensfreudige Aufnahme der Steine erworben.

Am heldenmütigsten aber zeigte sich Stephanus besonders bei seinem, unter dem Steinhagel noch stehend für sich verrichteten Gebete: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!", und bei seinem, darauf kniefällig und laut gerufenen Flehen: „Herr, rechne dieses ihnen nicht zur Sünde," worauf er in dem Herrn entschlief. Da gerade, bei seinem Ende, schauen wir, wie der Haß und die Liebe einander umarmen und sich den Friedenskuß geben. Da zeigte Stephanus, knieend vor seinen Feinden und für sie Gott um Verzeihung bittend, sich am heldenmütigsten und „würdig, selbst von den Göttern geehrt zu werden," sogar nach der Heiden Erkenntnis und Wort. Da hat Stephanus das allerkräftigste und die Himmel durchdringendste Gebet verrichtet, ein Gebet, das alles, alles, erlangen mußte, um was er gebeten. Da zeigte er am klarsten seine Christenwürde, und daß er wohl verdiente den Ruf: „Wahrlich, dieser ist Gottes, ist Christi Sohn gewesen!", und: „Selig sind die Barmherzigen, denn . . .!" Da wird über allen Zweifel dargethan, daß dem Stephanus alle seine sonstigen guten Werke, seine Engel- und Menschensprache, seine Vermögenshingabe und das Martertum seines Lebens, nichts genützt hätten, sondern nur eine klingende Schelle und ein tönendes Erz gewesen wären, so er diese Liebe nicht im Leben und Tode gezeigt hätte. Warum hat Stephanus aber für seine Feinde und Peiniger gebetet? Etwa nur der Nachfolge Christi halber, der auch für seine Kreuziger gebetet? Oder etwa nur wegen des Seeleneifers, Anderer Seelen nicht verloren gehen zu sehen? Oder etwa nur der Nächstenliebe wegen, die alle Unbill im Herzen auslöscht? Nein, nicht bloß deshalb, sondern vor allem geschah's des Dankes halber, weil sie ihm in den Steinen die Edelsteine zu seiner Himmelskrone gegeben, und es ihm unbillig erschien, daß die Sache Anderen den Untergang bringen sollte, die ihm das ewige Leben gegeben. Aus Dank-

barkeit nahm er seine Feinde durch sein Gebet mit in Christi Reich und den Himmel, so besonders den Saulus, indem er glühende Kohlen auf ihr Haupt gesammelt. Darum mahnt auch St. Augustin: „Lerne lieben den Feind, willst du sicher sein vor dem Feinde!" Darum folgte auch seinem Beispiele der römische Kaiser und König von Ungarn, Sigismund. Obgleich der ungarische Palatin Laurentius wiederholte Meutereien gegen ihn angestiftet, überhäufte ihn doch der Kaiser mit allen Ehren und Würden, und als einer seiner Kammerherren, sich verwundernd, einwirft: „Laurentius hätte besser den Tod, als solche Gnaden, verdient," entgegnete der Kaiser: „Dir erscheint's nützlich, den Feind zu töten, weil ein Toter keinen Krieg anregt, ich aber töte den Feind, indem ich schone, und mache den Freund, indem ich erhebe!" O herrliche Weise, sich zu rächen! Echt aber und freiwillig muß die Feindesliebe und Verzeihung sein wie bei Christus und Stephanus, d. i. man darf niemals seinen Feind mit dem göttlichen Urteile bedrohen, muß ihn vielmehr mit seinem Gebete davor schützen; denn wie Christus von dem, seinetwegen verfolgten Stephanus zur Rechten seines Vaters nicht „sitzend", d. i. nicht als Herr, König und Richter, sondern „stehend", d. i. als Führer, Streiter und Mitkämpfer, in Sorge, Eifer und Mithilfe, gesehen, aber beruhigt worden mit dem Gebete: „Herr, rechne ihnen dieses nicht zur Sünde!", so ist's und soll's auch sein bei allen Verfolgungen.

Können wir da nicht mit Recht von Stephanus sagen, daß, je beständiger sein Heldenmut, auch um so größer die Gnade seines Gottes, je himmelsgläubiger sein Herz, auch um so deutlicher und seliger sein Schauen, je christlicher seine Gesinnung im Leben, er auch um so ähnlicher seinem Meister im Sterben, und je geringer seine Selbstliebe, je größer seine Feindesliebe, und je weniger seine eigenen Leibeswunden, und je mehr die Geisteswunden seiner Peiniger, seine Herzenssorge gewesen, auch um so siegreicher sein Entschlafen in der Bekehrung des Saulus und so vieler Anderen, und auch um so glorreicher sein triumphierender Einzug in den Himmel gewesen? Ja, dem Stephanus geziemte nicht bloß die todesüberwindende Gnade Gottes, sondern auch sein Entschlafen mit dem letzten und schönsten Werke. So entschlief auch einst Kaiser Nerva, als er Trajan adoptiert und zu seinem Reichsnachfolger eingesetzt, daher Plinius gesagt: „Damit er nicht etwa nach dieser göttlichen und unsterblichen That noch etwas Sterbliches thue!" Es gebührte dem Stephanus aber auch der Universalsiegeskranz des Himmels, in dem Alles enthalten ist. So heißt es vom

griechischen Helden Phocion, daß ihm für seine ritterliche That Nichts gegeben worden, als Kränze, weil aller Preis darin begriffen ist. Oder könnten wir zweifeln, daß Stephanus unter allen Märtyrern den höchsten Thron und die schönste Krone des Himmels erhalten habe? Hat nicht schon Paulus gesagt: „Nicht wert sind die Leiden dieser Zeit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden wird?“ Geht nicht schon das irdische Vaterland seinen, aus dem Kampfe fürs allgemeine Wohl und mit vielen Wunden zurückkehrenden Streitern achtungsvollst entgegen, um sie zu empfangen und in seinem Schoße ausruhen zu lassen? Und sagt nicht auch Origenes: „Stephanus entschlief im Herrn, d. i. im Schoße des Vaters, zu dessen Rechten Christus stand, der ihn gesehen gepeinigt und zerschlagen, und um ihm einen würdigen Platz zu gewähren, aus dem Schoße sich erhoben und ihn sich zur Rechten placierte?“

Wollen wir aber Anteil am Erbe Christi haben, so folgen wir ihm gleich Stephanus nach in der Pein. Und fehlt's uns etwa an Anlaß dazu? Haben wir nicht genug Gelegenheit, Märtyrer zu werden? „Ist's nicht,“ wie St. Hilarius sagt, „schon ein Märtyriumsanteil und eine Aufnahme der Werke eines Märtyrers, wenn man den, dem Bösen schuldigen Haß mit der Güte eines großmütigen Herzens niedergetreten? Sehen wir aber Unbill, Schmach, Haß und Verfolgung, schon für harte, auf dem Herzen liegende Steine an, wie könnten wir erst seinen wirklichen Steinhagel ertragen? Nun, können wir dem Stephanus nicht folgen in der Pein, so folgen wir ihm wenigstens in der Feindesliebe.“ Entnehmen wir daraus die Lehre, daß zur Erlangung der himmlischen Glorie es zum mindesten für uns nötig ist, unser Kreuz auf uns zu nehmen, Christo nachzufolgen und alles unabweisliche Leid geduldig und aus Liebe zu Christus aufzunehmen und zu ertragen. Thun wir das, so birgt uns Christus unter seine Fittige der Gottversöhnung hier, und einst im Himmel.

IV. Der Stephanustag ist auch der Gedenktag aller Märtyrer und somit ein weihnachtlicher Freudentag.

Die Märtyrer sind die Zeugen des Christentums. Und wofür geben sie Zeugnis? Sie zeugen für die christliche Wahrheit, für die Kraft des christlichen Geistes, aber auch für das Fortleben Christi in seiner wahren Kirche. Die Märtyrer sind ferner die Helden der christlichen Kirche. Sie haben errungen, und bewahren noch unausgesetzt die christliche Religions- und Gottesdienst-Freiheit, und da diese die Grundlage aller Freiheiten und weltabhängige Religion wir-

kungslos ist, so auch die geistige, wollende, persönliche, politische und sociale Freiheit; denn sie ließen sich von den irdischen Gewalthabern keine Religion anbefehlen, sondern opferten lieber das Leben.

Die Märtyrer sind endlich auch die Vorbilder im Christenstreite, und zwar im Kampfe für unseren Glauben, in unserem sittlichen Kampfe, und im Kampfe mit den Leiden unseres Erdenlebens; denn auf sie, nächst dem gekreuzigten und verklärten Christus, schauen wir, wenn unsere Kraft erlahmen will, um an ihnen unseren Mut aufzurichten.

Angesichts solcher Bedeutung des Martyriums wird die christliche Kirche nicht müde, die Märtyrer zu preisen, und sie nächst Christi Geburt zu feiern. Und so oft die Welt wieder das Schwert der Verfolgung ziehen will, weist sie die Kirche hin auf die, ihr von den Märtyrern bereiteten Niederlagen. Und ob auch die durchs Juden- und Heidentum gewitzigte Welt es vermeidet, die Kirche mit Blutzeugen zu bereichern, so scheut sie sich doch keineswegs, unblutige Märtyrer zu machen, ob der Meinung, dadurch eher ihr Ziel zu erreichen, findet jedoch im Stephanustage auch dafür die Grenze; denn wie das Christentum, so ist auch der Märtyrer unsterblich, d. i. auch die Märtyrer sterben nicht aus.

Warum sollte uns fehlen der Geist des Martyriums, das für die Wahrheit selbst das Leben hingiebt? Sind wir nicht Christen, getauft auf das Blut Jesu Christi und seiner Märtyrer, und somit wohlbewußt, daß wir in solchem Tode ein Leben der seligsten Freuden des Himmels finden? Sind wir nicht Sünder, die wir durch freiwillige Ertragung großer Verfolgungen um der Gerechtigkeit halber viele unserer Sünden abbüßen können? Und sind wir nicht geistige Kämpfer, die aus der Kriegs- und Kampfesschule der Vergangenheit, der glorreichsten Christenkämpfer, hervorgegangen? Warum sollten und könnten wir nicht, wie ein heiliger Chrysostomus, denken und sprechen bei entbrennenden, schweren Glaubensverfolgungen, wie dieser große Kirchenvater und Bischof, der von der Kaiserin Eudoxia dergestalt gehaßt und verfolgt worden, daß sie nicht eher ruhte, als bis sie ihn aus seinem Bistume verstoßen und ins Elend gejagt? Höret seine Worte, mit denen er das Volk angeredet, als er ins Elend gegangen. „Was für Peinen und Nachstellungen richtet mir zu der menschliche Eifer? Wollen mich vielleicht die Eudoxianer ins Elend verjagen, so will ich auf der Insel Patmos die Einöde des Johannes sehen, und werde vielleicht noch das Übrige von seiner Offenbarung finden! Wollen sie mich in einen brennenden Ofen werfen, so sehe ich mich höchst freundlich eingeladen von den drei babylonischen Knaben, und

schaue den Sohn Gottes inmitten der Flammen mit ihnen spielen. Diesen will ich mich zugesellen und mit abwechselnder Stimme das Lob Gottes singen! Will mich Eudoxia ins Meer versenken, so kann ich mir ja mit Jonas aus dem Bauche des Walfisches eine Kapelle, ein Bethaus, machen. Will sie mir das Haupt abschlagen, so ist ja das Schwert des heiligen Paulus und des heiligen Johannes, des Täufers, auch mit Blut befärbt! Soll ich gekreuzigt werden, wohlan, so wird mir Petrus den einen Teil seines Kreuzes nicht versagen, und glückselig werde ich eines solchen Gefährten genießen! Wird für mich das Rad bereitet, mich zu zerknirschen, so werde ich die heilige Katharina zur Hilfe haben. Will man mir die Zunge ausreißen, so reden im Hause Gottes auch die Stummen, und werde ich deswegen nicht nachlassen, die Lasterhaften zu strafen! Wollen sie mich endlich auf der ganzen Erde hin verjagen, wo würde ich nicht eine Wohnung der Heiligen finden? Und was habe ich unter so vielen Heiligen zu fürchten? Unter den Steinen werde ich sein ein Stephanus, unter den feurigen Kohlen ein Laurentius. Mit Hippolyt laß ich mich von den Pferden zerreißen, mit Bartholomäus mir die Haut abziehen, und der Prügel und Knüttel des heiligen Jacobus soll mir zum Scepter dienen! Wie soll ich denn unter so vielen tapferen Soldaten und Kämpfern Christi allein so feig und lässig Mühen und Leiden fliehen?" Also redete in seiner Verfolgung der geduldige, starke und großmütige Chrysostomus.

Das Beispiel eines heiligen Basilius möge uns den Lohn des Martyriums noch deutlicher bekunden. Kaiser Valens befahl den Katholiken, Gemeinschaft mit den Arianern zu halten, und verlangte dies auch von dem Erzbischofe Basilius von Cäsarea durch den an ihn abgesandten Statthalter Modestus. Dieser schmeichelt zuerst dem Basilius, was aber nichts nützt. Darauf droht er mit der Vermögensentziehung, Basilius entgegnet: „Diese fürchte ich nicht; denn ich habe nichts, als was ich am Leibe trage, und einige Bücher, die man nicht nehmen wird." Jener droht mit Verbannung, dieser antwortet: „Auch solche fürchte ich nicht, weil man mich nicht dazu verurteilen kann; denn die ganze Erde ist den Christen nur ein Verbannungsort, der Himmel aber ist mein Vaterland!" Jener droht mit Gefängnis und Folter; dieser aber entgegnet: „Auch solche fürchte ich nicht; denn mein Leib ist so mager und schwach, daß er dies nicht lange wird aushalten können!" Nun droht jener mit dem Tode, erhält aber zur Antwort: „Diesen fürchte ich noch weniger; denn er ist für mich eine

Gnade, weil er mich mit Gott vereinigt, für den ich allein lebe!" Noch nie hat Jemand so zu mir gesprochen," gesteht nun Modestus. „Ohne Zweifel," sagt Basilius, „weil du noch niemals auf einen Bischof gefallen bist." „Aufschub bis morgen" gewährt Modestus. „Ist nicht nötig," entgegnet Basilius; „denn morgen bin ich derselbe, wie heute." Modestus berichtet nun an den Kaiser: „Über Solchen vermöge er nichts, er sei moralisch von ihm besiegt." Der Kaiser verbannte den Basilius, ließ ihn aber bald wieder zurückrufen.

Sind das nicht herrliche Worte und Schlüsse, seinem leidenden Heilande in Leiden nachzufolgen? Haben das bei Chrysostomus und Basilius die Beispiele der Heiligen in ihrer Verfolgung gewirkt, wie sollen dies so viele Tausende, die schon im Leiden mit Christo vorhergegangen, nicht auch bei uns bewirken können? Hast du denn, meine leidende Seele, noch einige Liebe zur Geduld und Tugend in dir, so laß dich von keiner Verfolgung überwinden, ob auch hohe und niedere Obrigkeit und Unterthanen wider dich sind! So lange in dir noch Geduld und Tugend ist, so lange steht Gott für dich!

Wir beten darum mit dem heutigen, aller Märtyrer gedenkenden Meßgebete: „O Gott, der Du uns durch das alljährliche Gedächtnis aller Deiner heiligen Blutzeugen erfreuest, verleihe gnädiglich, daß wir über ihre Verdienste uns nicht bloß erfreuen, sondern auch durch ihre Beispiele entzündet werden!"

# Am Jahresschluß.

Text: „Gebet dem Herrn, euerem Gott, die Ehre, ehe denn es finster wird, und ehe euere Füße sich stoßen an den dunklen Bergen“ (Jer. 13, 16).

Der heutige Tag heißt „Sylvester“. Wer war Sylvester? Und warum trägt der heutige Tag seinen Namen? Sylvester war ein römischer Papst im Anfang des vierten Jahrhunderts von großer Weisheit und Frömmigkeit. Er ward gewählt im Januar des Jahres 314 als Nachfolger des Melchiades, nachdem er Zeuge der blutigen Christenverfolgung unter Diokletian, und des siegreichen Triumphes über den Götzendienst zufolge des von Konstantin am 28. Oktober 312 über Maxentius erkämpften Sieges gewesen. Er leitete einundzwanzig Jahre und elf Monate die damals noch vereinigte lateinische und griechische Christenheit, und starb hochverdient um die christliche Religion, besonders auch durch die Bestätigung der Konzilienbeschlüsse von Arles, wo die Donatistenspaltung, und von Nicäa, wo die arianische Irrlehre verworfen ward, im Jahre 335.

Fragen wir aber, warum gerade der heutige Tag, sowohl bei den lateinischen, als griechischen Christen seinen Namen trägt? Außer anderen Gründen ist's wohl nicht allein der Umstand, daß er sozusagen die Grenzscheide zwischen der verfolgten Katakomben- und zwischen der Weltbesiegenden und staatlich anerkannten Christenkirche bildet, noch auch der Umstand, daß er am 31. Dezember 335, also vor 1549 Jahren, eines seligen Todes verstorben. Der Hauptgrund liegt wohl vielmehr darin, daß er der Bekehrer Konstantins, des ersten christlichen Kaisers, zufolge eines Traumgebildes gewesen. Konstantin nämlich, noch Heide, war aussätzig, wollte aber das damals gebräuchliche, abergläubische Heilmittel, „sich in Kinderblut zu baden,“ nicht

anwenden. Da schaute er eines Nachts im Traume die zwei Apostelfürsten Petrus und Paulus, und vernahm ihre Mahnung: „Am selben Tage den heiligen, im Berge Soracte verborgenen Papst Sylvester aufzusuchen, um das heilige Taufwasser zu empfangen, wolle er anders vom Aussatze gereinigt werden.“ Und Konstantin gehorchte, ward getauft durch Sylvester, und geheilt vom Aussatz.

Auf solche Weise ist also durch Sylvester zufolge eines Traumes Konstantin der erste Christenkaiser, und zwar „der Allerchristlichste“, geworden, was er jedoch wahrscheinlich nicht geworden, so er den eingegebenen Traum verworfen. Wollten wir aber auf Grund dessen glauben, daß alle Träume von Gott eingegeben sind, so würden wir schwer irren; denn die Träume können ebensogut von der Natur oder von Dämonen herrühren. Um dies zu unterscheiden, ist kein Mensch verständig genug, ohne besondere Gotterleuchtung, darum es der sicherste Ausweg ist, sich Rats beim Diener der Kirche, seinem Beichtvater, zu holen. Was wir aber mit unfehlbarer Gewißheit sagen und behaupten können, ist dies: daß im alten Jahre die bösen Menschen nichts Böses, und die guten Menschen angesichts so vieler Heimsuchungen der göttlichen Strafgerechtigkeit nicht viel Gutes geträumt haben. Und das ist eine Wahrheit, die wir auch für die Träume der das alte vom neuen Jahre scheidenden Sylvesternacht zu verwerten Ursache haben.

Die erste Mahnung des scheidenden Jahres lautet: „Ziehet aus den alten, sündhaften Menschen, diesen Verursacher alles Übels.“

Wie das Menschenleben vier Alter hat, nämlich das der Kindheit bis zum zwanzigsten Jahre, das der Jugend bis zum dreißigsten Jahre, das der Mannheit bis zum sechzigsten Jahre, und das des Greisentums über sechzig Jahre hinaus, so hat auch die Zeit eines Jahres vier Teile, in Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Im Frühling beginnt alles zu wachsen, zu grünen und zu blühen; alles ist noch jugendlich und freudenvoll, es ist gleichsam die liebliche Kindheit. Der Sommer entspricht dem hitzigen Jugendalter in Rücksicht dessen, daß es da so manche Unwetter giebt und man bis zur Ernte nimmer weiß, ob die mit so großer Mühe angebauten Feldfrüchte auch geraten und eingebracht werden, oder nicht. Der Herbst aber läßt sich vergleichen mit dem Mannesalter, wo die Hitze nachläßt, und Feld, Garten, Flur und Weinberg, ihre Früchte liefern. Der frostige Winter endlich, der die Felder mit Schnee und die Flüsse mit Eis bedeckt und alles Pflanzenleben ersterben läßt, versinnbildet das hohe Menschenalter mit seinem trüben Aussehen.

Befinden wir uns jetzt inmitten des Winters und am Ende des alten Jahres, so ist's wohl heilsam, vor dessen Vollendung nachzusehen, was für ein Gesicht uns dies alte Jahr in seinen verflossenen Tagen gezeigt? Erinnern wir uns der abnormen Witterungsverhältnisse des vergangenen Jahres, der gegenseitigen Beziehungen im Leben der verschiedenen Völker, und der eigenen Landesverhältnisse in politischer, socialer, wirtschaftlicher und kirchlicher Hinsicht, und wie wenig zuträglich sie dem allgemeinem Wohle der Menschen erschienen, wer wollte da behaupten, „das Gesicht des alten Jahres habe uns freundlich angelächelt," während es in Wahrheit uns trübselig und mürrisch angeschaut? Hätten wir da nicht Ursache, wie der Prophet Jonas in seiner Laubhütte vor Ninive zu zürnen dem alten Jahre, traurig zu sein bis zum Tode, und seinen Hingang nicht zu bedauern? „Mit nichten," antwortet Gott auch uns, wie einst dem Jonas: „Keine Ursache haben die Menschen, aufs alte Jahr zu zürnen, wohl aber Ursache, zu zürnen auf einen Anderen, auf einen einzigen Menschen, der die ganze Ursache von all unserem Unheile ist, und der's allein und mit Recht darum verdient, gebührend deswegen hergenommen zu werden." Und wer ist dieser eine Bösewicht, und wo ist er anzutreffen? Nun bei uns zunächst, in unserem eigenen Hause, an unserem eigenen Tisch, auf unserem eigenen Lager, und auf unseren eigenen Wegen begleitet er uns allüberall auf Schritt und Tritt, und geht nicht von der Seite. Es ist der alte, sündige Mensch, Adam, beziehungsweise Eva, mit den alten Sünden und sündigen Gewohnheiten, der Gott zum Zorne reizt und bewirkt, daß er die Menschen züchtigt um ihrer Missethaten willen und wir den Feinden überliefert werden. Kurz, der alte Adamssünder ist samt Seinesgleichen die einzige Ursache der verschiedenen Übel und Plagen, wie zu allen Zeiten, so auch vom alten Jahre gewesen. Darum lautet die erste Mahnung des alten hinscheidenden Jahres: „Ziehet aus den alten Menschen mit seinen alten Sündengewohnheiten, diesen Verursacher und Anstifter alles Übels, der um so größere Übel anstiftet, je veralteter und langangewöhnter seine Sünden sind! Lassen wir den Groll und Zorn an uns selber aus, und nicht am alten Jahre, so wird Gott versöhnt, die Übel werden weichen, und mit dem alten Jahre auf immer dahingegangen sein!"

Die zweite Mahnung des alten Jahres lautet: „Schließet ab die Jahresrechnung gegenüber Gott und euerem Gewissen, und vergleichet Einnahme und Ausgabe!" Wir werden da finden, daß Gott uns viel der Gutthaten gespendet. Sie waren zeitlicher Art, sowohl

allgemeine in den Segnungen des äußeren Friedens, in den Früchten des Gewerbefleißes, der Jahresernte u. a. m., als auch besondere, wie in Gesundheit, verlängerter Lebenszeit, ehrlichem Unterhalt, Freude an wohlgeratenen Kindern u. dgl. m. Sie waren aber auch noch ungleich wertvollere, in den Gnaden Gottes, seinen Einsprechungen, den heiligen Sakramenten und dem göttlichen Worte. Wie haben wir nicht alle Ursache, Gott mit demütigem Herzen unseren Dank abzustatten? Trotz so zahlreich dargebotener Gnaden, was finden wir andererseits? Wir haben durch unsere vielen Unterlassungen der guten Werke und Pflichten, wie durch zahlreiche Thatsünden, besonders aber durch Vergeudung, Nichtbenützung und Mißbrauch der so überaus wertvollen, weil so kurzen, zweifelhaften, kostbaren und unwiederbringlichen Zeit, dieses dem Gelde gleichen Kapitals und Kaufpreises einer seligen Ewigkeit, viel, ja sehr viel des Guten vergeben und uns tief in Schulden gestürzt, so daß wir wohl Ursache haben, demütigst Reue und Leid zu erwecken, und die übrige Zeit gewissenhafter zu benützen, um so durch verdoppelten Eifer das Verlorene wieder einzubringen und dereinst Gottes Wort zu hören: „Wohlan, du getreue Seele, weil du über Weniges getreu gewesen, darum will ich dich über Vieles setzen!"

Die dritte Mahnung des scheidenden Jahres lautet: „Strebet nach dem, was seinen Lohn behält für alle Zeit und ewig bleibt in seinem Wert!" Die Zeit geht vorüber, und alles in der, wie für die Zeit Geschaffene geht dahin, und ist eitel Nichts und vergänglich. Vergänglich ist Hab und Gut, laut Wort: „Heute ein Millionär und morgen ein Bettler!", desgleichen die Weltlehre laut Spruch: „Heute Hosanna und morgen Kreuzige!", und so auch die Erdenfreude gemäß Wort: „Heute bei Spiel und Tanz, und morgen schon bei Staub und Asche!" Die Zeit vergeht, und auch wir Menschen gehen mit ihr, soweit wir Irdisches an uns haben, und wir gehen Alle einen Weg, den wir nicht mehr zurückkommen; denn auch der Weg vergeht nach uns. Dahin ist auch das verflossene Jahr mit all seinen Minuten, Stunden, Tagen, Wochen, Monden, und mit seinen unzähligen Augenblicken, von denen jeder zur Gewinnung des Himmels mit all seinen Gütern genügt hätte. Dahin ist das Jahr, und in Ewigkeit kommt's nicht wieder; denn da giebt's keine Zeit mehr. Und spricht auch Jeremias von einer „wiederruflichen" Zeit, von entwichenen Jahren und der verflossenen Lebenszeit, die Gott beim Gericht gegen den Menschen herbeiruft, zu erscheinen, und sagt man auch angesichts alter Schriften, Gewande, Bilder und Häuser: „Schaut da die alten Zeiten!",

so sind doch damit nur die Wirkungen und Werke der nicht mehr vorhandenen Zeiten gemeint; denn die Zeit geht, aber ihre Werke, das von ihr Mitgeführte und die von ihr geschlagenen Wunden, bleiben auf uns liegen. Warum sollten wir als Christen nicht nach solchen Werken streben, die für alle Zeit und Ewigkeit ihren Lohn behalten? Warum wollten wir so den zeitlichen Sorgen um die Erdengüter obliegen, daß wir dabei des Himmels vergessen, und warum so die Welt genießen, daß man dabei das ewige Gut verliert? Beachten wir die Ewigkeitswerke, schließen wir die Jahresrechnung und entäußern wir uns des alten Menschen, so enden wir christlich das alte Jahr, und heißt es: „Ende gut, alles gut!"

Alle Freuden des vergangenen Jahres, die wir genossen im großen Reiche der Natur, im stillen Raume der Häuslichkeit, im Verkehr mit guten Menschen, bei der Unterstützung der Unglücklichen, beim Gelingen des Tagewerks, bei der Ruhe nach gethanener Arbeit, und bei gestärktem, frohem Erwachen, — sie alle sind dahin, und nichts bleibt als die Erinnerung, und wenn sie sündhaft gewesen, der Vorwurf und die Verantwortung.

Doch, nimmt das alte Jahr mit sich die Freuden, so tröstet uns doch die Gewißheit, daß es uns auch die Leiden, die traurigen Erlebnisse, die bitteren Erfahrungen, die gescheiterten Pläne, die getäuschten Hoffnungen und den erlittenen Schmerz samt Elend, nicht zurückläßt. Und wenn auch noch manche neue Wunde blutet, noch manches Auge weint, und so manche Narben blieben, so tröstet uns doch der Engel des scheidenden Jahres:

„Sei stille, Herz, sei stille, — und trage deine Last!
Es ist des Herren Wille, was du zu tragen hast!"

Wie viele allgemeine und besondere Drangsale brachte es? Wie viele mit Dornen umwundene und mit heißen Schmerzensthränen umweinte Kreuze lastete es auf? Wie Viele hat es so müde gemacht, daß sie seufzen: „Wie lange noch, wie lange noch?", oder aber froh sind, daß das alte Jahr vorüber ist! Sind nicht Dergleichen die Armen, die auf Sorgen schlafen, mit Kummer aufstehen, den Hunger mit Schmerz und Thränen zum täglichen Gaste haben, sich kleiden mit Nacktheit und zum Wächter die Not haben? Sind's nicht die Kranken, die ihre Zeit nach ihren Seufzern berechnen, Tage und Nächte durchwimmern und das Leidensende im Lebensende sehen? Sind's nicht die Verfolgten, denen die Menschen sehr wehe gethan? die Unterdrückten, deren Jammer Niemand verstand?, und die Verlas-

senen, die vergebens ein Herz gesucht? Und sind's nicht die um liebe Tote trauernden Waisen, Witwen und Eltern, die ihr gebrochenes Herz und den Stab ihres Alters im Grabe niederlegten? Und sind wir's nicht Alle, die unter des alten Jahres Last und Drangsal gelitten als Christen und Landeskinder, zumal bei der Alles gefährdenden Zwietracht zwischen der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung? Doch Heimsuchungen sollen Gnadenzeiten Gottes sein. Wohl uns, und Trost und Seligkeit nebst der Krone des Lebens Allen, welche gereinigt worden, die Anfechtungen aushielten und bewährt erfunden worden! Nimmer dürfen wir dann betrauern des Jahres Scheiden; denn nicht gegen uns wird's zeugen am Throne Gottes, sondern uns für die irdischen Opfer unvergängliche Belohnungen gewinnen lassen!

Wir sind wieder ein Jahr älter geworden, und auch dies Jahr ist eine Thränenperle für unser eigenes Grab. Und wie lange wird die Zeit noch zählen an dieser Perlenschnur, bis die letzte auch für uns niedergefallen ist? Noch leben wir, aber schon steht in den Wolken, auch uns winkend, der Bote der Unsterblichkeit.

Wieviele sind auch in diesem Jahre dahingegangen, die noch bei seinem Anfang frisch und gesund gewesen, und sicher geglaubt, das Ende zu erreichen, daher es wohl gut ist, jedes Jahr für sein letztes anzusehen?

Doch bei aller Vergänglichkeit des Menschenlebens, selbst der gewaltigsten Beherrscher der Erde, wie aller noch so berühmten Völker und Reiche, bleibt uns doch der Trost, daß darüber erhaben ist und weiter lebt des Menschen Geist, dieser Hauch des allmächtigen Gottes.

Nur noch wenige Stunden, und der Engel des G e r i c h t s schließt unsere Jahresrechnung im Buche der Vergeltung mit alle dem, was in seinem Licht und Dunkel geschehen, und legt's zu den übrigen Jahresbüchern unseres Lebens, um es einst wieder beim Abwägen aller Menschenthaten zu öffnen. Wohl möchten wir da Manches auslöschen und manches Blatt herausreißen, allein, was gethan ist, ist gethan, und Gott kann uns nur gnädig sein!

Der Jahreswechsel redet ernst an das Herz des nachdenkenden Menschen. Leute, die das ganze Jahr nicht wissen, wie viel's geschlagen hat, wissen es doch, wenigstens, wenn die letzte Stunde eines Jahres schlägt. Lebt der Mensch auch noch so sehr in der Gegenwart, und gewänne er noch so wenig Zeit und Muße zu Vergangenheitsblicken und Zukunftsplänen, um diese Zeit des Jahres ergreift ihn eine unwiderstehliche Neigung dazu. Wie am Tagesabend die Kinder

das Allermeiste zu erzählen haben, und wie kurz vor der Abendruhe die Waldvögelein am eifrigsten konzertieren, so ist auch der Mensch zum Jahresabschied ausnehmend laut und geschäftig, sich durch einen heiteren Jahres-Abend den Abschied vom alten mit all seiner Wemut und Vergänglichkeit zu erleichtern; denn, wie am schönen Herbsttage im heiteren Sonnenlicht sich das Bild der Vergänglichkeit erheitert, und das windlose Fallen der gelben und welken Blätter sich zum flatternden und rieselnden Goldregen wandelt, so daß wir sie ohne Bedauern fallen und den Sommer sterben sehen, so ist's auch mit dem heiteren Abschiede vom alten Jahre. Man bemüht sich noch um einen letzten guten Eindruck, der über die Zeit des künftigen Jahres vorhalten soll.

Der Hingang des alten Jahres berührt verschieden. Dem Einen schwindet damit ein guter Freund, dem Anderen ein schlimmer Feind. Den Glücklichen war's ein kurzes, ein langes aber den Unglücklichen. Wieder Anderen ist sein Hingang gleichgültig. Und so ist auch verschieden der Abschied. Die Einen vertrinken und verspringen die letzten Stunden des Jahres; Andere verbrüten sie still und in sich gekehrt, und wieder Andere beten und danken Gott für das Schlimme und Gute, das er ihnen im letzten Jahre gegeben.

Wohl uns, wenn wir den Jahresschluß mit dem Wonnegefühl des Lebens an Seele und Leib begrüßen, und so einstimmen in das Wort:

„Das Vergangene kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!"

Drei Leuchten erhellen uns den Jahresabend: die Sonne des natürlichen und geistigen Firmamentes, die Leuchte der Erinnerung, und das, sich in unseren Seelen abspiegelnde Dreigestirn des Christenhimmels, des Glaubens, der Liebe und Hoffnung, der ewigen Wahrheit, Schönheit und Güte, das des dreipersönlichen Christengottes in seiner Menschgewordenen Liebe und Providenz, die im Himmel und auf Erden Gewalt hat und übt. Und in diesem Lichte können wir bei äußerlich noch so finsterem Jahresschlusse, und beim Untergange aller sonstigen Glücks- und Lebenssterne, niemals den zeitlichen und ewigen Finsternissen anheimfallen. Darum sei Lob, Preis und Dank, dem gesagt, der im unzugänglichen Lichte wohnt, dieses in die Erdenfinsternis und in diesen Jahresabend strahlen, und noch lange zurückleuchten läßt.

---

# Am Neujahrstage.

Evangelium. Als acht Tage um waren. (Luk. 2, 21.)

Der Gott der Zeiten, — „Christus ist uns der Vater der Zeit", — hat das alte Jahr geschlossen mit dem Schlüssel des 31. Dezember, und das neue eröffnet mit dem Schlüssel des ersten Januar.

Nach uraltem, menschlichem und christlichem Brauch wünschen wir uns gegenseitig ein fröhliches, gesundes, glückliches, frieden- und freudenreiches Neujahr und schließen diesen Wunsch mit dem Worte: „Jesus, Maria! Amen." Wir beten und singen mit dem Psalmisten zu Gott: „Du segnest den Umlauf des Jahres mit Deiner Güte, und Deine Felder sind voll des Überflusses!", d. i. wir bitten Gott: wie er uns im vorigen Jahre vor den drei schlimmsten Geißeln, vor Krieg, Pest und Hungersnot, bewahrte, so wolle er auch im neuen Jahre, nicht auf Grund unserer Verdienste, sondern in Betracht seiner unendlichen Barmherzigkeit, uns derart segnen, daß wir seine Güte und Barmherzigkeit in Ewigkeit zu preisen vermögen. Daß Gott aber unser Neujahrsgebet in Erfüllung gehen lasse, dafür ist uns Gewähr und Hoffnung das, vom Erlöser bereits acht Tage nach seiner Geburt, als am ersten Januar, für uns vergossene Erstlingsblut der Beschneidung, und der ihm dabei zu unserem Heile beigelegte Name „Jesus". Sei also immerhin für uns der zur Sinnenwelt gehörende Jahreswechsel ohne Zweifel von großer Bedeutung, noch viel bedeutungsvoller muß für uns sein das Siegel der Beschneidung, welches Jesus unter Vergießung der ersten Tropfen Blutes einst heute empfangen, um mit seinem Namen auch das Werk seiner Bedeutung, in der Erlösung der Welt, auf sich zu nehmen, und uns zugleich anzudeuten, daß alles, was wir sind und haben oder ansehen, sozusagen „rot-

gefärbt" mit Christi Blut und bezeichnet mit seinem Namen „Jesus" uns erscheinen muß und soll, daß ferner nur allein dieser, mit Christi Blut geschriebene Name „Jesus" der Schlüssel ist, der auch die Pforte der Zeit, wie die der Ewigkeit, aufzuschließen vermag, und daß Christi Blut und Name auch nur die einzigen Gewährsmittel sind, die uns eine glückliche Zeit und Ewigkeit, und insbesondere die Erfüllung unserer guten Herzenswünsche verheißen und verbürgen.

Wir Alle wünschen Allen vom Grunde unseres Herzens ein glückseliges, frieden-, frucht- und freudenreiches neues Jahr, Freisein von allem Unglück und allen Feinden, und den Besitz aller Gnaden des Himmels, Frieden nach Außen und Frieden nach Innen, das Gedeihen aller Erwerbs- und Nahrungszweige, des Handwerks, des Handels, der Industrie und der Arbeit, wie immer sie heißen mag, auf daß Jedes sein gutes Fortkommen finden möge.

I. Was ist als Neues und Bestes, Nöthiges und Standesgemäßes, zum neuen Jahre von Christi Tugendvorzügen zu wünschen? Dem geistlichen Stande, Glaubensbeständigkeit, Herzensreinheit und Lebensheiligkeit, Christi Berufseifer, Christusmilde, abgesagte Feindschaft gegenüber den höllischen Geistern und Sündenschlangen, der Gnadenzustand, der Paulinische Kaiserappell bei Angriffen auf dessen Ehre und Habe, die wirksame Zuflucht zu Gott im Himmel.

Den weltlichen Obrigkeiten, und Vorgesetzten, ist zu wünschen: der regierende Christus, d. i. die Anerkennung und Führung ihrer von Gott durch Christus ihnen übergebenen Macht, laut Senekas weisem Spruche: „Geduldig höre an; gütig antworte und gerecht richte!"; weise, vom heiligen Geist geleitete Ratgeber, denn „ich wollte lieber dem Staate vorstehen sehen einen ungerechten und gottlosen König mit den besten Ratgebern, als einen gerechten und weisen König, aber umgeben mit schlechten Ratgebern," sagt ein Weiser mit Recht; endlich die Stärke, Gerechtigkeit, Wachsamkeit und gnadenvolle Milde.

Den Eheleuten wünsche ich Christi Liebe und Frieden; den Eltern wünsche ich Wachsamkeit, Sorge und Obhut, über die ihnen von Gott anvertrauten Kinder, damit keines durch ihre Schuld verloren gehe; den Witwen ist in Rücksicht ihrer vereinsamten Lebenstage zu wünschen der weltentsagende Christus, das vorangehende und aufmunternde Beispiel, endlich der unter seiner Dornenkrone geduldig ausharrende und duldende Christus.

Den Jungfrauen ist zu wünschen der jungfräuliche Christus,

dieser große Liebhaber der reinen Jungfrauen, und daß, damit sie es seien, auch eingezogen und sittsam sich halten, laut Spruch: „Daheim ist geheim,“: „Hausgemach über alle Sach’!“, und vor allem Vorwitz sich hüten, der bekanntlich, wie z. B. an Dina, der Tochter Jakobs, zu sehen ist, die Jungfrauen rar und teuer macht, und sie um die jungfräuliche Ehre bringt. Oder hat jener Mann unrecht geredet, der da meinte, „er möchte keine Jungfrau, falls sie nicht fünf Mängel hätte, nämlich blind, taub, lahm, krumm und stumm wäre, d. i. blind betreffs fremder Augenweide, taub für die Possen und Zoten, besonders der alten Kupplerinnen, lahm fürs viele Herumstreichen auf den Gassen, krumm an den Händen gegenüber der Annahme von Buhlbriefen und Geschenken, und stumm beim vielen Reden in Gesellschaften? Fürwahr, ein probates Mittel, auch übers Jahr noch reine Jungfrau zu sein! Den Jünglingen wünsche ich Christi Jugend ohne Flecken der Sünde und Schande, und ohne Makel des Ungehorsams und der Unehrbarkeit, ja nichts Besseres für sie, als ihre Eltern zu erkennen und ihnen zu folgen, in Beherzigung des Spruches: „Folge deinen Eltern in deiner Jugend, so wirst du dem Henker nicht folgen in deinem Alter!“

Den Dienstboten ist zu wünschen der dienende Christus, der gesagt: „Ich bin nicht gekommen, mir dienen zu lassen, sondern um zu dienen!“ So scharf sollen euere Augen sein, daß ihr euerer Herrschaft schon an den Augen absehet, was sie will oder verlangt. Fleißig sollt ihr schauen auf das, was sie euch befiehlt oder anvertraut. Nichts sollt ihr durch euere Nachlässigkeit zu Grunde gehen oder verwahrlosen lassen, und stets beherzigen den Spruch: „Treue Hand kommt durchs ganze Land!“ Aber auch schnelle, hurtige und eilfertige Füße sind euch wünschenswert, besonders, wenn die Herrschaft euch ausschickt, daß ihr dann nicht lange stehen bleibt, unterwegs euch nicht lange aufhaltet, noch aus euerem Geschwätz einen Tändelmarkt machet. Auf solche Weise werdet ihr, Dienstboten, euerer Herrschaft lieb und teuer, und auch gut gehalten werden, laut Wort der Schrift: „Hast du einen treuen Diener, so halte ihn, wie deinen Bruder.“

Den Unterthanen ist zu wünschen der unterthänige Christus, oder das Beispiel seiner Achtung, Liebe und Treue gegen die Autorität. So ist’s kein Zweifel, daß gewissenhafte Landesfürsten solchen treuen Unterthanen zu besseren Zeiten das reichlich ersetzen, was sie zur Zeit der Not von ihnen empfingen.

Den Armen, Dürftigen und Notleidenden ist zu wünschen der genügsame und wohlthätige Christus; denn hat er einerseits den Armen

gelehrt, durch das Arbeitsverdienst sich das Nötige zu verschaffen und mit Wenigem sparsam hauszuhalten, so hat er anderseits in jenem Gleichnis der zwei Freunde, von denen der Eine den Anderen zur Nachtzeit um die Leihung von drei Broten gebeten, bis er sie erhalten, ihren Neujahrswunsch hinreichend kund gethan, nämlich „mit ihren Bitten weder von den vermögenden Menschen, noch von ihrem Gott, leer abgewiesen zu werden, sondern allzeit das zu erhalten und zu haben, was sie zum Unterhalte und zur Notdurft ihres Lebens bedürfen."

II. Das ganze Leben des Gottmenschen stellt uns dar das große Geheimnis einer steten Beschneidung, d. i. einer Entäußerung seiner Gottheit, indem er das Gottentzogene der Menschheit gab, und desgleichen die Beraubung seiner Menschheit bis zu deren Ende, oder seiner erschaffenen Natur, da er nur Eine Person bei zwei Naturen bildete, seiner Güter, seines Willens, seiner Ehre, seiner Unsterblichkeit, seiner Nahrung, Ruhe und Menschenhilfe beim Tode. Daher unterwarf er sich auch der heutigen, vom jüdischen Gesetz unter der Namensnennung angeordneten Beschneidung seines Leibes, welche (nach der Meinung von Gottesgelehrten) Maria, seine Mutter, mit einem eisernen oder steinernen Messer an seinem zarten Kindesleibe vorgenommen, und betreffs deren auch sie sagen konnte: „Du bist mir ein Bräutigam des Blutes," gleichwie dies einst Sephora zum Herrn angesichts des von ihr beschnittenen Kindes Elieser gesagt.

Die Beschneidung, welche Gott dem Abraham, als er mit ihm ein Bündnis schloß, mit dem Versprechen, „in seinem Namen alle Völker zu segnen," am Fleische vorzunehmen befahl, um ihm damit schon von ferne die künftige, bei der Ankunft des ersehnten Erlösers auszuführende, vollkommene Beschneidung der Gemüter und Geister zu zeigen, bestimmte Gott für den achten Tag, d. i. eine Zahl, welche in der Schrift die Vollkommenheit und Vollendung zu bezeichnen pflegt. Ein steinernes Messer befahl er dabei anzuwenden, um anzuzeigen, daß die vollendete Beschneidung stattfinden werde in einem Steine, nämlich in jenem „Ecksteine", der das Niedrigste mit dem Höchsten verbindet und beides zu Einem macht, und in jenem „Felsen", aus dem der, das Gottesvolk sättigende Honig fließt und das, ins ewige Leben rinnende Wasser unaufhörlich hervorsprudelt. Weil die Fleischesbeschneidung aber die geheimnisvolle Vorschrift enthielt, „die sinnlichen Genüsse zu fliehen, und die Fleischesbegierden zu zügeln und einzuschränken," darum ward sie auch nach Gottes Befehl an dem Teile des menschlichen Körpers vorgenommen, an welchem die unreine Be-

gierde besonders aufwallt. Und da gewöhnlich unter dem Teil das Ganze, wie unter dem Haupte der Mensch, oder unter der Augen- und Wangenschönheit überhaupt des Körpers Schönheit, verstanden wird, so wollte auch Gott nur Einen Leibesteil, in diesem aber zugleich alles Eitle, Überflüssige, Zügellose und Ungeordnete, beschnitten haben.

Warum unterwarf sich nun freiwillig Christus der Beschneidung? Unseres Vorteils halber, d. i. um den Christen zu zeigen, daß er das Gesetz nicht aufhebe, sondern nur vollende, und daß sein Leib als ein wirklicher anzusehen sei, um uns ferner durch sein Beispiel Gehorsam und Unterwürfigkeit zu lehren, uns von diesem harten Ceremonialgesetz der Juden zu befreien und dafür die Beschneidung des Geistes und Fleisches in anderer Weise darzuthun. Christus wollte durch die Annahme dieses Zeichens sich zeigen als Sohn Abrahams und als wahren Israeliten in Rücksicht auf seine Würde als Messias, der laut Prophezeiung aus Abrahams und der Juden Geschlecht hervorgehen sollte, damit ihn also nicht mit Recht die Juden als Messias verwerfen könnten, so er ein Unbeschnittener gewesen wäre. Das erhellt aus der Beschaffenheit und dem Wesen der Beschneidung. Sie war nämlich ein Zeichen des „Unterschiedes“, ein Zeichen des „Bundes“ und endlich auch ein Zeichen der „Knechtschaft“. Christus ließ sich ferner auch darum beschneiden, um, als Vollender des alten Gesetzes und als Stifter der neuen Religion sich mit dem Schatten zu bedecken und uns das Licht zu geben, d. i. um diese alte, so schwere, grobsinnliche und fleischliche Beschneidung abzuschaffen, und an deren Stelle zu setzen eine neue, leichte und geistige, für Leib und Seele, fürs Äußere und Innere, und zwar in der Beschneidung des Herzens betreffs der Eigenliebe, des Geistes, betreffs der Gedanken und der fünf Sinne betreffs ihrer Thätigkeit, besonders aber im Taufsakrament, in diesem neuen, durch Christi Blut mit Gott geschlossenem Bunde, und zwar zugleich als Unterscheidungsmerkmal der Christen von den Nichtchristen, gleichwie es das Kreuzzeichen einst für die Auserwählten am Ende der Welt sein wird.

Warum ließ sich Christus bei der Beschneidung, in der er sich als Israelit und Mensch gezeigt, den Namen „Jesus“ beilegen?

Christus ließ sich „Jesus“ nennen, um sich als Gottessohn zu zeigen, gemäß dem Engelsworte: „Du (Joseph) sollst ihm den Namen „Jesus“ geben; denn er wird sein Volk erlösen von dessen Sünden.“ Dieser, soviel als „Erlöser, Heiland und Mittler“ bedeutende Name

zeigt an die Glorie seiner Majestät und die Erfüllung seines Vorbildes „Jesus" oder „Josuas", des Führers Israels ins gelobte Land. Viel besser, als dieser, und aufs vollkommenste hat Er mit seinem eigenen Blute, statt des fremden, alle Pflichten dieses Namens erfüllt. Er hat sich bewahrheitet als Erlöser nicht bloß Eines Volkes, wie Josua, und als Stammvater nicht bloß vieler Völker, wie Abraham, sondern als Erlöser und Vater aller Völker der Welt und aller Menschen, am meisten aber der Gläubigen d. i. Gerechten. Er hat sich bezeugt als Erlöser zu allen Zeiten, nicht etwa erst bei seinem Blutvergießen am Kreuze, sondern schon in seiner Kindheit, nicht bloß während seines Lebens, sondern schon vor seiner Geburt, bildlicherweise, kraft seiner Verheißung und vermöge seines in Abel vorgebildeten und im voraus angerechneten Todes, und somit für alle ihm vorangegangenen Patriarchen, Propheten und Gerechten, ja, selbst für Adam, und so ist er auch fortwährend nach seinem Tode ein Erlöser kraft seines Opfers und ewigen Priestertums, so daß mit Recht genannt Paulus seine Erlösung eine „ewige," und Johannes ihn selbst das Lamm, das vom Anbeginn der Welt getötet worden. Und er erweist sich auch als Erlöser für den ganzen Menschen, für Seele und Leib, Erde und Himmel, gegenüber den irdischen und auch höllischen Mächten. Führt also Christus den Namen „Jesus oder Erlöser", mit vollstem Rechte, wie gebührt ihm auch der Engelsruf: „Würdig ist das Lamm, die Gottheit zu empfangen." Und hat Christus einzig durch seinen Gehorsam sich den Namen „Jesus" oder „Seligmacher" verdient, so wird auch für uns diese Tugend nur allein die Ursache unseres zeitlichen und ewigen Heiles sein, da seine Beschneidung den Weg zu seiner so reichen Blutsvergießung beim Leiden und Sterben, also zu der Menschen Erlösung, Begnadigung und Beseligung, gebildet.

Der Name „Jesus" ist sein vornehmster, thatsächlichster und eigentlichster Name unter allen, wie Elohim, Sabaoth, Jehova 2c. „wunderbar", „Ratgeber" „Gott", „starker Held" „Vater der Zukunft" und „Friedensfürst", weil er alle Ehren,- Siegesund hohen Standesnamen in sich einschließt, und die Ehre des Himmels, die Anbetung der Erde, die Furcht der Hölle, die Freude der Auserwählten und das Wohlgefallen des Herrn selber ist. Er ist für ihn der ehrenvollste und für die Menschen der segensreichste; denn er ist uns Licht, Speise und Arznei, er bereichert unsere Seelen mit Gnaden und Verdiensten, bewahrt unsere Leiber vor Gefahren und Krankheiten, und beschützt uns vor den Einflüssen böser Geister. Kein

Wunder ist's, daß die Anhänger des Erlösers sich wohl von Anfang an „Christen, Jessäer oder Jesuiten" genannt, nie aber einem ihrer Kinder den Jesusnamen bei der Taufe beizulegen gewagt, und daß, so oft wir diesen Namen selbst aussprechen oder aussprechen hören, wir die Kniee beugen, aufstehen oder das Haupt entblößen, nicht um das Wort oder den Namen, sondern dessen Träger, zu verehren. Diesen herrlichen und süßen, über dem Kreuz und der Hostie geschriebenen Jesusnamen vertraut uns Christus heute am ersten Jahrestage an, damit wir ihn als Unterpfand des zeitlichen und ewigen Heiles in unseren Herzen und auf unseren Lippen tragen, mit ihm unsere Seelen aufs innigste vermählen, um seinetwillen stete Gnadenhilfe von ihm erwarten, und ihn zu unserem ersten und letzten Worte, wie sein Blut zu unserem ersten und letzten Gedanken, machen.

III. Daher feiern wir auch den Neujahrstag nicht nach der Juden und Heiden Brauch, sondern in der, von Christus und seiner Kirche gewollten Weise, in der Auffrischung des Zeichens unseres in Christo vermöge der geistigen Beschneidung mit Gott geschlossenen Bundes, und in der Ausschmückung unserer Herzen mit der Gottesfurcht, dem Anfang und Quell aller Weisheit; „denn wer Gott fürchtet, thut nach seinem Willen das Gute, der leidet keinen Mangel und dem widerfährt nichts Böses;" und mit Gott beginnen, heißt gut beginnen, und guter Anfang ist schon halbe Vollendung, weil er gute Fortsetzung bis zum Ende verspricht. Nachdem der vorhergehende Christ-Monat ihn aufs neue den Christen gegeben, schwören wir ihm auch aufs Neue unsere Gelöbnisse und Treue. Wir Christen wünschen uns heute nicht bloß alles leibliche und irdische, sondern noch mehr das seelische und ewige Glück, und besonders jenes Gut, welches als das kostbarste alle anderen in sich begreift, d. i. den „Frieden." Auch wir schenken uns heute gegenseitige Beweise von Freundschaft und Wohlwollen, mit dem Versprechen, uns einander wahre Christen und wahre „Christus" an Güte, Liebe, Zuneigung, und fern von aller Bosheit und Feindschaft, Tücke und Falschheit, zu sein, zumal dies Leben ohnedies so zahlreiche Bitterkeiten darbietet, daß es wahrhaft grausam wäre, sich noch neue gegenseitig zu bereiten. Auch wir bringen am Neujahrstage Gott Vater, in Brot und Wein und unserem Willen, ein Lob-, Dank-, Bitt- und Versöhnungsopfer, und im heiligen Brot des ewigen Lebens und im Kelche des immerwährenden Heiles ein reines, heiliges und unbeflecktes Opfer, und bitten flehentlich den allmächtigen Gott, darauf mit versöhntem und geneigtem Herzen herabzusehen, es anzunehmen und

durch die Hände seines Engels vor seine göttliche Majestät bringen zu lassen, damit wir Alle als Altarsteilnehmer und als Genießer des heiligen Leibes und Blutes seines Sohnes, mit allem Segen und aller Gnade des Himmels erfüllt, und so auch eines glücklichen Neujahres teilhaftig werden. Und wenn die Kirche im heutigen Meßgebete Gott um die Gewährung seiner Gnade bittet auch auf die Fürsprache Mariens, die uns den Urheber des Lebens gegeben, so wissen wir sehr wohl, daß die Mutterschaft des Neujahrstages für alle übrigen Jahrestage durch die göttliche Mutterschaft Mariens gesegnet wird.

Christus brachte mit sich, nicht bloß einen neuen Himmel und eine neue Erde, ein neues Testament, eine neue Zeit und neue Menschen an Seele und Leib, sondern auch eine neue Himmelsspeise in seinem Fleische, das, solange es vom Altare ruft, uns nicht vertilgen läßt, eine neue Politik in der, Anderen dienenden Gemeinnützigkeit, ein neues Gesetz im Gebot der Feindesliebe und der ehelichen Einigkeit, eine neue Bekleidung in seiner einfachen und dürftigen Tracht, eine neue Sprache der Aufrichtigkeit und Wahrheit, und eine neue Verteidigungswaffe in der Geduld. Nehmen wir dies „Neue" an, damit wir so ganz erneuert mit dem neugeborenen König neu geboren werden zum ewigen Leben. Auch unsere Neujahrslosung muß lauten: „Siehe, wir machen alles neu," neu in und um uns, in uns am Verstand, Willen und Herzen, und um uns in Wort, Beispiel, Berufseifer und Umgebung.

„Zur alten Wahrheit neue Liebe,
Im alten Herzen neue Triebe,
Zum alten Gotte neu Vertrauen,
Vor altem Bösen neues Grauen!"

„Schicket euch auch in die Zeit, d. i. verwertet ihr Gutes und meidet ihre Übel!" Zu ihrem Guten gehören die Erfindungen, die vier Fünftel an Raum und Zeit ersparen, und da ist das „Zuspät" für Träge häufiger, als früher, weil „Rasch" die Losung der Zeit ist. Zum Übel aber zählt das Niederreißen von Jahrhundert alten und geheiligten Einrichtungen, ohne bewährten Ersatz, aus bloßer Neuerungssucht. Da gilt's, den moralischen Halt nicht zu verlieren, eingedenk des Spruches:

„Die groß geschaut und groß gebaut,
Die schlummern in den Särgen;
Auf ihren Gräbern kriechen wir,
Wie ein Geschlecht von Zwergen!"

Gebrauchet gut, d. i. löset wieder ein die verlorene Zeit des alten Jahres, und verwahret die gegenwärtige und künftige, euch von Gott um den Kaufpreis des Blutes seines Eingeborenen geschenkte Lebenszeit!

Erbittet endlich von Gott durch seines Sohnes Opfer im heiligen Geiste ein glückliches Neujahr, unter dem Entschlusse der Mitwirkung mit Gottes Gnade; denn sonst ist alles Wünschen und Hoffen vergebens.

Beginnen wir das neue Jahr in des Herrn Namen, Kreuz und Gnade, und mit der Losung: „Rüstig voran!" „Immer heiter, Gott hilft weiter!" „Fürchte Gott, thue recht und scheue Niemand!" und: „Trage und halte aus, deine Arbeit wird einst dir nützen!"; denn „den Kühnen gehört die Welt," nicht den Verwegenen, sondern den Vernünftigen, und thöricht ist das Wort der Lässigen: „Es hilft doch nichts."

„Die Welt ist nicht aus Brei und Muß erschaffen,
Drum haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen giebt es zu kauen,
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen!"

---

# Am Feste der Erscheinung des Herrn.

Evangelium. Siehe, da kamen Weise aus dem Morgenlande. (Matth. 2, 1—12.)

Heute feiern wir Epiphania, das Erscheinungs- oder Dreikönigsfest, auch „das große Neujahr" genannt.

An diesem Tage hat der im bethlehemitischen Kinde Menschgewordene Gott angefangen, dies Jahrtausende prophezeite und nunmehr erfüllte Geheimnis, und sich selbst mit seiner dreifachen Würde eines Gottes, Königs und Gesetzgebers, der ganzen Menschenwelt klar zu offenbaren, und von drei durch einen Stern herbeigeführten Königen Arabiens, als seinen ersten Christen, Unterthanen und Aposteln, die erste göttliche Anbetung, königliche Huldigung und den gesetzlichen Gehorsam in Empfang genommen.

Dies geschah am dreizehnten Tage nach Christi Geburt. An diesem Tage waren die drei Könige zu Bethlehem angelangt, nachdem sie die Strecke von zweihundert Meilen Weges binnen neun bis zehn Tagen zurückgelegt. Wirkliche und wahrhafte Könige waren die drei Orientalen. Dies bezeugen, außer ihrer weiten und kostspieligen Reise, ihre wertvollen Geschenke, ihre Aufsuchung eines Königs, ihre königliche Behandlung am Königshofe des Herodes trotz ihrer kühnen Frage nach einem neugeborenen König, wie auch die zwei biblischen Prophezeiungen: „Die Könige von Tarsis, den Inseln und von Arabien, werden Geschenke bringen," und: „Es wandeln die Völker (die Heiden) in Deinem Lichte und die Könige im Glanze, der Dir aufgegangen." Matthäus nennt sie Weise, zuvörderst ihnen selbst zur Ehre, weil der Name „Weise" viel edler, als der Königstitel klingt, und die Könige

nur mit Hilfe der Weisheit regieren sollen, und weil überdies im Orient, besonders in Chaldäa und Persien, nur Weise als Könige gewählt werden. Matthäus nennt sie „Weise", aber auch zu Ehren des kleinen Christus.

Die Ankunft und Anbetung der drei Könige war Jahrtausende vorher geweissagt. So dem Volke Israel: Eintausend fünfhundert Jahre vorher von Moses betreffs des Sternes, tausend Jahre vorher von David betreffs der drei Weisen oder Könige, achthundert Jahre vorher von Jesaias bezüglich des Morgenlandes, und siebenhundert Jahre vorher von Michäas betreffs des Ortes Bethlehem. Aber auch den Heiden war die Gottmenschliche Person Christi nebst seiner Anbetung zufolge des Sternes klar und deutlich im Voraus gekennzeichnet worden. Den Voreltern der drei Könige war insbesondere schon eintausend fünfhundert Jahre vorher (laut Moses) gegeben worden die uralte und durch die Überlieferung erhaltene Weissagung Bileams von dem „Sterne", dessen Erscheinen am Himmel diesen die Menschwerdung Gottes und zugleich auch den Weg nach seinem Geburtsorte anzeigte, wie dies aus ihrer Frage in Jerusalem hervorgeht: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten!"

Von dieser „Sternen"weissagung erzählt die Geschichte: Als einst die Israeliten auf ihrem Zuge ins gelobte Land sich dem Gebiete der Moabiter nahten, fürchtete Balak, der König dieses heidnischen Volkes, die mächtigen Feinde. Und da er verzweifelte, dieselben mit Waffengewalt zu vertreiben, so beschloß er, die Hilfe höherer Mächte anzurufen. Und da nun Bileam, der Sohn Benis, der gerade in jenen Gegenden am Euphrat wohnte, im Rufe stand, sich des Umgangs mit jenen höheren Mächten zu erfreuen, so wandte sich Balak mit der Bitte an ihn: „Er möge doch herbeikommen, um Israel zu verfluchen, und so durch seinen Fluch über das auserwählte Volk das Verderben herabrufen." Obgleich nun Bileam sofort von Gott und auf dem Wege nochmals durch einen Engel, dies nicht zu thun, gewarnt worden, zog er dennoch zu Balak. Dieser geleitete nun den Seher auf einen Hügel gegenüber dem Lager Israels, damit er über dasselbe seinen Fluch ausspreche. Doch siehe, Gott wendet in seinem Munde den Fluch in Segen, und so oft auch Balak ihn an eine andere Stelle führt, immer nur kann er segnen und nicht fluchen. Und unter diesen Segenssprüchen ist der letzte eben jene Weissagung auf den Messias: „Ich werde ihn sehen, aber nicht jetzt. Ich werde

ihn schauen, aber er ist nicht nahe. Es geht auf ein Stern aus Jakob; es kommt ein Scepter hervor aus Israel und zerschmettert die Fürsten Moabs und vertilgt alle Söhne Seths". „Stern" und „Scepter" aber sind die Sinnbilder eines mächtigen Fürsten, der aus dem Judenvolke hervorgehen und ein geistiges Messiasreich unter den Heiden begründen sollte.

Und dieser Stern, den sie im Morgenlande gesehen, war derselbe Stern, der ihnen „zu ihrer überaus großen Freude" bei ihrer Abreise von Jerusalem nach dem ausgekundschafteten Bethlehem wieder erschien „und vor ihnen herging, bis er über dem Orte, wo das Kind war, ankam und stille stand." „Die ewige Weisheit Gottes hatte es sonach erfordert, bei der Entwerfung des Buches der Welt die vornehmsten, im Buche seiner ewigen Ratschlüsse geschriebenen Begebenheiten, und besonders das größte, über allen Kräften der Natur erhabene Wunder der Geburt Christi aus einer Jungfrau, an den Himmel zu schreiben." Doch „dieser Geburtsstern Christi herrschte keineswegs zum Befehl, sondern diente nur zum Zeugnis." „Christus erschien nicht sowohl unter der Herrschaft des Sternes, sondern vielmehr als Herr desselben; nicht dieser bewirkte das wunderbare Leben Christi, sondern Christus bewirkte die wunderbare Erscheinung des Sternes. Demgemäß darf auch nimmer, Grund dessen, der Aberglaube meinen, „es seien der Menschen Schicksale in den Sternen vorgeschrieben."

I. Das anziehende und liebliche Bild der drei, unter der Führung des Sternes aus dem Morgenlande herbeiziehenden Könige, genannt von der Tradition „Caspar, Melchior und Balthasar", von denen altersgrau der Eine, jugendlich blühend der Andere, und als Mohr in Sammetschwärze der Dritte erscheint, und deren Häupter hinter dem Hochaltare des Kölner Domes ihre Ruhestätte gefunden, mit ihren Kamelen und Dromedaren, in ihrer prachtvollen Kleidung, mit ihren Dienerscharen, mit ihrer demutsvollen Anbetung im Stalle Bethlehems vor dem Christuskinde in der Jungfrau Mutterarm, nebst ihren Opfern von Gold, Weihrauch und Myrrhen, ist neben der Geburt des Herrn und der Hirten- und Engelerscheinung ein Bild, das die Menschen seit Jahrtausenden am meisten erfreute, die Dichter und Maler am öftesten zu dessen Darstellung begeisterte, und den Menschen schon von Kindesbeinen an am tiefsten eingeprägt erscheint. Und da Kindheitserinnerungen am längsten im Menschengedächtnis haften, so lassen sie das Christentum selbst tiefe Wurzeln im Menschen schlagen, bürgern es in ihm ein und gewähren ihm festen Halt.

Dieser Tag ist ein Königsfest für alle Christen, ein Tag der Freude, des Trostes und Triumphes für die alte Mutterkirche rücksichtlich der nur ihr allein über Könige, wie Unterthanen, zustehenden Bekehrungsmacht, ein Gedenktag auch unserer Berufung zum Christentume, der Weihetag für die Obrigkeiten und Unterthanen, und der Segenstag für die heimatliche Scholle. Es könnte scheinen, als ob das heutige Fest, als Tag der drei Könige oder Weisen, nur den Großen der Welt zur Freude und Genugthuung gereiche, und nicht den Christen insgesamt, indem solche doch nicht, wie die drei Könige, die äußeren Mittel besitzen, Gott zu suchen, zu finden und Opfer zu bringen. Allein in Wahrheit kann Jeder in seiner Weise Gott suchen, finden und ihm dienen: die Reichen durch Opfer, die Armen durch Mangel, die Gelehrten durch Weisheit, die Unstudierten durch Einfalt, die Frommen durch Tugend und die Bösen durch Buße. Auch der Ärmste hat das, womit er Gott gewinnen kann, ein Herz. So ist auch kein Stand so verächtlich, kein Mensch so gering und kein Sünder so groß, daß er nicht Gott als seinem Centrum, von dem er ausgegangen, schnurgerade zugehen könnte.

Der Schrecken des Königs Herodes und von ganz Jerusalem auf der Weisen Frage: „Wo ist der neugeborene König der Juden?" zeigt an des Jesukindes Majestät. Diese Furcht vor einem kleinen Kinde bei einem König, der selbst Schrecken von seinem Throne verbreitet, und bei einem Volke der Hauptstadt, das sich durch ihn tyrannisieren ließ, was deutet sie an, als dieses Kindes übernatürliche und verborgene Stärke, Hoheit und Sendung, d. i. daß in ihm erschienen sei der himmlische König, vor dem die Erhabenheit des irdischen Königstumes verschwindet, und die Bosheit und Gottlosigkeit zu erzittern hat. Wenn aber Christus als unmündiges Kind schon die Gottlosen also verwirrt, wie wird er sie erst schrecken als Mann, und dereinst als Richter bei seiner Wiederkunft in den Wolken des Himmels? Des kleinen Christus Majestät zeigt auch der, von selbst erfolgte Umsturz und die Zertrümmerung des Standbildes oder der Ehrensäule des größten Römerfürsten, des Stadtgründers und -Erbauers, des Kriegshelden Romulus, zu Rom, zur selben Stunde, in welcher Christus geboren ward. Die Majestät des bethlehemitischen Kindes zeigt endlich vor Allem seine kniefällige Anbetung seitens der drei Könige des Orients, und seine königliche Beschenkung.

Es fordert die Verwunderung der Welt heraus, daß, die dem bethlehemitischen Kinde gehuldigt, regierende Könige und Monarchen

waren, die von Natur zum Kniebeugen so wenig, wie Elefanten, geneigt und geschaffen sind, laut Spruch: „Machthaber benötigen dessen nicht," kurz, daß diese arabischen Könige vor dem Christuskinde, vor diesem so armseligen und aller äußeren Hoheitszeichen entbehrenden Kindeswesen, kniefällig ihre Reverenz bezeugten, und zu seinen Füßen den Glanz ihrer königlichen Hoheit niederlegten. Warum geschah's? Nur zu Ehren dieses Kindes, und zu um so größerer, insofern ja der von Königen kniefällig Verehrte stets für mehr gilt, als der also von gewöhnlichen Menschen Geehrte. Sie wollten darthun, daß in diesem Kinde jener König vorhanden sei, den Johannes in seiner Offenbarung auf einem majestätischen Throne geschaut, vor dem und zu dessen Füßen vierundzwanzig gekrönte Könige ihre Kronen niederlegten und sich aller königlichen Würde entäußerten, um ihn in tiefster Demut anzubeten und sich als seine unterthänigen Knechte zu bezeugen, und daß dies jenes himmlische Kind sei, bei dessen prophetischem Schauen der große und so viele Länder beherrschende David all seiner königlichen Würde vergaß und sich ein „vernunftloses" Wesen genannt.

Erwiesen nun aber diese orientalischen Könige diesem Kinde so große Ehre, Bewunderung und Auszeichnung, wie ist es möglich, (fragt die Welt), daß die Augen dieser im Heidentume verblendeten Weisen in diesem Kinde und unter seiner Menschengestalt den, mit dem verächtlichen Gewand der Menschennatur bedeckten Gott, den allerhöchsten König, Christum Jesum, gekommen in diese Welt, in der Gestalt eines Knechtes erkennen konnten? Dem entgegen aber fragen wir, wie war es möglich, daß der blinde Isaak seinen Sohn Jakob, und noch dazu im falschen Kleide, zu erkennen vermochte? So mancher Fürst und König, der unter anderem Namen und in unbekanntem Gewande sein Land bereist, um von seinen Unterthanen nicht erkannt zu werden, verrät es dennoch bei näherem Anschauen und Merken auf seine Gesten und Reden, daß unter seinem verächtlichen Kleide etwas Adeliges und Vornehmes verborgen sei, und seine weichen Hände, edlen Gebärden, höflichen Sitten und zierlichen Worte, erscheinen als Anzeichen seiner königlichen Hoheit. Warum sollten nicht auch die drei Könige des Orients angesichts des Kindleins aus den Werken seiner Hände und aus seiner Macht, die es in so vielen Dingen geoffenbaret, insbesondere dadurch, daß es die Engel angebetet und Herodes so sehr gefürchtet, hinreichend erkannt haben, daß unter und in ihm nichts Gewöhnliches, sondern eine lautere Gottheit, verborgen sei? Und zeigte ihnen also der äußere Schein nur ein kleines Kind, der Glaube aber einen Gott,

so soll auch unsere Seele da stille stehen, und es nicht mit äußeren, sondern mit innerlichen Augen betrachten.

Wie konnten nun wohl diese drei Weisen Christo größere Ehre bezeugen und mehr seine Majestät offenbaren, als durch die Gabe des Weihrauchs, den selbst die Heiden nur auf Altären und in Tempeln zur Verehrung ihrer Götter anzuzünden pflegten?

Wie konnten sie auch deutlicher anerkennen Christi berechtigte, wenn auch noch nicht thatsächliche Herrschaft, als durch ihr Goldesopfer? Dies benötigte Christus allerdings nicht als Gott, sondern nur als Mensch, aber auch nicht so sehr für sich und sein Regiment, wie irdische Fürsten, sondern nur zur Bereicherung und Verteilung an die Armen nach Befriedigung seiner nötigsten Bedürfnisse, und zur reichsten, den Großen eigentümlichen Wiedervergeltung, und zwar mit den geistigen Gütern des Glaubens, der Hoffnung und Liebe. Und dies Goldesopfer war auch keineswegs eine Zwangssteuer, sondern freiwillig vom Überfluß gegeben worden, insofern Arabien bei seinem Goldesreichtum selbst goldene Ketten für seine Missethäter fertigte. „Es war eine Anerkennung der Oberherrschaft des Allweisen, der sich bei seiner Geburt als Unterthan des Kaisers Augustus einschreiben und zu gleicher Zeit als König der Könige anbeten ließ, der da gekommen, um dem Kaiser Tiberius den Tribut zu zahlen und selbst von Anderen den Tribut empfangen".

Wie konnten sie endlich Christo und seinem noch nicht verkündigten Evangelium einen willigeren Gehorsam bezeugen, als durch die Gabe der Myrrhe? Sie war das Symbol der Kreuzigung aller ihrer Begierden und besonders ihres eigenen Willens. Und auch thatsächlich und ohne Widerspruch haben sie solche gezeigt gegenüber dem im Schlafe überkommenen Himmelsbefehl, „auf einem anderen Wege heimlich, und nicht über Jerusalem und den Hof des Herodes, in ihr Land zurückzukehren." Dies war ein für Fürsten keineswegs angenehmer Befehl, und zwar in Rücksicht des vielen Reisegepäckes, das sie mit sich führten, ob ihrer Gewohnheit ferner, lieber zu befehlen, als zu gehorchen, nicht minder betreffs ihrer fürstlichen Würde, die sich nicht zurückzieht vor Menschen und der Öffentlichkeit, und auch wegen des herodianischen Ansinnens, wieder zu ihm zu kommen. Überdies hatten sie einen so weiten Weg gemacht, die Menge der Städte nicht gefürchtet, den barbarischen Herodes nicht gescheut, und den neugeborenen König so furchtlos und auch als Gott durch ihre Opfer verkündet. Und nun sollten sie wie Sklaven heimlich und auf

verborgenen Wegen fliehen? O, daß diese drei Opfer der Weisen, die erst Anfänger im Christentume waren, uns als langjährige Christen nicht beschämen möchten!

Wollen wir gleich den drei Weisen zur göttlichen Anschauung und ewigen Seligkeit gelangen, so ist's auch uns nötig, schon hienieden den Menschgewordenen Gott als unseren Herrn und Heiland zu erkennen. Diese Erkenntnis aber wird nur allein vorhanden sein unter zwei Bedingungen: Wenn wir gleich den drei Königen zu Jesu Füßen niederlegen und ihm unterwürfig machen „Gold, Weihrauch und Myrrhen", in geistiger Bedeutung, d. i. die irdischen Reichtümer, die leiblichen Wollüste und die vergänglichen Ehren, indem wir sie nie wider seinen Befehl und Willen, oder mit Verletzung Gottes und unseres Gewissens, erwerben, besitzen, genießen und gebrauchen; denn mit Zusammenraffen von Hab und Gut zu Recht oder Unrecht, und mit Erjagen der Freude und Wollust zu Gebühr oder Ungebühr, und mit Trachten nach hohen Ehren und Ämtern nach Fug oder Unfug, würden wir nicht Christo, sondern dem Höllengotte, ein Opfer bringen. Zum Anderen aber wird die Erkenntnis Christi nur dann vorhanden sein, wenn wir, gleich den drei Weisen, uns selbst vor seine Krippe, als vor seinen Gnadenthron, legen, und von dieser majestätischen Kindheit mit frommen und liebesentzündeten Herzen uns einen glückseligen Tod und die unsterbliche Glorie erbitten.

IV. Der Dreikönigstag ist in Wahrheit ein Tag der Bekehrung der Weltregenten zum Christentume; denn diese erste Königsbekehrung hat ihre großen Folgen gehabt, und nur der versteht ihre volle Bedeutung und das „Siehe" des Evangelisten zu würdigen, wer da weiß, wie schwer gekrönte Häupter von Irrtum, Unglauben und Sünde, zu bekehren sind, und wie wertvoll und entscheidend der Könige Bekehrung auch durch ihr Beispiel für die Nachfolge des Volkes, der Unterthanen, erscheint. In solcher Weise ist aber auch der Dreikönigstag für unsere alte christliche Mutterkirche ein Tag der königlichen Triumphe, die sie der allmächtige Gott im Laufe von achtzehn Jahrhunderten kraft der ihr gegebenen Wahrheit und bewunderungswürdigen Einheit über die Herzen der Könige und Kaiser, selbst der mächtigsten, davontragen ließ, und zwar laut jener Verheißung des Propheten: „Es kommen zu Dir gebückt die Kinder derer, die Dich demütigten, und es werfen sich nieder zu den Tritten Deiner Füße Alle, die Dich lästerten. Saugen sollst Du die Milch der Völker, und die Brüste der Könige sollen Dich säugen" „Könige werden Deine Ernährer und

Königinnen Deine Säugammen sein" Dieser Prophezie schon so oft erfolgte und bis zum Weltende noch sich fortwährend vollziehende Erfüllung, bei welcher Christenkirche ist sie vor allem und mehr wahrzunehmen, als bei der römisch-katholischen?

Diese Kirche hat die zahlreichsten und größten Bekehrungen, und Gunsterweise in Stiftungen und Legaten für Kirchen, Schulen, Klöster, Bistümer und Universitäten, von gekrönten Häuptern des krassen Heidentumes samt ihren Ländern und Volksmassen, aufzuweisen. Nur durch die römischen Bischöfe und ihre Missionäre, nächst den Aposteln, sind Deutschland, Sachsen, England, Dänemark, Norwegen, Schweden, Italien, Spanien, Afrika u. s. w., zum Christentume bekehrt, und ihre Fürsten und Völker getauft worden, wie z. B. Kaiser Philipp vom Papst Fabian, und Kaiser Konstantin vom Papst Silvester. Nur der Geist des römisch-katholischen Glaubens erfüllte die alten christlichen Könige und Kaiser, wie Konstantin, Theodosius, Justinian, Gratian, Martian, Valentinian u. s. w. Inwiefern? Weil sie nur auf die Religion hielten, wie sie der heilige Petrus zu Rom gelehrt und hinterlassen, und wie sie noch heutzutage allda besteht. Weil sie nur dieser Religion Kirchen bauten, nur deren Bischöfe und Priester schützten, und nur deren Konzilien und Beschlüsse nach der Unterschrift der Bischöfe: „Wir haben beschlossen und unterschrieben," unter Beidrückung ihres Insiegels bestätigten mit dem Worte: „Wir haben gelesen und darum bewilligt!" Weil sie nur deren Gelübde, Cölibat und Virginität, beschirmten, nur deren Predigt hörten, deren Messe feierten und dabei opferten, nur deren Fasten und Andachten übten, nur deren Heilige und Reliquien verehrten, nur deren Ratschläge beachteten, nur deren Hilfe beanspruchten. Und weil sie auch nur dieser all ihr Gutes, Sieg und Wohlfahrt, verdankten.

Wohin wenden sich noch heutzutage die heidnischen Fürsten und Regenten in Sachen des Glaubens, der Religion und christlichen Taufe, als zur Stadt der christlichen Märtyrer und des kirchlichen Oberhauptes, zum Stuhle des Nachfolgers des heiligen Petrus? Und in welcher Kirche wird noch jetzt trotz aller tausendjährigen Verluste zu frommen und wohlthätigen Zwecken mehr legiert und geopfert, als in der alten, christlichen Mutterkirche? Und sei es auch, daß sich gegenwärtig nicht alle christlichen Fürsten zum alten römischen Glauben, sondern manche auch zu anderen christlichen Konfessionen bekennen, so sind diese doch auch keine, aus dem Heidentume bekehrten Fürsten; denn solchenfalls würden sie nur der alten Kirche und dem katholischen Evan-

gelium allein und unmittelbar ihre Bekehrung zu verdanken haben, einfach deshalb, weil die neuen Christentümer und Kirchen nimmer es vermögen, auch nur einen einzigen Heidenfürsten zu christianisieren. Nicht minder ist unumstößlich das durch die Erfahrung bewiesene Wort des alten Tertullian, der im vierten Jahrhundert gelebt: „Die Arbeit der neuen Christusglauben, mit der sie sich rühmen, besteht nicht in der Bekehrung der Heiden, Ungläubigen und Ungetauften, sondern vielmehr in der Verkehrung der Getauften, Gläubigen und Schäflein Christi, nicht in der Aufrichtung der Gefallenen und Liegenden, sondern in der Niederstoßung der Stehenden, nicht in der Erhaltung und Mehrung der geistigen und materiellen Christengüter, sondern in der Zerstörung, Entfremdung und Aneignung der Schätze des Christentums und seiner alten Stiftungen, nicht in der Auferbauung von etwas Gutem und Altbewährtem, sondern in der Zerstörung der Wahrheit und in der Untergrabung und Ruinierung des altbewährten Christlich-Guten." Und wozu? „Um auf diesen Ruinen das Ihrige aufzubauen."

III. Am heutigen Tage, an welchem die Christen bis zum vierten Jahrhundert die weihnachtliche Geburt Christi gefeiert, ward mit dem Gedenken der Anbetung der drei Weisen auch die Erinnerung an die Taufe Christi im Jordan, und an seine Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kana, verbunden und somit eine dreifache Offenbarung oder Erscheinung der Gottheit des Herrn festlich begangen. Darum pflegt noch heute am Tage vor Epiphanie die Kirche das Wasser nebst dem Salze, und auch der Kreide für die Einsegnung der Wohnungen, zu weihen, sowie sie auch am Festtage selbst Gold, Myrrhe und Weihrauch, segnet.

Das Einsegnen des Wassers stammt von den Aposteln her. Es scheint, als hätten die Apostel diesen Brauch entnommen aus dem Alten Testamente, nach welchem Moses die Unreinen mit einem von den Priestern geweihten Wasser besprengen lassen sollte, und auch Elisäus das ungesunde Wasser durch Salz und Gebet gesund machte, laut Wort: „Dies spricht der Herr: Ich habe dies Wasser gesund gemacht, und es soll fürderhin weder Tod, noch Unfruchtbarkeit darin sein."

Das Wasser wird von Alters her eingesegnet, durch einen Priester, in Gegenwart des heiligen Kreuzes, weil von Christus, dem Gekreuzigten, alles Heil und aller Segen kommt, bei brennenden Lichtern, dem Symbol des ewigen Lichtes in Christo und des Glaubens an Christum, mit Rauchwerk, dem Sinnbilde des zum Himmel steigenden Gebetes

der Gläubigen um den Segen, unter dem Gesange und Gebete von drei Psalmen und der Allerheiligenlitanei, unter dreimaligem Anhauchen des Wassers zur Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit, nach dem Beispiele Jesu beim Anhauchen seiner Jünger zur Erteilung des heiligen Geistes, unter der Beschwörung der Dämonen und unter der Weihe im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit mit dem Gebete: „Gott wolle von dem Wasser alles Unheil abwenden, dagegen Glück, Segen, Gesundheit, Fruchtbarkeit und alles Gute für Leib und Seele, zuwenden durch Jesum Christum." Auf gleiche Weise wird etwas Salz eingeweiht, und nach dem Vorgange des Elisäus in das gesegnete Wasser gesenkt, und wieder ein schönes Gebet verrichtet. Diesen verschiedenen Ceremonien schließt sich endlich an das Credo, das Evangelium von der Geburt Jesu, mit dem Tedeum, und das ganze Werk wird mit einem andächtigen Gebete zum himmlischen Vater beschlossen. Was könnte wohl die Irrlehre einwenden gegen solches Weihen des Wassers?

Das Weihwasser wird von den Christen gebraucht zur sittlichen Mahnung, geistigen Reinigung und Sicherung vor feindlichen Nachstellungen, in der Kirche zur Besprengung des Volkes vor dem Gottesdienste, und zur Selbstbesprengung beim Eintritte ins Gotteshaus, wie beim Ausgange, aber auch in den Häusern, bei der Andacht, in Gefahren, Krankheiten, sowie zur Einsegnung der Wohnungen, Ställe, Wälder und Felder. Das ist uralter Christenbrauch. Zur Zeit des Kaisers Konstantin war ein Brunnen bei den Kirchen, um sich vor dem Eintritte ins Gotteshaus zu reinigen, wie es der Bischof Paulinus von Nola bezeugt. Und Kaiser Leo VI. ließ die Soldaten vor der Schlacht mit Weihwasser einsegnen, damit glücklich und tapfer gekämpft werde. Schon die Priester des Alten Testamentes mußten sich waschen, so oft sie ins Heiligtum traten. Und auch die türkischen Moscheen haben ihre Brunnen zur Waschung der Gläubigen vor dem Tempelbesuch. Unleugbar ist schön der Sinn dieser Sitte.

Mannigfach sind endlich die Wirkungen des Weihwassers. Es wendet ab geistiges und leibliches Unheil und hilft zur Erlangung des göttlichen Segens; es bewirkt den Erlaß der läßlichen Sünden bei innerlicher Andacht und Sündenbereuung, hilft gegen schädliche Tiere und Ungeziefer, wie es St. Vincenz mit der spanischen Stadt Murcia erfahren, befreit von Körperleiden, Blindheit und anderen Übeln, wie dergleichen Heilungen durch St. Petrus, Quintian, Fortunat, und Chrysostomus, mit dem Weihwasser geschehen, und es vertreibt die Macht des bösen Geistes, wie solches St. Makarius, Hilarius, Norbert,

Theodor, und Anna, ein kölnischer Bischof, bei sich, an Sterbenden und an anderen Menschen, Tieren, Häusern und Orten, mittelst des Weihwassers bewirkten. Alle diese Wirkungen schreiben wir aber keineswegs zu dem bloßen Wasser, als wenn es an und durch sich solche Kraft hätte, sondern nur dem Allerhöchsten durch die Verdienste Jesu, die bei der Weihe Gott vorgestellt werden, und zwar im Gebete der ganzen Kirche, und zufolge der Mitwirkung der dies Wasser Gebrauchenden, darum es auch nicht unfehlbar wirkt, was zu meinen, Aberglaube wäre, sondern nur nach der Menschen Gebet, Wunsch und Würdigkeit. „Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut; denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und das Gebet." Und so ist auch das Weihwasser, nach dem darauf gedeuteten Worte des Propheten, ein Wasser, das aus der Brunnenquelle Jesu fließt.

Mag die Welt gegen das Weihwasser höhnen und ihre spöttischen Einwände erheben, rechte Christen werden wohl wissen, wie diese zurückzuweisen sind, und auch das Weihwasser in der rechten Weise benützen. Soviele wollen katholische Christen sein, benützen dasselbe aber wenig oder gar nicht, und haben, wie's der Geistliche nicht selten beim Krankenbesuche wahrnehmen muß, nicht einen Tropfen davon im Hause. Solche aber dürfen sich dann nicht beklagen, wenn sie der Gnaden und Segnungen der katholischen Kirche entbehren, und nur als laue Glieder der Gemeinde gelten.

„So möge denn der heutige Tag mit seinem himmlischen Glückssterne und mit seinen zahlreichen Weihen, auch eueren Seelen, Wohnungen und Besitztümern, den Segen des Menschgewordenen Gottes, bleibendes Glück, dauernde Heiterkeit, fruchtbringende Liebe und immerwährende Gesundheit bringen! Möge er ferne halten alle bösen Geister und feindlichen Gewalten, aber nahen lassen die Engel des Friedens und Schutzes, und möge er groß machen über uns den heiligen Namen dessen, der heilig und gnädig ist, und mit dem Vater und dem heiligen Geiste waltet und regieret von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

## Am Feste der Reinigung Mariens.

Evangelium. Als die Tage der Reinigung Mariens erfüllt waren (Luk. 2, 22—32).

Nach göttlichem Gesetze hatte jede Frau nach der Geburt eines Sohnes sieben Tage als unrein zu gelten, dreiunddreißig Tage vom heiligen Orte sich fern zu halten, nach diesen Reinigungstagen aber ihren Erstgeborenen dem Herrn, zum dankbaren Andenken an die Verschonung der Erstgeborenen Israels in Ägypten, als Opfer zu heiligen, und durch ein Lammes- oder Taubenopfer vom Tempeldienste loszukaufen. Waren nun auch Jesus und Maria diesem Gesetze nicht unterworfen, so erfüllten sie es dennoch des Beispieles halber, und dabei erkannte Simeon im Jesuskinde das Heil und Licht der Welt. Diese Geschichte ist eine so rührende und erfreuliche, daß sie die Kirche durch eine festliche Feier im öffentlichen Gottesdienste auszuzeichnen, für würdig geachtet.

Das Fest hat noch jetzt, wie in den alten Urkunden, verschiedene Benennungen. In der römischen Kirche heißt es gewöhnlich „Mariä Reinigung", in der griechischen „Hypante", d. i. das Entgegenkommen, „der Eintritt des Herrn", bald die „Darstellung" oder „Opferung Jesu im Tempel", bei den Deutschen aber besonders „Mariä Lichtmesse", oder „Kerzenweihe". Um die am 2. Februar mit brennenden Fackeln und schändlichen Ausschweifungen stattfindende Feierlichkeit der heidnischen Römer entweder gänzlich abzuschaffen oder die Christen von ihrem Besuche abzuhalten, soll nun Papst Gelasius (nach Anderen Sergius) das im Morgenlande bereits gebräuchliche Kerzenfest zur Feier des göttlichen Kindes Mariens, das Simeon als das „Licht aller Völker" angekündigt, gegen 494 auch in Rom eingeführt haben. Die Weihe der Kerzen, welche die Kirche auf diesen Tag angeordnet, nebst ihrer Austeilung, stammt aus späteren Zeiten. Die Prozession mit

brennenden Kerzen, im Gotteshause oder von einer Kirche zur anderen, erinnert an die Pflicht, dem im Namen des Herrn Kommenden täglich und stündlich im Glauben und mit guten Werken entgegenzueilen, und die Tage seines Lebens heilig zuzubringen. Und die Sitte der christlichen Mütter, nach ihrer Entbindung in die Kirche zu kommen, um Gott für die glückliche Geburt zu danken und ihm ihr Kind aufzuopfern, ist eine gottselige und ehrende Nachahmung dessen, was Maria am heutigen Tage gethan.

Des Festes Thatsache, Feier und Namen, giebt den Anschein, als wenn nicht bloß das natürliche, sondern auch das übernatürliche oder höhere Licht in Christo, diesem Licht der Welt, und in Maria, dieser Morgenröte, wie auch in Simeon, diesem Himmelssterne oder Ewigkeitsreifen Geiste, verdunkelt und geschwärzt, und darum der Reinigung bedürftig erscheine. Allein in Wahrheit hat Gott angefangen, am heutigen Tage, der Menschheit die ihr einst gegebenen, aber durch Adams Sünde wieder verlorenen, drei Güter seiner **Herrschaft, Heiligkeit** und **Seligkeit,** wiederzugeben. Wir sehen nämlich heute in Jerusalems Tempel gleichsam drei symbolische Wunder zur verheißungsvollen Erfüllung in der Kirche: in Jesus, dem gelösten Erlöser, die Erlösung der Gefangenen oder die erste Freiheit, in Maria, der gereinigten Jungfrau, die Reinigkeit der Sünden oder die erste Unschuld, und in Simeon, dem sterblichen, aber glückselig gewordenen Menschen, die Errettung der Elenden oder das erste Glück der Zeit und Ewigkeit. Kurz, der heutige Tag mit seiner Thatsache bringt, vermittelt und verheißt uns, oder beginnt wieder leuchten zu lassen, in Christo, der Sonne der Gerechtigkeit, das Freiheitslicht, in Maria, dem durch die Sonne erhellten Planeten, das Reinigkeitslicht, und in Simeon, dem Himmelssterne, das Seligkeitslicht.

I. Maria löst Christum nicht für sich, sondern für die ganze Welt, und giebt uns dadurch ein Recht über alle seine Werke, so daß wir Jesum nicht bloß durch die Schenkung des himmlischen Vaters zur Gerechtigkeitssühne und zum Hohenpriester, sondern auch durch die Lösung seiner Mutter zur Genugthuung ihrer Liebe und zum Opfer besitzen. Hat Christus sich der Knechtschaft des jüdischen Gesetzes zur Lösung, und der Sünde zum Opfer, unterworfen, um uns davon zu befreien: was thun wir für oder vielmehr gegen ihn? Sind wir würdig seiner Freiheit, wenn wir undankbar und blind, gleich den Galatern, vom christlich-freien Gnaden- und Liebesgesetze wieder zum Judentume und alten Zwangesetze zurückkehren, oder uns in der Kirche,

wie Juden in der Synagoge, gebärden? Dies aber geschieht, sobald wir die ganze Religion nur in Figur und Schatten, nicht aber in Geist und Wahrheit gebrauchen, sei's beim Sakramentenempfange, bei der Meßanhörung, oder Übung der Buße, des Almosens, der Verzeihung, Reinigung oder Andacht. Laßt uns die durch Christus vom alten Religionsgesetze, wie von der Sünde, erlangte Freiheit genießen als „Kinder der Freien, und nicht der Magd“, um schon hienieden zu verkosten den Vorgeschmack der künftigen Seligkeit!

Ist im Allgemeinen das gesetzliche Mutterwerden und Kindergebären eine Anordnung Gottes in der Natur, und ist insbesondere Maria als Gottesmutter allezeit Jungfrau geblieben: wie kann da von mütterlicher Reinigung nach Moses Gesetz die Rede sein? Gewöhnliche Mütter werden im Gebären nur verunreinigt durch die schmerzliche Sündenstrafe der in sich aufgenommenen, natürlichen Unreinigkeit, die allerdings durch Opfer und Gebet zu reinigen ist. Unter Mariens „Reinigung“ gegenüber ihrer Reinigkeit ist also nicht die Reinigung von irgend einer Unlauterkeit zu verstehen, sondern nur eine Vermehrung oder Zunahme an Reinigkeit, Vollkommenheit, Heiligkeit, Gnade und Verdiensten. Wir bedürfen, als Sünder und Gerechte, für die Christusvereinigung und Gottanschauung der Reinigung an Leib und Seele, Herz und Hand, entweder durch das Tauf- oder Bußwasser, oder durch das Feuer des Reinigungsortes, daher auch das ganze Christenleben nichts, als das Geheimnis einer steten Reinigung ist. Entfernen und vernichten wir also den Geist der Unreinigkeit von Herz und Leib, und noch viel mehr aus dem öffentlichen Leben, aus der Bekleidung und aus unseren Wohnungen betreffs der unsittlichen Darstellungen, seien sie auch noch so kostspielige Meisterwerke; denn „nur die Reinen werden Gott anschauen“!

Des Menschen künftige Glückseligkeit erscheint (laut Schrift) in der vollkommenen und alle Wünsche erfüllenden Sättigung des Geistes, und in der Altersverjüngung des Leibes, welche dem Menschen zu teil wird nach der Reinigung und Heilung all seiner Schwächen in der Auferstehung, teilweise aber für den Gerechten schon hinieden beginnt. Simeon, der Gerechte und Hohepriester, war wie Daniel ein „Mann des Verlangens und der sehnsüchtigen Erwartung“, der Hoffnung, mit seinen Augen, ehe sie sich im Tode schlößen, den Urheber des Lebens, sein Heil und das Licht der Heiden, zu sehen. Und überdies betete und seufzte er auch inbrünstig und ohne Unterlaß um die baldige Ankunft des weltersehnten Messias, so daß die erlangte Gnade

nicht minder eine Belohnung seines Gebetes und Verlangens war. Wie glückselig war Simeon, als er auf geheimen Antrieb des heiligen Geistes, wie ein Jüngling in den Tempel geeilt, und dort sofort die heilige Jungfrau unter allen anderen Frauen an dem sie umgebenden, göttlichen Lichtglanze erkannte, als er das heilige Kind von den Armen seiner Mutter in seine Arme nahm, an seine Brust drückte, sich schon vor seinem Tode selig fühlte, Freudenthränen vergoß und nur Dankesworte hervorbringen konnte, als er in diesem glückseligen Augenblicke, wo er Gott auf seinen Armen hatte, sich selbst nicht mehr erkannte, und sich nicht mehr dünkte zu sein im Tempel, sondern im Paradies, und in heiliger Entzückung sang den Schwanengesang: „Nun entlässest Du, o Herr, nach Deinem Worte Deinen Diener im Frieden," d. i. nun ist der so oft ersehnte Augenblick meines Scheidens da; alle meine Wünsche sind erfüllt, da ich Dich gesehen, und nichts mehr verlange ich auf dieser Welt zu schauen. Und dieser sein Wunsch ward von Gott ebenso, wie sein erster, erfüllt, indem er kaum das Jesuskind seiner Mutter zurückgegeben, auch schon Gott seinen Geist gab und im Frieden starb, „im Frieden", den ihm die Welt nicht geben, aber auch nicht rauben konnte, wenn sie ihn auch aus Haß der Hohenpriester ob seiner im Tempel gesprochenen Worte, daß Christus Israels Erlöser und der den Juden verheißene Messias sei, eines hohenpriesterlichen Begräbnisses nicht für wert erachtete.

Von Simeon sehen wir auf unser Glück, „wornach wir Gott in der heiligen Kommunion sogar im Herzen besitzen können." Wie ermangeln wir doch so oft der letzten Gedanken und Worte Simeons, haben keine für den Himmel offenen und für die Welt geschlossenen Augen, bleiben alt in unseren Sünden, lassen uns selbst mit dem in uns getragenen Gott in unseren unersättlichen Weltbegierden nicht ersättigen, und besitzen so selten Christum bleibend und wahrhaft! Was ist die Ursache dessen? Nur das unreine Gewissen, die Sündhaftigkeit, der Mangel an rechter Buße oder „Herzensreinigkeit".

Laßt uns das Wasser der Bußthränen und das Feuer der Liebe brauchen, und so fleißig, daß von der uns noch vergönnten, kurzen Lebenszeit es heißt: „Alle diese Tage waren Tage der Reinigkeit!" Und haben wir kommuniziert, so sprechen wir freudig mit Simeon: „Nun entläßt Du, o Herr, Deinen Diener in Frieden," nicht im falschen und betrüglichen der Welt, sondern im heiligen und ewigen Frieden der Auserwählten im Himmel!

II. Die Christenheit feiert den heutigen Tag nicht bloß mit

materiellen, sondern vor Allem mit übernatürlichen Lichtern. Ein höheres Licht ist der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, die gute Meinung, das gute Beispiel, die Gnade, ja auch die Würde der Menschenseele. Schauen wir in Maria das ursprünglich schöne Bild des Weibes und zugleich den erhabenen Leuchter, auf welchem Jesus Christus, das Licht der Welt, geleuchtet, und somit auch den Schmuck, mit dem jeder Mensch angethan sein soll, wenn der Lichtglanz Christi auf ihm ruhen soll, wie sollten wir, und besonders die Frauen, nicht am Altare der Kirche und Mariens unsere Kerzen aufs neue anzünden, und insbesondere unseren höchsten Ehrentribut darbringen der Heiligsten aller Frauen, die das göttliche Werkzeug seiner Liebe ist?

Die jungfräuliche Gottesmutter ging in den Tempel, nicht um ihre Person, sondern um ihren Ruf zu reinigen, den nicht sie, wohl aber die übeldenkende Menschheit verdächtigen konnte. Sie zeigt und bekennt sich als die sündige Unschuld, als Sünderin, während wir so oft aus Hoffart die unschuldige Sünde zeigen und als Sünder schuldlos sein wollen, ohne an unsere Reinigung zu denken. Wie Viele beschmutzen, besonders jetzt im Spurkel- oder Besudlungsmonat, nicht bloß ihre Namen, sondern auch ihre Gewissen und ihr ganzes Leben! Es ist darum das Lichtfest im Reiche der Gnade, wie das in der Natur zufolge der Abnahme des Winters, im Anfange Februar, welches Wort von „februare“, oder „reinigen“ kommt, in Wahrheit ein heilsamer Schutzgeist der Menschen, ob der Erinnerung, daß wir bei Trübsal, wie Freude, Christenmenschen bleiben und die Reinheit der Seele, wie des Namens, zu bewahren haben!

Ein unblutiges Opferfest mit einem Doppelopfer ward heute gefeiert. Sohn und Mutter opferten sich dem himmlischen Vater zum Zwecke der Erlösung im Frühopfer auf, auf das Gott und die Welt schon längst gewartet. Während Jesus seinem Vater opferte seinen Willen und Gehorsam, Simeon aber aus Liebe sein Leben, — opfert Maria mit ihrem Sohne sich selbst in einem vollkommenen, heroischen Opfer, d. i. der Abhängigkeit und Demut, des Gehorsams, der Treue, Geduld und Gelassenheit. „Nimm hin, o Gott!“ spricht sie gleichsam, „unser gemeinsames Kind zum Opfer für die Welt!“ —, und Gott sagt: „Weil Du Deines einzigen Sohnes nicht geschont, so will ich Dich segnen und alle, für die Du bitten wirst!“ Wir denken hier an jenes denkwürdige Ereignis aus dem Kriege der Römer und Sabiner, der bekanntlich deshalb ausgebrochen, weil die Römer den Sabinern ihre Töchter geraubt, geehlicht und auch bereits Kinder mit ihnen ge-

zeugt. Als es nun zwischen beiden, einander gegenüberstehenden Heeren zur blutigen Entscheidungsschlacht kommen sollte, da stellten sich eben diese Kindesmütter, mit ihren Kindern auf den Armen, klagend, abwehrend und vermittelnd, zwischen beide Heere, und erklärten den Kampf, wie immer er auch ausfalle, für ein selbst die Sieger treffendes Übel, „insofern sie als Frauen beim Siege der Sabiner zu Witwen und ihre Kinder zu Waisen würden, beim Siege der Römer aber ihre Väter und die Großväter ihrer Kinder des Todes wären; daher sei es besser, den ihretwegen angefangenen Krieg auch ihnen zu Liebe im Frieden zu beenden, als fortzusetzen." Und diesem Frauenrate folgten auch in der That die beiden Republiken und schlossen Frieden. So war es auch Maria mit ihrem Opfer vorbehalten, nach dem langwährenden Kriege zwischen Gott und den Menschen den Frieden zu schließen, so daß beide Teile sich vereinten und aus ihnen eins, d. i. Gott Mensch und der Mensch Gott, eine Person, geworden. Wie anziehend ist das Bild dieser rührenden Mutterliebe für Gott und Menschen, Gott versöhnend und die Menschen schützend, tröstend und mahnend, von ihren Armen das Heil der Welt zu empfangen, um es als einzig würdiges Opfer Gott wieder aufzuopfern! Mit Jesu und Mariens Opfer feiern wir zugleich das Opfer der Kirche, der heiligen Messe.

„Maria Hilf" mit dem Kinde auf den Armen ist mit das wichtigste und segensreichste Geheimnis des Christentums. Gleich der Taube, die einst mit dem Ölzweige die Welt nach der Sündflut getröstet, ist auch Maria mit dem Jesukinde unser Trost in unserer steten Sündenflut. Und wie Simeon, gleich einem anderen Patriarchen Noah, sich gefreut über Jesu und Mariens Ankunft, so sind sie auch aller Christen Freude und Trost. Beim Lebensbeginn mahnt dies Geheimnis die christlichen Frauen, zu ihrer bevorstehenden Niederkunft sich durch die heilige Kommunion vorzubereiten und zu stärken, und nach der Niederkunft die vorgeschriebene Zeit des Wochenbettes und der Reinigung zu halten, zu große Anstrengung und zweckwidrige Nahrung zu meiden, und sodann die Kirche zur Erlangung der religiösen Weihe, Gott dankend und bittend, aufzusuchen. Und welcher Segen geht daraus hervor für Mutter und Kind? Jede Wöchnerin wird so veranlaßt, einerseits durch ihre Enthaltsamkeit nicht bloß ihre eigene, bis zum Tode entkräftete Natur wieder erholen zu lassen, und so die schwache Flamme des Menschenlebens in ihrem Kinde mit der ersten Pflege und Nahrung kräftig anzufachen, sondern auch andererseits sich und ihr Kind dem geistigen und leiblichen Schutz der Religion anheimzustellen.

Möchten alle Christenmütter Maria als die beste Mutter, sich zum Vorbilde nehmen! Zeit unseres Lebens ist auch „Mariahilf" unsere trostreiche Freude. Als Sünder haben wir darin das Mittel zur Hand, Gott zu versöhnen, indem wir Maria, mit dem die Sünden der Welt hinwegnehmenden Lamme Gottes auf ihren Armen, zwischen uns und ihm stellen, und so seine Liebe und Schonung erlangen können. Dies ist das kräftigste „Agnus Dei" und das beste Heiligthum auch für alle Anliegen. Auch am Lebensende ist „Maria Hilf" unser Trost. Wie Maria dem Simeon das Heil der Welt in seine Arme gab, so eilt sie auch zu all ihren sterbenden Kindern, um sie zu schützen gegen die der Unterwelt entsteigenden Geister; denn ein treuer Beistand der Sterbenden ist unsere liebe Frau, und in Jesu und Mariens Armen zu sterben, ist ein großes Glück.

III. Die gottesdienstlichen Kerzen mit ihrer Weihe, Austeilung und Prozession, sind in der Regel ein Gegenstand des Spottes für die Welt und die Gegner der Kirche. Zur Zurückweisung dessen könnten wir nur erwähnen, wie die Völker aller Zeiten mit brennenden Lichtern und Ampeln den höchsten Häuptern der Welt ihre größte Freude und Ehre erwiesen. Gott ordnete durch Moses an nicht bloß den goldenen, mit sieben brennenden Ampeln versehenen Leuchter der Stiftshütte vor dem Tabernakel, sondern auch die stets im Zelte des Zeugnisses „zum ewigen Gottesdienste" durch das reinste Öl zu erleuchtende Lampe. Ja, Christus selbst hat den Lichterbrauch empfohlen mit den Worten: „Also soll euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie euere guten Werke sehen." „Euere Lenden seien umgürtet und brennende Lichter in eueren Händen", und so auch im Gleichnis von den Jungfrauen. Wir aber bedienen uns heute der brennenden Kerzen, um öffentlich zu bezeugen, daß unser Glaube der wahre, und daß Christus Jesus das längst prophezeite Licht der Heiden sei.

Laut Geschichte verehrten die Bewohner der großen Kanarischen Insel „Maria" schon fünfhundert Jahre vor ihrer Christianisierung als Feueranbeter. Wie kam's? Zwei Hirten sahen am Gestade ein Steinbild von „einer Jungfrau mit einem Kinde auf den Armen." In der Meinung, es sei ein lebendes Weib, wirft der eine mit Steinen darauf, doch sein Arm erlahmt; der andere versucht mit dem Messer des Bildes Finger zu durchschneiden, verwundet sich aber selbst. Der davon hörende König begiebt sich an den Ort und befiehlt, das Steinbild an seinen Hof zu bringen. Niemand wagt's jedoch, Hand anzulegen, und da müssen es denn die Hirten, die nach

des Bildes Berührung sofort gesund wurden. Nun trug der König selbst mit den Seinen das Bild zur Stadt, und es ward ihm die allgemeinste Verehrung zum Segen der ganzen Insel gezollt. Das Merkwürdigste aber war, daß man Tag und Nacht beim Bilde unerklärlicherweise einen schönen Gesang vernahm, und des Morgens noch brennende Kerzenstücke vorzufinden pflegte, gleich als ob eine unsichtbare Verehrung stattfände. Christen, die Jahrhunderte später gelandet, erkannten höchst verwundert das Bild der seligsten Jungfrau, und die Missionäre nannten es das Bild „Maria von den Kerzen", unter welchem Namen es noch jetzt in zahlreichen Wundern strahlt. Diese rauchenden Kerzenstücke mögen sich nehmen die Verächter der brennenden Kirchenkerzen, und zwar als Sinnbilder ihres schwachen, nur noch in wenigen Artikeln rauchenden Glaubens, damit dieser kanarische Rauch ihnen in die Nase ziehe und sie zum Wiederanzünden ihres Glaubens bewege!

Als Paulus sich vom Schiffbruche nach Malta gerettet, und im Hafen Reghios, einer Stadt Kalabriens, gelandet, begann er sofort dem scharenweise mit ihren Götzen, Kastor und Pollux, herbeigelaufenen Heidenvolke eine scharfe Predigt gegen Abgötterei zu halten, — und da sie nicht standhalten wollten, bat er sie, ihn wenigstens so lange anzuhören, als bis ein von ihm auf der Haltsäule des Schiffes befestigtes und angezündetes Kerzenstücklein verzehrt sei, worauf sie auch eingingen. Paulus predigte fort. Das Lichtstück ist zu Ende, nicht aber die Predigt; denn die Säule beginnt zu brennen und zu aller Verwunderung so lange zu leuchten, bis das Volk bekehrt war. Und diese Säule ist noch heute auf dem Hochaltare der Paulskirche jener Stadt zu sehen. Diese Wunderkerze sei verehrt nicht bloß den lauen und tauben Christen, die kaum einmal im Jahre die Predigt des Gottwortes hören, im Übrigen aber wie die Heiden dahinleben, ja oft leider wie's unvernünftige Vieh dahinsterben, sondern auch den trägen Christen, die kaum Sonn- und Feiertags eine heilige Messe hören, und den Beichtvater, falls er sie nicht im Galopp absolviert, einen skrupulösen Lichtverschwender nennen. Mögen sie solche Kerze in die Hand nehmen und dabei betrachten, wie schwer und lange ihnen in der Hölle die Ewigkeit fallen wird, wenn ihnen schon der Gottesdienst so lange erscheint!

Peter Skarga S. J., der berühmte Prediger und Beichtvater des polnischen Königs Stephan, schenkte, als großer Marienverehrer, eine vom reinsten Bienenwachs selbstgefertigte Kerze der berühmten

Wallfahrtskirche zu Czenstochau zum Leuchten vor ihrem wunderthätigen Madonnenbilde, und sie soll so lange gebrannt haben, als bis auch Skargas Lebenslicht im Jahre 1612 zu Krakau erloschen. Diese Kerze sei verehrt den Alten, die auf ihrem Haupte bereits den Schnee des Winters tragen, und deren Leben reif zur Ernte ist, damit auch sie, wie der siegreiche Kaiser Karl V., ihr Ende in Obacht nehmen. Als dieser noch gesund war, aber bereits das Ablaufen seiner Lebensuhr merkte, ließ er sich eine Totenfeier mit Amt, Tumba und Metten, in der Kirche halten, trat beim Offertorium mit brennender Kerze zum Altare und überreichte sie dem amtierenden Priester mit dem Worte: „O Gott und Richter meines Lebens! Wie dieser Priester die Kerze von meinen Händen nimmt, so nimm meine Seele auf, so sie scheidet vom Leibe, in Deine Hände und führe sie ein in die ewige Glorie!" Wollte Gott, daß sich alle Christen so zum letzten Ende bereiteten, so könnten auch sie dann mit Simeon auf Schwanenart singen: „Nun entlässest Du, o Herr, Deinen Diener!"

Als Franz Mostrilles, der spätere japanische Märtyrer, im Jahre 1633 zu Neapel Maria zu Ehren ein Gebäude aufrichten wollte, fiel ihm unversehens ein schwerer Hammer aufs bloße Haupt, so daß er tödlich verwundet hinweggetragen ward. Bereits im Todeskampfe, erscheint ihm St. Franz Xaver, in der einen Hand eine brennende Kerze, in der anderen aber einen Pilgerstab, beides ihm anbietend: „Er solle entweder nehmen die Kerze und sterben, oder den Stab und nach Japan zur Heidenbekehrung ziehen!" Da öffnet vor allen Anwesenden Mostrilles plötzlich die schon halb gebrochenen Augen, steht frisch und gesund auf, reist nach Japan und vergießt dort sein Blut für den Christenglauben. Diese Franziskuskerze gebührt den Kranken, damit sie ihre Schmerzen geduldig und Gottvereint hinnehmen, tragen und sprechen mit dem heiligen Bischof Martin: „Herr, willst Du, daß ich noch länger leben und für Dich noch mehr leiden soll? Von Herzen gern, es geschehe Dein Wille!", oder mit Augustin: „Hier schneide, hier brenne, damit Du in Ewigkeit verschonest!"

Ein berühmter Prediger des Kapuzinerordens, Laurentius Fruccus, donnerte einst so kräftig gegen das eingerissene Laster der Unzucht, daß er wohl Viele bekehrte, aber auch Andere erbitterte und zur Rache reizte. Um seinen Namen zu schänden, führten Einige heimlich des Abends eine Buhldirne in sein Zelt, währenddem er sich zur Predigt vorbereitete. So sehr jedoch die Dirne mit unverschämten Augen und Gebärden lockte, er blieb unbeweglich sitzen und hielt nur

einen Finger so lange über eine brennende Kerze, bis sein Fleisch ganz verzehrt war. Darob entsetzte sich die Dirne, verwünschte ihre Anreizer, bereute ihre Frechheit und bat weinend den Versuchten um Verzeihung. Diese brennende Kerze mögen alle Fleischesnarren bei Anfechtungen benützen, nur ein Vaterunser lang einen Finger über dieselbe halten, und alle Sündenlust wird ihnen vergehen; „denn wenn wir fürchten, nur ein wenig Feuer anzurühren, wie werden wir das ewige Höllenfeuer aushalten können," d. i. ewig brennen, ohne zu verbrennen?

In der Westfälischen Stadt Münster ward einst ein Soldat Verbrechens halber zum Strange verurteilt, und ohne vorherige Aussöhnung mit Gott am Galgen aufgeknüpft. Doch merkwürdig, während er bereits hängt, zerreißt der Strick, wie vom Messer durchschnitten, und lebend wird der arme Sünder wieder ins Gefängnis gebracht. Abermals versucht man des anderen Tages, sein steinernes Herz zu erweichen, doch umsonst. — Endlich begnadigte ihn Gott am späten Abende, so daß er seine Missethat erkannte, beichtete und büßte. Als man ihn nun fragte: „Was er wohl in seinem Leben Gott-Wohlgefälliges gethan, daß er ihm so große Gnade verliehen, ihn vom zeitlichen Tode behufs seiner Errettung vom ewigen zu befreien?", — entgegnete er, „sich keines einzigen guten Werkes zu erinnern, es sei denn, daß er einst, und zwar im Vollrausche, einem Marienbilde zwei Kerzen angezündet und ihr zu Ehren aufgeopfert!" Diese Kerzen seien euch Allen ohne Ausnahme, klein und groß, jung und alt, verehrt, damit ihr euch dabei erinnert, wie Maria auch nicht den geringsten, ihr geleisteten Ehrendienst unvergolten läßt, sondern tausendfach und überreich belohnt. Wer wollte drum Maria nicht lieben, loben und seine Zuflucht nehmen zu ihr, die nicht bloß die bußfertigen, sondern auch die verstockten und schon verzweifelten Sünder in den Schoß ihrer mütterlichen Barmherzigkeit aufnimmt?

Laßt uns besonders heute Mariens, alle Heiligen überragende Barmherzigkeit anrufen, auf daß sie uns, als in dies Jammerthal verwiesenen Erdenkindern, ihre Hände entgegenstrecke, ihre Augen auf uns wende, uns mit ihrem Sohne versöhne, und dereinst im Gerichte und im ewigen Tempel ihm vorstelle, wie sie ihn heute in Salomos Tempel als Kind dem himmlischen Vater vorgestellt.

---

## Am Feste der Verkündigung Mariens.

Evangelium. Der Engel Gabriel ward gesandt (Luk. 1, 26—38).

Der heutige Tag, als der 25. März, der Empfängnistag Christi, entspricht dem, neun Monate später folgenden Geburtstage des Herrn, dem 25. Dezember. Es ist der Tag, an welchem Maria ebenso durch die Menschwerdung des Herrn die Mutter Gottes, wie durch sein Leiden und Testamentswort vom Kreuze die Menschenmutter, geworden.

Gefeiert wird der Tag, der kirchlichen Zeit nach, inmitten der Fasten- und Bußzeit, und zunächst dem Todestage Christi, trotzdem er die Vorfeier seines Geburtstages sein sollte, und nicht selten muß seine Feier wegen seines Treffens in die Karwoche auf spätere Zeit verlegt werden. Der Natur nach aber fällt er in den ersten Frühlingsmond, da mit dem 21. März, also vier Tage vorher, mit der Tag- und Nachtgleiche und der steigenden Tageslänge, der Frühling, ungeachtet seiner zeitweisen noch kalten Witterung, beginnt. Die Zeit der Vermählung Gottes mit der Menschheit ist eine „geschlossene" für die rein menschlichen Hochzeitsfeierlichkeiten. Die Kirche bereitet das Alleluja und die Natur den Frühling, wo bereits der Winter vergangen, die fröhliche Zeit wieder beginnt, die Sonne wärmer und schöner strahlt, die Erde sich wieder verjüngt, die Vöglein singen und Alles in der freien Natur wieder lebendig wird, was gleichsam hinweist auf die vom Hochliede geschilderte Zeit, wo die Stimme der Turteltaube sich vernehmen ließ, d. i. im Avegruß des Engels, in dem so lieblichen und allezeit nachhallenden „Ave Maria", und damit die Ankunft des Herrn im jungfräulichen Schoße ankündete.

„Mariä Verkündigung" ist eines der ältesten, vornehmsten und allen anderen an Würdigkeit vorangehenden Feste des Herrn. Es ist aber auch zugleich ein Marienfest. Wie wenig auch sonst von Maria in der Schrift die Rede ist, so berichtet doch ausnahmsweise ganz ausführlich Lukas über die heutige Thatsache. In der doppelten Eigen-

schaft, als Fest des Herrn und Mariens, hat es auch verschiedene Namen, wie „Evangelismus, Verkündigung oder Empfängnis Christi, des Herrn, Fest der Menschwerdung, Anfang der Erlösung", oder auch „Begrüßung Mariens, Maria in der Faste, Fastenfrauentag", oder „Fest der heiligen Jungfrau", wie es in der ältesten Zeit hieß. Unstreitig verlangt der heutige Tag eine gemischte Feierweise, nämlich die Gefühle des Ernstes und der Freude.

I. Der heutige Tag erinnert an die Anwerbung der Jungfrau Maria zur Gottesbraut und -Mutter durch den Engel Gottes, an die Einwilligung der Jungfrau in ihrem und der Menschheit Namen, und an die Vollziehung und Überschattung des heiligen Geistes.

Gott bediente sich bei der Verkündigung eines Engels, und dies wegen seiner hervorragenden Bedeutung. Und daß dieser Engel, als erster der Seraphim oder Erzengel, Maria in angenommener Menschengestalt und sichtbarem Leibe erschien, war gemäß der auch leiblichen und nicht bloß geistigen Empfängniß des göttlichen Wortes, und auch nötig zu ihrer Verständigung. Der Engel grüßt Maria, einen Menschen, während sonst der Mensch den Engel zu grüßen und zu ehren hat. Der Engel grüßt Maria nicht mit dem Friedensgruße Israels oder des Herrn, noch mit dem Abschiedsgruße „Vale", noch auch mit dem Abendgruße „Salve", sondern mit dem Frühgruße „Ave", „Sei gegrüßt!" Der Gruß war bei Israel sonst nicht gebräuchlich und da zum ersten Male gehört worden, und zwar nicht bloß Maria zu Ehren, sondern auch wegen der Bedeutung des „Ave", da es zurückgelesen „Eva", oder auch „Sine vae", „ohne Wehe" lautet, anzuzeigen, daß die Eva durch Maria und diesen Gruß (laut Kirche) verändert, bekehrt, gebessert und in herrlichster Weise ersetzt worden. Der Engel grüßt Maria als die Gnadenvolle, Gottvereinte und Allgebenedeite, und Maria ist bestürzt, verwundert und erschrocken, so daß sie errötet, verstummt und den Gruß unbeantwortet läßt. Die Ursache dessen aber war die ungewöhnliche und seltsame Lobrede und ihre zufolge dessen beunruhigte Demut; denn eine demütige Seele hört nicht gerne solche Reden, die eine hoffärtige ergötzen, da sie kein Lob vertragen kann, daher auch eine „geehrte Demut" in der Welt selten zu finden ist, weil sie laut Erfahrung bei Lobsprüchen und Ehrenbezeigungen sehr bald vernichtet wird. Daher stärkt der Engel Maria zum Vernehmen des großen Geheimnisses des göttlichen Ratschlusses mit dem Worte: „Fürchte Dich nicht, Maria; denn Du hast Gnade gefunden bei Gott." Durch diese Demut, mit der sich Maria in sich,

gegen Gott und Mitmenschen, für Nichts angesehen, ward sie als das Nichts, zum guten Fundamente für die auf der Erde stehende Himmelsleiter oder das Geheimnis der Menschwerdung, für Christus.

Der Engel hatte Maria nicht bloß ihre Gottauserwählung zur Mutter seines Sohnes anzukünden, sondern auch ihre Einwilligung, sowohl in ihrem, als im Namen der ganzen Menschheit, einzuholen, weil in ihrem Willen der Menschenwille ebenso enthalten war, wie einst in Adam und Eva. Daß Gott aber, der den ersten Menschen Adam ohne Jemandes Befragen geschaffen, für die Erschaffung des zweiten Adam die Einwilligung der Jungfrau und Menschheit für unerläßlich hielt, geschah deshalb, weil die gottmenschliche Verbindung, als eine eheliche, beider Teile Einwilligung voraussetzte, und auch die Erhabenheit der jungfräulichen Muttergotteswürde, sowie der Gottsohn selbst zu seiner Mutter, nur eine vollkommen freieinwilligende verlangte. Maria gab ihre Einwilligung erst nach der vollständigen Offenbarung des göttlichen Ratschlusses, und nach den weiteren, ihrer Anfrage: „Wie das geschehen solle, da sie keinen Mann erkenne?" folgenden Aufklärungen und Hinweisen auf die Herabkunft der Kraft des Allerhöchsten, die Überschattung des heiligen Geistes, die Allmacht Gottes und ihre Base Elisabeth, kurz, unter der Voraussetzung ihrer bleibenden Jungfrauschaft, die ihr laut Evangelium und der Prophezie der Sibylle Eritrea vor Allem am Herzen lag; denn, ob auch ihre Demut die Ehre, Mutter des Gottsohnes zu werden, kaum zu denken wagte, so verehrte sie doch die göttlichen Ratschlüsse, willigte jedoch nicht eher ein, als bis sie gehört, daß sie Mutter des Gottsohnes werden, aber auch Jungfrau verbleiben werde. Die Blume ihrer Jungfrauschaft hatte sie Gott geopfert und das Gelübde der Keuschheit abgelegt, und auch später und danach hatte sie mit Joseph nur eine geistige Ehe eingegangen, mit der gegenseitigen Einwilligung, die Ehe nicht zum Vollzuge zu bringen. „Die Jungfrau aller Jungfrauen" wird Maria von der Kirche deshalb genannt, weil sie unter allen Frauen als die erste das Gelübde der Keuschheit abgelegt und mit ihrem Beispiele unzählige Jungfrauen mit wunderbarer Freude und Andacht sich nachgezogen. Wohl war unglaublich den Menschen die Weissagung des Jesaias: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen," d. i. eine jungfräuliche Mutter wird ohne Verletzung ihrer Jungfräulichkeit den Messias gebären. Wohl ist auch nach dem allgemeinen Naturlauf die Jungfrauschaft die „Rose", und die Mutterschaft ein spitzer, die Jungfrauschaft erstickender „Dorn" zu nennen; allein für

Maria, diesen Rosenstock, sollte der Dorn der Mutterschaft kein die Jungfrauschaft tötender Dorn, sondern vielmehr so mit ihr vereint sein, daß, wie die Dornen am Rosenstock die Beschützer für die Schönheit der Rosen sind, so auch Mariens Mutterschaft die Aufrechthalterin und Beschützerin ihrer Jungfrauschaft sei. Und nur die Gewißheit solcher jungfräulichen Mutterschaft war der Grund zur Einwilligung Mariens, zu ihrem „Fiat", „Mir geschehe nach Deinem Worte." Dies aber war ein Wort des Gehorsams, das, wie ihre Jungfrauschaft und Demut, den Himmel, die Erde und Unterwelt, erfreute, die so lange erwartete Verbindung der Menschennatur mit dem göttlichen Worte, oder die Menschwerdung Gottes, zur Folge hatte.

Was der Engel der Jungfrau als Anerbieten Gottes angekündigt, worin sie gewilligt, und was sie mit der Braut des Hochliedes verlangt: „Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes!", dessen Vollziehung bewirkte der dreipersönliche Gott zur Fleischwerdung des göttlichen Wortes sofort und in einem Augenblicke durch den heiligen Geist und seine Überschattung. Wir schreiben das Werk besonders darum dem heiligen Geiste zu, weil Gottes Menschwerdung das größte Werk und Geschenk der göttlichen Liebe, Gnade und Heiligung, der heilige Geist aber die persönliche Liebe des Vaters und Sohnes, der Urheber der Gnade und Heiligmacher ist. Wir nennen es ferner „das Werk der Überschattung" des heiligen Geistes; denn, wie der Schatten gebildet wird vom Lichte und Leib, den es nicht durchdringen kann, so hat der heilige Geist, indem er das unerschaffene Licht der Gottheit des Wortes mit einem Teile des jungfräulichen Wesens und Blutes vereinte, diesen anzubetenden Schatten, d. h. Christum, gebildet. Mit Recht wird Christus ein „Schatten" genannt, weil sein Leib, wie ein Schatten, bedeckte sowohl die Gottheit des Sohnes, so daß man ihn für einen sterblichen Menschen halten muß, als auch die Jungfrauschaft seiner Mutter, so daß man sie für ein gewöhnliches Weib halten möchte. Und dadurch ward verhindert, daß das Geheimnis der Menschwerdung weder von den Fürsten der Welt, noch von den Mächten der Hölle erkannt werden konnte. Gegen das Geheimnis der Menschwerdung Gottes erhebt die Welt mit ihren falschen Ansichten besonders zwei Vorwürfe. Der eine lautet: „Gott habe sich dem Menschenfleische dergestalt eingegossen, so daß er sich sozusagen in ein Körperlein begeben, gleich als wäre er eingeschlossen worden." Thöricht nennt St. Augustin diese Ansicht. Gott ist ein Geist, nur geistig groß, und niemals, wo immer es auch sei, nach körperlichen Begriffen

zu messen. Nur sein Wirken giebt sich da oder dort mehr oder weniger kund, wovon aber nicht er, sondern nur unsere schwache Erkenntnis die Ursache ist. Der andere Vorwurf lautet ähnlich: „Unmöglich sei es, daß Gott die unendliche Größe seiner Gottheit in so kleinen Ort der Menschheit einzuschließen vermöge!" Eben so thöricht ist diese Ansicht. Was die Natur bildlich schon vermag, kann Gott auch thatsächlich. Sowie die ganze Größe des Himmels mit seiner unendlichen Weite sich im kleinen Stern deiner Augen einschließt und vereinigt, so verbindet Gott seine Gottheit mit der Menschheit. Er verbindet beide in gleicher Weise, wie wenn er einen großen Berg mit einem Sandkörnchen derart vereinigte, daß beide sich überall berühren, aber doch nicht vermischen, sondern ihre Größe, beziehungsweise Kleinheit, behalten.

II. Das heutige Festgeheimnis bietet zwei Quellen des Gottvertrauens, nämlich in Mariens Namen und Avegebet.

„Der Name der Jungfrau war Maria." Unstreitig ist unter und über allen Namen, nach dem Namen „Jesus", der Name „Maria", auf deutsch: „Erleuchterin, Weltfrau, Gotterleuchtete, Meeres- und Weltstern", der höchste, schönste, allgemeinste und allerstärkste. Die Wirkungen des Namens „Maria" sind, besonders zufolge seiner Verehrung und Anrufung mit Herz und Mund, nächst dem „Jesusnamen" überaus groß; denn „bei seiner Nennung lacht der Himmel, frohlockt die Erde, erschrecken die Teufel und wird verwirrt die ganze Hölle", zumal der Jesus- und Marianame unzertrennlich miteinander verbunden sind. Sogar oft größer und schneller, wie wunderlich es auch klingen mag, sind die Wirkungen des Mariennamens, zwar nicht in sich, sondern wegen seines Ansehens bei Christus, und weil dieser auch unser Richter und Gott ist, und uns auch strafen muß, während Maria nur die Barmherzigkeit bedeutet und als Mutter sich nur zu erbarmen braucht. Den Namen „Maria" hat Gott unzweifelhaft, nächst dem Namen „Jesus", seinen unter der Kreuzesfahne Christi streitenden Christen gegeben als eine goldene Waffe, als ein Losungswort des Kampfes, als ein Erkennungszeichen des katholischen Glaubens und Lebens, als Namensschild und als stets siegreiche Schutz- und Trutzwehr. Aber auch die Natur hat der Menschheit den Anfangsbuchstaben des Mariennamens, den Buchstaben „M", in den inneren Teil der flachen Hand gezeichnet, um sie zum steten Mariengedanken anzuhalten. Sagt darum der Engel: „Fürchte Dich nicht, Maria!" so giebt er uns mit diesem Worte „Maria" die geheime und siegreiche Losung wider alle sichtbaren und unsichtbaren Feinde, und bedeutet uns, daß

wir damit nimmer zu fürchten haben, weil wir mit Maria den dreipersönlichen Gott selbst mit und für uns haben. Es bedienten sich auch die Christen seit Constantin in allen Kämpfen, besonders in den Türkenkriegen, des Namens ihres Gottes, wie „Jesus“, „Gott will es“, oder des Namens „Maria“ und anderer Gottesheiligen, und erfochten so die herrlichsten Siege, wie die Geschichte verkündet. Wie gut ist's also, sich den Namen „Maria“ beizulegen, oder in Herz und Mund zu führen, mit diesem Namen „Maria“ in allen Seelen- und Leibesnöten, wie bei dem Beginne und der Ausführung jedes wichtigen Werkes, sich zu schützen und zu decken, und vor Allem sein Leben und seine Seele auszuatmen mit dem letzten Worte: „Maria, Jesus!“

Die katholische Kirche hat für alle Christen aus Eingebung des heiligen Geistes angeordnet, den Engelsgruß zu drei verschiedenen Tageszeiten, Morgens, Mittags und Abends, auf die Mahnung des Glockenzeichens nachzubeten und Maria zu grüßen. Das ist ein Gebetsbrauch, den sie unstreitig zum größten Nutzen der Christenheit eingeführt; denn sie weiß es sehr wohl, daß Maria an diesem Gruße großes Wohlgefallen hat, und wir uns dadurch ihres Schutzes und ihrer Fürbitte würdig machen können, sobald wir nur als solche Avebeter nicht verstockte und unbußfertige Sünder sind, und diesen Gruß auch andächtig und aufmerksam beten. „Dadurch wird Maria mit Rosen gekrönt, der ganze Himmel erfreut und die Hölle erschreckt,“ wie ein Kirchenvater sagt. Und ist der Engel ob dieses Grußes und dieser göttlichen Gesandtschaft glücklich zu preisen, und ward Elisabeth auf Mariens Gruß und ihren Wiedergruß mit dem heiligen Geiste erfüllt, — warum sollte es nicht auch für uns bei der Wiederholung dieses Grußes, der Fall sein? Wir nennen das „Avegebet“ das Englische Grußgebet, weil sein erster und vorzüglichster Teil aus dem Englischen Gruße besteht. Und setzen wir ihm auch bei das Wort „Maria“, so ist das keine absichtliche Schriftverfälschung, sondern eine selbstverständliche Beifügung. Wird ferner als zweiter Teil des Ave das Wort der heiligen Elisabeth hinzugefügt, so beteten dies auch schon die heiligen Apostel. Und wird endlich als dritter Teil zugesetzt das Anrede- und Bittwort der Kirche, so geschah dies auch schon seit jener Kirchenversammlung, welche im Jahre 431 zu Ephesus gegen den gottlosen Nestorianismus zur Verwerfung seiner ketzerischen Behauptung „als sei Maria keine Mutter Gottes gewesen,“ gehalten worden. Um der grausamen Kirchenverfolgung und Ausrottung des gottlosen römischen Kaisers Friedrichs II. zu steuern, ordnete Papst Gregor IX. im

Jahre 1239 das Morgen- und Abend-Avegebet an. Und es hatte wunderbare Wirkung. Das Mittagsave ordnete Papst Kalixtus III. zwei Jahrhunderte später an, und zwar in der großen Christenbedrängnis der Türkenkriege unter Mahomed II., dem Erstürmer Konstantinopels, behufs Erlangung des göttlichen Beistandes. Und die Christen erhielten ihn auch so wunderbar, daß das überstarke Türkenheer am 6. August 1456 vor Belgrad unter dem General Johann Woiwode teils aufgerieben, teils mit dem verwundeten Türkenkaiser flüchten mußte. Und dazu haben auch die, für das mit gebogenen Knieen verrichtete Avegebet von Papst Johann XXII. im Jahre 1318 und 1327, und von Papst Leo X. und Paul V. u. s. w., erteilten Ablässe von zehn bis tausend Tagen, ferner die Klöster, sowie die Rosenkranzandacht des heiligen Dominikus das Ihrige beigetragen. Warum sollten wir nicht noch jetzt auf dies englische Grußgebet die Hilfe Gottes erfahren? Warum nennt denn die Kirche Maria „unser Leben, unsere Süßigkeit und Hoffnung"? Nur deshalb, weil die Kinder den Eltern nachfolgen; darum können wir auch von Christus die Barmherzigkeit im Leben und Tode auf Mariens Fürsprache erhoffen.

So laßt uns denn zu Maria eilen, und sie oft und vielmals, mit Herz und Mund, im Ave grüßen: „Sei gegrüßt, viel hundert und tausendmal, Du allerseligste Jungfrau Maria, voller Gnaden, die Du heute empfangen den Urheber aller Gnaden, Christum Jesum!"

III. Mariens Jungfrauschaft als die Quelle aller und jeder Jungfräulichkeit, weist uns hin auf die Gottseligkeit und den Segen des so vielfach angefeindeten, jungfräulichen Standes.

Die Tugend der Keuschheit, welche mehr, als jede andere, eine Frucht des Christentums ist, erfreut und beglückt nicht bloß alle Menschen, die sie besitzen, sondern auch die ganze Menschenwelt. Doch die allerglückseligsten und verdienstreichsten Menschen dieser und jener Welt sind diejenigen, welche dem jungfräulichen Stande angehören. In diesem Stande befinden sich aber keineswegs alle, die frei und ledig, außerhalb des Ehestandes leben, weil sonst die meisten Menschen, wie die Kinder, die erwachsene Jugend und die Verwitweten, dazu gehören müßten. Noch auch zählen dazu solche, die als Unverheiratete so leben, als ob sie verehelicht wären; dergleichen äußerlich schneeweiße Tauben, innerlich aber kohlschwarze Raben, die vom gestohlenen, faulen Aase leben, lassen sich nur zu oft mit dem jungfräulichen Titel öffentlich verkünden und treten mit dem Myrtenkranze zum Traualtare, ohne Gott und den Tag der offenbarten Schande zu fürchten! Zum jung-

fräulichen Stande gehören nur solche, die gleichviel, ob sie aus eigener freier Wahl in demselben leben, oder, durch Mangel an Gelegenheit, durch Krankheit oder Armut dazu gezwungen, aus der Not eine Tugend machen, aus Liebe zu Gott und zufrieden mit seinem Willen, gemäß ihrer Standespflicht oder eines wirklich Gott abgelegten Gelübdes, in Reinheit und Enthaltsamkeit, Eingezogenheit und Sittsamkeit, unter Vermeidung und Ausschlagung aller sinnlichen Anreizungen, unbefleckt leben, sei es bis zum Traualtare, oder bis zum Grabe.

Solcher jungfräuliche Stand ist der glückseligste, laut Schrift und Vätern, Vernunft und Erfahrung.

„O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendglanze; denn unsterblich ist sein Andenken, und bei Gott und bei Menschen ist es anerkannt." „Die Unbefleckten oder Jungfrauen sind die geheimsten Diener Jesu Christi, stehen zunächst dem Throne Gottes, singen allein jenen Lobgesang, den kein Anderer singen kann, und folgen überall dem Lamme, wohin es geht." „Die im jungfräulichen Stande leben, sind die auserlesene, schneeweiße Herde unter den Schäflein Jesu Christi." „Diese sollt ihr ehren, wie die Priester Christi," so schrieb St. Ignatius M. den Christen zu Tarsis. „Sie sind die eigentlichen Kinder Jesu Christi" d. i. Christus ist der Vater und Urheber der wahren Jungfrauschaft, da er sie als weltunbekannt und -verachtet durch seine Geburt aus reiner Jungfrau vom Himmel auf die Erde gebracht. „Sie sind irdische Engel", „laut Wort des Herrn, wonach in der glorreichen Auferstehung sie weder heiraten, noch geheiratet werden, sondern wie die Engel Gottes im Himmel sind. Sie stehen selbst über den Engeln; denn „zwischen einem keuschlebenden Menschen und einem englischen Geiste ist zwar kein Unterschied; was jedoch die Reinigkeit betrifft, so ist diese nur ein reines Glück (der fleischlosen Natur) für die Engel, für den fleischlichen Menschen aber ist sie eine Tugend (ein Verdienst)," d. i. die Engel sind keusch ohne Beschwernis, die Menschen aber unter stetem Kampfe. Alle diese Lobsprüche übertrifft jedoch jener Ehrentitel, wonach dieser Stand im eigentlichsten Wortsinne das vollkommenste, geistige Ehebündnis mit Christus, dem himmlischen Bräutigame, ist; denn, hat er auch alle Seelen seiner Gläubigen sich zu Bräuten auserkoren, so sind doch die jungfräulichen, als die schönsten, seine geliebtesten und wohlgefälligsten. „Erfreuet euch also, ihr gottverlobten Jungfrauen, über das ehrenvolle Glück, Den mit ganzem und ungeteiltem Herzen zu besitzen, der aller Ziel und Sehnsucht ist", und mit Dem aufs innigste vermählt zu sein, der Gott von Gott, der schönste

der Menschenkinder, der König und Herr aller Könige und Herren, die Freude der Engel, der Schrecken der Teufel, und die Sehnsucht und Seligkeit aller Auserwählten in seiner Anschauung ist.

Die Vernunft preist auch für diese Welt den jungfräulichen Stand als glücklichsten. In Bezug aufs eigene Seelenheil; denn „eine jungfräuliche Person denkt an das, was des Herrn ist. Es ist den Ledigen und Verwitweten gut, also zu bleiben, wie auch ich thue. Wer seine Jungfrau verheiratet, thut wohl, und wer nicht, thut besser; doch jeder hat seine eigene Gabe von Gott." Aber auch in leiblicher Beziehung; denn erspart werden dem jungfräulichen Stande die unzähligen Sorgen und Kümmernisse des Ehestandes, besonders beim letzten Scheiden, sowie die traurigen Erfahrungen der gefallenen Jünglinge und Jungfrauen mit ihrer Schande, wenn die Welt über sie, die Einzelstehenden, den Stab bricht, und mit ihrem späteren Elende, wenn sie zur Bedeckung der Schande den Ehestand aufgesucht, da von Dornen keine Trauben und von Disteln keine Feigen zu ernten sind.

Die Erfahrung lehrt, daß zahlreiche Heilige mit Freuden ihr Blut vergossen, um den Schatz der Jungfräulichkeit zu besitzen, und unversehrt zu bewahren. Und mit Recht. Sie ist der beste, edelste und kostbarste Schatz, der an Wert alle Güter der Welt übertrifft, und der, ist er einmal verloren, in alle Ewigkeit nicht wieder einzulösen, noch zu ersetzen ist. Als der Jüngling Nicetas sich zur Ungebühr von einer unverschämten Dirne angereizt sah, aber an Händen und Füßen festgebunden, sich nicht wehren konnte, biß er sich seine Zunge mit den Zähnen ab und spie sie samt dem Blute ihr ins Angesicht. Jene heroische Jungfrau, von welcher der Kardinal Vitriaco berichtet, stach sich selbst beide Augen aus, und schickte sie demjenigen zu, der ihrer Reinigkeit nachstellte. Als die Jungfrau Euphrasia als verurteilte Christin einem frechen Soldaten zur Schändung übergeben worden, und all ihr Beten und Bitten, Jammern, Weinen und Schreien um Erbarmung, nichts fruchtete, machte sie unter Eingebung des heiligen Geistes ihm kniefällig folgenden Vorschlag. „Wenn Du mich schonst, lehre ich Dich eine Kunst, die viel kostbarer ist, als Gold: Dich nämlich im Kriege gegen alle Hiebe, Stiche und Geschoße, unverwundbar zu machen. Damit Du Dich aber um so sicherer darauf verlassen kannst, sollst Du sie zuerst an mir selbst probieren," worauf denn auch der Soldat einging. Nun sammelte sie, innerlichst erfreut, verschiedene Kräuter, preßte sie aus zwischen zwei Steinen, bestrich mit dem Safte ringsum ihren Hals, kniete nieder und forderte ihn auf,

darauf loszuhauen, indem sie nochmals versicherte, ihr Hals werde unverwundet bleiben. Der arglose Soldat hieb zu und ihr Haupt fiel zur Erde. So hatte die Heilige durch heilige List die beabsichtigte Rettung ihrer Jungfräulichkeit erreicht.

Was mag dazu denken die jetzt so unbesonnene Jugend, der's so schwer fällt, den Wert der Jungfräulichkeit zu verstehen? O, wie Viele beflecken ihre jungfräuliche Würde aus Leichtsinn und Unerfahrenheit, indem sie sich durch Schmeichelworte und falsche Versprechen betrügen lassen! Und nachdem man sie ihres Schatzes beraubt, geht man seines Weges und läßt euch in der Weltschande sitzen, euch, unglückliche Seelen, die ihr am meisten zu bedauern seid! Wie Viele vergeuden und werfen weg mutwillig, liederlich und in absichtlicher Thorheit, ihre Jungfräulichkeit, indem sie diese förmlich aus- und feilbieten, und ohne Nachdenken für den wahren Spottpreis einer augenblicklichen Lust in Kauf geben, ja sich noch freuen, endlich derselben los zu sein, gleich als hätten sie damit ein unverhofftes Glück gemacht, trotzdem sie doch uneinlösbar und unersetzbar ist! Sind solche nicht gleich den thörichten Jungfrauen des Evangeliums?

Der jungfräuliche Stand ist aber auch der verdienstvollste und segensreichste für die Menschenwelt.

Die Jungfräulichkeit ist ein Damm gegen die sittliche Verwilderung, ein Anreiz zur Eheschließung, die Kraft der jungen Generation, und der aus der seligen Ewigkeit auf die Menschheit dieser Welt strahlende Verklärungsglanz. Wie viel mehr gilt dies von der Gottverlobten Jungfrauschaft? Dennoch sind überaus zahlreich ihre Feinde.

War die Ehe- und Kinderlosigkeit bei den Juden ein Fluch, eine Schmach und Schande, so waren die alten Heiden noch größere, geschworene Feinde der jungfräulichen Reinheit und Keuschheit. Doch viel feindlicher, als Juden und Heiden, sind der Jungfrauschaft die von der alten Christenkirche abgefallenen Irrlehrer, diese Patrone, Schutzherren und Lobpreiser aller Unzucht, indem sie selbst die Schrift zum Deckmantel ihrer Unheiligkeit mißbrauchen, und sich statt aller anderen Zeugnisse zu ihrer Verteidigung auf jenes Bibelwort berufen: „Verflucht sei, der nicht erweckt seinen Samen in Israel.“ Wir finden diese Verwilderung bei Juden, Heiden und fleischlichen Christenmenschen, noch erklärlich. Wie soll und kann sie aber wohl bei Dienern und Sittlichkeitspredigern der Christenkirche möglich erscheinen? Mußte da die Perle der Jungfräulichkeit, wie sie den Juden und Heiden fehlte, nicht auch den irrgläubigen Christen abhanden kommen, und um so

mehr, je gewisser sie mit dem Glauben an Mariens Jungfrauschaft auch den Glauben ans wahre Christentum verloren? Kein Zweifel ist's, aus welcher Quelle die Sittenverwahrlosung und -Verwilderung hervorgeht, und aus welcher anderen Quelle alle christliche Zucht, Ehrbarkeit und Sitte, mit ihrem zeitlichen und ewigen Menschenglücke fließt!

Streben wir Jedes in seinem Wirkungskreise dahin, daß der jungfräuliche Stand allüberall unbefleckt und unverletzt, in seiner Würde, Hoheit und in seinem unschätzbaren Werte, erhalten werde.

---

## Am heiligen Karfreitage.

Evangelium. Nach diesem aber bat Joseph von Arimathea den Pilatus (Joh. 19, 38, 42).

I. Karfreitag ist ein Tag der Gerechtigkeit, der Liebe, der Rechtfertigung, der Erlösung, des Neuen Bundes, des Trostes. Aber auch ein Tag der Sünde ist er, der Arbeit und Buße, der Thränen und Trauer. Gesenkten Hauptes begeht die Kirche, als Leidtragende, den Todes- und Begräbnistag ihres göttlichen Bräutigams. Das Gotteshaus ist ernst und düster, öde und schmucklos. Bis zur Auferstehungsfeier sind die Fahnen eingezogen und die Altarbilder blau verhüllt. Am vorhergehenden Gründonnerstage erfolgte einst die Wiederaufnahme der öffentlichen, am Aschermittwoch zur Buße überwiesenen Sünder, und noch jetzt nehmen Papst und Bischöfe, sowie Monarchen, die Fußwaschung an zwölf armen Greisen vor; die Bischöfe aber weihen vor dem Paternoster des Hochamtes das Krankenöl, und nach der Kommunion das Tauföl, und Chrisma oder Balsamöl. Vom Gloria des, an diesem Tage in jeder Kirche nur einmal gefeierten Meßopfers, bei dem die anderen Priester kommunizieren, verstummen die Glocken nebst der Orgel, die Eucharistie wird in die Sakristei übertragen, die Altäre werden entkleidet und ihre Portatilsteine mit drei benedicierten, zusammengebundenen und in Weihwasser getauchten Palmzweigen dreimal bekreuzt unter dem Gebete des Psalmes: „Gott, mein Gott, schau' auf mich,“ und der Antiphon: „Sie haben meine Kleider unter sich verteilt“.

Heute ist schwarz verhüllt das Hochaltarkreuz, während alle übrigen Kreuze enthüllt worden. Schweigend und tief erschüttert versammelt sich die Christenschar. Nur der Schall des Holzes verhallt durch die lautlose Stille und erinnert mit heiligem Schauer an den Kreuzestod. Das Licht der ewigen Lampe ist erloschen, weil das wahre Licht der Welt sich am Kreuze verborgen. Kein unblutiges Opfer wird an diesem einzigen Tage des Jahres gefeiert, weil an ihm der ewige Hohepriester sein blutiges dargebracht. Jedes Freudenlied verstummt, und nur die ergreifende Klage des Jeremias stimmt des Herrn trauernde Braut mit wehmütigem Tone an. Im Dunkel erhebt sich das heilige Grab, das an jene Ruhestätte erinnert, die den Leib des Herrn bis zum dritten Tage aufgenommen. Und wie eine Mutter ihre Kinder hinführt zum Grabe ihres Vaters, so die Kirche ihre Gläubigen zum Grabe des Erlösers.

„Karfreitag" heißt auch „Parasceve", griechisch „Vorbereitung"; denn wie an ihm die Juden das Osterlamm schlachteten und sich auf den großen Sabbath ihrer Befreiung aus Ägypten vorbereiteten, so feiern die Christen an ihm den Opfertod des erfüllten Osterlammes und vollenden ihre Vorbereitung auf das Osterfest. Diesen Tag aber zu feiern, soll schon der Apostel Paulus eingeführt haben.

Vor dem Beginne des Gottesdienstes wirft sich der Priester in Trauerkleidung am Altare auf sein Angesicht nieder und betet. Hierauf liest er zwei Lektionen im Hinweise auf Christi Tod für die Juden und Heiden. Die erste Epistel ist entnommen den Propheten und verkündet die Wiederbelebung der durch die Sünde dem Tode verfallenen Welt. Die andere ist entnommen dem Gesetze Moses und berichtet vom Volke Israel, das bei seinem Auszuge aus Ägypten ein Lamm, das Vorbild des Osterlammes, schlachten, mit dessen Blute seine Thürpfosten zur Verschonung seiner Erstgeburt bestreichen, und es mit ungesäuertem Brote und reisefertig genießen mußte, was Alles in der Osterkommunion der Christen seine Vollendung findet.

Nach den Lektionen wird abgelesen die Passion, und zwar nach Johannes, ohne brennende Kerzen, weil hinweisend auf Christi Tod. Der Priester betet sodann nach dem Beispiele des Herrn für alle Menschen, für alle Stände der Kirche, auch für die verschuldeten oder verstockten Irrgläubigen, wie für die Heiden und Juden, welche letztere aber kein kniefälliges Gebet erhalten, weil sie mit Kniebeugen Christum verhöhnten. Nach den Gebeten zeigt der Geistliche das schwarz verhüllte Kruzifix dem Volke, unter der Klage des Herrn dar-

über, daß er den Seinigen so viel Gutes gethan, sie es aber ihm so übel vergolten, worauf die Antwort lautet: „Heiliger Gott, heiliger, starker Gott, heiliger, unsterblicher Gott, erbarme Dich unser!“ Das Kruzifix wird nun unter dem dreimaligen, mit Kniebeugung verbundenen Wechselgesang: „Siehe das Kreuzholz, an dem das Heil der Welt gehangen!“ zuerst teilweise und dann ganz enthüllt, und zur Anbetung des Gekreuzigten, wie zur Küssung seiner Fußwunden, ins heilige Grab gelegt. Schließlich wird gefeiert die Meßceremonie, d. i. eine Messe ohne Konsekration, bei welcher der Priester von zwei konsekrierten Hostien die eine dem Volke zeigt und genießt, um so Christi Begräbnis darzustellen, und sodann die andere im heiligen Grabe zur Anbetung aussetzt. Nach dem Gottesdienste aber, sowie auch am folgenden Tage bis zur Auferstehungsfeier, bleiben die Kirchen geöffnet für den Besuch des Volkes, damit es seine Andacht beim heiligen Grabe, beim Kreuzwege, mit dem Gebete des schmerzhaften Rosenkranzes, der Leidenslitanei u. s. w. verrichten kann.

II. Zur Erlösung und ihm schuldigen Genugthuung wählte Gott nicht den Gerechtigkeitsweg der Bestrafung, noch den Barmherzigkeitsweg der Sündennachlassung, sondern den beide, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, vereinenden Weg des Ersatzes. Dazu aber verlangte er ein Opfer und Ersatzwesen, das im Leben unschuldig, der Natur nach vernünftig, der Beschaffenheit nach sterblich, und in seinem Verdiensteswerte unendlich sei. Und zu all dem war weder ein Tier, noch Mensch, noch Engel, noch Gott selbst, sondern nur ein Gottmensch, fähig. Wohl hat Gott den schwachen Menschenverstand stets und Jahrhunderte vorher durch Prophezeiungen und Vorbilder auf seine großen Geheimnisse vorbereitet. Allein „ein fürs Heil der Menschen am Kreuze ersterbender Gott“ erschien der alten Philosophie und Theologie der Welt weniger glaublich, und war ihr ganz unbekannt. Daher galt denn auch bei der Apostelpredigt das Geheimnis des gekreuzigten Heilandes den Juden für ein „Ärgernis“, und den Heiden für eine „Thorheit“. Betrachten wir den Tod Christi als ein dreifaches Opfer dargebracht auf drei Altären. Mit der Kirche aber beten wir: „Sei gegrüßt, o Kreuz, einzige Hoffnung und kostbares Werkzeug der Passion! Vermehre die Gnade der Frommen und gieb den Sündern die Verzeihung!“

1) Das erste, von der Liebe des Gottmenschen für uns seinem Vater dargebrachte Sühn- und Ersatzopfer war das des Willens auf dem ersten Altare des Ölberges für unseren widerspenstigen Willen.

Wir sehen dies Willensopfer, als er dreimal zur Erde von der herkulischen Kraft seines bevorstehenden Werkes niedergeworfen, aber immer, wie der Riese Anthäus, durch seine Berührung mit der Erde aufs neue gekräftigt worden, in seinem dreimaligen Gebete: „Vater, willst Du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe", womit er seinen Willen in den Willen des himmlischen Vaters ergeben, in seinem blutigen Angstschweiße, der auf die Erde wie Blutsperlen rann, in seiner Klage: „Meine Seele ist betrübt bis zum Tode!", so daß ein Engel vom Himmel kam und ihn stärkte, in seinem freiwilligen Entgegengehen, angesichts der mit seinem Verräter nahenden Häscher, die er auf die Frage: „Wen suchet ihr?" und ihre Antwort: „Jesum von Nazareth!", mit dem Worte: „Ich bin's!", zu Boden streckt, aber wieder aufstehen, sich selbst aber den Verratskuß geben läßt, und auch in seiner widerstandslosen Gefangennehmung und willigen Hingabe seiner Hände, nebst dem Befehle an Petrus, „sein Schwert einzustecken," durch das dieser dem Malchus sein Ohr abgehauen, „aber auch die Geduld des Herrn verwundete, da er lieber unsere Schwäche annehmen, als seine Macht ausüben wollte".

Wie hätte Christus Gehorsam und Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters klarer zeigen können, als daß er nicht aus Zwang und Gewalt, sondern freiwillig, sich dahingab?

Wollte aber Jemand die genugthuende Kraft dieses Willensopfers bezweifeln, und sich berufen auf des Aristoteles Wort, „daß die Gerechtigkeit das Gut des Anderen sei," daß somit „Beleidigen und Genugthuen" persönlich verschieden sein müsse, und Niemand sich selbst, also auch nicht ein Gott „Gott," genugthuen könne, so ist dieser Einwurf hinreichend zurückgewiesen mit unserem Glauben an die zwei, in Christi Person vorhandenen und sich gegenüberstehenden Willen, an den menschlichen und göttlichen.

Hat also Christus das Opfer seines unterthänigen Willens für unseren widerspenstigen Gott dargebracht, so haben auch wir das Opfer unseres Willens und der Ergebung in Gottes Willen hinzuzufügen, wenn wir wollen, daß das Verdienst dieses seines Opfers uns zum Heil und Nutzen gereiche!

2) Das zweite Opfer des Gottmenschen war das Opfer seines jungfräulichen Fleisches für unser verdorbenes, und ward dargebracht im Richthause des Pilatus, besonders bei der Geißlung, von der Grausamkeit der Menschen; denn, „sündigt das Fleisch reinigt das

Fleisch," wie die Kirche sagt, d. i. Adams Fleisch hat gesündigt, und das des Wortes, das Fleisch geworden und „in den Tagen seines Fleisches starkes Gebet und Thränen aufgeopfert, hat dafür genuggethan". Und, da sich die Menschen besonders in dreierlei Stände abteilen, in den geistlichen, adeligen und bürgerlichen, so ward Christi Fleisch auch vor dreierlei Menschengericht, vor dem geistlichen, weltlichen und königlichen, aufgeopfert.

a. Christi Fleischesopfer ward zuerst geopfert vor dem geistlichen Richterstuhle, nämlich vor den zwei Hohenpriestern, Annas und seinem Schwiegersohne Kaiphas, nebst den Schriftgelehrten und Ältesten des Volkes, denen es zustand, über religiöse Dinge zu richten, und vor denen er angeklagt war als „Gotteslästerer", „Übertreter des Mosaischen Gesetzes" und „Zerstörer des Tempels".

Vor Annas ward Christus auf die Frage nach seiner Lehre, und, zufolge seiner aufs Zeugnis seiner Feinde sich berufenden Antwort, von der gepanzerten Faust des Malchus, eines tapferen Zuschlägers, aber verächtlichen Schmeichlers, in sein hieliges Angesicht geschlagen, so daß ihm das Blut aus Mund und Nase schoß. Und Gott, der dem König Jeroboam seinen, gegen den Propheten Michäas ob dessen Wahrheitsspruch ausgestreckten Arm sofort verdorren ließ, so daß er ihn nicht mehr zurückziehen konnte, ließ diese den Gott der Propheten schlagende Hand ungestraft. Und auch Christus schwieg, ohne dem Malchus seinen Undank für erhaltene Wohlthat vorzuwerfen, doch auch nicht, wie ein Lamm und wie sonst gegenüber den wider ihn vorgebrachten Religionsklagen, sondern, weil er wider alle Gesetze der Ehre, Gerechtigkeit und gesunden Vernunft, geschlagen war, antwortete er, wie ein Hirt, belehrend das irrende Schäflein: „Habe ich unrecht geredet, so beweise, daß es unrecht sei; habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich"? Dieser Backenstreich aber war nur ein Anfang seiner Passion. Ihm sind in der darauffolgenden Leidensnacht zahllose, grausame und gottlose Verunehrungen seines heiligen, göttlichen und majestätischen Angesichtes seitens der Kriegsknechte gefolgt, indem sie ihm die Augen verbanden, in sein Antlitz spieen, ihm zahllose Streiche versetzten, dabei spöttisch riefen: „Weissage, wer ist's, der Dich geschlagen hat"? und ihm auch sonst alle, nur irgend von Menschen und Teufeln erfindbare Schmach zufügten. Er aber erduldete sie alle schweigend, ohne wie Job die Nacht seiner Geburt zu verwünschen. Warum? Weil er die, auf dem Antlitze der Sünder sich offenbarende Schamlosigkeit büßen wollte.

Vor Kaiphas', des regierenden Hohenpriesters Tribunal, ward darauf der Herr geführt. Kaiphas hatte bereits Tags vorher mit dem Sanhedrim, dem jüdischen Rat der zweiundsiebenzig Richter, die, ganz unwürdig so hohen Amtes, nicht sowohl Priester und Schriftgelehrte, als vielmehr Verräter und Mörder, waren, Christi Tod wegen seines großen Anhanges beschlossen, und dabei jenen denkwürdigen Ausspruch gethan, wie ihn nur ein glaubens- und religionsloser Richter erdenken kann, um einen Unschuldigen zu Grunde zu richten: „Ihr wisset nichts und bedenket nicht, daß es besser für euch sei, wenn ein Mensch für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zu Grunde geht"! Wohl war ihm dieser Ausspruch eingegeben vom Haß gegen Christus und von der falschen Staatsweisheit und Politik, in welcher er den Tod Christi wegen des jüdischen Staatswesens für nötig erachtete; denn (sagte er) sein Anhang sei zu groß, das Volk erkenne ihn bereits als König und Messias an, und diese Anerkennung könnten die Römer als Gesetzesveränderung und Aufruhr gegen ihre Oberherrschaft ansehen und veranlassen, das jüdische Volk gänzlich zu vertilgen; darum müsse Christus sterben, da es besser sei, ein Mensch gehe zu Grunde, als das ganze Volk, d. i. „sie fürchteten das Zeitliche zu verlieren, und bedachten nicht das ewige Leben, und so verloren sie beides". Aber auch vom heiligen Geiste war ihm dieser Ausspruch eingegeben; denn, da er Hoherpriester in jenem Jahre war, so weissagte Gottes Geist durch seinen Mund, aber nicht durch sein Herz, weil er wohl, wie andere Propheten, Christi Tod für nötig und als des Volkes Heil ansah, aber verschieden von ihnen nur fürs Judenvolk, nicht für alle Menschen, auch Christum nicht als Messias und Gottsohn, sondern als Verräter des wahren Gottes, erachtete, und auch seinen Tod selbst zur Ausführung brachte.

Aus seinem Munde war auf kein anderes Urteil auch jetzt zu rechnen, als auf das des bereits vorher beschlossenen Todes. Daher rief er aus, als er Christum gefragt: „Ich beschwöre Dich beim lebendigen Gott, daß Du uns sagst, ob Du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes bist?," und dieser geantwortet: „Du hast es gesagt Ich bin es", mit allen geistlichen Richtern, „als Gericht der Form nach, der Sache nach aber als ein Räuberangriff": „Er hat Gott gelästert! Er ist des Todes schuldig". Und da die Kirche weder materiell, noch intellektuell, noch moraliter, ihre Hände mit Vergießung von Menschenblut besudelt, beziehungsweise, da sie wenigstens die Form bewahren wollten, keineswegs aber bedachten, daß eine intellektuelle

Urheberschaft eben so, ja oft noch schuldbarer ist, als die materielle, so übergaben sie Christum dem weltlichen Gerichte, dem Landpfleger Pilatus, nicht, damit er als Richter die Sache untersuche, sondern ihren, den Tod verfügenden Ausspruch ausführe und vollziehe. Wie viel der Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Standeswidrigkeit, ersehen wir in der Verkündigung des Bluturteiles aus dem geistlichen Munde des Hohenpriesters, der kein Bedenken trug, wider sein Gewissen zu handeln, seine Hände mit unschuldigem Blute zu beflecken, den Sohn Gottes zum Tode zu verurteilen und die Bestätigung und Vollziehung dieses Urteils gesetzlich zu betreiben? Wie besonders grausam erscheint's, wenn wir dagegen halten die Milde so vieler weltlichen Fürsten, wie z. B. die des heidnischen Kaisers Titus, der bekanntlich Christi Tod durch Jerusalems Zerstörung gerächt, und nur deshalb das Amt eines Hohenpriesters angenommen, um, nach seiner feierlichen Versicherung, seine Hände rein zu bewahren, kein Menschenblut mehr zu vergießen und kein Todesurteil mehr zu unterschreiben, was er auch gehalten. Dies war des Herrn Geschick vor dem Gerichte der Juden.

b. Christi Fleischesopfer ward ferner gebracht vor dem königlichen Tribunal, d. i. vor dem des jüdischen Königs Herodes.

Auf die Nachricht, daß Christus ein Galiläer sei, somit zur Jurisdiktion des Herodes gehöre, und dieser gerade zu Jerusalem sich aufhalte, hatte sofort Pilatus, der Landpfleger des römischen Kaisers Tiberius, den ihm Vorgeführten und Angeklagten dem Herodes zugesandt, zumal ihm diese Sache weniger gerecht, als gehässig, erschien und er sich ihrer gerne entledigt hätte. Wohl that er's auch deshalb, um dem Herodes Ehre, Gefallen und Gelegenheit, zu geben, sich, wie dieser längst gewünscht, den durch seine Wunderthaten allüberall, wie zu Jerusalem, so zu Rom, in Ruf gekommenen Menschen Christus nach Belieben zu betrachten. Herodes war ein Fürst jenes Geschlechtes, das stets ein Feind des Davidischen Hauses war, dies durch List und Gewalt zu vertilgen strebte, ob der Furcht, daß „aus dem Grabe dieser alten Könige Israels ihm ein Rächer für seinen ungerechten Thronbesitz erstehen könnte.“ Er war der dritte und letzte von den drei Herodes, unter denen Christus gelebt und verfolgt worden, d. i. nach dem Askaloniten, dem bethlehemitischen Kindermörder, und nach dem Archelaus, dem Grausamen, ob dessen Furcht der aus Ägypten zurückkehrende Joseph nicht nach Judäa, sondern nach Galiläa, zog. Herodes, Antipas genannt, und bekannt als Blutschänder, wie als Enthaupter des Johannes, freute sich nun, Christum zu sehen, und

mit einem weisen Worte oder Wunderwerke desselben seine Neugierde zu befriedigen, daher er auch nicht so sehr auf die, gegen Christus vorgebrachten Klagen, als auf seinen Ruf, gesehen. Wie sehr aber hatte Herodes sich verrechnet! Trotz aller Fragen erhielt er keine Antwort von dem, „der sanft im Leben und still im Tode war,“ und sehr wohl es wußte, wie teuer ihm sein Schweigen zu stehen kommen würde, „da er eben lieber für Andere sterben, als zu seinem Schutze reden wollte.“ Auch kein Wunderwerk war von dem zu sehen, der nicht gekommen, „den Königen seine Aufwartung zu machen, und den Menschen zu gefallen.“

Herodes erzürnte darob, sah den hohen Ruf der Lehre und Werke Christi für leeres Geschwätz des vorurteilsvollen Volkes an, verachtete und verspottete ihn, den zu sehen, er sich so lange gesehnt, nunmehr, da er ihn sah, wegen der Nichtverteidigung auf die Anklagen als Thoren und Ignoranten, und wegen der Nichtwirkung eines Wunders als machtlosen Propheten, ließ ihn anziehen ein weißes Kleid und in diesem lächerlichen Aufzuge zu Pilatus zurückbringen. Dies war ein Kleiderschimpf, wie er nicht größer zu erdenken ist. Gegen alle Berechnung des schlauen Fuchses aber sollte nach Gottes Weisheit dies weiße Kleid uns als Anzeichen des makellosen Lebens gelten. Hat aber Christus, der in seinem ganzen Leben nur einmal, nämlich diesfalls, an einen Fürstenhof gekommen, dies erduldet, welchen Fingerzeig hat er darin den Seinen gegeben?

c. Christi Fleischesopfer sehen wir darauf vor dem kaiserlichen Gerichte des, nun mit Herodes versöhnten und als Richter über den Herrn anerkannten, heidnischen Pilatus, in seiner Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Vollendung.

Pilatus erzürnte sich ob der Meinung der Hohenpriester, „man müsse schon auf ihre Worte hin glauben und ihre Anklage zur Todesverdammung Christi genügen lassen,“ weil er nicht nach dem Belieben der Juden, sondern nach dem Gesetze verfahren, die Sache untersuchen und die Zeugen abhören wollte. Daher rief er ihnen zu, sie möchten ihn selbst töten, wenn er ein Übelthäter sei: „Nehmet ihr ihn hin und kreuziget ihn; denn ich finde keine Schuld an ihm“. Wohl recht hatte er. „Wer kann nämlich je schuldig sein, wenn das Leugnen schon genügt?“, sagte einst Desidius zum Kaiser Julian, als er den Numerius eines Diebstahls beschuldigte, ohne daß dieser ihn zugestand. „Und wer könnte je unschuldig sein, wenn das Anklagen schon hinreichte?“, entgegnete treffend der Kaiser, der trotz Apostasie noch so

viel Rechtsgefühl behalten. Es ist deshalb jeder Richter verbunden, die Aussagen der Zeugen wohl zu untersuchen, und die Beweisgründe der Kläger, wie die Verantwortung der Verklagten, wohl zu überlegen. Und wenn trotz all dieser möglichsten Vorsorge in Gerichtssachen ein Fehler begangen wird, so ist's ein schöner Spruch der christlichen Fürsten: „Es sei besser, ein Schuldiger werde losgesprochen, als ein Unschuliger verdammt!"

Wiewohl nun auch Pilatus diese schönen Rechtsgrundsätze wußte, und wie offen er auch, trotzdem er Heide war, bekannte, „weder eine Todesursache am verklagten Christus, noch eine Wahrheit in den von den Klägern angeführten Zeugnissen zu finden," so hat er dennoch himmelschreiend an Christo gehandelt, und nur aus politischer Rücksicht und Besorgnis, „vom Volke beim Kaiser verdächtigt zu werden!" Nach römischem Gesetze gebührte die Geißlung nur den Sklaven und Aufrührern, darum auch die Gerichtsdiener dem römischen Bürgermeister die „Fasces" oder Rutenbündel mit dem Beile vorherzutragen hatten, um mit den Ruten den Übelthäter zu geißeln, und mit dem Beile seinen Kopf abzuschlagen. Nach jüdischem Gesetze aber war's nur gestattet, einem bereits zum Tode verurteilten Missethäter Geißelhiebe, und nie mehr, als neununddreißig Streiche, zu geben. Als welch ungerechten und gottlosen Richter und Verächter weltlicher und menschlicher Gesetze hat sich da Pilatus gezeigt! Aus falscher Staatsraison, eingeschüchtert von des Volkes angedrohter Verdächtigung beim Kaiser, und in der Hoffnung, die rasenden Feinde zu beschwichtigen und Christi Leben zu retten, übergab er ihn, schon vor seiner Verurteilung, zum Geißeln und zwar einer ganzen Kohorte von mindestens sechzig römischen Kriegsknechten, und ohne ihnen Maß und Ordnung vorzuschreiben. So geschah es denn, daß diese den heiligen Leib, „das Heiligtum der Gottheit", entblößt und an eine Säule gekettet, mit zahllosen Geißelstreichen derart zerfleischten, daß Wunde an Wunde gehäuft, das Blut in Bächlein niederrieselte, die Gebeine bloß gelegt wurden und sich Davids Prophezie erfüllte: „Auf meinem Rücken schmiedeten die Sünder." „Welch ein Schauspiel," rief einst Valerius Maximus, als Fabius Rutilian nach seinem Siege über die Samniter auf Befehl seines Oberfeldherrn Papirius, weil er ohne dessen Geheiß die Feinde geschagen, angesichts des ganzen Kriegsheeres gegeißelt worden! Aber welch ein ungleich größeres Schauspiel ist der, von den Sünderknechten gegeißelte „Fürst der Freiheit, und wie um so unmenschlicher erscheint's, als die Henkersknechte wohl er=

müdet, aber nicht gesättigt, zu der Juden Gefallen, weil, von ihnen bestochen, auch noch die schmähliche Dornenkrönung hinzugefügt!"

Sie banden los den heiligen Leib von der Säule, und da er wegen Blutverlust erschöpft zur Erde sank, stießen sie ihn, wie einen Ballen, mit ihren sakrilegischen Füßen wieder auf, was ohne diabolische Einwirkung gar nicht zu erdenken ist, und drückten mit Gewalt auf sein Haupt eine von Dornen geflochtene Krone, so daß sein Antlitz von Blut und Speichel überdeckt worden, legten ihm einen alten Mantel auf die Schultern und gaben ihm ein Rohr in seine Hand, kurz, sie machten ihn spöttisch zum Afterkönige mit jenen Zeichen, welche der Erdenkönige Glorie und Gewalt bedeuten.

Pilatus führte nun Christum in diesem elenden Zustande den Juden vor, in der Meinung, daß sie ihn nicht mehr als den Bezüchtigten erkennen würden, und rief: „Siehe einen Menschen!", d. i. das ist der vermeinte Übelthäter, der Feind des Kaisers und der Hohenpriester, der Verwirrer des Staates und der Religion! Schauet ihn! Was ist wohl von ihm, dem Nichts, als ein schmerzhaftes Leben, übrig blieb, noch zu fürchten? Ist er nicht, so er einen Fehler beging, schon genug bestraft, so daß ich ihn zu keiner größeren Strafe mehr verurteilen kann? Dies war ein Wort, mit dem Pilatus, wie auch in seinem Briefe an den Kaiser, sich schon selbst vor seinem Gewissen als Christ und Bekenner der Wahrheit, d. i. der nicht vorliegenden Majestätsverletzung, bezeugte, aber auch um so mehr seine Lasterhaftigkeit ob des ungerechten Todesurteiles vergrößerte. Die Juden aber erkannten nicht den, von Pilatus ihnen vorgestellten Christus als den Unschuldigen, und werden diese Erkenntnis erst am jüngsten Tage haben, während die Patriarchen, Propheten, Apostel, die geflüchteten Jünger, Maria und der Vater des Himmels, ja selbst die Heiden, trotz ihres Unglaubens, ihn sehr gut er= und bekannten. Die prophetischen Bücher von den Sibillinischen Jungfrauen der Heiden haben die merkwürdigsten Umstände des Leidens Christi, wie den Backenstreich, Gallentrank, die Finsternis, das Zerreißen des Tempelvorhanges, in ihren Reimen beschrieben. Sollten wir ihn da als Christen nicht um so gewisser erkennen als den durch unsere Sünden von uns selbst an seinem Leibe Gegeißelten und Zerrissenen, wie auch sein unschuldiges, so zahllose Übel und Peinen erduldendes Fleisch als das Sühnopfer für die zahllosen Sünden des menschlichen Fleisches, das alle diese Strafen verdiente, und nicht auch daraus die Pflicht entnehmen, unser Fleisch nicht zu verzärteln und zu verweichlichen? Müssen wir uns nicht

hüten vor dem verhärteten Judengewissen, als dem gewissen Zeichen der Verwerfung? Denn, woher die Nichterkennung des „Mannes der Schmerzen“, und daß wir sie mitverschuldet, oder woher der Mangel dieses höheren Lichtes, als weil man sich selbst dessen dreifache Quelle, nämlich das Gewissen mit der Taufe, dem Glauben und der Religion, ferner die heilige Schrift mit dieser ihrer höchsten Wissenschaft, und endlich das Gebet, besonders mit seiner Passionsbetrachtung, verschließt, und damit zugleich alles Heil ausschließt?

Unschuldig war Christus, der Sohn Gottes. Selbst seine Feinde waren davon überzeugt, und mußten bekennen, daß seine Unschuld nie mehr hervorgeleuchtet, als da sie mit der größten Bosheit unterdrückt worden. Judas bezeugt's durch sein Erhängen nebst Geständnis, daß er unschuldiges Blut verraten. Petrus beweist es durch seine Thränen ob der Verleugnung. Die falschen Zeugen erhärten es mit ihren Lügen und Widersprüchen. Herodes bezeugt's mit der Verspottung der Thorheit, nicht aber der Todesschuld Christi. Und Pilatus selbst, sein Richter und Verurteiler, hat mit seiner Händewaschung öffentlich dessen Unschuld bezeugt, und die Schuld seiner Blutvergießung auf die Juden gewälzt. Pilatus erkannte sehr wohl, und war vollkommen überzeugt von der Juden Neid und Haß, wie von Christi Lehre und Wunderwerk. Ja, sein Stillschweigen selbst, das Pilatus mehr, als alle seine übrigen Tugenden, bewunderte, rief ihm durch den Mund seines Weibes zu: „Habe Du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten“! O, wie glücklich wäre Pilatus gewesen, wenn er gemäß der erkannten Unschuld Christi, und nach dem Urteile seines Verstandes und Gerechtigkeitstriebes, nicht aber nach einer falschen und betrüglichen Staatsklugheit gehandelt! Er hätte dann nicht mit der ungerechten Verurteilung und Kreuzigung des Gottsohnes, als eines Übelthäters, sich selbst verdammt. Allein, „es mahnte das Weib, es leuchtet die Gnade in die Nacht, es strahlt hervor die Gottheit, und doch ließ Pilatus nicht ab von seinem sakrilegischen Urteile“. Vergeblich war darum sein Händewaschen samt Beteuerung, „nur gezwungen diesen Spruch zu fällen.“ „Auch das Wasser des Oceans konnte sein mit dem Blute des Gottmenschen besudeltes Gewissen nicht abwaschen.“ „Es entging nicht der Schuld, der sein eigenes Urteil verließ und überging zum fremden Verbrechen.“ Weil das erhitzte und aufrührerische Volk ihm zurief: „Wenn du diesen losläßest, so bist du des Kaisers Freund nicht,“ d. i. entlasse Barabas und kreuzige Christus, so handelte dieser, alles römischen Blutes unwürdige Richter nach mehrmaligem,

doch vergeblichem Versuche, Christum zu befreien, wider alles Gewissen und alle Gerechtigkeit, und übergab ihn den Henkern zur Kreuzigung, zu dieser grausamsten und schmerzlichsten Todesstrafe. Und das war noch nicht genug der Treulosigkeit und Unbarmherzigkeit eines solchen zaghaften Staatsbeamten. Er fügte auch, wie die vorgefundenen, alten Jahrbücher Palästinas ergeben, noch die offenbare Lüge in seine Urteilsabschrift und in seinen Bericht an den römischen Senat hinzu, indem er anders, als er auf seinem Richterstuhle geredet, schreibt, nämlich, „daß er Jesum von Nazareth wegen dreifacher Schuld, d. i. als Verführer des Volkes, Feind des Kaisers und falschen Messias der Juden, zum Kreuze verurteilt, und daß alle diese Verbrechen durch Zeugnis der Großen dieser Nation erwiesen worden!" Doch, wie Judas durch sein verzweifeltes Erhängen, so hat auch Pilatus den Sohn Gottes an sich gerächt, nämlich als Verbannter und Selbstmörder in Gallien.

Welch lehrreich Beispiel ist das für Fürsten, zur Ausübung der Gerechtigkeit und zur Regierung der Provinzen nur treue und tugendhafte Personen zu bestellen! Wie warnend ist's für Richter, alle Furcht und Staatsraison, allen Eigennutz und Ehrgeiz, zu verbannen, falls es gilt, den Armen, Verlassenen und Unschuldigen, gegen die Verfolgung der Mächtigen zu schützen! Und welch unvergleichlich Exempel der Geduld ist's für alle Christen, bei ungerechter Anklage oder Verurteilung wider alle Gesetze der Gerechtigkeit, zumal Niemand wohl unschuldiger, als Christus, sein kann, „sanft im Leben und stumm im Tode" zu sein, da, wo alle Worte vergeblich erscheinen!

3) Das dritte vom Gottmenschen für uns Gott, seinem Vater dargebrachte Sühn- und Ersatzopfer, war das Opfer seines Lebens für unser sündhaftes Leben, auf dem dritten Altare, dem Kalvarienberge, gefordert von der Gerechtigkeit seines himmlischen Vaters. Christi Todesurteil war nämlich gefällt von drei Gerichten, d. i. beim Gerichte Gottes, bei dem des Kaiphas und bei dem des Pilatus.

Begleiten wir den Herrn auf seinem Wege zum Kalvarienberge! Betrachten wir, wie er an seinem Kreuze, und noch schwerer an unseren Sünden zu tragen hat, wie er unter dem bald schadenfrohen, bald mitleidigen und bald neugierigen Zulauf aller Einheimischen und Fremden, um diesen außerordentlichen Menschen anzusehen, sowie unter dem nach Römersitte üblichen Trompetenschall und eines Ausrufers Verkündigung der Todesursache, einherwankt, und wie er auf dem weiten Wege, der wohl dreizehnhundert Schritte vom Pilatushause

bis zum Kalvarienberge betrug, dreimal unter dem Kreuze niedersinkt. Sind wir nun mit Christus auf den Kalvarienberg gestiegen, so haben wir genug an Johannes' Wort: „Da kreuzigten sie ihn!"; denn „leichte Sorgen reden, ungeheuer große aber sind stumm!" Christus am Kreuze litt unsägliche Schmerzen, Schmerzen an seinen Freunden, die ihn verlassen, an seiner Ehre, indem er gelästert und verleumdet wurde, an seiner Schamhaftigkeit, da er ganz entblößt den Blicken von Hunderttausenden ausgesetzt war, an seinem Haupte, das eine Krone von zweiundsiebzig Dörnern umschlang, an seinen Händen und Füßen, die schreckliche Nägel durchbohrten, an all seinen Gliedern, die durch gewaltsame Ausdehnung aus den Gelenken gerissen waren, und an seiner Seele, die in Trostlosigkeit und Gottverlassenheit versenkt, unsägliche Qual erduldete. Betrachte darum die Wunden des am Kreuze Hängenden, das Blut des Sterbenden, den Preis des Erlösenden, und die Wundmale des Erstehenden! „Das Haupt hat er geneigt zum Kusse, das Herz geöffnet zur Liebe, und die Arme ausgebreitet zum Umfassen! Bedenket wohl alles dies, und so vieles, und wäget es ab auf der Wage eueres Herzens, damit er euch ganz im Herzen befestigt werde, der für euch ganz am Kreuze angenagelt worden.

Christi Todesurteil war gefällt vom Menschengerichte „verfügend", und vom Gottesgerichte „zulassend", und sein Tod erscheint je nach diesem Verständnis, und je nachdem ihn die Gottlosigkeit oder Frömmigkeit betrachtet, als Lästerung oder Anbetung. Aber nicht bloß die Bosheit der Menschen in der Vergangenheit, sondern zu allen Zeiten, auch in der Gegenwart, auch die der Christen, also auch unsere, hat Christi Leiden und Tod verursacht, erneuert, ja vernichtet es fortwährend. Auch wir sind seine Kreuziger, sind des Gottesmordes schuldig, sind Gottesmörder, die intellektuelle, moralische und sittliche Ursache. Sünden und Laster haben nicht allein nachhinkende, oft erst nach Jahrhunderten und Jahrtausenden nachwirkende Folgen, sondern in Gottes Ratschluß auch rückwirkende, da Gott Christo alle Sünden der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, aufgebürdet. Wie sollte solche Wahrheit uns nicht betrüben, erschrecken und den Zorn gegen unsere Sünden erregen, wenn selbst Juden und Heiden außer sich waren, so sie des Gottesmordes beschuldigt wurden, und so auch Judas gejammert und laut aufgeschrieen, ob der Erkenntnis, unschuldiges Blut verraten zu haben? Und doch, wie viele Christen sind sündenverstockter, boshafter und gleichgültiger, als die Juden und Heiden, ob des Wahnes, an Christi Tod unschuldig zu sein. O, daß der Gottlosigkeit vor dem Kreuze die Augen wieder geöffnet würden!

# Am Ostermontage.

Evangelium. Bleibe bei uns, denn es wird Abend (Luk. 24, 13—35).

In zehn verschiedenen Erscheinungen hat sich der Erlöser während vierzehn Tagen bald hier, bald da den Seinen gezeigt. Unter diesen Erscheinungen nimmt, als die vierte in der Reihenfolge, die so eben gehörte, welche den beiden nach dritthalb Meilen von Jerusalem entfernten Emmaus gehenden Jüngern am Nachmittage des Auferstehungstages zu teil geworden, unsere größte Aufmerksamkeit in Anspruch; denn sie ist die ausführlichste, schönste und rührendste, von der die Evangelisten berichten.

I. Welche Liebenswürdigkeit und Holdseligkeit entwickelt da der Auferstandene! Wie wußte er die Flamme des Glaubens und der Liebe in den Herzen der beiden Jünger, von seiner ersten, an sie gerichteten Frage an: „Was sind das für Reden, die ihr miteinander auf dem Wege wechselt?", bis zum Brotbrechen am Schlusse, anzufachen? Und wie warm wird's jedem gläubigen Christen um sein Herz, so er diese schöne Erzählung hört oder liest? Wahrlich, so kann nur der Alles erleuchtende und belebende Gott der Liebe zu sich ziehen, trösten, erfreuen und beglücken, Thränen trocknen und Seufzer stillen!

Der Auferstandene ist aber auch der unsichtbare Lebensbegleiter aller wahren Christen, der besonders dann sich ihnen offenbart, sobald und so oft sie sich Gottverlassen fühlen, und — der auch auf ihr freundliches Bitten und Nötigen, so oft und wenn immer die Sonne des Glückes ihnen untergeht und sie nimmer die Kraft haben, den düsteren Abend von sich zu wenden, bei ihnen einkehrt mit all seiner

Gnade, laut Verheißung: „Ich bin das Licht der Welt! Wer bei mir bleibt, der wandelt nicht im Finstern," d. i. wer mit mir kämpft, leidet und stirbt, lebt siegreich mit mir in Ewigkeit! Mit Recht wird er wegen seiner, der Himmelssonne gleichen Eigenschaften eine „Sonne" genannt. Nicht bloß seine Gottheit und sein Menschengeist leuchtet auf Erden wie die Himmelssonne, auch sein Leib ist eine Sonne, wegen seiner Klarheit, welche die Sonne an Glanz und Licht übertrifft, wegen seiner Unzerstörbarkeit, die ihn von allem Übel befreit, wegen seiner Schnelligkeit und Ubiquität, kraft deren er an allen Orten sich einfinden kann, und wegen der Durchdringlichkeit, die er mehr, als die Sonne, besitzt. Das sind Eigenschaften, die der Auferstandene den Leibern seiner Heiligen mitunter unvollkommen schon hienieden, in der Auferstehung aber stets aufs vollkommenste mitteilt. Wir haben also, wenn der Auferstandene bei uns bleibt, des Lebens Licht und Tag, oder die Nacht wird uns nicht schaden. Nur durch ihn und mit ihm überwinden wir die dreifache Nacht, die des Irrtums und Unglaubens, die der Sünde und die des leiblichen Todes.

Wir haben aber auch zu beachten die Offenbarungen des Herrn, bei denen er sich unsichtbar uns zum Lebensbegleiter gesellt. Wir dürfen uns nicht „die Augen verhalten lassen", weder durch die Erniedrigung, welche die Welt mit seiner Messiaswürde schwer vereinen kann, noch durch die Trauer über fehlgeschlagene Hoffnungen oder durch das Kreuz, das wir nicht als ein Kreuz erkennen, noch auch durch die Schönheit seiner Verklärung, jener überirdischen, die unser Erdendasein nicht faßt.

In seiner Auferstehung erschien er zum Troste seiner Freunde und zum Schrecken seiner Feinde, seiner Mutter als erstgeborener Erdensohn, den Frauen als Freund, der Magdalena als Gärtner, dem Petrus als Meister, dem Thomas als Verwundeter, dem Kleophas und seinem Gefährten als Wandersmann, den Aposteln auf dem See Tiberias als Mitfischer, auf Sion als Gast an fünfhundert Gläubigen, auf Tabor im Strahlenglanze, und auf dem Ölberge als triumphierend zum Himmel Fahrender.

Nach seiner Himmelfahrt erschien er, fünfunddreißig Jahre darauf, dem Petrus in der Gestalt des Kreuzträgers unweit Roms, dem Jakobus als mächtiger Engel, der angethan mit einer Wolke und den Regenbogen über seinem Haupte, vom Himmel herabstieg; dem Christophorus als Kind, dem heiligen Basilius als Schiffer, dem Ethwin

als Siecher, dem Edmund von Canterbury als Mitschüler, dem Rechtsgelehrten Ivo als Bettler, der Theresia als Herzensbewohner, wie sein Bild nach ihrem Tode allda gesehen worden.

So verschiedenartig erscheint der Erlöser den Menschen, indem er sich unter sie mischt und zu ihnen gesellt, um ihnen seine Kraft, Gnade, Ehre und Licht, mitzuteilen und zum Heile all das Seine gereichen zu lassen, wobei er sich Jedem nach seiner Eigenthümlichkeit anschließt. Daraus haben wir die Pflicht zu entnehmen, uns in unserer Gestaltung mit ihm zu vereinbaren, aus Liebe und Barmherzigkeit, der Schwachheit des Nächsten uns gleichzuverhalten und sie anzunehmen, seine Unvollkommenheiten geduldig zu ertragen, und aus Mitleid uns ihm und seinen Bedürfnissen gleichförmig zu machen. Und die Liebe kann es, sie ist eine Künstlerin. Nach dem Haupte aber müssen sich die Glieder richten.

Zur Erkenntnis des Herrn haben wir auch die drei verschiedenen Zeiten zu beachten, an denen besonders er sich würdigt, zu uns als unser Reisegenosse zu kommen. Er kommt zu uns besonders bei Leiden und Trübsalen, ferner bei frommen Gesprächen, und beim Kommunionempfange. Daher sind auch die Fragen: „Wie ertragt ihr euere Leiden? Was sind das für Gespräche, die ihr miteinander führt? Wie kommuniziert ihr?", von großem Einflusse fürs Kommen des Herrn, und er stellt sie hienieden, wie einst an uns Alle.

Zum Verharren des Herrn haben wir ihn aber auch zu bitten: „Bleib' bei uns; denn es wird Abend, und der Tag hat sich schon geneigt!", so zu beten an jedem Tagesabend, wenn die Sonne niedersinkt, an unserem Glückesabende, wenn unser Glücksstern sich zum Untergange neigt, an unserem Geistesabende, wenn der Glaube erlöschen oder die Gnade entschwinden will, und an unserem Lebensabende, wenn uns die Sonne zum letzten Male aufgeht und niedersinkt, und der große Feierabend naht! Beten müssen wir also zu Emmaus, das für uns bedeutet: unser Herz, die Einsamkeit, das Gebetskämmerlein, und die Kirche.

Dieser geistliche Spaziergang nach Emmaus erfreut wahrhaft das Herz. Warum? Wegen der Blume „Jesus von Nazareth", wie ihn der Osterengel benannte, indem er sich nicht begnügte mit dem Worte: „Jesus, der Gekreuzigte;" denn Jesus ist die Blume, dessen Fleisch wieder aufgeblüht, und der in seiner Auferstehung der ganzen Welt Blumen der Gnade und Glorie mitgebracht, und sie auch heute auf den Emmausweg ausgestreut. Ferner: Wegen seiner Frage:

„Was?“ Paulus nennt Christi Leiden und Tod ein „Schmecken oder Kosten“, trotzdem der Herr den Kelch bis zum letzten Tropfen ausgetrunken, nur in Rücksicht auf dies, sein heutiges Wort, wonach es ihm so klein und gering vorgekommen. „Mußte nicht Christus dieses leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?“, d. i. schmecket es auch, „Schmeck-Ostern“, nach meinem Beispiele, dieweil auch ihr nur durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen könnt!

II. Wie aber eine volle Anteilnahme am Oster- oder Auferstehungssegen Christi zu ermöglichen ist, das sagt gleichfalls das heutige Evangelium.

1) Des Ostersegens macht uns fähig und teilhaft die geistige Auferstehung. Worin besteht sie? In der Erneuerung des geistigen Lebens zum christlichen Fühlen, Wollen und Handeln, oder in der Auferweckung der Seele vom geistigen und sittlichen Tode, des Irrtums und der Sünde, zum göttlichen Gnadenleben der Wahrheit und Tugend.

Diese Notwendigkeit begreift sogar die Welt. Wer kennt nicht das Wort Friedrichs, des Großen, über den ungläubigen und gottlosen Voltaire: „Schade, daß mit einem so herrlichen Geiste eine so nichtswürdige Seele verbunden ist,“ oder deutlicher gesagt: „Schade, daß so herrlicher Geist in einer so nichtswürdigen Seele weilt!,“ d. i. die Geistigkeit unserer Seele nützt uns gar nichts vor Gott und Christus, wenn sie nicht auch seine Heiligkeit besitzt!

Wie Christi leibliche, so muß auch unsere geistige Auferstehung, und unser Wandel im neuen Leben sein; denn in seiner Auferstehung zeigt er uns, worin unsere Rechtfertigung zu bestehen hat. Christus ist auferstanden wahrhaft, öffentlich und sichtbar, ausdauernd und unveränderlich, und ebenso muß auch unsere Rechtfertigung sein. Aber bei der so bedauernswerten Wandelbarkeit der Menschen scheint die Buße mit der Sünde ein gegenseitiges Haschen zu spielen.

O triumphierender Heiland, verleihe uns die wirksame Gnade, Deine Auferstehung durch unsere Rechtfertigung nachzuahmen!

2) Das rechte Schriftverständnis, besonders über und betreffs des Auferstandenen und der Auferstehung, ist ferner nötig für des Ostersegens Teilnahme und Befähigung.

Die Schrift ist uns als „Buch des Lebens und der Auferstehung,“ und nicht als „Buch des Todes“ übergeben, kann jedoch jenes nur sein, so wir sie recht verstehen. Die Schrift aber ist dunkel und schwerverständlich, sowohl dem Buchstaben, als Sinne

nach, und auch, weil sie besonders zahlreiche, einander scheinbar widersprechende Lehren enthält, und vielen Anlaß zu falschen Ausdeutungen giebt. Es bedarf nur weniger Hinweise, so z. B. auf das Wort: „Das Fleisch nützet nicht,“ und: „Es wird auferstehen!“, auf den in seinen Schriften schwer verständlichen Paulus, sowie auch auf die zahlreichen Bibelberufungen des Teufels, Schriftverfälschungen und Mißverständnisse, Glaubensstreite und Irrlehren, besonders der Christen, die in Deutschland vor mehr als dreihundert Jahren sich von der alten Kirche getrennt, und die auch geleugnet und bezweifelt die Auferstehung Christi, wenn auch nicht die Auferstehungsthatsache, so doch die Auferstehungsweise, und wie z. B. der Herr durch verschlossene Thüren gehen oder dem Saulus erscheinen konnte. Wie weise handelt also die katholische Kirche, die heilige Schrift im Namen des Herrn, und versehen mit seinem heiligen, unfehlbaren Geiste, sowohl selbst auszulegen, als sie auch niemals dem einzelnen Gläubigen ohne ihre Auslegung in die Hand zu geben! Mögen auch darob die Andersgläubigen sie verschreien, „daß sie das Evangelium verachte und es den Christen entziehe,“ das thut sie keineswegs, sie ehrt's vielmehr um so höher, und will es nur ehrerbietig behandelt wissen, damit es den Christen ein Buch des Lebens und nicht des Todes sei. Und mögen jene Christen noch so sehr sich rühmen, das rechte Schriftverständnis, die schriftgemäße Lehre und die alleinige Glaubensquelle der Bibel, zu besitzen, die Unwahrheit dessen wird hinreichend dargethan durch ihre Glaubensstreite, und die Thatsache, daß unsere Kirche mit ihrer mündlichen Überlieferung älter, als die Schrift, ist, und diese erst verfaßte, und daß auch die Andersglaubenden selbst mit ihrer Sonntagsfeier, der Kindertaufe und dem apostolischen Glaubensbekenntnis, nicht der Schrift, sondern der Tradition, folgen.

Wollen wir also den Segen des Auferstandenen, so suchen wir das rechte Schriftverständnis bei der Auslegung der Kirche und ihrer Predigt indem wir sagen mit St. Augustin: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht das Ansehen der katholischen Kirche dazu veranlaßte!“

Nach der Schrift werden alle Menschen auferstehen am jüngsten Tage, jeder mit seinem Leibe und zwar mit vollständigem, selbst wenn er in diesem Leben verstümmelt gewesen. Alle Leiber werden unverweslich und unsterblich auferstehen, die Gutes gethan, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan, zur Auferstehung des Gerichts“. Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: Wir werden zwar alle

auferstehen, aber nicht alle verwandelt werden, d. i. gleichgestaltet sein dem Auferstehungsleibe Christi. Worin besteht nun aber die Herrlichkeit des Auferstehungsleibes Christi und der auferstandenen Leiber der Gerechten?

Sie haben die Gabe, zu widerstehen, und sich fühlbar und sichtbar zu machen, dies aber auch nicht zu thun, haben ein geistiges und ätherisches Gewand aus himmlischem Lichte, und werden genährt mit dem angenehmsten Genuß, nicht der Notwendigkeit, sondern der unaussprechlichen Wonne halber.

Die Auferstehungsleiber der Gerechten besitzen die Leidensunfähigkeit, während die der Bösen die Leidensfähigkeit behalten. Soll jene unseren Leibern einst zu teil werden, so müssen wir sie schon auf Erden darauf vorbereiten und durch die Geduld abhärten. Seid also geduldig, und ihr werdet schon in diesem Leben leidensunfähig sein, bevor ihr es noch werdet in jener Welt! Sie haben ferner Kraft, Geschwindigkeit und leichte Beweglichkeit, während die der Bösen beschwert erscheinen. Zu ihrer Aneignung müssen wir schon jetzt unsere Leiber bereiten und frei und leicht machen von allen Sünden. Lebet also mäßig, nüchtern, und so frei wie möglich, von schwerer Sündenschuld, und ihr werdet behend und hurtig schon in diesem Leben sein, bevor ihr's noch werdet in jener Welt! Sie haben die Feinheit und außerordentliche Zartheit, während die der Bösen überall Widerstand finden. Soll jene einst auch unser Leibesanteil sein, so müssen wir ihn schon jetzt mit dem Gebetseifer darauf vorbereiten; denn das Gebet des Verdemütigenden durchdringt die Wolken". Bete also, o Christenmensch, und du wirst eine zarte und durchdringende Natur schon in diesem Leben haben, bevor du sie noch empfängst im ewigen Vaterlande! Der letzte Vorzug besteht in der Verklärung, Schönheit und Herrlichkeit, während die Leiber der Bösen häßlich sein werden. Soll jene auch unser Anteil werden, so müssen wir uns jetzt schon darauf vorbereiten, nämlich unsere Handlungsweise von einer lauteren Absicht durchleuchten lassen; denn „das Licht deines Leibes ist dein Auge." Habe also, Christenmensch, ein lichtvolles Auge oder eine gute Meinung und Absicht, dann wirst du schon verklärt sein in diesem Leben, bevor du es noch wirst in jener Welt!

Dies sind die besonderen vier Vorzüge der Auferstehungsleiber der Gerechten, und die Mittel, unsere Leiber schon hienieden zu deren Erlangung vorzubereiten. Doch noch einen anderen, viel leichteren und sicheren Weg giebt's.

3) Das sicherste Mittel, seine Natur schon hienieden zu stärken,

zu verjüngen, und im voraus unverderblich, leidensunfähig und himmlisch zu machen, nennt uns der Bräutigam des Hohen Liedes: „Esset, Freunde, trinket und berauschet euch," nämlich der Herr: „Esset und trinket, dies ist mein Leib, dies ist mein Blut des Neuen Testamentes;" denn, „wenn das Blut eines Jünglings die gebrochenen Kräfte wieder herstellen kann, wie sollte es nicht können der Leib und das Blut Christi, des Erlösers?"

Hat nun die katholische Kirche für Priester und Laien eine verschiedene Kommunizierung oder Genießung des heiligsten Sakramentes, für die opfernden Priester nämlich unter den zwei Gestalten des Brotes und Weines, für die Gläubigen aber nur unter der einen Gestalt des Brotes, so entspricht diese zweifache Ausspendung nicht bloß dem Wesen und der geistigen Auffassung des heiligsten Sakramentes, sondern auch ganz und gar dem Willen des Herrn, seines Stifters. Zweimal nämlich hat er es selbst ausgespendet, das erste Mal am Donnerstage vor seinem Kreuzestode bei der Einsetzung der Opferhandlung unter zwei Gestalten an seine Apostel, und das zweite Mal heute, an seinem Auferstehungstage, zu Emmaus unter der alleinigen Brotesgestalt an seine Jünger, die er unstreitig kommunizierte, weil nicht vom gewöhnlichen, sondern nur vom verwandelten oder konsekrierten Brote kommen kann eine übernatürliche Erkenntnis seiner Person, als des Auferstandenen, welche darauf folgte, insofern ihnen die Augen aufgingen, sie ihren erstandenen Heiland erkannten, und freudenerfüllt bei ihrer Rückkehr seine Auferstehung verkündeten. Darum hat er auch die doppelte Verheißung gegeben: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben," und desgleichen: „Wer von diesem Brote ißt, der wird leben ewiglich." Die Kommunion unter Brotesgestalt gewährt sonach gleichfalls nach Christi Wort und That, den ganzen Christus, mit seinem Leibe und Blute, nebst all seinen Gnaden.

Die Broteskommunion ist auch betreffs der Apostel Schrift- und Traditionsgemäß. Sie nannten die Feier der heiligen Geheimnisse auch „das Brotbrechen". Und Andreas entgegnete dem Prokonsul von Achaja auf dessen Befehl, den Göttern zu opfern: „Ich opfere täglich dem allmächtigen Gott das unbefleckte Lamm, welches, nachdem die ganze gläubige Welt von seinem Fleische genossen, auch nach dem Opfer noch ganz unversehrt und lebendig verbleibt."

Die Broteskommunion ist ferner eine unumgängliche Notwendigkeit vom Beginne des Christentums an für alle Zeiten. Blutige Verfolgungen der Juden und Heiden hatte die Kirche in den ersten

Zeiten durch vierhundert Jahre zu erleiden. Darum auch hat sie von Anfang an das heiligste Sakrament den Laienchristen nur unter der Brotesgestalt ausgespendet, und konnte sie auch nicht anders und sogar nicht immer beim Gottesdienste zum sofortigen Genusse ausspenden, sondern sie mußte zumeist die heilige Hostie den Gläubigen mit nach Hause geben, da sie jeden Augenblick ihres Lebens gefährdet waren, und auch für ihre Martergefahr wohl diese Wegzehrung zu Hause nötig hatten. Wie aber durch die ersten vier Jahrhunderte, so haben die Gläubigen durch alle Jahrhunderte bis heute nur unter Brotesgestalt kommuniziert.

Die Broteskommunion ist aber nicht bloß Christi Wille, apostolisch und notwendig, sondern auch zweckgemäß. Die Heiligkeit dieses Sakramentes nämlich aufrecht zu erhalten und zu bewahren, wie wäre es möglich einem Glauben an die sakrale Wortgegenwart Christi, d. i. an seine Gegenwart im Sakramente, sobald sein Wort darüber ausgesprochen, gegenüber einer bloßen Genußgegenwart, wenn dies Sakrament den Laien unter beiden Gestalten des Brotes und Weines ausgespendet würde? Wie wäre es möglich beim Kommunizieren, nicht von Wenigen, wie den zwölf Aposteln, sondern von zahlreichen und abertausend Gläubigen, ferner in Anbetracht des für so Viele nicht leicht zu beschaffenden Vorrates, der schweren Aufbewahrung, der schnellen Verderbung, der leichten Verschüttung, und der nicht jedem Menschen zusagenden Eigenschaft des konsekrierten Weines, aber auch ob des Widerwillens so Vieler gegen die Mundberührung eines gemeinschaftlichen Kelches zufolge der Befürchtung einer Ansteckung?

Auf Grund der Emmauskommunion, Schrift und Tradition, ist also die Broteskommunion vollberechtigt, und keineswegs bloße Einführung der Kirche, obgleich sie auch zu solcher unwesentlichen Anordnung ebensogut von Gott bevollmächtigt wäre, gleichwie ein Moses und Ezechiel zur Gottesdienständerung, insofern jener die Ehescheidung eingeführt, und letzterer die eherne Schlange zerstörte. Und darum sind alle Vorwürfe der Gegner, gleich „als ob unsere Kirche in unchristlicher Weise dem Volke den Kelch entziehe, oder ihm nur das halbe Sakrament reiche," hinfällige, grundlose und lügenhafte Behauptungen.

Wie können nun jene Christen sich rühmen, teil an dem Auferstandenen und seinem verherrlichten Leben zu haben, wenn sie vom Genuß des sakralen Brotes, oder von der Leibes- und Blutesgemeinschaft des Herrn, nichts wissen, davor zurückschrecken oder einen Wider-

willen haben? Gewiß, Nichtkommunizierende sind und bleiben blind an Erkenntnis für Christi, und so auch für ihre eigene Auferstehung, mögen sie auch sonst noch so offene Augen für alles Andere haben. Wer aber Christum nicht erkennt im Brote, erkennt ihn auch nicht im Kreuze, noch auch wird er von ihm und seinem himmlischen Vater erkannt, so oft er auch an der Himmelsthüre klopfen mag.

Feiern wir also Ostern, behufs unserer Teilnahme am Leben des Auferstandenen, mit geistiger Auferstehung, fleißiger Anhörung der Predigt und mit der heiligen Kommunion!

---

## Am Festtage der Himmelfahrt Christi.

Evangelium. Er ward in den Himmel aufgenommen (Luk. 16, 14—21).

Heut ist die Gedächtnisfeier des Tages, an welchem der Gottmensch, nachdem er mit seinen Jüngern zu Tisch gesessen, ihnen ihren Unglauben betreffs seiner Auferstehung vorgehalten, die Predigt des Evangeliums für alle Welt übertragen, die den Glaubenden in seinem Namen folgenden Wunderzeichen geweissagt, und sie mit aufgehobenen Händen gesegnet, auf dem Ölberge, wo er sein Leiden begonnen, zur Mittagszeit, in den Himmel aufgefahren ist, und auch die aus der Vorhölle Erlösten mitgenommen, wo er sitzet zur Rechten Gottes, als Gewalthaber und Fürsprecher seiner Getreuen. Die Osterkerze, dies Sinnbild Christi, wird nach dem Evangelium ausgelöscht und weggetragen, zum Hinweis auf die nun vom Herrn verlassenen Jünger, die von zwei Engeln in weißgekleideten Gestalten über seine einstige Wiederkunft belehrt wurden, und darauf nach Jerusalem zurückkehrten, um da die Ankunft des heiligen Geistes zu erwarten. Zum Himmel, von dem der Herr gekommen, ist er mit seiner Menschennatur aufgestiegen; denn in seiner göttlichen Natur konnte er niemals den Himmel verlassen. Zur Lösung des scheinbaren Widerspruches: „Ich verlasse nun wieder die Welt," und: „Ich bleibe bei euch bis zum Ende der Welt," sagt darum St. Augustin: „Solchergestalt ist Christus als Kommender auf die Welt von seinem Vater ausgegangen, ohne

den Vater zu verlassen, und so geht er auch zum Vater mit Verlassung der Welt, ohne die Welt zu verlassen."

„Er ist zum Himmel aufgestiegen" mit dem dreifachen Vermächtnisworte: „Mir ist alle Gewalt gegeben", seines Auftrages an die Apostel: „Gehet hin in alle Welt," und einer Tröstung: „Siehe, ich bleibe bei euch!" „Er ist aufgestiegen" als Mensch durch seine eigene Kraft, hat sich zur Rechten Gottes gesetzt, und die Gewalt und Macht im Himmel und auf Erden bekommen. „Er ist aufgestiegen" nicht unsichtbar, sondern öffentlich, nicht verborgen, sondern im Beisein der Apostel und vieler seiner Jünger, nicht gählings, obgleich sein Leib ein glorreicher Auferstehungsleib war und die Gabe der Geschwindigkeit besaß, vermöge deren er sich in einem Augenblicke zum Himmel erheben konnte, sondern langsam vor den Augen seiner Jünger, die ihn lange mit ihren Blicken verfolgten, bis ihn eine Wolke ihren Augen entzog, nicht aber ihren Herzen, in denen sich vielmehr der Glaube, die Hoffnung und Liebe zu Christus gesteigert, so daß sie mit größter Freude vom Berge zurückkehrten.

Heut wurden erfüllt seine und der Propheten Weissagungen: „Ich steige nun auf zu meinem Vater und zu euerem Vater, zu meinem Gott und zu euerem Gott", und die Vorbilder in Elias, Hennoch und Lazarus. Heut ist das Fest des vierzigsten Tages nach seiner Auferstehung, eine Donnerstagfeier, und in ihrem Inhalte von gleicher Wichtigkeit, wie Ostern und Pfingsten, wenn's auch weniger an seiner äußeren Feier zu sehen ist, da nur die drei Bittage mit den uralten Prozessionen als Vorbereitung, das Auslöschen der Osterkerze, und der, der Stadt und dem Erdkreise von St. Peter durch den heiligen Vater gegebene Segen darauf hinweisen. Es fällt in eine Zeit der Natur, wo grünt der Wald und rauscht der Strom, wo die Blume blüht und alle Vöglein singen, wo die Welt ist voll Sonnenglanz oder eine verklärte Welt; trifft aber auch in eine sociale Gegenwart, in der die Wegweiser der Zeit Alles, und die der Ewigkeit Nichts gelten, die den Himmel wegdebattiert, aber den Menschen auch nicht die Erde zum angeblichen Ersatze giebt. Darum ist's ein Natur- und Zeitgemäßes Fest.

I. Wahr ist Christi Himmelfahrt. Wohl berichten von ihr nur zwei Evangelisten, Lukas und Markus, und auch nur kurz und schmucklos. Allein dies genügt; denn Gottes Kraft wirkt bei der Vollendung des Größten, wie Kleinsten, durch sich selbst, in aller Einfachheit. Für was hält aber der Unglaube Christi Himmelfahrt?

Er nennt sie Dichtung, Fabel, Betrug, Phantasiegebilde, Vergötterungsgeschichte, d. i. eine Versetzung seines Namens unter die Götter, oder eine Historie, welche die Jünger beim thatsächlichen Entschwinden seiner, vom Scheintode erstandenen Person erfunden; denn „Niemand," sagt er, „könne mit seinem natürlichen Leibe zum Himmel fahren," wobei er freilich vergißt, daß Christus nach seiner Auferstehung einen übernatürlichen Leib besaß. Er leugnet und erklärt sie für ein Verschwinden seiner Person hinter dem Berge, oder für ein Verschwimmen und Zerfließen seiner Gestalt in den Wolken, mit dem späteren Niederfall ihrer schweren Teile. Christi „Himmel" selbst belächelt er als kindische Thorheit, weil er ihn mit dem Wolken- und Sternenhimmel verwechselt, einen unsichtbaren Seligkeitshimmel für unmöglich hält, und es nicht weiß, daß dieser große Himmel der Glorie der Auserwählten besteht im Leben mit, in und wie Gott, in der Menge, Eintracht, Liebe und Gleichförmigkeit der Seligen, und in der Glorifizierung der Leiber mit ihren Sinnen, und der Seelen mit ihren Kräften, kurz, in der unaussprechlichen Freude. Auch das Wort des Glaubensartikels: „Wo er sitzet zur Rechten Gottes," verspottet er als einen Ausdruck der Unmöglichkeit, weil er es buchstäblich, und nicht in seiner Bedeutung als höchste Erhöhung, Seligkeit und Herrschaft, versteht. Gleichwohl ist und bleibt Christi Himmelfahrt eine unleugbare Thatsache; denn sie ist die selbstverständliche Folge seiner Auferstehung, d. i. seines Leibes, der von aller materiellen Natur befreit, ätherisch, vergeistigt und mit allen Fähigkeiten zur Annahme aller Eigenschaften versehen war. Dafür zeugen die Berichte der Evangelisten mit den fünfhundert Augenzeugen, die Weissagungen, die achtzehnhundertjährigen Erlösungswohlthaten des zum Himmel Gefahrenen in der Kirche, deren Unfehlbarkeit und Wahrheitsbeharrung, seine alle Menschen zu sich ziehende Kraft, seine Weltbeherrschende Größe und Macht in der Christenheit, kurz, die Alles überwindende Kraft des Jesunamens und Geistes über diese Welt!

W u n d e r b a r und unbegreiflich ist freilich Christi Himmelfahrt, doch im Himmel und auf Erden giebt's mehr Dinge, als die Schulweisheit der Welt sich träumen läßt. Dies besagt das Wort der Engel: „Wer ist der, der von Edom heraufkommt mit gefärbten Kleidern von Bosra"?, das Staunen der Jünger: „Was steht ihr da und schauet gen Himmel?", die Verwunderung der Welt: „Herr, wie wunderbar ist Dein Name auf der ganzen Erde; denn Deine Herrlichkeit ist erhöht über die Himmel"!, und auch der Ausspruch der Kirche:

„Durch Deine wunderbare Himmelfahrt bitten wir Dich, o Herr, erhöre uns!“, welches Eigenschaftswort sie keineswegs bei seiner Geburt und Auferstehung beigefügt. Wunderbar wird genannt in seiner Himmelfahrt, der da heißt hienieden ein Menschensohn, in seiner Geburt ein Wurm, in seinem Leben ein Lamm, in seinem Leiden ein stummes Schäflein und in seiner Auferstehung ein Löwe; denn in seiner Himmelfahrt wird er dargestellt als Herr und als ein Adler. Sie ist wunderbarer, als alle seine Lebensereignisse! denn „er machte die Wolken zu seinem Wagen“, und auf den Flügeln der Winde ist er gewandelt“, während Elias mit feurigem Wagen, Lazarus durch Engel, Henoch durch Entrückung, ihre Himmelfahrt gehalten.

Gerecht ist aber auch Christi Himmelfahrt. Sie war der Lohn für seine verdienstliche Menschheit. Wer zweifelt, daß er auch als Mensch diesen Triumph im Himmel verdiente, und ihm der erste Sitz zur Rechten Gottes, seines Vaters, gebührte? Mit Hingebung seines Lebens hatte er der Menschheit das Leben gegeben. Und ein um so höherer Ort gebührt einer Kreatur, je edler sie ist. Seine Himmelfahrt ist der Abschluß und die Vollendung seines Erdenlebens wie Erlösungswerkes, und die notwendige Folge seiner so demütigen Lebenserniedrigung. Da gab er zurück seiner Menschheit alle, wegen der Erlösungsfähigkeit so lange suspendierten Vollkommenheiten der, über alle Erdenbedürfnisse, Schmerzen und Tod, erhabenen Unabhängigkeit, Unleidlichkeit und Unsterblichkeit. Aufs Allertiefste hatte er sich zur Heilung der menschlichen Hoffart erniedrigt, so ward er auch aufs Allerhöchste erhoben, und mit der größten Leibes-, Namens- und Macht-Glorie im Himmel und auf Erden umkleidet. Seine Himmelfahrt ist aber auch die klarste Offenbarung der mit seiner Menschheit verbundenen Gottheit. In seinen Erdentagen war gleichsam seine Gottheit betreffs seines sittlichen Lebens gebunden oder hatte ihn als Menschen sich selbst überlassen; nun aber bei deren Vollendung erfüllte und berührte sie seine Seele und seinen Leib, und, während sie Andere niederstreckte, hat sie ihn erhoben. Wer sollte sich nicht freuen über des Herrn Erhöhung?

Beseligend für die Menschen ist endlich Christi Himmelfahrt. In der irdischen Entziehung und himmlischen Glorifizierung seiner Menschengestalt befreite er die Menschheit von jedem etwa noch vorhandenen Zweifel an seiner Auferstehung; bereitete, restituierte und begründete er unsere eigene Himmelfahrt, unsere Nach- oder vielmehr Mitfahrt. Wo das Haupt ist, da müssen auch die Glieder sein.

„Und ist Christus ein Teil des Fleisches und Blutes eines Jeden von uns, so müssen auch wir da, wo unser Teil herrscht, gleichfalls herrschen, und wo unser Blut gebietet, auch wir gebieten, und wo unser Fleisch verherrlicht wird, auch wir verherrlicht werden".

Und wodurch bereitet Christus den Menschen die, im Hause des Vaters, nicht für sie vernichtete, sondern nur verschlossene Himmelswohnung? Dadurch, daß er den Himmel geöffnet, uns für den Himmel belehrt, in ihm vertritt, dahin nachzieht, für seine Erlangung beisteht, und seiner Zeit heimholt. Gewiß können alle Kreaturen uns Himmelsleiter sein, allein wer ist's mehr, als Christus? Sein ganzes Leben ist uns eine goldene Himmelskette, wie sie die Heiden in der Kette Jupiters ahnten, allein welches Ereignis seines Lebens ist's mehr, als das letzte Glied dieser Kette, seine leibliche Himmelfahrt? Ein mächtiger Herzenszug, ihm nach in den Himmel, sind für uns seine Worte: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine zu bereiten," nicht an sich, da sie längst vorhanden, sondern durch die Sendung des heiligen Geistes und unsere Befähigung, ist ferner sein Gleichnis, in welchem er sich bei seiner Himmelfahrt mit einem, in die Fremde ziehenden Menschen vergleicht, weil ihm der Himmel ohne uns fremd erscheint.

Mächtig ziehen aber auch unsere Herzen, ihm nach, seine bei und anläßlich seiner Himmelfahrt ausgespendeten Liebesgaben und Geschenke, wie z. B. sein Himmelfahrtssegen, sein darauf gesandter heiliger Geist, und die Nichtzulassung der Bedeckung jener, auf dem Himmelfahrtsorte in einem Stein zurückgelassenen Fußstapfen, mit der darüber von St. Helena erbauten Kirche. Warum ließ er es nicht zu? Um anzudeuten, daß der, von ihm eröffnete Himmel Allen offen steht, und wie leicht nunmehr jeder Mensch, wessen Standes er auch sei, ob Kaiser oder Bettler, in den Himmel kommen kann, wie leicht und unbeschwert seine Wege sind, und wie der Himmel mehr nach den Menschen, als der verblendete Mensch nach dem Himmel, seufzt.

Geschenke sind's nun aber, welche nach und an sich ziehen mit Liebe, Lust und ohne Zwang, Not und Gewalt, gleichwie du das Schäflein mit dem ihm gezeigten grünen Zweige dir nachziehst, oder ein Kind durch die ihm gezeigte Frucht angezogen wird.

Christi Himmelfahrt ist ein Gnadenereignis und ein machtvoller Magnet, der an sich zieht die Herzen und Willen, Seelen und Leiber, Groß und Klein, Reich und Arm: „Wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Throne zu sitzen, gleichwie auch ich über-

wunden, und mit meinem Vater auf seinen Thron mich gesetzt habe." Sie ist somit die dringlichste Befriedigung des allergrößten und unüberwindlichsten Bedürfnisses der Menschheit, die nichts mehr sucht und erstrebt, als immer höher und höher zu steigen, und ihren Thron selbst neben dem Allmächtigen zu errichten. Aber die einzig wahre und vor tiefem Fall geschützte Erhöhung ist nur die, welche auf den zum Himmel gefahrenen Christus ihr Felsenfundament gründet. Dies erfuhren die Engel, Icarus und Simon, der Zauberer, der, mit Teufelshilfe die Himmelfahrt Christi nachäffen wollte, aber auf des Petrus Gebet aus der Höhe, zu der er sich bereits erhoben, herabstürzte und die Beine brach.

Wer sollte sich nicht freuen auch um seiner selbst willen? Ist nicht die Glorie des Herrn die Glorie seines Dieners; sind wir nicht heute als Besitzer des Paradieses ernannt und bestätigt? Haben wir nicht in ihm jetzt bei Gott im Himmel einen mächtigen Fürsprecher? Ist nicht der Himmel nun in der That erst unser Vaterland und der höchste Trost in allem Erdenleid geworden, nämlich das Land, wo er, unsere Liebe, wohin wir aufblicken zur Ermutigung und Stärkung, wenn wir ob der Trübsale ermatten, wohin wir auffahren mit unseren Herzen, so es uns ekelt an dieser Erde, und wo wir den Anker unserer Hoffnung befestigen, damit wir hienieden nicht Schiffbruch leiden? Mögen trauern die Kinder der Welt und die Sünder, die außer der Erde keine andere Hoffnung haben, wir als Christen freuen uns ob der Himmelsglorie, deren wir gewürdigt sind!

Und ist nicht der Ölberg als die Stätte seines Willensopfers und seiner Himmelfahrt, auch der Berg seines göttlichen Segens, den er mit seinen, die verklärten Wundmale tragenden Händen im Zeichen des Kreuzes gegeben, wohin, wie einst David vor Absalon geflüchtet und die Hilfe von der Höhe empfangen, auch die Christen-Kirche so oft in ihrer Bedrängnis flüchtet, auf daß sich Gott um der wunderbaren Himmelfahrt ihrer erbarme? Ist er nicht der einzige Ort der Erdenwelt, von dem, oder in dessen Anblick und Erinnerung, jeder gläubige Christ seine, vom Leibe scheidende Seele in die Hände Gottes zurückzugeben, wünschen muß?

„O, selig die an Christus Glaubenden, nachdem der heutige Tag allen Verwiesenen die Erlaubnis gebracht, in ihr Vaterland zurückzukehren, allen Gefangenen das Gefängnis geöffnet, allen Sündern die Himmelsthüre aufgethan, den Cherub entfernt, dem Petrus die Schlüssel übergeben, den Aposteln die Christianisierung der Welt über-

tragen und sie gesegnet!" So fehlt's denn keineswegs an Freudenursachen der Himmelfahrt Christi. Könnte (menschlich gesprochen) sie auch als Hin- und Fortgang des Herrn, dieses Hirten von seiner Herde, dieses Hauptes von seiner Kirche, und dieses Bräutigams von seiner Braut, selbst mit ihrer Erinnerung, die Christenheit in Trauer zu versetzen, so muß doch der Blick auf ihn und auf sich selbst sie auf's Höchste erfreuen. Und daß diese Freude uns Allen zum Heile gereiche, das soll unser Himmelfahrtsgebet sein!

II. Christi Himmelfahrt zieht uns nach zum Himmel, zuerst mit den Herzen, dann mit den Seelen, und endlich auch mit den Leibern. Mit unseren Herzen sollen wir jetzt schon Himmelfahrt halten, und heut zumal sollten keine Christenherzen mehr auf Erden, sondern nur im Himmel anzutreffen sein. Das Menschenherz, das von Natur aus sich zum Niederen neigt, wird nicht zur Höhe gehoben, so es nicht gezogen wird. Wenn es aber trotz all seiner Ziehung zum Himmel sich nicht erhebt, so ist's seine Schuld, das Hindernis liegt in ihm, und es muß als Lügner erröten, wenn es auf des Priesters Wort: „Empor die Herzen!" versprochen: „Wir haben sie beim Herrn." Geistige Himmelfahrt hat Aug' und Herz zu halten.

Des Auges Himmelfahrt bringt vierfachen Segen:

Die Befreiung unserer Füße von den Banden der Sünde. Fraget unsere ersten Eltern im Paradiese, den Gottesmann David und jene beiden alten Ehebrecher, „die ihren Sinn verkehrten und ihre Augen niederschlugen, daß sie den Himmel nicht mehr ansahen," und sie werden euch diese Wahrheit bestätigen, betreffs ihrer Sünde, aber auch deren Heilung.

Sie bringt Erleuchtung unseres Verstandes, so daß der Mensch glauben lernt an Gott, und auch den Glauben in der Seele erhält. Thöricht aber macht uns das Auge, so es nur das Irdische betrachtet. Beweis ist Nabuchodonosor, der mit seinen, auf Babylon gehefteten Augen ein vernunftloses Geschöpf blieb, und erst dann die verlorene Vernunft wieder erlangte, als er seine Augen gegen Himmel gewandt.

Sie bringt Entzündung des Herzens in der Liebe zu Gott. Wo die Augen hingehen, da ist auch die Liebe, während von dem, was Abscheu und Grausen hervorruft, auch die Augen sich wegwenden. Daher lehrte Christus, zum höchsten Gotte beten: „Vater unser, der du bist im Himmel.

Sie bringt endlich Stärkung des Gemütes in der Hoffnung auf Gott, so daß wir lernen, das Schmerzliche geduldig zu leiden, während

das auf's Irdische geheftete Auge uns verzagt, trost- und hilflos, macht. Schon die Natur hat's dem Menschen eingegeben, in allen Nöten und Anliegen, in Betrübniß und Traurigkeit, die Augen in die Höhe, gen Himmel, zu erheben, zweifelsohne aus keiner anderen Ursache, als „damit ein betrübtes Gemüt vom Urheber der Natur mit gewisser Hoffnung Hilfe und Trost begehre." Denket an Christus in Gethsemane, an Susanna, die Makkabäermutter. Warum gewöhnt ihr nicht schon jetzt die Augen ab vom Irdischen, das ihr doch nicht immer sehen, sondern verlassen werdet, um Denjenigen öfters anzusehen, der alsdann in der letzten Lebensstunde euer einziger Trost und Helfer sein soll?

Die geistige Himmelfahrt des Herzens, oder das herzliche Verlangen nach Christus im Himmel, hat besonders aus vierfachem Grunde zu geschehen.

Wegen der Befreiung von allem Erdenjammer. Wegen dem Wiedersehen der vollendeten Lieben. Selbst die Heiden sind bei bloßer Ewigkeitsahnung deshalb mit Freuden gestorben. So sagte auch Sokrates, als ihm der Giftbecher zum Zwangstrunke gebracht wurde: „Was weint ihr denn? Bald werde ich im anderen Leben reden mit Orpheus, Musäus, Homer u. A., und welche Freude wird's für mich sein, wenn ich Palamed mit Ajax, und Andere, die gleiches Unheil ausgestanden, sehen werde?"

Wegen Gottes Anschauung, Besitz und Genuß. Es erzählen die heidnischen Dichter: Narciß, ein überaus schöner Knabe, habe in ein krystallhelles Wasser geschaut, und, als er in diesem fließenden Spiegel ein schönes Antlitz bemerkte, sei er in der Meinung, einen anderen Jüngling seinesgleichen zu sehen, von solcher Liebe entbrannt, daß er, wegen der Unmöglichkeit, ihn zu erlangen, ausgezehrt und zu einer Blume geworden. Das ist eine Fabel! Die Wahrheit aber ist: Es hatten Paulus, Theresia und Raymund, etwas vom Glanze Gottes in diesem Lebensspiegel gesehen, und sie wurden so entzückt, daß sie des Todes Nahen nicht erwarten konnten, sondern ihn herausforderten, und zu sterben begehrten.

Wegen einem ruhigen und seligen Sterbestündlein. Wer verlangte es nicht zu haben? Nur, die da leben im Verlangen, Gott zu sehen und bei Christo zu sein, werden auch in ihm eines gottseligen Todes sterben; denn die stete Gewohnheit solchen Verlangens steigert sich, je näher man dem Ziele kommt, und wird beim Lebensende am stärksten. Der Christ spricht dann mit St. Babylas, Bischof von

Antiochien, als er seinen Hals zum Todesstreiche darbot: „Kehre zurück, meine Seele, zu deiner Ruhe, weil der Herr dir Gutes gethan!"

III. Zu feiern ist Christi Himmelfahrt im Allgemeinen mit Lobpreisung, Freude, Dank und Bitte, als Bekenntniß zum Menschengeist und heiligen Geist, wie zur Herrlichkeit der Erlösten, und als Fest des Himmels, den die Heiden und Juden nur ahnten und wünschten, die Christen aber sicher erlangen können?

Insbesondere aber in und mit der Kirche. Ohne die kirchliche Himmelfahrt des Herrn giebt's überhaupt keinen Himmel, keine Himmelshoffnung und Himmelsgewähr, trotz aller Sehnsucht nach dem Eden, Elysium, der Walhalla oder dem Paradiese, sondern nur ein Leben ohne den seligen Gott, oder eine Hölle dieser und jener Welt, und alles Denken und Sprechen von des Himmels Seligkeit, Lohn Segen, Heimat, Höhen und Wiedersehen, ist eitel Dunst und Lüge. Mit ihr ist nur allein uns der Himmel eröffnet, bereitet, ermöglicht, erleichtert, und von allen Hindernissen, besonders den zwei größten, Irrtum und Sünde, befreit. Nur mit ihr tragen wir schon hienieden Himmel in unseren Herzen, und machen auch die Erde zur Vorhalle des Himmels, indem wir seine Seligkeit schon hienieden beginnen, um sie in der Ewigkeit zu vollenden.

Zu feiern ist heut mit der Überzeugung, daß der Himmel durch Christus Allen offen, und leicht zu erlangen ist. Der Himmelsweg ist Christus selbst und sein Kreuz, mit den vier auf dessen Enden geschriebenen Worten: „Bete, arbeite, meide, leide!" Dieser Weg teilt sich jedoch in viele Pfade, die als Seligkeitsmittel sich darbieten. Einige verdienen den Himmel durch Haltung der Gottesgebote, Andere erkaufen ihn durch Almosen, Andere erstehlen ihn durch geheime, nur Gott bewußte Tugend, wie jenes blutflüssige Weib, Andere rauben ihn, wie die liebesglühende und büßende Magdalena, Andere erbetteln ihn, wie der reuige Schächer am Kreuze. Oder auch wie St. Bernard mit Anderen sagt: „Einige steigen zum Himmel wie Christus, Andere werden darin aufgenommen, wie Maria, Andere dahin getragen, wie Lazarus, Andere dahin gerafft, wie die unmündigen Kinder, Andere gehen dahin, wie die klugen Jungfrauen, und wieder Andere fliegen dahin, wie die Märtyrer. Ja, sogar mit den unbedeutendsten Werken, selbst mit Schlafen nach Gottes Willen, ist der Himmel zu verdienen."

Laßt uns am heutigen Tage folgen dem Engelsworte: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr da und schauet gen Himmel?"

Was bedeutet's? Mit Stehen und Sehen kommt man nicht weit. Wenn auch das Schauen zum Himmel nicht tadelnswert, und der Mensch zum tierischen Unterschiede mit himmelwärts gekehrten Augen erschaffen ist, so ist doch jetzt in dieser Welt keine Zeit dazu. Seid ihr Jünger des „Galiläers", d. i. des „Fremdlings", der gelehrt: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, wir suchen die künftige," wo wir ewig bleiben können, wo die Liebe nie veraltet, wo Alles ist, was wir wünschen, und Nichts ist, was wir nicht wollen, kurz, seid ihr Fremdlinge dieser Welt, die nicht rasten und nachlassen, als bis sie am Ziele angelangt, so bleibet nicht stehen, sondern erlaufet auch ihr euch den Himmel. „Gehet hin in alle Welt . . ." mit dem Entschluß, nicht irdisch oder weltlich gesinnt zu sein, sondern schon jetzt mit dem Herzen und geistig aus dieser Welt der Verbannung in die Heimat zurückzukehren. Gehet hin, um für den Himmel thätig zu sein in treuem Berufswandel; denn Stillstand ist Rückschritt.

Wandeln wir unter Dank, Preis und Bitte um Christi Schutz, die von ihm angeratenen Himmelswege, d. h. die der Liebe Gottes, der vollkommenen und nicht mit Wort und Äußerem sich begnügenden Gerechtigkeit, und der Reinheit an Herz und Hand, besonders aber den gewissesten, sichersten, und von Christus selbst vom Ölberge aus eingeschlagenen Himmelsweg, d. i. den des Gebetes, der Barmherzigkeit und des Kreuzes, um mit dem Herzen im Himmel zu sein, und damit wir so, wie wir aus Gottes Hand durch die Erschaffung hervorgegangen, auch seiner Zeit durch eine heilige Himmelfahrt in sein Herz wieder zurückkehren, um ewig mit ihm zu herrschen.

Dem Herrn genügt also keineswegs die Himmelssehnsucht, -Bewunderung und -Beschauung. Er verlangt in seinem Namen gewirkte Zeichen. Er will recht gläubige und demütige Feier, daß wir uns als Himmelsreisende ansehen, und uns nicht genügen mit dem Nichtböses thun, sondern eifrig sind im Gutesthun, und dem Ziele höherer Vollkommenheit entgegeneilen. Er will, daß wir für die Ausbreitung seines Reiches Sorge tragen, in seinem Namen die Teufel, d. i. die Todsünden durch Buße, austreiben, nach allen Läster-, Fluch-, Unzuchts- und ehrabschneidenden Reden mit neuen Zungen reden, die Schlangen der bösen Gedanken und Begierden aufheben, nämlich ihnen durch das „Widerstehen der Anfänge" den Kopf zertreten, und als Kranke durch die Handauflegung im Aderlaß der Buße und Genugthuung genesen. Kurz, er will, daß wir unsere Sünden mit unseren Füßen treten, und aus ihnen Himmelfahrtsstiegen machen, wie er selbst beides bei seiner

Himmelfahrt gethan, wollen wir anders ihm nach in den Himmel folgen und von ihm bei seinem Wiederkommen gelobt und gesegnet werden.

Der Himmel war für die Menschen stets der beste Trost in den Drangsalen ihrer Ewigkeitsreise, und muß und kann dies noch ungleich mehr für die Christen sein, seitdem sie ihren Erlöser und höchsten Wohlthäter, als Gewalthaber des Himmels und der Erde, als Mittler und Richter der Menschen, im Himmel sehen.

Wie sehr bedürfen wir dieses Himmelstrostes, und seiner Hoffnung auf die einstige Ersetzung und Belohnung aller unserer Mühen, Entbehrungen und Opfer, bei unserem Kreuz und Leid, bei dem uns angeborenen Glückseligkeitstriebe, bei der Vergänglichkeit aller Frühlingsschönheit der Natur und auch des sichersten Glückes auf Erden, bei der so großen Kürze des Menschenlebens, bei der so ungleichen Verteilung der Erdengüter, und bei dem oft so ungünstigen Geschicke der Tugend gegenüber dem triumphierenden Laster!

Denken wir also allezeit an den Himmel und an die heitere Aussicht, die Christi Himmelfahrt allen Leidenden eröffnet. Suchet auf seinen Himmelfahrtsberg, seinen heiligen Tempel, aus dem Thale der Angst und Thränen, ihr, die ihr unter den Bedrängnissen des Lebens seufzet, und nichts, als Elend und Not, auch in der Ferne schaut. Nur Geduld und Ausdauer, ihr Müden und Geplagten, Gedrückten und Verfolgten! Trocknet alle die Augen und leset am Himmel die schöne Verheißung! Mit ihr tröstet euch, fortzuleben und fortzuleiden, so lange es Gottes Weisheit euch zum Heile als gut erachtet! Murret nicht: er führt euch die gerade Bahn! Seid geduldig: ihr kommt zur rechten Zeit. Und haltet mit Paulus dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden.

## Am Pfingstmontage.

Evangelium. Also hat Gott die Welt geliebt (Joh. 3, 16—21).

Jede fromme Christenseele ist ein Tempel der Liebe Gottes und seines heiligen Geistes. Wie aber kann Gott, der heilige Geist, in den Seelen der Menschen sein und wohnen? Nun, Gott ist ein Geist und zwar der allerhöchste, wie du ein von ihm geschaffener Geist und darum eine Persönlichkeit bist. Vom Geiste aber gilt nicht, wie vom Körper, das Gesetz der Undurchdringlichkeit, da der Geist den Geist durchdringen, und ein persönliches Leben in ein anderes persönliches Leben eingehen, und daselbst auch in verschiedener Weise weilen kann. Wie z. B. ein Mutterherz, trotz seiner Liebe zu allen Kindern, doch anders ist in der liebevollen, als in einer trotzigen Kindesseele, eben so ist und wohnt auch Gott in den Seelen, und zwar anders in denen, die ihn lieben, in ihm sind, leben, atmen und sich erfreuen, als in jenen, die sich ihm verschließen.

Der heilige Geist hat nie die Menschheit ganz verlassen. Verschieden ist sein Kommen zu und in die Menschen, wie unsichtbar, so in äußeren Erscheinungen, in Taubengestalt, in Feuer, Wasser, Erdbeben, Luft, Windeswehen und Sturmesbrausen. Mannigfach sind auch seine Werkzeuge, seien es nun die Prediger des göttlichen Worts, die Bischöfe mit ihrer Handauflegung bei der Firmung und Priesterweihe, oder die Priester bei der Ausspendung der Taufe und Eucharistie, oder Laien mit ihrem Gebete und ihren Heilsbegierden. Ebenso verschieden sind auch seine Wirkungen, je nach der Menschen Beschaffenheit. Kommt nun auch der heilige Geist in seiner Fülle nur zur Kirche und ihren Gliedern, so können doch so manche Menschen schon ein innerliches Eigentum Christi und seines heiligen Geistes sein, bevor sie es noch äußerlich sind, d. i. sie können Christgläubige sein, und ans kommende Heil glauben, zufolge der Begierde- oder Bluttaufe, wie die vorchristlichen Gerechten, gleichwie es die mit Wasser Getauften

im Glauben ans gekommene Heil geworden. In solcher Weise ist also der Empfang des heiligen Geistes, sowohl in seinen einzelnen Gnaden, weil sie zu Christus führen, als auch in seinem hypostatischen Seeleninwohnen, stets an Christus geknüpft. Und wie vor Gottes Menschwerdung es keinen heiligen Geist gab ohne Christus, so giebt es auch nach seiner Menschwerdung nirgends auf Erden einen heiligen Geist ohne Christus in seiner Kirche, aus welcher Alle schöpfen und trinken das Wasser, das hinübersprudelt zum ewigen Leben.

Das Evangelium erzählt einen Teil jenes Gesprächs, das Christus mit Nikodemus über die geistige Wiedergeburt geführt. Nikodemus war ein vornehmer und adeliger, jüdischer Rathsherr, und ein geheimer Freund und Verehrer des Herrn, ihm zugethan in warmer und inniger Liebe, felsenfester Freundschaft und Treue. Doch gab er sich noch nicht öffentlich aus als seinen Anhänger, und zwar im Interesse dieser Freundschaft, um ihn und sich bei seinen Ratskollegen nicht bloßzustellen, weil er vielleicht seine Zeit noch nicht für gekommen hielt, oder um ihn erfolgreicher gegen alle Angriffe seiner Amtsgenossen verteidigen zu können, wie er sie auch in der That lange Zeit von Christi Verfolgung zurückgehalten, so z. B. mit dem Wort: „Richtet denn unser Gesetz einen Menschen, wenn man ihn nicht zuvor gehört und erkannt hat, was er thut"? „Lasset der Sache freien Lauf; ist's Gottes Werk, so wird's bestehen; ist's aber Menschenwerk, so wird's untergehen." Darum besuchte er Jesum lange Zeit nur des Nachts, um sich belehren zu lassen. Er ließ sich auch nicht irre machen durch seiner Kollegen Wort: „Bist etwa auch du ein Galiläer? Durchforsche die Schrift und siehe, daß aus Galiläa kein Prophet aufsteht"? Er glaubte fest an Christi höhere Würde, obgleich noch nicht in vollem Glauben, da er Christum nur „Rabbi", d. i. „Lehrmeister der Gerechtigkeit", anredet. Bescheiden und demütig unterwarf er sich seinen Aussprüchen, auch herben Wahrheiten und Vorwürfen von „großer Unwissenheit". Wir sehen auch schließlich, daß zu jener Zeit, wo Christus der offenen Feindeswut und Gefahr der Todesverurteilung anheimfiel, alle seine Anhänger ihn verließen und die Losung ertönte, „daß Niemand von den Vornehmen, sondern nur Pöbel, an ihn glaube," Nikodemus kühn und offen für Christus eintrat, sich öffentlich als seinen Freund und Anhänger bekannte, als solchen besonders mutig und unerschrocken bei seinem Kreuzestode erwies, und sich nicht scheute, seinen Leib mit Joseph von Arimathäa vom Kreuze abzunehmen, einzusalben und in einem neuen Felsengrabe beizusetzen.

Das Zwiegespräch bezog sich, außer der göttlichen Sendung Christi zufolge seiner Wunderwerke, besonders auf die vom Herrn geoffenbarte Himmelslehre vom heiligen Geiste, auf die Liebe Gottes zu den Menschen in ihm, auf den Glauben durch ihn, auf die Wiedergeburt aus ihm, und auf seine lichtvolle Wahrheit. Die Lehre Christi von der Neugeburt durch den heiligen Geist lautet: „Wahrlich, wahrlich, sag' ich dir, wenn Jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und heiligen Geiste, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen". Dies Wort erschien dem Nikodemus unglaublich, weil er es buchstäblich von der Rückkehr in den Mutterschoß zur zweiten Geburt verstand, also außer der fleischlichen Geburt an keine geistige Geburt dachte, daher er hören mußte den Vorwurf: „Du bist ein (Lehr-) Meister in Israel, und weißt das nicht?" Dies beweist, daß „Wissen"und „Glauben" zweierlei und nicht immer bei einander sind, trotzdem sie beide an sich nicht wesentlich verschieden sind, weil auch das Wissen nur ein verstärktes Glauben ist, oder aus dem Glauben hervorgeht. Könnten wir wohl meinen, daß Nikodemus als „geheimer" Jünger Jesu, bei so schwerfälligem Geistesglauben, und trotz aller Christusanhänglichkeit, so lange sie in der Verborgenheit blieb, fähig für die Wiedergeburt des heiligen Geistes war? Nein, diese Fähigkeit zum Empfang des heiligen Geistes konnte erst da sein beim offenen Bekennen des Glaubens. Und so ist's auch bei uns.

Das ohne genügenden Grund verborgen gehaltene Christentum macht uns unwürdig für den Empfang des heiligen Geistes. Wie viel mehr gilt's vom geheimen Antichristentum? Wohl ist das Geheimnis bei Lebensgefahr ein Akt der Klugheit und Notwehr. Daher war es auch stets ein Ergebnis von äußerer Gewaltthat, wie z. B. in den ersten drei christlichen Jahrhunderten, wo die Kirche der Katakomben ebenso geheim war, wie ihre Eucharistie stets eine Geheimnislehre ist, und deshalb die fremde Sprache erfordert. Seitdem jedoch die Kirche eine öffentliche, und von der Welt geduldete, ja anerkannte und selbst privilegierte geworden, hat sie sowohl selbst die Verborgenheit aufgegeben, als auch über alles Geheimwesen, ob guten oder schlechten Zwecks, ein für allemal das Verwerfungsurteil gesprochen und auch sprechen müssen. So verlangt es ihr eigenes, wie das Wohl der Menschen, damit es nicht durch geheime Maulwürfe unterminiert werde. Das fordert auch der heilige Geist, der das offene Wesen liebt, und der gesunde Menschenverstand, der da sagt: „Was die Öffentlichkeit flieht und scheut, verdient auch nicht zu existieren. Entweder ist das,

was geheim getrieben wird, gut, und dann braucht es das Licht nicht zu scheuen; oder es ist nicht gut, und dann muß es ans Licht gezogen werden!" Als Mittel gegen un- und antichristliche Geheimbünde empfiehlt die Kirche besonders die Pflege der religiösen Vereine; denn die Vereinigung Gleichgesinnter mit gegenseitiger Hilfeleistung macht stark und kann große Erfolge erringen.

Der heilige Geist sendet aus seine Diener und Lehrer als „Licht der Welt", um die Anschläge des Geistes der Finsternis zu entdecken, als „Vorsteher und Wächter", um die Welt vor den schädlichen Plänen des Verleumders zu warnen und zu wahren, und als „Prediger", um die Gläubigen auf den rechten Weg zu leiten, — kurz, damit sie nicht dem Geiste der Lüge anheimfallen, sondern zum Licht der Wahrheit gelangen. Wenn aber trotzdem die Menschen den Geist der Lüge mehr lieben, als den Geist der Wahrheit, und die Welt gleichsam danach trachtet, „verführt und hinters Licht geführt zu werden," laut Spruch: „Die Welt will betrogen sein," und: „Es scheint ihr nur mit Räubern, Lügnern und Betrügern, oder mit dem Getäuscht- und Betrogenwerden, geholfen zu sein," welches Menschenunwürdiges Bild entrollt sich da vor unseren Blicken? Die Welt gleicht den Knaben, die da spielen mit kindischen Dingen, gleich als wären es ernste Sachen, und die da reiten auf Steckenpferden, und meinen, auf lebenden Rossen zu sitzen. Und bei ihrem Widerwillen gegen jeden Tadel, und bei ihrer Vorliebe für jedes Eigenlob, gleicht sie den Schönheitsnarren, die sich nur durch schöngefärbte Gläser sehen wollen, den Spiegel aber hassen, um ihre Häßlichkeit nicht zu erblicken. So betrogen in ihrer Jugend, wie im Alter, ist und bleibt die Welt ein thörichter und kindischer Knabe, und kann keine Leuchte der Wahrheitsprediger vertragen, und noch weniger und schon längst nicht die Mahnung, eine Sorge für Glaubenssachen zu zeigen, sondern sie haßt, wie Pilatus, die Wahrheit und vertreibt ihre Verkünder. Wie haben wir da Gott zu bitten, daß er nicht auch von uns das Wort und den Geist der Wahrheit hinwegnehme!

II. Eine Schmeichellüge der alten Philosophen gegenüber dem Kaiser Tiberius war das Wort: „Der Himmel giebt der Erde Götter und die Erde dem Himmel Kaiser!" Dies ist erfüllte Wahrheit des Christentums, wie vom goldenen Zeitalter des Paradieses, so von der pfingstlichen, mit dem heiligen Geiste getauften Menschheit in Bezug auf ihren Wechselverkehr und ihre Gemeinschaft mit Gott, d. i. der Himmel giebt der Erde seinen heiligen Geist, und erhält dafür gött-

liche Menschen oder menschliche Götter!“ Der heilige Geist ist's, welcher der Schöpfung, Erlösung und Heiligung, die letzten Züge der Vollkommenheit spendet, und, wie ein Meister aller Künste, aus dem von ihm erfüllten Menschen einen kurzen Inbegriff dieser drei größten Gotteswerke macht; denn Christus, der gekommen, um von der Wahrheit, Macht und Liebe Gottes, Zeugnis zu geben, und auf den Ruinen der Lüge, Ohnmacht und des Hasses, sein Reich der Wahrheit, Stärke und Liebe, zu gründen, und deshalb darauf all seine Kraft des Worts, der Heiligkeit und Wunder, gewendet, hat mit seinem Hingang die Vollendung des dadurch unterbrochenen Werkes dem heiligen Geiste gegenüber allen Gefahren und Hindernissen überlassen. Gott, der heilige Geist, teilt sich aber den Christenmenschen in dreifacher Eigenschaft und zu dreifachem Zwecke mit, als Geist der Wahrheit, Stärke und Liebe.

Hat nötig die Christenheit die Wahrheit in Erkenntnis und Sprache, besonders ihrer Prediger, so lehrt Pfingsten, daß sie nur auf das Gebet von Gott, dem Vater, durch Jesus Christus und die Gnade des heiligen Geistes zu erlangen ist. Gegenüber den Lockungen und Schrecken der Welt bei Ablegung des Zeugnisses fürs Christentum, ist die Rede nur von der geistigen Stärke. Diese Stärke ist eine „thätige“ im Angreifen des Feindes, und eine „leidende“ in dessen Aushaltung. Viel edler und verdienstlicher ist aber die „leidende“. Die christliche Stärke geht hervor aus der, dem Schutz der höheren Gerechtigkeit vertrauenden Gottesliebe, die ausgegossen ist durch den heiligen Geist, der sich in alle Seelen- und Leibeskräfte der Menschen ergießt, mit und in ihnen denkt, redet, wirkt, handelt und leidet, sie selbst in Kerker und Tod begleitet, und siegreich im Thun und Angreifen, wie unüberwindlich im Aushalten der Geduld und Beharrlichkeit macht. Als Geist der Liebe giebt sich endlich der heilige Geist den Menschen zur Überwindung des diabolischen und menschlichen Hasses unserer Christusfeinde. Christus befiehlt uns eine göttliche, allgemeine und heroische Liebe. Leider sind wir Christen oft sehr weit entfernt von dieser Liebe! Wie könnten wir glauben, Christen zu sein, ja auch nur edle Heiden und Juden, wie Joseph, König David, oder Kaiser Cäsar, der seinem Todfeinde vergeben mit dem Worte: „Ich gebe dir wieder das Leben. Früher gab ich's dir als Freund, jetzt gebe ich's dir als Verräter und Vatermörder,“ daher auch Cicero zu seinem Ruhme gesagt: „Cäsar pflegt nichts zu vergessen, außer Injurien!“ Wie, sollten nicht diese Heiden am jüngsten Tage aufstehen als Zeugen und Richter gegen die




I. LEUDNER SC.

993

# St. Johannes,
## Evangelist.

St. Jean, l'Evangelist. | St. John, the Evangelist.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

gehässigen Christen, weil sie die Liebe des heiligen Geistes nicht haben, aber so leicht haben könnten? Daß Gott, der heilige Geist sich uns mitteile als Geist der Wahrheit, Stärke und Liebe, das soll unser Pfingstgebet sein.

III. Jeder ist Meister in seiner Werkstatt, doch gemeiniglich nur in einer, weil ein Meister in vielen Werkstätten eine Seltenheit ist. Gleichwohl ist die Seele des Menschen ein solcher Meister; denn wie viele äußere und innere Sinne, und selbst Leibesglieder, vorhanden sind, so viele Werkstätten hat sie auch. In allen diesen arbeitet sie zugleich und auf einmal, anders in der einen, und anders in der anderen. In Allem und Jedem ist sie ein ganz wunderlicher Werkmeister. Was sie in einer Werkstatt verfertigt, taugt in keine andere. Alle Organe und Glieder haben ihre besondere Wirkung und Bewegung. Keins greift ein ins andere, jedes bleibt bei seinem, von der Natur ihm gesteckten Ziel, und läßt den Meister machen, was er will in seiner Werkstatt. Die allerwunderlichsten und edelsten Bewegungen aber geschehen im Verstand und Willen, insofern die Seele so rasch und in einem Augenblicke etwas faßt, will und nicht will, und ehe man sich umkehrt, wieder etwas Anderes, darum auch die alten Weltweisen, z. B. Epiktet, Seneca und Cicero, die Menschenseele einen „Teil des göttlichen Lichts", oder einen „von der Gottheit abgebrochenen Teil", genannt.

So besteht auch die edelste und wunderlichste Wirkung des heiligen Geistes, dieser Seele der großen und kleinen Welt, durch den Alles schwebt und lebt, und ohne den Alles tot ist, in der urplötzlichen und ganz unerwarteten Bewegung des Menschenherzens zum Guten. Gleichwie der heilige Geist am Pfingsttage plötzlich im Schall eines daherbrausenden Windes über die Apostel und über Alle gekommen, die das Wort des Petrus hörten, so fällt er auch gählings mit seiner bewegenden Gnade einen großen Sünder an und bekehrt ihn. Das aber ist leicht erklärlich. Je stärkere Wirkungskraft eine Sache hat, um so schneller kann sie die Materie, in der sie wirkt, zur Annahme einer anderen Form befähigen. Je größer ein Feuer, um so rascher zündet es an; je heftiger ein Wind, um so eher entwurzelt er einen Baum, und je schwerer der eiserne Hammer, um so schneller zerbricht oder zermalmt er, was man ihm unterlegt. So muß nun auch eine Wesenheit von unendlicher Kraft, wie der heilige Geist, in einem Augenblicke und noch schneller, die Materie zum Empfange einer für sie gewollten Gestalt befähigen können.

Der heilige Geist ist eine „Wesenheit“ die Alles in sich begreift, und „die Kraft des Allerhöchsten“. Er ist Gott, und an Allmacht, Weisheit, Stärke u. s. w., dem Vater und Sohne gleich, kann also, was er will, sofort bewirken. Und diese Kraft zeigte er z. B. in der Menschwerdung, wo er in einem Augenblicke das ewige Wort mit Mariens Leibe vereinte, daher ihn auch der himmlische Vater der „Feder eines hurtigen Schreibers“ vergleicht, d. i. die Zunge Gottes bedeutet geistigerweise den heiligen Geist. Aber auch bei seiner pfingstlichen Erscheinung in Gestalt feuriger Zungen war er die gar schnelle Feder eines Schreibers, die plötzlich und gählings das Mosaische Gesetz durchstrichen und das christliche in die Herzen der Gläubigen geschrieben; denn seine Gnade kennt keine Hindernisse, noch läßt er sich ab- oder aufhalten. Und wo dieser Wind wehen will, weht er „bald“, und urplötzlich kann er machen aus Steinen „Kinder Abrahams“, aus Unwissenden „Gelehrte“, aus Armen „Reiche“, aus Betrübten „Getröstete“, und aus Sündern „Bekehrte“. Manche haben das Glück, gleichsam bei den Haaren, und zwar gählings und ohne das geringste vorhergehende Verdienst, zum Glauben und zur Buße gezogen zu werden. „Es suchen mich, die vorher nicht nach mir fragten, und es fanden mich, die mich nicht suchten“, wie z. B. die in Buhlschaft verwickelte Samariterin, Zachäus, Matthäus, der Schächer am Kreuze, Saulus u. dgl. m. So schnelle Bewegung zum Guten und unerwartete Veränderung kommt her vom heiligen Geiste. Andere hingegen suchen Gott, und finden ihn nicht, wie die verstockten Sünder, die, gleich den Juden, ihn nur zum Tode suchen, und wieder Andere suchen und finden ihn, wie die drei Weisen, die zwei Johannesjünger, Magdalena im Pharisäerhaus und beim Grabe, die durch Philippus und Andreas sich anmeldenden Heiden, und auch jene Christen, die in dieser Oktave oft die Gnade Gottes und den heiligen Geist begehren mit einem eifrigen: „Komm', heiliger Geist!“

Unter vielen, aber unverhofften Bekehrungen ist wohl keine wunderlicher, als die des Gauklers und Possenreißers Genesius, der's allen Charlatanen, besonders im Spötteln über der Christen Ceremonien und Kirchengepränge, zuvorgethan. Zur Erlustigung des Kaisers Diokletian (284 — 305) und des römischen Volks riß er auch einst auf öffentlicher Schaubühne gegen die Christen folgende Posse. Er legte sich zu Bett, stellte sich tödlich krank, und befahl seinen, dazu abgerichteten Gauklern, vor allen Dingen ihm in seiner Leibes- und Seelengefahr die heilige Taufe zu verschaffen. Alsbald ward der

Befehl ausgeführt. Es kamen der Pfarrer, der Taufpate und andere Benachbarte. Einer trug Salz, der Andere Öl, der Dritte Becken und Wasser, der Vierte das Chrysam und der Fünfte eine brennende Kerze in der Hand. Der Pfarrer nahm die Beschwörung mit dem bösen Geiste vor, stellte einige Fragen an den Täufling, und dieser antwortete ganz kläglich mit der lächerlichsten Positur. Endlich schüttete man ihm auch das Wasser auf und brauchte die gewöhnliche Form der Worte: „Ich taufe dich im Namen des V., S. und heiligen Geistes u. s. w.!“ Und dies Alles geschah in solcher Weise, daß der Kaiser und die übrigen Zuschauer genug zu lachen hatten. Doch, o wunderwirkende Hand Gottes!, im selben Augenblicke, da man mit Christo und seinem Sakramente das größte Gespött trieb, ward aus dem Schimpfe Ernst. Genesius sprang vom Bette auf, bekannte sich öffentlich für einen Christen, verfluchte die Götzenbilder, und ermahnte Alle zur Buße und Bekehrung, „da es keinen anderen Weg zum Himmel gäbe, als den Christus mit seinem Leiden und Tode gebahnt hätte.“ Das Volk vermeinte, es geschehe dies Alles verstellterweise, klatschte Beifall und sandte ihm Geschenke. Der Kaiser aber befahl, in der Absicht, eine neue Komödie zu beginnen, seinen Soldaten die Verhaftung und Vorführung des Genesius, weil er ein Christ sein wolle. Als dies geschehen und Jedes begierig war, den Genesius ferner zu hören, erzählte er nun, was sich mit ihm zugetragen. Wohl habe er nur zur Verlachung des Christentums dies Spiel unternommen, seinen Augen wäre aber unterdessen ein ganz anderes Schauspiel vorgestellt worden. Zwei Engel hätten neben ihm gestanden und ihm ein mit all seinen Sünden überschriebenes Buch gezeigt, mit dem Versprechen, dieselben auszulöschen, sobald er ernstlich an Christum glaube. Und weil er „Ja“ geantwortet, so hätten sie alle seine häßlichen Makel ausgewaschen, und er habe sich schöner und weißer, als der Schnee ist, gesehen. „Ich komme also,“ schloß er, „als ein ganz anderer Mensch aus diesem Taufbade heraus. Vordem war ich Heide, jetzt bin ich Christ, und bitte dich, o Kaiser, und euch Römer alle, meinem Beispiele zu folgen, wenn ihr selig werden wollt!“ Als nun der Kaiser sah, daß es Ernst wäre, ließ er den Genesius sofort durchpeitschen, einkerkern und Tags darauf durch den Landrichter Plantian mit Versprechen und Folter, Geißeln, Haken und Feuersbrand, zum Wiederabfall vom Christentum bewegen. Da aber Genesius nur das Wort hören ließ: „Ich bin ein Christ! Schärfe die Marter, schneide, reiße, brenne oder hänge mich auf, Christum,

meinen König, wirst du mir nicht aus dem Herzen reißen," so ließ er sich mit freudig dargebotenem Halse zur Erlangung der Marterkrone enthaupten.

Das war eine wunderbar schnelle und nicht geahnte Bekehrung, die der heilige Geist mit seiner Kraft, dieser göttliche Mund vom Himmel her mit seinem Wehen, hervorgebracht. Plötzlich ist aus dem Schimpfe Ernst, aus dem Heiden ein Christ, aus dem Taufspötter ein Getaufter, aus dem Sünder ein Büßer, aus dem Gaukler ein Bekenner und Märtyrer, und der Spielmann selbst zum Schauspiel geworden, zur Bewunderung Roms, zur Freude der bedrängten Christen und zum Wohlgefallen des Himmels. „Diese Änderung kommt von der Rechten des Allerhöchsten." Mit keinem Sünder ist es also aus, so lange er noch lebt und atmet. Sei's auch gefährlich bei Vielen, darum man auch eifrig für sie beten soll, verzweifelt ist's bei keinem. Wir zürnen oft heimlich über eine gewisse Person, und sagen wohl auch: „Es hilft doch gar nichts an diesem Menschen; es ist Wasser und Seife, Reiben und Fegen, Essig und Salz, Chrysam und Taufe, an ihm verloren. Wenn ihn der Henker nur bald holte, er ist ihm doch schon gewiß, u. dgl. m." Geduld, liebe Christen, es kann noch sein. Wie Einer plötzlich aus einem Gerechten ein großer Sünder werden kann, wenn er den heiligen Geist in sich „auslöscht", nicht dem Wesen, sondern der Wirkung nach, indem er sich seinem Einflusse entzieht und seine Gnade nicht annimmt, so kann auch ebensobald aus dir, dem großen Sünder, ein Gerechter, aus dem Publikan ein Evangelist, aus dem Gotteslästerer ein Apostel, und aus dem Mörder ein Himmelsbewohner, werden. Dazu werden aber zwei Dinge oder Willen erfordert. Der heilige Geist und auch der Mensch muß wollen; der heilige Geist muß wollen seine Gnade geben, und der Mensch muß die Gnade wollen annehmen, wie Paulus und Genesius. Eins ohne das andere ist ein Wind ohne Orgel, oder eine Orgel ohne Wind. Ohne Wind wird die Orgel nie pfeifen, und ohne Orgel wird der Wind vergebens wehen. Der Wind muß wehen, und die Orgel muß den Wind auffangen. Alsdann giebt es gählings einen Schall vom Himmel ab, und wird Gott das gebührende Lob angestimmt.

„Der heilige Geist ist schnell, wenn man sich schnell bekehrt und seinen Einsprechungen eilfertiges Gehör giebt. Laßt uns deshalb dem heiligen Geiste, wenn er sich gählings anmeldet, die Thüre unseres Herzens öffnen und uns bekehren, damit uns nicht gählings der Untergang ins Haus komme zu unserer Verdammnis, wovor

uns gnädig behüten wolle Gott Vater, Sohn und heiliger Geist". O, daß wir austreiben aus unseren Herzen den bösen Feind, wie David aus Saul und wie Magdalena und Zachäus aus sich selbst! O, daß auf unser Pfingstgebet sich der Gottes-Geist der Wahrheit erhebe, und den Weltgeist der Lüge, der allüberall auf Erden, auch im Parlament und auf Thronen, wie auf den Lehrstühlen, sitzt und brütet, vernichte und in den Abgrund der Hölle versenke, aus der er gekommen, — und daß er auch allen weltklugen Pilatussen die Wahrheit lehre, damit Herz und Zunge wieder übereinstimmen, und diese wieder der Schreibgriffel der Seele werde!

O, möchte dies Pfingsten durch den heiligen Geist herbeiführen die Erhöhung unserer heiligen Kirche, die besondere Erleuchtung und Gnadensegnung ihrer Hirten und Gläubigen, wie aller Irrenden, und die Verscheuchung jedes Schwindelgeistes, Unverstandes, aller Ratlosigkeit und Feigheit!

---

# Am hochheiligen Fronleichnamsfeste.

Evangelium. Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise (Joh. 6, 56—59).

Heute ist die öffentliche Feier der Einsetzung des heiligsten Sakramentes oder der Eucharistie (Danksagung), welche am Gründonnerstage, als dem eigentlichen Tage, wegen der Trauer über Christi Leiden freudig zu begehen, unmöglich ist. „Fronleichnam" ist zusammengesetzt aus „Fron", was so viel als „Herr" bedeutet, und aus „Leichnam", wie im Altdeutschen jeder lebende und entseelte „Leib", im Neudeutschen aber nur der letztere heißt, bedeutet also den lebendigen Leib des Herrn. Er ward stets gefeiert in den heiligen Geheimnissen, („Brotbrechen", „Liturgie", „Messe"); allein als besonderes Hochfest der Freude, im Anschluß an die Pfingstfeier, mit Prozession nach dem Vorbild der Umhertragung der Bundesarche, und in der Bedeutung eines Bußganges zum Ersatz der Christo im Sakramente zuge-

fügten Unbilden, und zwar im Freien, um so gleichsam die Teilnahme der ganzen Natur an der Erlösung anzudeuten, und unter Absingung der Anfänge der vier Evangelien an vier Altären, um hinzuweisen auf die gleiche und gemeinsame Verkündigung der Menschwerdung Gottes seitens aller Evangelisten, und auf die Heilsberufung aller Völker von Ost zu West, von Nord zu Süd, als solche Feier ward Fronleichnam erst für alle Christen um 1264 durch Papst Urban IV. eingeführt, nachdem sie schon zwei Jahrzehnte vorher in der Diöcese Lüttich zufolge der Vision einer dasigen Ordensjungfrau, Juliana, entstanden und üblich geworden. Das Evangelium ist ein Teil aus der Rede, die der Herr auf die Sättigung der Fünftausend mit fünf Broten gehalten, und bei der er die Einsetzung der Eucharistie zum Manna des ewigen Lebens verheißen hat.

Das Altarssakrament ist der Inbegriff aller Wunder Gottes, der Wunder seiner Macht, seiner Weisheit und Liebe. „Ich wage zu sagen," spricht Augustin, „daß Gott, obgleich er allmächtig ist, nicht mehr geben konnte, obgleich er der Reichste, nichts mehr zu geben hatte, und obgleich er der Weiseste ist, nichts mehr zu geben wußte, als er uns gegeben in diesem Sakramente, d. i. seine unendliche Gottheit." „O wunderbare Würdigung, o wahrhaft große Liebe der Liebe, nicht bloß ein Gast Jesu bei seinem Liebesgastmahle zu sein, sondern auch ihn in Person zu genießen!" „Ich habe ein großes Verlangen gehabt, dieses Osterlamm mit euch zu essen, ehedenn ich leide", sprach der Herr, als er sich mit den Aposteln zu Tische setzte. Und dies Gotteslam, Christum Jesum, genießet Einer, genießen Tausende; wie viel diese, so viel jener, und der Genossene wird doch nicht verzehrt." Wir werden sein, und er ganz unser; denn er verwandelt sich nicht in uns, wie die Speise unseres Leibes, sondern er verwandelt uns in sich." „Welchen Lohn werden wir ihm geben?" Und seine Antwort lautet: „Mein Kind, gieb mir dein Herz". Ja, Christenseele, dein Herz verlangt der Herr zum Beweis, daß du erkennest seine Liebe, mit der er dich geliebt hat bis an sein Ende!" O so thue eins, gieb heute Christo Jesu dein Herz und erkläre dich, daß er hinfort sein werde der Gott deines Herzens und der beste Teil deiner Seele; denn in diesem Geheimnis schlägt auch das alleredelste Herz entgegen und pulsiert das Leben der Welt.

I. Das hochwürdigste Sakrament ist ein Geheimnis, wie der Erinnerung an Christi Tod und des Verlangens nach seiner Vereini-

gung, so auch des Glaubens an seine Gegenwart ungeachtet Gott überall mit seiner Wesenheit, Erkenntniß und Allmacht, zugegen ist. Wenn es nämlich gewisse Tugenden giebt, durch die der Mensch näher zu Gott kommt, so giebt's auch gewisse Geheimnisse, durch die sich Gott näher den Menschen naht, und unter diesen steht obenan das Geheimnis der Menschwerdung für Alle, und zunächst und besonders das Altarssakrament; das die Väter genannt „eine Ausstreckung der Menschwerdung". Fronleichnam ist der Leib der Demut des Gottmenschen, das Geheimnis seiner einstigen, und auch gegenwärtigen allertiefsten und letzten, weil mit seiner unsterblichen Herrlichkeit vereinigten Erniedrigung, wie auch das Ehrengeheimniß des Gottmenschen. Darum mag auch die irr- und ungläubige Welt, die weder Christum am Kreuze, gleich den Heiden, noch auf dem Altare, anbeten will, was doch die Weisen des Morgenlandes gethan, uns deshalb der Abgötterei und des Aberglaubens beschuldigen, „wir beten keineswegs das nackte und bloße Fleisch, sondern das Fleisch Gottes", oder den eingefleischten Gott selber an." „Fronleichnam" ist ferner ein Sakrament des Lebens, oder der Inbegriff und die Vollendung aller göttlichen Wohlthaten der Erlösung; und endlich auch das Geheimnis der Liebe, aber auch der Furcht Gottes.

Die Eucharistie ist Christi Testament oder letzter Wille. „Testament" heißt der Wille, durch welchen eine Person mündlich oder schriftlich über das Ihrige Anordnung trifft, was damit nach ihrem Tode geschehen soll. Zu dessen Gültigkeit werden aber dreierlei Dinge erfordert: die Form, Materie und Zeit. Die Eucharistie ist nun unstreitig ein vollgültiges Testament, nach seiner Form in der Deutlichkeit seiner Worte, nach dem darin vermachten Objekt, und auch nach der mit dem Tode eingetretenen Erfüllungszeit. Die Eucharistie ist Christi Testament. Testamente aber sind so vollgeltend, wie Gesetze, und Testatoren heißen darum auch Gesetzgeber. Wie übel sieht's aber aus mit der Ehrerbietung, die man gegen Christi Testament gehabt und noch hat? Wie viel giebt's da der Anfechtung, falschen Auslegung, Verfälschung und Umstoßgelüste? Und wie kommen alle überein in der Leugnung der Opferbedeutung des Sakramentes und der wesentlichen Gegenwart Christi in ihm?

II. Die Eucharistie ist in ihrer Grundbedeutung ein Religionsopfer, laut der Einsetzung: „Dies ist mein Leib, der für euch hingegeben, und dies ist mein Blut, daß für Viele vergossen," d. i.

geopfert wird. Ein Religionsopfer aber ist eine religiöse Handlung, zum öffentlichen Bekenntnis der allerhöchsten Herrschaft Gottes und unseres vollkommenen Gehorsams, in und mit welcher durch einen besonderen Gottesdiener eine sichtbare Gabe, als Sinnbild der geistigen, Gott dargebracht wird, und zwar in dreifacher Ordnung: durch die Opferweihe des Gebetes, die Opferzerstörung in einem Hauptteile, und die Opfermahlzeit von dem zurückbehaltenen Übrigen, so daß das Opfer Gott und Menschen verbindet, indem man gleichsam im Zerstörten den Anteil Gottes, und im Genossenen den Teil der Menschen, erblickt. Alles dies ist bei der Altarsfeier vorhanden. Es wird Brot und Wein genommen und unter Dankgebet geweiht und Gott dargebracht. Hierauf wird die Wesenheit von Brot und Wein durch Christi Doppelsegen in seine Leib- und Blutsubstanz verwandelt, oder das Opfer der Gestalten wirklich zerstört, während für Christi Leib und Blut die Zerstörung nur eine mystische und moralische ist, auf Grund ihrer Trennung, wegen Ausschluß aller sichtbaren Lebensfunktionen, und weil Christi Leib seit seiner Auferstehung und auch schon vorher bei der Einsetzung des Abendmahles durch seinen Willen als glorifizierter, unsterblicher und übernatürlicher Leib, und somit als unerreichbar für Angriff, Verwundungen und Zerstörungen der Natur, erscheint. Endlich wird die Opfergabe in den übrigbleibenden Gestalten, mit ihrer inneren Wesenheit von Christi Leib und Blut, genossen. Demgemäß ist die Eucharistie ein wahres Religionsopfer, und zwar das im letzten Abendmahle fortgesetzte Erlösungsopfer Christi mit dessen Lehre, Beispiele, und besonders mit seinem Tode oder Kreuzesopfer, weil in ihm sich Christus unter Brot und Wein seinem Vater fürs Heil der Welt aufopfert und aufgeopfert wird. Es ist ein wahres Versöhnungsopfer, die Vor- und Darstellung des blutigen Kreuzopfers, ja mit diesem selbst ein und dasselbe, nur mit dem formellen Unterschiede, daß es nicht blutig, und nicht von der Grausamkeit, sondern von der Frömmigkeit für Reich und Arm, dargebracht wird, allerdings auch nichts verdient, sondern nur das Kreuzopferverdienst zueignet. Diese Zuwendung aber ist so nötig, daß ohne sie der Kreuzopfersegen ebenso unfruchtbar bliebe, wie die fruchtbarste Natur ohne die sekundären Ursachen der sie befruchtenden Einflüsse. Wohl wirkt auch das Altarsopfer nicht so kraftvoll und unfehlbar, wie das Tauf- und Bußsakrament, aber doch stets wirksam durch die betende Hingabe von Christi Leib und Blut, und durch dessen Opfergebet vom Altar, falls wir nur andächtig, und nicht gleich den einstigen Juden, der heiligen Opferhandlung beiwohnen.

Diese Gnadenzuwendung schreiben nun die Andersgläubigen schon dem Genusse dieses Sakramentes zu, bestreiten aber allgemein dessen Opferbedeutung.

Sie ärgern sich über das Wort „Messe", und doch ist's biblisch, und bedeutet „Opfer", ärgern sich aber auch über das Wort „Opfer", und wollen nicht zugeben, daß Christus uns im Sakramente seinen Leib als „Opferleib" hinterlassen, und doch müssen sie einräumen, daß keine Religion ohne Opfer ist. Wenn aber auch die christliche Religion ein Opfer haben muß, wo hätte sie eins, wenn nicht in diesem Sakramente?

Sie glauben an das Kreuzopfer Christi, und müssen zugeben, daß die Menschen vergeßlich sind in Bezug auf Wohlthaten, und daß Gott darum dies Todesopfer so oft vorgebildet. Warum leugnen sie nach dessen Eintritt die Notwendigkeit seiner Erinnerung und seines Denkmals, und zwar im Abendmahle? Sie glauben ans ewige Hohepriestertum Christi, und daß er mit seinem blutigen Kreuzopfer alle blutigen Opfer abgeschafft, laut David: „Der Herr hat geschworen: du bist der Priester ewiglich nach der Ordnung Melchisedechs," dessen Opfer in Brot und Wein bestand, und dessen unblutiges Priestertum dem, von Christo in Person und schließlich allein verrichteten blutigen des Aaron folgen sollte. Allein sie anerkennen keineswegs eine Erfüllung dieser allerwichtigsten Weissagung, und daß dies unblutige Priestertum schon auf Erden in einer Handlung eintreten, und Christus sich seine Gehilfen zur Verkündigung seines Todes bis zu seiner Ankunft wählen mußte, wie dies unsere Kirche vom Abendmahle und Befehle: „Dies thut zu meinem Andenken," und selbst der jüdische im zweiten Jahrhundert lebende, später aber christianisierte Rabbiner Judas, ein Vetter Gamaliels, anläßlich der Erklärung der Schaubrote, ausgesprochen. Sie kennen auch die Prophezie: „Ich habe kein Gefallen an euch und nehme kein Opfer an aus eueren Händen; denn an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden". Sie wissen sehr wohl, daß diese Weissagung sich nicht in den Juden-Opfern erfüllen konnte, weil diese nur zu Jerusalem opfern durften und auch nur unreine Tieropfer brachten. Wie selbstverständlich müßte es ihnen also sein, daß sich diese Prophezie im Christentum erfüllen mußte, und auch aufs zutreffendste erfüllt hat im reinen Abendmahlsopfer der allüberall ausgebreiteten Kirche, was selbst die Heiden im ersten Christentum eingesehen? Sie wissen endlich, daß Christus seine Kirche auf den Ruinen der Synagoge errichtet, und

gewiß nicht unvollkommener und mangelhafter, als jene, d. i. ohne Opfer und Priester, werde errichtet haben. Und sie wissen auch, daß in der ganzen christlichen Religion zur Verehrung der göttlichen Majestät keine heiligere Handlung, als das Abendmahl, zu finden ist. Warum erkennen sie es da nicht als Opfer an?

III. Die Leugnung der Gegenwart Christi im Sakramente ist nicht minder allgemein.

1) Welche Anfechtung erlitt Christi Testament in dessen Vollzugs- und Sachmöglichkeit seitens der ungläubigen Kapharnaiten? Sie, als Fleischlichgesinnte, verstanden Christi Verheißungsworte dem Buchstaben und nicht dem Geiste nach, gleich als wenn er sein Naturfleisch zur Speise geben wollte. Daher ihre kopfschüttelnde Frage: „Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben?", indem sie solches unmenschlich und unwürdig fanden. Der Herr hat ihre irrige Auffassung berichtigt, aber am Worte der Spendung seines wirklichen Leibes festgehalten, und zwar laut „Verheißung", „Schwur" und „Drohung", wie dies auch Paulus bezeugt, und worin drei unumstößliche Gründe für seine göttliche Gegenwart vorhanden sind. Niemand kann aber auch, auf Grund seiner Gedanken, an der täglichen Erfüllung dieses, seines Versprechens zweifeln, und daß er uns im Sakramente seinen wirklichen Leib geben wollte, und auch konnte, oder dazu mit dem Willen auch das Vermögen hatte, sobald man gedenkt an die, alle Lüge nebst Betrug ausschließende Wahrhaftigkeit seiner Worte, an seine Wunderkraft, seine Schöpfung aus Nichts, seine göttliche Menschwerdung und Verwandlung des Wassers in die Weinessubstanz. Kapharnaitisch dachte, z. B. der muhamedanische Philosoph Averrhoes, insofern er trotz seiner Begeisterung fürs Christentum doch den Glauben, „daß sich Gott von den Christen essen lasse," als thöricht, schrecklich und unannehmbar, erklärte. Auch in der Christenheit giebt's Anlaß dazu. Es erzählt z. B. die Geschichte, daß aus der heiligen Hostie nicht selten Blut geflossen, besonders bei deren Verunglimpfung. Was ist davon zu halten? Falls es wahres und wirkliches Blut ist und die Erscheinung nicht etwa auf Sinnestäuschung beruht, und falls dies wirkliche Blut auch nicht natürlich zu erklären ist, wie z. B. aus einem Schnitt und Bluten der lebenden, dabei beschäftigten Menschen, so ist dann ein übernatürliches Vorkommnis anzunehmen. Das übernatürliche Blut Christi ist's aber nicht, sondern anderes, z. B. von den Engeln herbeigeschafftes, oder durch göttliche Allmacht aus der Luft gebildetes, zum Schrecken der gottlosen Thäter,

zur Ankündigung der unausbleiblichen Rache Gottes, und zur Bestätigung des rechten Glaubens; denn Christus hat seit seiner Himmelfahrt einen glorifizierten Leib und kann nicht von Schlägen, Stichen u. dgl., getroffen oder verwundet werden, so wenig wie nach der Sonne abgeschossene Wurfgeschosse diese verwunden können. Kurz, eine Fließung des Blutes Christi ist aus seiner Hostie unmöglich.

2) Welche Anfechtung erlitt ferner Christi Testament in dessen Verwandlungsmaterie seitens der deutschen „Reformatoren"?

Sie leugnen allerdings nicht Christi wesentliche Gegenwart im Abendmahle, wohl aber seine, dem Genuß vorhergehende und der Wandlung nachfolgende Gegenwart, weil sie nur eine Genuß-, aber keine Wortverwandlung annehmen. Sie leugnen die Transsubstantiation, oder die Verwandlung der Brotes- in Christi Leibessubstanz, und glauben dafür nur an die Impanation oder an den Zusammentritt beider Substanzen, die auch bei und nebeneinander bleiben, indem sie meinen, daß Christus zur Substanz seines Leibes die Brotessubstanz hinzufüge. Daß sie aber mit solchem Glauben die Bedeutung seiner Worte fälschen, und sein Testament, statt zu ehren, abändern, sagt der Glaube der ganzen Kirche, gegen den sie sich auflehnen, ferner das Wort St. Cyprians, des im dritten Jahrhunderte lebenden Bischofs von Karthago: „Das Brot ist nicht bildlich, sondern wirklich verwandelt durch die Allmacht des Wortes, d. i. Fleisch geworden," und auch das des hebräischen Rabbi Moses Hadarsan, indem er das Psalmenwort: „Verkostet und sehet," mit dem Ausspruch erklärt: „Das Brot, das da genossen wird, verwandelte sich in Fleisch!"

Wie lauten nun aber die Gründe, ob deren die Neuerer verwerfen die Kirchenlehre, „daß, sobald der Priester über Brot und Wein Christi Worte: „Dies ist mein Leib, . . . mein Blut!" ausgesprochen, Christus auch sofort und so lange gegenwärtig sei und bleibe, als die äußeren Gestalten bleiben und nicht verzehrt werden?" Und welche Beweise haben sie für ihre Behauptung, „daß außerhalb des Genusses kein Sakrament, also nicht Christi Leib und Blut, sondern nur eitel Brot und Wein, vorhanden sei?" Folgende drei Umstände führen sie darum an: Sie berufen sich auf die vermeintliche Einsetzung dieses Sakramentes nur lediglich und ausschließlich zum Zweck des Genusses. Allein ist auch der Genuß ein Zweck des Sakramentes, so ist er doch nicht der alleinige, und keineswegs der Hauptzweck. Sei es auch rücksichtlich der Menschen mehr Speise, betreffs Gottes ist's vor allem Opfer. Christus hat aber auch keineswegs

gesagt: „Nehmet und esset dies Brot, und durch den Genuß empfangt ihr meinen Leib!", sondern schon vor dem Genuß hielt er in seinen Händen sein sakrales Fleisch und Blut, sobald er gesprochen: „Dies ist mein Leib, . . . mein Blut!" Der Mund des sprechenden Christus, nicht aber der Mund der genießenden Apostel hat das Sakrament gemacht. Sie berufen sich ferner auf St. Pauli Wort: „Der Kelch der Segnung, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes des Herrn"?, worin er nach ihrer Ansicht das Brot auch nach der Segnung noch für Brot erkläre; er aber hat bei der Nennung des Brotes nicht das gewöhnliche, sondern das verwandelte, höhere und himmlische Brot gemeint. Dafür spricht auch der Schrift-Gebrauch, schon veränderte Gegenstände doch noch mit den früheren Namen zu benennen, wie sie z. B. den zur Schlange veränderten Mosesstab dennoch einen „Stab", und auch die bereits geheilten Blinden und Lahmen dennoch „Blinde und Lahme" nennt. Sie berufen sich endlich auf die angebliche Gleichheit zwischen Taufe und Abendmahl, und daß, wie ohne Gebrauch jene kein Sakrament sei, so auch dieses nur durch den Genuß zum Sakramente werde. Allein von der Taufe ist keineswegs aufs Altarssakrament zu schließen, da sie ganz verschieden sind, insoferne bei jener das Sakramentswort nur über den Empfänger, bei der Eucharistie aber über die Materie ausgesprochen wird, und auch die Taufe nur zum einmaligen Wiedergeburtsakt, die Eucharistie aber zur bleibenden Nahrung gegeben wird. Aber auch die gesunde Vernunft spricht gegen sie. Nach ihr ist's ebenso widersinnig, das Sakrament außerhalb des Genusses zu leugnen, als wenn man die Gegenwart des, von Gott in der Ernte gegebenen Getreides und Brotes außerhalb des Genusses, und während es auf den Feldern und in den Vorratskammern liegt, hinwegleugnen möchte, oder als wenn man bei einer Erbschaftsregulierung zum Miterben sagen wollte: „Hier ist dein Erbe; nimmst du es aber nicht, so ist es nicht dein Erbe, so gehört es dir nicht!"

3) Welche Anfechtung erlitt endlich Christi Testament in seiner Wortform seitens der gallischen „Reformatoren"?

Sie Alle leugnen Christi sakrale Gegenwart nebst Konsekration, und haben statt deren wohl zweihundert falsche Auslegungen erdichtet, nach denen Christi Leib nur bildlich und figürlich im Sakramente vorhanden sein soll, wurden aber schon längst vom deutschen „Reformator" bei der Verteidigung der Konsekration gründlich heimgeführt, indem er alle ihre Sakramentsauslegungen und -Verdrehungen ins

Lächerliche zog, z. B. laut Spruch: „Dr. Karlstadt verdreht jämmerlich das Fürwort „dies (hoc)“, Zwingli zerfleischt das Wort „ist (est)“, und Öcolampadius unterwirft das Wort „Leib (corpus)“ der Marter; einige zerschinden den ganzen Text, und Andere kreuzigen nur den halben Teil!“ Was kann solche Testamentsfälscher entlarven und kurieren? Nur das kurze Wort: „Das ist mein Leib!“? Es ist kein kraftloses Menschen-, sondern Gottes-Wort, und bedeutet so viel, wie That und Erfüllung, weshalb schon Philo über den Ausspruch: „Das ganze Volk sah seine Stimme“ (d. i. beim Erlaß des Dekalogs auf Sinai), gesagt, „daß die menschliche Stimme durchs Gehör, die göttliche aber durchs Gesicht vernommen wird,“ sowie auch Plato: „Was immer Gott redet, sind nicht Worte, sondern Werke, deren Urteil nicht so bei den Ohren, als bei den Augen liegt!“ „Das ist mein Leib!“, sagt und ist das verwandelnde Wort Gottes, an dessen Kraft selbst der Teufel nicht zweifelt, laut Schrift: „Sprich, daß diese Steine Brot werden,“ ist das sakrale dreifache Werkzeug, im Verstand des ewigen Entwurfs, im Wort der Ausführung mit der Zeit, und in der Kraft seiner Vollendung, wie bei der Schöpfung der ganzen Welt, kurz, es ist das „fiat“ des Sakramentes. Das ist hinreichende Gewähr, daß Christus im Sakramente nicht den bloßen Schatten, sondern den wahren Leib zurückgelassen; denn mit bloßen Schatten wäre nur Spott mit den Christen getrieben, und diese wären nicht begnadigter, wie die Juden, und in all den vielen Verheißungen an die Christen hätte Gott viel versprochen, aber wenig gehalten! „Das ist mein Leib,“ derselbe Leib und dasselbe Blut, die am Kreuze hingegeben worden. Und da sein Leib am Kreuze wirklich und wesenhaft, nicht aber figürlich oder bildlich hingegeben wurde, so muß auch sein sakraler Leib nicht bildlich, sondern wesentlich sein, widrigenfalls wir beim bildlichen Leibe des Sakramentes uns auch mit dem bildlichen Leibe seines Kreuzes begnügen müßten, und somit keine Erlösung hätten. Darum sind die Worte: „Dies ist mein Leib!“, selbst nach dem Geständnis Melanchthons wahrhafte „Donnerkeile“, die alle Sakramentierer zu Schanden machen, und selbst die größten Sakramentsfeinde, wie Berengar, zum Widerruf zwingen, und nötigen, ins Haus des wahren Abendmahles hineinzutreten. Es ist vergebliches Unterfangen, die Gegenwart Christi im Sakramente zu leugnen, und eben so viel, als den Himmel gleich den Giganten und babylonischen Turmbauern stürmen, und Gott aus seinem Sakramente vertreiben zu wollen.

Christi Testament, worin er seinen Leib, den er schon im Leben

seinen Aposteln geschenkt, auch den nach denselben lebenden Christen zum Erbe vermachte, ist durch seinen wirklichen Tod bestätigt, zur Ausführung gebracht, und unabänderlich, wie unwiderruflich, unfehlbar und ewig, geworden. Er hatte in ihm über seinen Leib, dessen er sich begeben, letztwillig verfügt, dasselbe durch seinen Tod bekräftigt und durch sein Blut besiegelt. Und die Kirche, sein mystischer Leib, ist laut seines Willens, als erklärte Erbin, Vollzieherin und Ausspenderin dieses Testamentes, in den rechtmäßigen Besitz seines sakralen Leibes getreten, und auch auf Grund aller Konzilien durch alle Jahrhunderte im ruhigen Besitz dieser Erbschaft geblieben, so weit sie sich in eine lateinische und griechische teilt; denn beide glauben noch heute an die Transsubstantiation, wenn auch die Griechen in den Verwandlungsworten, wegen Beifügung eines Menschenwortes zum Worte Christi, in etwas abweichen. Und wird auch unserer Kirche von den Glaubensneuerern vorgeworfen, als ob sie „eigenmächtig dies Testament im wesentlichsten, wichtigsten und vornehmsten Punkt", in der Vorenthaltung des Kelches betreffs der Gläubigen, abgeändert, so ist doch dieser Vorwurf längst und allgemein als unbegründeter bekannt, insoferne dies nicht das sakrale Wesen, sondern nur seine Austeilungsart betrifft.

IV. Die Eucharistie ist die Vernichtung der Weltklugen mit ihrer falschen Weisheit, die deren Vollkommenheit leugnen, d. i. in ihren Ansichten irren über Gott und Menschen. Wie mit Recht heißt dies Sakrament eine wahrhaft königliche und göttliche „Vorsehung" als Wüstenbrot auf der Ewigkeitsreise, und ein Mittel, zwischen Gott und Menschen Gleichheit und wahre Freundschaft zu machen. Die Eucharistie ist ferner die Vernichtung der falschen Hoffnung der Juden, die noch immer auf des Messias Ankunft warten, während wir ihn ansehen als gekommenen, und auf seine zweite richterliche Ankunft harren. In Wahrheit ist sie ja eine Ausdehnung seiner Menschwerdung, denn darin heilt er uns von der Blindheit des Gewissens, vom Aussatze der Sünden und von der Furcht des Todes. Die Eucharistie ist auch laut Einsetzungswort, wie Zeugnis der Apostel, die Vernichtung der falschen Vernunftschlüsse der irrgläubigen Christen, die das Wesen des Sakramentes bestreiten. Die Eucharistie ist endlich auch eine Vernichtung der falschen Andacht der katholischen Christen, die sich unwürdig derselben nahen, sie verunehren und so die, einst den Christen von den alten Juden und Heiden vorgeworfenen Lästerungen geistig bewahrheiten, nämlich daß sie nicht bloß Kinder-, sondern auch Gottesmörder sind, weil sie sich des Todes Christi schuldig

machen und sich selbst das Gericht essen. Bewahren wir also unseren rechten, eucharistischen Glauben, nach welchem „Gott den Menschen küßt mit dem Kuß seines Mundes". Im Geiste und in der Wahrheit soll, wie angebetet, so kommunziert werden, und zwar öfter von vollkommenen Seelen, mäßiger bei großen Schwachheiten, und seltener beim Leben in großen Sünden, damit es unfehlbar zum Leben gereiche.

So fahre denn fort, o göttlicher Jesu, als Opferpriester Dich selbst Deinem Vater zu opfern, und dasselbe auf unseren Altären zu thun, was Du auf Golgatha zur Erhörung Deines Gebetes gethan, um ihm alle Ehre zu geben, und den Menschen alle Deine Verdienste zuzuwenden! Wir aber versprechen Dir vor dem Angesichte des Himmels und der Erde, würdig Dein Opfer und heiliges Mahl zu feiern, besonders beim Abscheiden, um dann auf ewig mit Dir vereinigt zu werden!

---

## Am hohen Feste der vornehmsten Apostel, des heiligen Petrus und Paulus.

Evangelium: Es kam Jesus in die Gegend von Cäsaräa Philippi (Matth. 16, 13—19).

Nach den Hauptfesten des Herrn ist Peter und Paul das älteste in der Kirche. Laut Evangelium fragte Jesus seine Jünger: „Wofür halten die Leute den Menschensohn?" Und sie sprachen: „Einige für Johannes den Täufer, Andere für Jeremias oder einen der Propheten." Und Jesus sprach zu ihnen: „Ihr aber, als Christen, für wen haltet ihr mich"? Da antwortete Simon Petrus im Namen, nicht aber im Auftrage, der noch schwachgläubigen Mitapostel: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!" Und Jesus sprach zu ihm: „Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas (Johannes); denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir: du bist Petrus, und auf diesen

Felsen will ich meine Kirche bauen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was du binden und lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden und gelöset sein!“ Hierin ist enthalten die Grundlegungsurkunde für die Errichtung der Kirche. Und damit hat sich Christus keineswegs widersprochen, weder seinem eigenen, noch dem Fundamentalcharakter der übrigen Apostel. Er selbst ist und bleibt der unsichtbare, Gottmenschliche, selbst Leben- und Heilgebende, kirchliche Grundfels und Haupteckstein, während Petrus in sich und seinen Nachfolgern der sichtbare und Christi Stelle vertretende Kirchenfels ist, und die übrigen Apostel nur Kirchenfundamente und -Festen, und auch nur für die einzelnen Landeskirchen, nicht aber Stützen für die ganze Erdenkirche, sind.

Obgleich Evangelium, wie Epistel, nur von Petrus sprechen, so gilt doch die Feier, laut Festes-Namen, auch dem Apostel Paulus und dem Andenken aller anderen. Christus hatte zwölf Apostel sich gewählt, damit, wie der alte Bund zumal auf den zwölf Patriarchen ruhte, so auch der Neue sich auf zwölf heilige Männer gründete. Die apostolische Würde ist die erste, höchste, vornehmste und wichtigste im Reiche Gottes. Die Apostel sind darin die höchsten Würdenträger betreffs der Fülle des heiligen Geistes. Wir denken heute an den aufrichtigen Bartholomäus, den Gebetsfrommen Jakobus jun., den Gottergebenen Andreas, den sanften Thomas, den Weltentsagenden Matthäus, den Gottseligen Jakobus sen., den liebenden Johannes, und an alle übrigen, so einfachen und doch thatkräftigsten Männer. Daher ist die „Apostolicität“ das vierte Merkmal der wahren Kirche, d. i. sie ist durch die Apostel auf der Welt begründet und ausgebreitet, ihre Lehre, ihr Gottesdienst und ihre wichtigsten Einrichtungen, sind die der Apostel, und ihre Bischöfe sind deren rechtmäßige Nachfolger und stammen in ununterbrochener Kette durch Handauflegung von den Aposteln her. Daher der Kirche Vigilien-Meßgebet: „Laß, o Gott, durch keine Glaubensbetrübnisse erschüttert werden uns, die Du auf dem Felsen des apostolischen Glaubensbekenntnisses befestiget hast!“ Wir gedenken aber auch ihrer bischöflichen Nachfolger, dankend Gott, der sie gesetzt, und mit der Bitte, auf die Fürsprache der zwölf Apostel, „seine Herde betreffs des bischöflichen Amtes nicht zu verlassen, und ihr stets sich gefällige Hirten zu geben.“

I. Unter den zwölf Aposteln strahlen am hellsten St. Petrus und Paulus. In der heutigen Tagesmesse nennt sie die Kirche „die glorreichsten Fürsten der Erde, die, wie sie einander im Leben geliebt,

so auch im Tode nicht getrennt worden! „und sie betet: „O Gott, der Du den heutigen Tag durch den Martyrertod Deiner heiligen Apostel Petrus und Paulus geweiht, verleihe Deiner Kirche, daß sie in Allem den Weisungen und Lehren dieser beiden, ersten Prediger des Evangeliums folge!" Damit ist hingewiesen auf ihre Gleichheit und die dadurch gegründete, innige Liebe und Freundschaft zu einander. Gott hatte beide Apostel gleichgemacht im Leben, in und nach dem Tode. Im Leben: in Apostelwürde, Predigtamt, im Lieben und Loben Christi nnd im Geliebt- und Gelobtwerden seinerseits. An einem Tage, an einem Orte, und unter einem Tyrannen, wurden sie einst heute mit der Martyrkrone gekrönt, aus dem Mamertinischen Kerker Roms geführt, und sich umarmend an der Pforte Ostia, trennten sie sich, um für Christus zu sterben, der eine am Kreuze auf dem Goldberge, und der andere unter dem Schwerte, an den Salvischen Gewässern. Auch nach dem Tode sind sie gleich, betreffs ihrer Hüllen, da sie beide ruhen in der St. Peterskirche Roms, und betreffs ihrer himmlischen Verherrlichung in Bezug auf ihr Ehrengedächtnis der Welt, auf ihren Kirchendienst, wie ihr Fortleben in den Nachfolgern; denn, wo dem Einen ein Fest gefeiert wird, wird auch das Gedächtnis des Anderen begangen. Sie sind die höchsten Kirchenfürsten und Schutzherrn Christi, die beiden Augen der Kirche, mit denen sie erkennt und schaut des Evangeliums Klarheit, die vorzüglichsten Kirchenbaumeister, die beiden Großmeister in allem Christenwerk, die weisesten und besten Lehrer, die Männer und Väter der Barmherzigkeit, die kreisenden und beweglichen Leuchten des Kirchenhimmels, aber auch die zu fürchtenden Richter der Gerechtigkeit.

Bei all ihrer Gleichförmigkeit sehen wir doch auch große Verschiedenheit. In Petrus verehren wir den Fürsten der Apostel, ja „ihren Mund", den ersten Bekenner Christi, die „Grundfeste des Gotteshauses", oder den, welcher berufen ist, Christi Kirche, weil auf ihn gebaut, zu tragen bis ans Ende der Welt, und dem allein die Schafe Christi anbefohlen worden, ferner den Inhaber der Schlüssel der kirchlichen Gewalt, den Thürhüter des Himmels und Austeiler der Gnaden und Schätze der Unsterblichkeit, aber auch den Schild der Kirche wider alle Angriffe der Feinde. In Paulus verehren wir das auserwählte Gefäß der Gnade Gottes, dem allein der Name „Jesus" anvertraut worden, der berufen ist, diesen vor Kaiser, Könige und Fürsten, zu tragen, ferner den Inhaber des Buches der Wissenschaft, den Austeiler der Schätze und Reichtümer der Weisheit, eine weise

Zunge Christi und die Zierde des Gotteshauses, aber auch das Schwert der Kirche, das stets siegreiche des Geistes, das da ist das Wort Gottes.

In ihrem gleichzeitig zu Rom erfolgten, irdischen und himmlischen Triumphe ist der Ratschluß der Vorsehung anzubeten. Dadurch sollte die römische Kirche, weil zusammengekittet durch Petri und Pauli Herzblut, mit ihrem dort fortlebenden Geiste, als Hauptkirche der Welt für alle Zeit befestiget werden. Im Anfang schwachen und dann felsenstarken Petrus, und im Anfang fanatischen Hasser und dann feurigsten Christusliebhaber Paulus, sollte sich der Fels des Glaubens und die Weite der Liebe zu Rom vereint niederlegen, zur steten Losung, daß nur der Glaube mit der Liebe selig macht, nur an ihrer Grabstätte das unverfälschte Christentum, die Einheit mit der Freiheit (arma und toga), zu finden sei, und auch nur diese Kirche inmitten und trotz aller Anfechtungen der Menschen und Dämonen unüberwindlich bleibe.

Was kann die Welt der römischen Kirche mit deren Stiftern anhaben? Wohl kann sie deren Grabstätte, nicht aber ihren Geist vernichten, noch in ihr Geistesgebiet eindringen, wohl zeitweise, aber nie ungestraft, die äußeren Schutzwälle dieser Kirche niederreißen; denn Petrus und Paulus, diese Schutzgeister, bedrohen alle Angreifer, seien sie auch noch so mächtig. „Wer hat je mit ihrem Schatten und Geiste gekämpft und wäre zuletzt nicht unterlegen, oder zermalmt worden?" Die Geschichte hat's bewahrheitet. Trotz aller Weltbestreitung, gleich als wäre ihr der Paulinische Geist abhanden gekommen und sie selbst bei der Versteinerung des Petrinischen Felsens angelangt, zeigt sie dennoch den Geist des Paulus in ihrer Lehre von dem freien Willen und der Gnade, in ihrer großen Anschlußfähigkeit, wie mit ihrer Begründung von freien Volksverfassungen. Als der vom Christentume abgefallene Kaiser Julian die Kirche durch List und Schlauheit zu vernichten suchte, höhnte sein Lobredner Libanius einen Christen mit der Frage: „Nun, was macht der Galiläer?" Der Christ aber sagte ruhig: „Der Galiläer macht einen Sarg!" Und kurze Zeit darauf ward Julian vom tödlichen Pfeil getroffen, und nach seinem sterbenden Rufe: „Nazaräer, Du hast gesiegt!" für immer begraben. Ja, „der Galiläer thut nur zweierlei: Er lebt und mit ihm die Seinen; Alles aber, was gegen ihn ist, wirft er entweder durch Blut, oder durch Vergessenheit, oder durch Schande, ins Grab". Darum ist Peter und Paul ein erhebendes und glorreiches Fest. Deshalb sind alle wahren Christen auch römische, aber keine Sklaven Roms.

Zwölf besondere Ursachen aber giebt's, warum man zur römischen Kirche halten und in ihr leben und sterben soll. Sie ist der Leib Christi, das Haupt aller Partikularkirchen, die Bewahrerin aller apostolischen Tradition, die Bekehrerin der Heiden, die allezeit anerkannte Mutterkirche, die Leiterin und Bestätigerin aller allgemeinen und rechtgläubigen Konzilien, die Weltanerkannte Verwerferin aller ihr widersprechenden Häretiker, die Empfängerin aller Widerrufe, der Grund der Einheit für alle Kirchen, die als gut selbst von den Widersachern bezeugte Kirche, sowie von ihrem Glauben, der die Menschen viel aufrichtiger und gottesfürchtiger macht, als der sektische. Die römische Kirche ist der, im Schoße des Christentumes entstandene, prächtigste und großartigste Bau, den je die Welt gesehen, der sich bis zum Himmel aufgetürmt und durch Jahrhunderte die ganze Erde umfaßt. Deshalb laßt uns die beiden Apostelfürsten als Väter lieben und als Richter fürchten, ihren Lehren folgen, und ihrer Tugenden uns befleißen, damit sie auch uns wie Väter lieben und mit ihrer Fürbitte helfen, durch Verlassung des Irdischen einst zu erlangen das Ewige, jene Glorie, die nicht hat ein Ende.

II. Der Vorzug des Petrus vor den übrigen Aposteln erhellt ganz klar aus der Schrift. Stets wird er zuerst vor den Anderen genannt, wenngleich diese eher berufen und älter an Jahren sind. Er vertritt in der Verantwortung die anderen. Ihm allein ist die Zusage vom Grundfelsen des Kirchenbaues geschehen. Nur seine Kirche hat den, gegen die Höllenpforten verheißenen Schutz erfahren, nicht aber die des Jakobus von Jerusalem, noch die Ephesinische des Johannes u. s. w. Er hat die ihm versprochene Schlüsselgewalt auch wirklich erhalten, laut Wort: „Weide meine Schafe". Er hat aber auch seinen Vorrang in's Werk gesetzt: schlichtete die Streite, schlug vor die Wahl eines Apostels an des Judas Stelle, predigte zuerst Christum den Hebräern, wirkte das erste Wunder nach dessen Auferstehung, erklärte die Beschneidung für unnötig, sprach vor Kaiphas für die übrigen Jüngern, und verurteilte den Ananias und Saphira.

Wider diesen Vorzug werden zwei Einwürfe erhoben: „Christus habe die Binde- und Lösegewalt auch den übrigen Aposteln gegeben". Wohl ist's richtig, daß ihnen Allen diese Gewalt erteilt worden, aber nur in der „Vollziehung", nicht aber im „Ansehen der Regierung", ebenso, wie ein Vikar wohl alle bischöfliche Gewalt besitzt, deren Herrlichkeit jedoch nur der Bischof selber hat. Zum Anderen wirft man

ein: „Paulus habe dem Cephas ins Angesicht widerstanden, weil er zu tadeln war", insoferne er sich von den Heiden eine Zeit lang abgesondert, um nicht den Juden Ärgernis zu geben. Allein das war kein Glaubens-, sondern nur ein Thatfehler des Petrus. Was aber Paulus vom Nichtsichunterwerfen oder „Nichtweichen" erwähnt, sagt er nicht von Petrus, sondern von den eingeschlichenen, falschen Brüdern.

Die besondere dreifache Gnade, Würde und That, des Petrus bestand in den drei, vom Herrn ihm anvertrauten Schätzen, in Evangelium, Kirche und Kreuz. Christus machte ihn zum Hüter des Evangeliums, wie's aus seinen Predigten, Schriften und Wundern, erhellt, zum sichtbaren Oberhaupte der Kirche, wie es alle seine, zum guten Baugrunde nötigen Eigenschaften der Demut, Glaubensfestigkeit und sanftmütigsten Liebe, bekunden, und zum Stifter des neuen Roms, wie es erhellt aus seinem Kreuzessiege über Roms Abgötterei in seinen philosophischen Irrlehren, über der Hölle Bosheit in Simon, dem Zauberer, und über der Kaiser Macht in Nero.

Diese dreifache Gnade des Petrus ist aber auch auf alle Nachfolger und Inhaber des Stuhles übergegangen. Zufolge dessen sind wir jedem Statthalter Christi und Nachfolger des Petrus Ehre und Respekt zu leisten schuldig, nicht um seiner selbst, sondern um seiner hohen Würde und um Christi willen. Wie viele Monarchen haben dem römischen Stuhle und seinen Statthaltern große Ehrerbietigkeit erwiesen! Mag auch die Welt darob grollen und einwenden: „Etliche Nachfolger des Petrus hätten nicht rühmlich gelebt, folglich seien solche keine Statthalter Christi, und die ganze Würde ohne Bedeutung." Was besagen wohl vier oder fünf, sittlich nicht ganz vorwurfsfreie Päpste, unter den gesamten zweihundertsiebenundfünfzig, einschließlich Leos XIII. Zwischen Amt und Amtsvertreter ist zu unterscheiden, und ein übler Vertreter vernichtet noch nicht das Amt. Mag auch die Welt, wie solche Ehrenerweisung als „Knechtssinn", so auch die Ehrenannahme als „Hochmut" verschreien, so sollte sie sich wohl fragen: „War es etwa Christi Hoffart, oder nicht vielmehr Gnade, der Magdalena die Salbung, und als Auferstandener den gottseligen Frauen die Haltung seiner Füße, zu gestatten?" Mögen selbst manche Katholiken den Bischof aller Bischöfe entehren. Sie thun es nur, weil sie nicht wissen, daß er ein allgemeiner Vater ist, und als solcher es nicht allen Kindern recht thun kann, auch als „Bar Jonä", „Sohn des heiligen Geistes", wie ihn Christus bei seiner Taufe genannt, nicht so sehr aus seiner

Person, als vielmehr aus Antrieb des heiligen Geistes, redet und wirkt, und unter dessen „Warum" auch stets das „Darum" verborgen ist. Jedes Murren aber wider Petrus und seine Nachfolger zieht nach sich, wie das gegen Aaron, Gottes harte Strafe. Als Deutsche aber haben wir unseren Christenglauben zu verdanken nicht bloß dem Petrus in Person, insoferne er schon im vierundfünfzigsten Jahre nach Christi Himmelfahrt seine drei Jünger, Eucharius, Valerius und Maternus, nach dem Elsaß abgeordnet, sondern auch seinen Nachfolgern, indem viele Jahrhunderte später Bonifacius mit seinen Genossen nach unserem Vaterlande gesandt worden. Warum sollten wir diese Gnade nicht dankbarst anerkennen?, oder anderen „Evangelisten" nachfolgen, selbst wenn sie als Engel vom Himmel kämen? Nein, in des Petrus altkirchlichem Glauben wollen wir leben, sterben und selig werden.

III. Unter Petrinischem Stuhle ist zu verstehen das höchste Lehr-, Priester- und Hirtenamt, insbesondere aber das höchste, unfehlbare Lehramt der Kirche, das Christus dem Petrus nebst seinen Nachfolgern verliehen mit der dreifachen Vorzugsgnade, Hüter des Evangeliums, höchster Gnadenverwalter und Oberhaupt der Kirche zu sein.

Die Gnade der untrüglichen und irrtumslosen Lehrentscheidung über Gottes Offenbarungen und über das, was von Anfang an Gottes Lehre, und was Irrtum sei, besaß Petrus, nebst den übrigen Aposteln, durch die Inspiration (Einhauchung) des heiligen Geistes, schon als Apostel, im Vereine mit den Anderen, in den Beschlüssen einer allgemeinen Versammlung, daher „konziliarische" Unfehlbarkeit genannt, gemäß Wort: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt"; und: „Wer euch hört, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich"! Deshalb lautet des Petrus Wort auf dem ersten Konzil zu Jerusalem: „Es hat dem heiligen Geiste und uns gefallen," wie folgt, zu beschließen. Petrus besaß sie aber auch für seine Person allein, ohne Konzil, so daß er über Wahrheit und Irrtum, als der höchste Lehrer, und im Namen, wie als Vertreter der anderen Apostel, unfehlbar entscheiden konnte, laut Wort: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe", „Simon, ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wanke, und wenn du einst bekehrt bist, dann stärke deine Brüder", „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben," und: „Auf dich will ich meine Kirche bauen". Die Nachfolger des Petrus aber besitzen solche Gnade durch den Beistand (Assistenz) des heiligen Geistes, den sie nur mit der eigenen Mitwirkung erlangen

können. Und solche Konzils- und Oberhauptsentscheidungen galten stets als Aussprüche des heiligen Geistes. Das unfehlbare Lehramt des römischen Bischofes ist eine Amtsgnade, eine Gottgeoffenbarte und in den Glaubensschatz der Kirche durch die Apostel niedergelegte Wahrheit. „Rom hat gesprochen und die Sache ist beendet.“ „Der Vater, Sohn und heilige Geist, — Petrus. Amen,“ lauten die alten, vom Nicenischen Konzil vorgeschriebenen Epistel-Endworte. Vergeblich ist alles Ankämpfen der Welt gegen diese Wahrheit.

„Wie kommt's (fragt sie), wenn des Papstes lehramtliche Unfehlbarkeit schon eine ursprüngliche Wahrheit und in der uralten Überlieferung der Kirche enthalten war, daß sie erst am 18. Juli 1870 (am Tage der französischen Kriegserklärung gegen Preußen), von fünfhundertfünfunddreißig Bischöfen gegen nur zwei Stimmen, im Vatikanischen Konzile, öffentlich und feierlich erklärt und verkündigt worden?“ Und darauf gilt zur Antwort, weil da erst die allgemeine Ausartung, der Vernunftdünkel der theologischen Wissenschaft und die Leichtfertigkeit der Welt, solche Erklärung erforderte, und die Kirche entscheiden mußte, d. i. der mit dem Papste geeinigte Episkopat; denn, „wo Petrus ist, da ist die Kirche“. Die Welt sagt ferner: „Dieser Glaubenssatz widerstreite der Vernunft, Offenbarung, Menschenwürde und dem Staatswohle. Man mache damit den Papst zum fehlerlosen Menschen, und jedes seiner Worte zur unbedingten Wahrheit. Man gebe damit dem Papste die Allgewalt auf Erden und mache ihn zum untrüglichen Dolmetsch des göttlichen Willens, ja zu Christus und Gott selbst.“ Diese Ansicht der Welt ist aber die grausamste Thorheit und eine Vogelscheuche. Der Papst hat nur in der Kirche die Fülle der geistlichen Gewalt, die aber beschränkt ist durch die Offenbarung, die Kirchenverfassung, die Gottgesetzte und in ihrem Regiment unabhängige, bürgerliche Ordnung, und durch das Gewissen der Menschen. Trotz und bei all seiner Unfehlbarkeit bleibt der Papst doch ein sündiger und fehlerhafter Mensch. Die Päpste können nicht bloß als Menschen, Christen und Gelehrte, sondern auch als Priester, Prediger und Hirten, ja auch in ihren Lehrentscheiden, soweit sie sich nicht auf die überkommenen Religionssätze beziehen, und nicht vom höchsten Lehrer und für die ganze Kirche, sondern nur für einzelne Landeskirchen, gegeben worden, immerhin fehlen und irren, haben auch vielfach gefehlt und geirrt; denn auch sie sind und bleiben Menschen, und mit ihren Urteilen über Thatsachen auf die Berichte Anderer angewiesen, weil sie nicht allwissend sind. Wohl aber hat ihre, vom höchsten

Lehrstuhle aus für die ganze Kirche, früher, jetzt und künftig gegebene Auslegung der christlichen Lehrwahrheit, aber nur inhaltlich betreffs des Lehrsatzes, nicht aber bezüglich der Gründe und Beweise, durch den Beistand des heiligen Geistes, die Unfehlbarkeit zu beanspruchen. Von den in achtzehnhundert Jahren erlassenen, päpstlichen Lehrsätzen sind darum keineswegs alle unfehlbar, weil sie nicht alle jene Beschaffenheit haben, und auch sehr viele nicht den Glauben, sondern nur die Kirchenzucht u. s. w. betreffen, also keineswegs unwandelbar und unverjährbar erscheinen. Des Papstes Worte sind und bleiben Menschen-Worte. Von keinem Gebote Gottes darf er dispensiren, und geschähe es, so würde auch ihm erwidert: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen!"

Wie aber steht's bei der Welt? Ihre Monarchen können und dürfen die Landesverfassungen ändern, und über die Köpfe ihrer Räte hinweg mit den Unterthanen verhandeln, was keinem Papste für seine Kirche erlaubt ist. Die Welt beansprucht in Wahrheit eine gefährliche und sklavische Unterwerfung unter die Vorgesetzten und Herren, und „ein Schwören auf deren Worte", gleich als hätte Gott gesprochen. Sie hält ihre obersten Richterurteile für unkorrigierbar und unwiderruflich, ja selbst für unkritisierbar, mögen sie auch noch so unrecht einem Menschen thun, versagt ihm jede Genugthuung, und verweist ihn nur auf den Weg der Gnade. Sie als Andersglaubende schreibt endlich zu den Pastoren und Laien im Schriftverständnis nicht etwa bloß eine Assistenzinfallibilität, wie sie der Papst besitzt, sondern sogar eine Privatinspiration des heiligen Geistes, darum ihre Einsichtsvollen nicht selten klagen: „Die Katholiken haben nur Einen unfehlbaren Papst, wir aber haben unzählige Päpste!"

Der Petrinische Lehrstuhl hat sich auch in seiner Unfehlbarkeit durch die neunzehnhundertjährige Geschichte bewahrheitet. Auf ihm ward die Wahrheit gelehrt und die Lüge erdrosselt. Von ihm wurden alle Völker christianisirt, alle Irrlehren endgültig verworfen, und alle Glaubensstreite geschlichtet, alle Rechte und Vorrechte der Christenkirche in den einzelnen Landen in Schutz genommen, alle Schädiger des Kirchengutes mit den Kirchenstrafen belegt, gegen alle Angriffe Kirche und Christenheit mit Wort, Gut und Leben, wie gegen die Hunnen, Tartaren und Türken, verteidigt, und alles Gute, Wahre und Schöne, in der Welt verbreitet. Und diese ihre Wirksamkeit setzt sich fort bis zum Weltende. Unerfüllt blieb das Wort: „Papst, in meinem Leben war ich eine Pest für dich, in meinem Tode werde ich

dein Tod sein!" Noch jetzt ist das Papsttum der mächtige Magnet, um den sich die Geschichte der Zeiten bewegt. Es ist nichts Gleichgültiges: man muß es entweder lieben oder hassen, segnen oder fluchen. Ein Mittelpunkt ist's für alle Christen und Menschen, die noch was zu verlieren haben. Nimmer können die Völker dessen entbehren, seien sie auch noch so fortgeschritten, weil Gott und seinem Reich gegenüber alle Menschen unmündig bleiben. Feiern wir die Gründung des Petrinischen Stuhles mit dem Entschluß, ihn nebst all seinen Inhabern, auf's Tiefste zu ehren, und überall zur Anerkennung zu bringen. Stets gelten die Worte: „Das ewige Rom", „Petrus stirbt nicht", und, „ist er groß in seiner Freiheit, so noch größer in Ketten, weil er dann Himmel und Erde bewegt."

IV. Dem, die ganze Kirche stützenden Bischof war nach Gottes Fügung seit elf Jahrhunderten Rom und der Kirchenstaat überwiesen worden, d. i. jene Stadt, nebst den ihr zunächst liegenden Landstrichen, welche das Herzblut der Apostelfürsten und Millionen Märtyrer geweiht, und die Christenheit der Erde, zum Danke für das daher empfangene Leben der Wahrheit und Kraft, bereichert hatte. Diesen weltlichen Besitz erhielt er zum Eigentume, zufolge der freiwilligen Entscheidung der damaligen Bewohner, und zufolge der geschenksweisen Überlieferung der rechtmäßigen Besitzer, damit so seine freie und unabhängige Wirksamkeit in der römischen Kirche für die ganze Erde gesichert, befestigt und erleichtert werde. Er ist auch der Kirche unerläßlich nötig; das beweist die Erklärung aller Bischöfe aus der Vergangenheit und Gegenwart. Der aus katholischen, protestantischen und schismatischen Fürsten bestehende Wiener Kongreß von 1815 gab dem Papste den Kirchenstaat wieder; und selbst die klassische Wissenschaft kann die ihr wünschenswerte Erhaltung der Denkmäler Roms nur durch der Päpste Schutz gegen alle Modernisirung gesichert sehen. Das nationale Recht steht als besonders zurück vor dem allgemeinen der ganzen Christenheit. Die Religion kann nicht vom Winde leben. Und unmöglich respektirt ein Monarch die religiösen Interessen seiner katholischen Unterthanen, wenn diese der Papst, als Untergebener eines anderen Fürsten, vertritt. Laut Geschichte war auch Roms zeitweiser Verlust von unermeßlichem Nachteile. Dies zeigt das vierzehnte Jahrhundert, als der französische König Philipp, der Schöne, behufs Beraubung der reichen Tempelherren, den durch seinen Einfluß gewählten Papst Clemens V. nach Avignon zwang, woselbst die Päpste durch siebzig Jahre residierten; denn die Folge war Roms Verödung,

Spaltung und das Regiment von zwei und dann drei Päpsten, die Verpfändung der Mark Brandenburg unter Kaiser Sigismund behufs Beilegung des Streites, und der Ursprung der deutschen Kirchenspaltung. So war's auch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts unter Napoleon I., als er den einundsiebzigjährigen Papst Pius VII. durch viele Jahre in Frankreich gefangen hielt. Und wie traurig steht's auch jetzt um die Kirche, weil der Papst Roms beraubt worden, und in seinem Vatikan ein Gefangener ist, da er als „Vogelfreier" mit seinen Dienern ohne Schimpf und Mißhandlung aus seinem Hause nicht über die Straße gehen kann! Rom nebst Umgebung ist, als Eigentum der Kirche aller fünf Erdteile, als der älteste, gerechteste, heiligste und allgemeinste Besitz auf Erden, als das einzige Überbleibsel aller geistlichen Fürstentümer, und als Schirmfeste jedes Eigentums und jeder gesetzlichen Herrschaft, auch ein starkes Bollwerk der geistlichen Regierung des Papstes.

Pflicht ist's aller Katholiken, das Geraubte unablässig zurückzufordern, zu appellieren an die Regierungen, besonders aber an Gottes Gerechtigkeit unter Anrufen der Heiligen, fleißig im Beten, Meßanhören und Kommunizieren, den Schmerz der Kirche Gott aufzuopfern und in Jesu Herz niederzulegen, aber auch seine Kinder und Angehörigen täglich ein Vaterunser für die Befreiung des heiligen Vaters beten zu lassen, und auch nach Kräften ein Almosen für ihn und seine Diener zu geben, damit er nicht eventuell nötig habe, von seinen Räubern eine Bettelgnade anzunehmen. Dieser Felsenmann, mit und in dessen Leiden wir Alle uns beraubt, verfolgt und zu Heloten, Parias, Sklaven und Missethätern, erniedrigt sehen, erfreut sich zwar großer Fürsorge und Hilfe Gottes, so daß Napoleon I. gestand: „Dieser Priester ist mächtiger, als ich. Er beherrscht die Geister, ich die Materie; er hat die Seelen, mir lassen sie den Leichnam", und der Volksspruch lautet: „Er fängt mit dem Papste Händel an (hat vom Papste gegessen), nun wohlan, so ist nahe sein Fall". Er hat auch von Christo erhalten eine felsenharte Stirne, an der sich schon Manche den Schädel zerstoßen, mit der er der ganzen Welt gegenübertritt und sich um ihr Geschrei wenig oder gar nicht kümmert. Allein, ob der Sieg dieses Felsenmannes auch unser Sieg sein wird, das ist eine andere Frage. Seien wir würdige Kinder desselben, ihm treu bis in den Tod!

## Am hohen Feste der Himmelfahrt oder Aufnahme der Mutter Gottes Maria.

Evangelium. Es kam Jesus in einen Flecken (Luk. 10, 38—42).

Unter den verschiedenen Festnamen, wie „Mariens Entschlafung, Ruhe, Sterbetag und Himmelsaufnahme", ist der letztere der in der Liturgie gebräuchliche, da er den Unterschied zwischen Christi und Mariens Himmelfahrt am klarsten bezeichnet; denn Christus ist aus eigener Macht zum Himmel gestiegen, Maria aber darin aufgenommen worden. Schon die älteste Kirche glaubte, wie an Mariens unversehrte Jungfrauschaft und höchste Beseligung, so auch an die vorzeitige Himmelsaufnahme ihres unverwesten Leibes, und beging diesen Tag, sobald sie nur öffentliche Feste feiern durfte, als eines der ersten und feierlichsten. Auf Ansuchen des Kaisers Mauritius ward es, im Jahre 582, vom 18. Januar auf den 15. August verlegt, und vom Papste Leo IV. im Jahre 847 zu einem Feste mit Vigilie, Vorfaste und Oktave, erhoben, während die Kräuter- und Blumenweihe neueren Ursprungs ist. Laut der, zu Mainz im Jahre 813 abgehaltenen Synode zählte es in Deutschland und Frankreich unter die höchsten Feste, und in letzterem gilt es sogar als allgemeine Landesfeier, seitdem Ludwig XIII. an diesem Tage sich und sein Reich der heiligen Jungfrau gewidmet.

Mariens „Himmelfahrt" enthält ein dreifaches Geheimnis: Das Gedächtnis ihres seligen Hinscheidens, das ihrer Himmelsaufnahme und Wiedervereinigung mit ihrem verherrlichten Sohne, sowohl der Seele, als dem Leibe nach, und das ihrer himmlischen Verherrlichung, Krönung und Thronung zur Rechten ihres Sohnes, wohin sie als die Magd und Mutter Gottes zur Königin des Himmels über alle Engel und heiligen Menschen erhoben worden. Heute ist somit der höchste Ehrentag Mariens. Es bilden diese drei

Begebenheiten die letzten, schönsten und höchsten ihres Lebens, die glorreichen Geheimnisse des ihr als Himmelskönigin gewidmeten Rosenkranzes, während die gnaden- und schmerzreichen Geheimnisse ihr, als der jungfräulichen Gottesmutter und Kreuzdulderin, gelten.

Mariens ruhmvolle Erhöhung zur Rechten ihres Sohnes im Himmel gründet sich auf eine dreifache Vollkommenheit Gottes.

Die Heiligkeit Gottes verlangt, daß er, der das vierte Gebot, „die Eltern zu ehren", gegeben, auch die Mutter seines Sohnes ehren mußte. Auch die Gerechtigkeit Gottes verlangt es. Gleichartige Wesen nehmen stets in der Schöpfung denselben Ort ein. Endlich verlangt es auch die Treue Gottes, vermöge deren er sein Versprechen, „jede gute That nach Verdienst zu belohnen", auch halten muß.

Die Himmelfahrt Mariens schließt in sich alle ihre irdische und himmlische Hoheit und Ehre. Je größer das Verdienst, um so größer ist auch der Lohn. Gott hat mit seinem Sohne den besten Teil von seinem Herzen genommen und ihn Maria für die Menschen geschenkt: wie sollte er nicht um so mehr alle Erden- und Himmelsgüter zu ihrem Anteil machen? Die Engel sind die Träger und Führer der abgeschiedenen Menschenseelen zur Ewigkeit. Gott selbst hat bei so manchen Gerechten, die, wie Henoch, Elias und Moses, in besonders innigem Verkehre mit ihm gestanden, in eigener Person diesen Engelsdienst verrichtet. Wozu sollte man's bezweifeln bei Maria? „Selig ist zu preisen der Leib, der Christum getragen", und seinem Leibe gleicht. Christus selbst hat so manche Tote wiedererweckt, wenn auch nur zum Erdenleben; am jüngsten Tage werden auch alle Menschenleiber auferstehen. Warum konnte dies Geheimnis nicht vorzeitig an Maria sich erfüllen? Im Himmel ist über einen „anfangenden" Heiligen mehr Freude, als über neunundneunzig Gerechte, und selbstverständlich um so mehr und größere Freude über einen „Selig endenden". Alle seligvollendeten Gerechten sind aber mit ihren Verdiensten gekrönte Regenten des Himmels, gekrönt mit so viel Himmelskronen, als sie schon Gotteskronen auf Erden getragen, wie z. B. die Makkabäermutter in ihren Martyriumskindern. Wir messen die verschiedenen Himmelsseligkeiten nach der Demut, nach dem Mitleiden, nach der Barmherzigkeit und endlich nach der Gottesliebe. Wer wollte Maria nicht der schönsten Himmelskrone würdig erachten?

Doch das fällt der Welt schwer, zu glauben. Es aber nicht zu glauben, noch zu wissen, ist noch keine Schande, wohl aber, es nicht lernen, noch wissen wollen, das ist Schande, und gewiß noch größere,

wenn man Mißfallen daran hat. Die Welt bekämpft die Verehrung, Erhöhung und Nachahmung Mariens, besonders auch deshalb, „weil", wie sie sagt, „das Frauengeschlecht dadurch erniedrigt und zur Verweichlichung und Eitelkeit verleitet werde." Allein ein Renegatenvorwurf ist's. Die Verehrung der starkmütigen und demütigen Maria kann unmöglich die Frauen verweichlichen und vereiteln. Und auch nicht wesentlich, sondern nur formell, hat das Christentnm die Frauen den Männern unterworfen, sie damit aber auch in ihrer socialen Stellung nicht bloß zu Gleichberechtigten, sondern sogar zu geistigen Gebieterinnen der Männer erhoben. Wem dies nicht genügt, der gehe in häretische, türkische oder heidnische Lande, und die dort herrschende, sklavische Stellung der Frauen wird ihn von jenen Vorwürfen kurieren. Wohl hat Eva den Adam verführt, und den Menschen alle Uebel und den Tod gebracht; wohl ist das Weib durch seine Schönheit und Anmut, ja auch mit Blick und Rede, verführerisch und wie eine Feuerflamme, und kann selbst, mit ihrer besten Absicht für des Mannes Heil, doch dasselbe zufolge ihrer Evanatur gefährden und ihm den Untergang bringen. Allein wir besitzen auch in Maria eine Frau, mit deren Anschauung und heiligem Feuer man jedes unheilige Feuer beim Anblicke anderer Frauen auslöschen kann.

II. Mariens Schönheit, Liebe und Barmherzigkeit, sind die Hauptursachen für ihre Verherrlichung.

„Die Schönheit ist eine Gabe Gottes", „und als Schönheit des Körpers ist sie ein Bild des Geistes". Doch jede Regel hat ihre Ausnahme, und körperliche Schönheit ist hinfällig und wurmstichig. Bleibende und unsterbliche, äußere und innere Schönheit ist vorauszusetzen, unter den puren Menschennaturen, nur allein bei der Mutter Jesu, des vermenschten Gottes, der in Person und Wesen die Quelle, der Inbegriff und Schöpfer aller geschaffenen Schönheit, ist. Mit ihm haben sich in sie ergossen alle Ströme der göttlichen Tugenden, Gaben und Gnaden, mit allen duftenden Schönheiten, die der schaffende Gott gegeben den Weltgeschöpfen, die sie ausstrahlen zur Wonne und Erquickung aller Sterblichen. Können wir unsere, von ihr empfangene, innere nnd äußere Ähnlichkeit nicht ableugnen: wie betrübend ist es dann, wenn wir uns selbst im Leben verunstalten, und damit auch alle Hoffnung des ewigen Lebens in und für uns vernichten?

Die Liebe ist unter den drei göttlichen Tugenden die größte und nie aufhörende. Wie so manche Mutter hat den Tod ihres Kindes nicht überleben können, und ist vor Liebe und Sehnsucht ihm in

die Ewigkeit gefolgt! Was sollen wir sagen von Mariens Mutterliebe zu Gott, ihrem Sohne, der als verklärter Mensch in die bessere Welt ihr voranging? Nehmen wir laut Tradition an, daß sie dreiundsechzig Jahre hienieden gelebt, nämlich fünfzehn Jahre vor, dreiunddreißig Jahre mit, und fünfehn Jahre nach Christus. Was war ihr Leben durch fünfzehn Jahre nach Christi Himmelfahrt? Nur ein, in Liebe und Sehnsucht nach Christus sich verzehrendes Leben, trotz all ihrer Liebe zu Johannes, der sie als ererbte Mutter in seine Wohnung auf Sion aufgenommen, trotz all ihres, den Aposteln und ersten Christen in Wort, Wandel, Belehrung, Stärkung und Tröstung, erwiesenen mütterlichen Beistandes, und auch ungeachtet all ihrer, noch so tiefen Erfassung des göttlichen Ratschlusses, der ihr Leben zum Heile der ersten Christenkirche und zur Mehrung ihrer eigenen Verdienste verlängerte? O wie sehnsüchtig mag sie Herz, Hand und Auge, nach ihrem Sohne ausgestreckt, verlangt, und sich glückselig gepriesen haben, als ein Himmelsengel ihr die Scheidestunde angekündigt, und alle Apostel aus allen Weltgegenden zu ihr geeilt, wohl von der Vorsehung berufen und, wie einst Enoch, Elias, Habakuk und Philipp, durch die Lüfte zu ihr getragen, um sie, ihre und des Herrn Mutter, noch einmal zu hören und zu sprechen! Und wie ohne Schmerz und Krankheit, gleich Aaron auf dem Berge Hor, und Moses auf dem Berge Nebo im Anblick des schönen Kanaan, und wie mit Freude und aus Liebe selig, mag sie in den Armen und unter dem Liebeskuß ihres, mit seinen Engeln vom Himmel gekommenen Sohnes, ihren Geist aufgegeben, mit ihrer Seele den Leib verlassen haben und entschlafen sein? Und welcher noch hienieden lebende Mensch vermöchte zu schildern jene, ihrem seligen Ableben folgenden Ereignisse der übernatürlichen Welt, bei der Auferstehung und Himmelfahrt, auf welche allein die Apostel schließen mußten, als sie nach drei Tagen wegen des bei Mariens Tode abwesenden Thomas das Grab geöffnet, und es leer gefunden?

Auf diesen Glauben hat mit Recht die Kirche, wenn auch ohne dogmatischen Zwang, gehalten und wird sie halten, soweit und so lange sie und die Welt wohl von allen anderen heiligen Leibern, nichts aber und gar keine leiblichen Reliquien aus Mariens Grabe erhalten hat, und so lange der juridische Spruch besteht: „Dessen Sache ist's zu lösen das Gesetz, dessen Sache es ist, es zu geben!" d. i. das Gesetz der Sterblichkeit und Verwesung. Das hohepriesterliche Gebet Christi konnte betreffs seiner Mutter nur lauten: „Niemand hat mir mehr gedient in meiner Niedrigkeit, und Niemandem will auch ich über=

fließender dienen in meiner Glorie! Du hast mir mitgeteilt, so weit ich Mensch, so will auch ich Dir mitteilen, so weit ich Gott bin! Ich würde nicht hinreichend verherrlicht erscheinen, bis nicht auch Du verherrlicht bist! Komm', du wirst gekrönt mit der Krone der Märtyrer, der Lehrer und Jungfrauen, und mit der herrlichsten Krone einer Königin des Himmels und der Erde, im Reiche Deines Sohnes, wie dieser selbst die Krone seines Vaters ist. Du triumphirst als Gekrönte in alle Ewigkeit! Du bist die Glorie Jerusalems, die Freude Israels und die Ehre unseres Volkes"! Sollten wir daher, in Betracht unserer lauen Christusliebe, nicht Maria lieben, und unsere Herzen mit einem Funken ihrer göttlichen Jesusliebe entzünden?

Wo die Liebe ist, da bleibt auch nicht aus die Barmherzigkeit; denn diese ist ihr Gipfelpunkt und die schönste Liebeserscheinung. Wir kennen Mariens mütterliche Güte laut Wort: „Sie haben keinen Wein mehr", und glauben an ihre, nach der Himmelserhöhung fortlebende und noch größere Barmherzigkeit. Wenn wir von Gott als Raben oder Sünder nicht erhört werden, und wenn auch andere, von uns angerufene Heilige Gott, wie einst Moses, von sich weist mit dem Worte: „Laß mich, damit mein Zorn gegen sie entbrenne!", dann bringt Maria den Ölzweig des Friedens, indem sie, wie der Engel mit Jakob, so mit Gott ringt und das Wort ertönt: „Laß mich; denn bereits steigt auf die Morgenröte." Wir wissen aus der Geschichte, welche Barmherzigkeit Mariens die Kirche Gottes in so augenscheinlicher Art und bei so zahlreichen Nöten und Anliegen erfahren hat und noch erfährt; denn, was könnte wohl der Sohn Gottes seiner Mutter für eine Bitte versagen oder abschlagen? Darum betet auch die Kirche: „O Maria, Du unsere Fürsprecherin, wende Deine barmherzigen Augen zu uns, und zeige uns nach diesem Jammerthale Jesum, die gebenedeite Frucht Deines Leibes!" Und in der That, wo flüchtete je zu Maria ein Mensch mit demütigem Herzen, ohne daß sie ihm ihre barmherzigen Augen zugewendet? Ist nicht ihr Erbarmen wie ein Schutzmantel, ausgebreitet vom Himmel über die ganze Welt bis an ihre Enden und äußersten Grenzen, und über alle Sünder, die zu ihr flüchten, und über alle Menschen, die sie verehren, ja selbst und vor Allen am meisten über jene Sünder, die am tiefsten bis zur Stufe des Tieres gefallen und sich der Vernunft beraubt? Die Verlassenen nennen sie darum ihre „Mutter", die Kranken ihr „Heil", die Schiffahrer ihren „Port", die Sünder ihre „Zuflucht", die Gefangenen ihren „Trost", die Bedrängten ihre „Hoffnung" und die Christen ihre „Hilfe". Wie

könnten wir treffender loben Maria an ihrem Himmelfahrtstage, als mit der Kirche: „Unter Deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o allerseligste Gebärerin Gottes! Verschmähe nicht unser Gebet in unseren Nöten, sondern errette uns allezeit von allen Gefahren, o Du glorwürdigste und übergebenedeite Jungfrau! Besonders aber in der letzten Stunde unseres Todes, wenn wir von dieser Welt scheiden, dann sei uns Deine mütterliche Fürbitte und Barmherzigkeit ein zum ewigen Lichte leitendes Licht, damit auch wir seien, wo Du im Reiche Deines Sohnes bist!"? O seien wir versichert:

„Mariens Schutz bietet dem Feinde Trutz,
Und Mariens Hut macht alles gut!"

III. Das heutige Responsorium der Kirche lautet: „Ich sah sie, die Einzige und Auserkorene, wie eine köstliche Taube emporsteigen über die Wasserbäche, und ein unschätzbarer Wohlgeruch war überströmend in ihren Gewanden. Und, wie die Tage des Frühlings, umgaben sie die Blumen der Rosen und die Lilien der Thäler." „Und es sahen sie die Töchter Sions und priesen sie überaus selig." Spricht nun die Kirche am heutigen Tage, an welchem der zweite Stammvater der Menschen seine Hand ausgestreckt, und die Himmelstaube „Maria" in seine Arche aufgenommen, vom starken „Wohlgeruch" in ihren Gewanden: so thut sie's im Hinblick auf ihre leiblichen und geistigen Wohlgerüche, welche die Schöpfung seitdem allüberall erfüllen, und denen alle, Gott und Maria liebenden Seelen, gleichsam zu sich gezogen, nacheilen. Die Offenbarung und Geschichte berichtet vom Wohlgeruche der Auferstehungsleiber der Auserwählten, wie der Reliquien und Gebeine so vieler, noch nicht auferstandenen Heiligen Gottes, wie z. B. von Johannes, dem Täufer, Stephanus, Franziskus. Von wem könnte dies mehr gelten, als von Mariens heiliger Seele und unverwest wiedererstandenem Leibe aus einem Grabe, das ein „Blumenbeet" in der Schrift und von St. Damascenus genannt wird? Bitten wir darum heute die zum Himmel aufgenommene Mutter des Herrn, unsere Seelen und Leiber sich nachzuziehen in treuer Nachfolge ihres tugendhaften Lebens.

Herrliche Worte der göttlichen Weisheit sind es, welche die Kirche in der heutigen Epistel Maria in den Mund legt, und zwar als geweissagt über sie, und als erfüllt, nicht bloß in deren Verehrung, wie Einfluß, sondern vor allem auch in den drei, ihr heute einst zu teil gewordenen Ehrenvorzügen, nebst den drei von ihr dahin erstie-

genen Vorstufen. Maria hatte Wurzeln geschlagen in der Liebe ihres Gottes schon im zartesten Kindesalter, und verdiente so die feste Wohnung in Sion. Welche Mahnung ist's für euch, Väter und Mütter, die Herzen euerer Kinder rechtzeitig Wurzel fassen zu lassen bei einem geehrten Volke! Maria war auf dem Wege des Heils fortgegangen, und in Tugenden von einer zur anderen emporgewachsen bis zur höchsten Vollkommenheit, und so verdiente sie sich ihren himmlischen Ruheort. Diese ihre Tugenden deuten an die nützlichsten, wie zugleich schönsten und annehmlichsten Erzeugnisse aus dem orientalischen Pflanzenwuchs. Möchten auch wir sie nachahmen! Maria hat aber auch, unter Leiden, Opfern und Thränen, einen lieblichen Wohlgeruch vor dem Herrn verbreitet, und mit ihrer Dornenkrone der Erde verdient eine dreifache, königliche Herrscherkrone, die des Himmels, der Erde und der Unterwelt. Und das ist auch der Grund der, zu ihren Ehren und unter ihrer Fürsprache heute stattfindenden Kräuter-, Blumen- und Wurzelweihe. Mit den gesegneten Kräutern und Blumen des Feldes sollen gleichsam Freudenkränze für das Fest der Himmelskönigin gewunden werden. Maria hat mit ihrem Wurzelschlagen, Emporwachsen und Wohlgeruch, nicht bloß die Verehrung, sondern auch ihren segensreichen Einfluß auf die Menschheit und besonders beim Volke Gottes gewonnen, und zwar einen allgemeinen und öffentlichen, wie er durch die prachtvolle Ceder, die feste Cypresse und die hochstrebende Palme, dargestellt wird, und einen besonderen und mehr verborgenen, auf das Leben der einzelnen Menschen, wie ihn der erquickende Ölbaum, der wohlriechende Zimmt und der wunderbar heilende Balsam, versinnbildet. Welcher Antrieb liegt darin, daß Mariens Verehrung und Nachahmung immer mehr Wurzel fasse, und steten Aufenthalt nehme bei ihrem Volke, und daß wir, für ihren Ehrenausfall bei so vielen Christen, ihr doppelte Beweise unserer Liebe geben!

Das Evangelium berichtet von der Einkehr des Herrn in einem Schlosse, das zwei Meilen von Genesareth entfernt, einer reichen Familie von drei Geschwistern, Lazarus, Martha und Maria, gehörte. Daselbst diente ihm jede der Schwestern in ihrer Weise, Martha mit Bewirtung, und Maria mit Zuhören, und jene mußte, ob ihres tadelnden Hinweises auf letztere, vernehmen: „Martha, Martha, du machst dir Sorge, und bekümmerst dich um sehr viele Dinge. Eins nur ist notwendig, Maria hat den besten Teil erwählt," d. i. du thust zu viel, zu unruhig, zerstreut, ungeordnet und über-

trieben, und nimmst dir keine Zeit, auch auf mich zu hören; nur für Eins ist zu sorgen, nämlich sich zu heiligen und dadurch zur Seligkeit zu gelangen. Darum hat Maria, in der Anhörung meines Wortes und mit ihrer stillen Beschaulichkeit, den besten Teil erwählt." — Dies Evangelium ist für die Himmelserhobene Mutter Gottes, Maria, die Gedenkschrift auf ihrem Erdengrabe, die summarisch deren Leben und Lob in sich begreift. Maria, die Gottesmutter, vereinigt in sich auf's vollkommenste, in schönster Harmonie und gegenseitiger Unterstützung, die Verdienste dieser zwei Schwestern, die äußere Sorgfalt und das thätige Leben der Martha, und die innere Ruhe und das beschauliche Leben der Magdalena. Mit der Martha diente sie mittels Handarbeit dem Gottsohne äußerlich hienieden. Mit Recht konnte der Herr zu ihr sagen: „O Mutter, Du machst Dir Sorge, und bekümmerst Dich um sehr viele Dinge!" Mit der Magdalena aber diente sie dem Gottsohne innerlich, durch ihre Geisteskraft, durch Anhörung seines Wortes. Mit Recht wendet die Kirche dies Evangelium auf Maria und ihre Himmelfahrt an; denn, wie sie nur allein, gleich dem Geschwisterpaar Martha und Magdalena, mit Leib und Seele, mit ihrer ganzen Wesenheit, Christo in Person selbst gedient, so hat sie es auch nur allein unter allen Kreaturen der Natur und Gnade verdient, nach ihrem Hinscheiden in beschleunigter Auferstehung, mit Leib und Seele, in Person wiedervereinigt, und in den Himmel zur Rechten ihres Sohnes aufgenommen zu werden.

Welches ist aber der beste Teil, den Maria erwählte und der ihr nicht wird genommen werden? Gut ist's, die Todsünde durch Buße tilgen, besser, sie nie begehen, und am besten, auch ohne läßliche Sünde zu sein. Gut ist der Ehestand, besser der jungfräuliche, am besten aber ist's, beide in sich zu vereinigen. Gut ist's, einen Tropfen der Gnade Gottes, besser eine große Zahl der Gnaden, und am besten, deren ganze Fülle zu haben. Ein guter Teil ist das thätige Leben, ein besserer das beschauliche, doch der beste ist das wirkende und beschauliche Leben in Vereinigung. Ein guter Theil ist das geistesstarke Leiden, ein besserer die Nichtüberhebung in der Freude, der beste jedoch ist ein, über Leid und Freude erhabener Geist. Ein guter Teil ist's, wenn Gott eines frommen Menschen Seele in, nach ihm sich sehnendem Scheiden von hinnen ruft, ein besserer, wenn er sie darum in seine ewige Freude eingehen läßt, jedoch der beste ist's, wenn er einen toten Menschen sofort wieder auferweckt, und mit Leib und Seele zugleich in den Himmel aufnimmt. Ein guter Teil ist's

sicherlich, auch nur der Geringste im Himmel zu sein; ein noch besserer ist die höhere Seligkeitsstufe; doch der beste ist zweifelsohne die selige Herrlichkeit zur Rechten des vermenschten Gottessohnes über allen Kreaturen und Engeln, mit dem vollsten Anteil an seiner königlichen Weltregierung. Und diesen besten Teil glauben wir mit Recht der jungfräulichen Gottesmutter Maria zuschreiben zu können und zu müssen. Gott hat ihr den besten Teil gegeben auf Erden und im Himmel. Er hatte sie schon von Ewigkeit her angesehen. Warum sollten wir Maria unter allen Geschöpfen nicht das Allerbeste der geschöpflichen Ehre, des Lobes und der Zierde, darbringen, damit auch wir das Beste in dieser und jener Welt verhältnismäßig empfangen? Welches aber unser bester Teil, der von uns zu erwählende, zu erstrebende und unverlierbare Teil, sein soll, ist wohl unzweifelhaft. Jesus selbst, auf Erden im Gottessegen, und im Himmel als Seligkeit, vermittelst seiner Verdienste und der Fürsprache Mariens bei demselben, und ein seliger Tod in der Hoffnung auf unsere selige Auferstehung am jüngsten Tage, vermittelst eines auf Gott gerichteten, thätigen und zugleich betrachtenden, wie Maria oft grüßenden Lebens:

„Maria, Mutter, Gnadenreich,
An unserem End' von uns nicht weich'!
Wenn uns der Tod macht angst und bleich,
So nimm uns auf ins Himmelreich!"

IV. Die Himmelfahrt Mariens zeigt, verheißt und verbürgt, uns Maria als die allvermögende und hilfreichste Fürsprecherin und Helferin bei Gottes Thron, zur Rechten ihres Sohnes, für die ihr vertrauenden Menschen. Wohl ist das Weib von allen Advokatengeschäften beim Gericht in Civil- und Kriminalsachen ausgeschlossen, und wohl darf auch Niemand solche in Sachen seiner eigenen Blutsverwandten übernehmen. Allein, wenn schon bei den Menschen keine Regel ohne Ausnahme ist, und auch die Allerärmsten einen Anwalt und Verteidiger auf öffentliche Kosten erhalten, warum sollte dies nicht auch beim Tribunale Mariens und Gottes gelten? Wie der Sohn Gottes als Mensch von seinem Vater überkommen hat die Vollgewalt, so hat der Menschensohn selbst wieder von den drei Schlüsselgewalten übergeben: die der puren Gerechtigkeit dem Erzengel Michael, die der gemischten Gerechtigkeit und Gnade dem Petrus, und die der puren Gnade seiner Mutter Maria. Und Maria besitzt auch die drei Erfordernisse für solches Amt und seine gute Ausführung, d. i. Maria

fehlt nicht die Macht, weil sie die Mutter der Allmacht ist, nicht die Kunst zu erlangen, weil sie die Mutter der Weisheit ist, noch der Wille, weil sie die Mutter des Erbarmens ist. Wie Gott die Siege und Triumphe seiner Gnade feiert in der Schwachheit der Menschen, so feiert er sie im Christentume vermittels Mariens und des schwachen Weibes. Das Erdenleben des Herrn, die Geschichte seines Leidens, die seiner Kirche nach seiner Himmelfahrt, verkünden uns, daß an ihnen allen Maria und das schwache Weib zu ihrer siegreichen Beendigung den vollsten Anteil haben. Und wäre es nicht so, wo würde uns dann die christliche Vorwelt so zahlreiche Denkmäler ihrer Hilfe und Ehre überliefert haben? Und wo würde die unchristliche Welt Maria, ihre Bildnisse und Andenken, ihre Verehrung und Anrufung, so lästern, schmähen und auf alle Weise zu verhindern suchen, indem sie sich thörichterweise überreden möchte, mit natürlichen Mitteln das Übernatürliche in dieser Welt verhindern zu können? „Bitte meine Mutter; denn es ziemt sich nicht, daß ich dir etwas abschlage", sagt auch Christus zu Maria, und sie entgegnet wie Esther: „Gieb mir meine Seele, für die ich bitte, und mein Volk, für das ich dich beschwöre!" Und „es geschehe," lautet seine Antwort, nachdem sie das erste: „Es geschehe," bei der Verkündigung gesprochen. Ist nun auch Gott unsere einzige Zuflucht und Stärke, und ist auch der Mensch Christus unser einziger Gottversöhner und Mittler, so ist und bleibt doch Maria unsere erfolgreichste Fürsprecherin und Verteidigerin bei ihrem Sohne. „Seid klug, wie die Schlangen!" besonders wie jene, die, um Adams Verführung leichter zu erreichen, sich nicht unmittelbar an ihn, sondern zuerst an Eva gewandt, und zwar mit Erfolg. Die Schrift sagt: „Wo das Weib nicht ist, da seufzt der Arme". Die Geschichte aber berichtet, daß die vorchristliche Menschheit, und ehe Christus und Maria in den Himmel aufgenommen waren, auch weniger Erbarmen im Himmel gefunden, und so oft, wie Habakuk, vergeblich um Hilfe geschrieen, während bei der nachchristlichen Menschheit das Gegenteil der Fall ist. Warum sollten und wollten wir nicht auch zeitweise mit solcher Klugheit Gott durch seine Mutter begrüßen und bitten, die zu erhören, er stets geneigt ist, während er so oft große Ursache hat, uns nicht zu erhören?

Mit Recht kann der Christ sagen: „Der Himmel ist mein Trost, aber noch größerer ist mir Maria im Himmel!" Laßt die Welt auf Mariens Anrufung immerhin verzichten und sogar schmähen, die Geschichte sagt, daß sie darin sogar von dem alten Heidentume beschämt

wird, wie z. B. von Sulla und Lycurg. Sulla, der römischer Diktator und Bürgermeister war, trug stets, an seinem Halse hängend, das Bild Jupiters oder Apollos, und pflegte es in der äußersten Todesgefahr zu küssen, mit dem Worte: „Jupiter, ich und du; ich mit dir, und du mit mir, befinden uns jetzt in Gefahr: so streite du für mich, und ich will streiten für dich!" Von Lycurg aber, dem Gesetzgeber Spartas, berichtet Photinus in seiner Bibliothek. Als er die Nähe seines Todes bemerkte, ließ er sich in den Tempel der „Gottesmutter" zum Senate tragen, mit dem Begehr, dort von seiner Staatsregierung Rechenschaft abzulegen. Und da Niemand ihn daselbst anzuklagen wagte, so ließ er sich wieder heimtragen, und gab nunmehr auf seinen Geist.

Feiern wir Mariens Himmelfahrt mit dem Vertrauen, daß auch sie das von ihrem Sohne in der Leidensvigilie verrichtete hohepriesterliche Gebet: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast!", bei diesem, ihrem Sohne am heutigen Tage für uns und alle ihre Kinder verrichten werde.

---

## Am Geburtstage unserer lieben Frau.

Evangelium. Buch der Abstammung Jesu Christi (Matth. 1, 1—16.)

Mariens Geburt verkünden die Prediger, während Christi Geburt die Engel. Ihr Geburtsfest ward zuerst im Morgenlande gefeiert, und zwar in der Zeit zwischen den beiden Konzilien von Ephesus und Chalcedon, 431 bis 451, aus Anlaß der Irrlehre des Nestorius, welcher Maria den Titel der „Mutter Gottes" streitig machen wollte. Im Abendlande scheint's vor dem siebenten Jahrhunderte eingeführt zu sein. Gefeiert wird es als Doppelfest zweiter Ordnung mit Oktave, und mit dem Befehle, es aufs heiligste und andächtigste zu begehen, und zwar am 8. September, entsprechend dem 8. Dezember, dem Tage der Empfängnis Mariens. Im Monat des Herbstes, der Weinernte und des einstigen

Laubhüttenfestes, wenn der Sommer zu Ende geht, und die Blumen werden gar, und die Wässer gehen still, und der Himmel ist so klar, und wenn mit dem Verblühen aller anderen Blumen die Astern, die von den Sternen den Namen tragen, auf Erden erscheinen und die Sterne auch am Himmel sichtbar werden, und wenn die Schwalben ziehen fort, da feiern wir Mariens Geburt.

I. Der Geburtstag Mariens, der Himmelskönigin, ist ein öffentliches Freudenfest. Die Thrazier beweinen den Geburtstag ihres neugebornen Kindes, und jubeln an seinem Todestage. „Der Tag des Todes ist besser, als der Tag der Geburt". Auch von der Christenheit hat kein Heiliger des Himmels während des Erdenwandels seinen Geburtstag als Freudenfest gefeiert. Der Geburtstag Mariens aber hat einst gebracht Christo und der Menschheit eine Mutter, und ihre Geburt Freude der ganzen Welt verkündet, weil von ihr hervorging die Sonne, Christus, unser Gott, der, den Fluch lösend, gab den Segen, und verwirrend den Tod, gab das Leben."

Die Kirche feiert Mariens Geburt mit der Vorlesung des Evangeliums von der Geburtslinie oder dem Geschlechtsregister Mariens und Christi, ihres Sohnes. Dies Namensregister ist ein langes Verzeichnis von Mariens und Christi Vorfahren, von Patriarchen, Königen und Propheten, Gerechten und Sündern, angefangen von Abraham und endend mit der letzten und wichtigsten Person, dem Menschgewordenen Gottsohne. Diese Genealogie ist, so nichtssagend auch ihre Namensfülle Manchem erscheinen mag, dennoch eine überaus wichtige Urkunde, ist gleichsam eine Kette mit dem kostbarsten Endglied, Epilog oder Summarium, eine Prozession mit dem Sanktissimum, ein Triumphzug mit der wichtigsten Person zuletzt, ein sternenreiches Firmament, kurz, ein Stammbaum, worin aber Christus den Adel nicht von den Menschen empfängt, da sie von ihm geadelt werden, wohl aber Maria ihren Adel erhält von den Vorfahren als Inbegriff aller ihrer Tugenden, und vom Sohne selbst als Gefäß seiner Gnade.

Mariens Geburt ist wahrhaft zu nennen eine edle Geburt; denn sie birgt in sich allen Adel der Menschen in der höchsten und vollkommensten Weise, laut heutigem Wort der Kirche: „Maria erglänzt bei ihrer Geburt aus königlichem Geschlechte." Mag der Adel bestehen in Erschaffung, Ererbung oder Tugend, so ist doch die letztere der herrlichste, glänzendste und ehrenvollste Adel, weil bei Gott mehr gilt der Adel des Gemüts, als des Geblüts. Wir müssen anerkennen, daß Maria, sowohl im Gottes-, als im Geburts- und Tugendadel

alle Menschenkinder bei weitem übertrifft. Sie hat den allgemeinsten Gottesadel; denn sie war nicht bloß aus Gottes Schöpferhand, wie andere Menschen, sondern auch als das Sündenreinste und vollkommenste Geschöpf hervorgegangen. Sie besitzt auch den höchsten Leibes-, Natur- und Geburtsadel; denn sie zählt unter ihren Vorfahren die glanzvollsten Erscheinungen der Patriarchen-, Königs- und Prophetenwürde. Und sie hat auch den vollkommensten Tugend- und Geistesadel; denn sie ererbte und vereinigte in sich von ihren tugendhaften Vorfahren alle Geistesvorzüge, und war sich auch stets der Verantwortung solcher Gottestalente bewußt. Und „mußte sie nicht in solchem Adel erglänzen, aus königlichem Geschlechte und Geblüte herstammen und eine Fürstentochter sein, deren Sohn der König der Könige und der Herr der Herrschenden ist, und die selbst wieder die Königin des Himmels und der Erde sein sollte?"

Mariens Geburt ist ferner eine wunderbare; denn sie trug schon in sich die ewige, göttliche Auserwählung zur Mutterschaft des Gottsohnes, und hat auch thatsächlich nur als wunderbare Gnadengeburt des Himmels, in Rücksicht ihrer unfruchtbaren und hochbejahrten Eltern, stattgefunden. Sie war das einzige Kind ihrer greisen Eltern, und die Angabe, daß sie auf Grund einer zweiten und dritten Verehelichung ihrer Mutter Anna, noch Schwestern in Maria Cleophe von Cleophas und Anna, und in Maria Salome von Salome und Anna, gehabt haben soll, ist ein gleicher Irrtum, wie Christo Brüder zuzuschreiben. Das Benennen von Verwandten, Vettern und Basen, ja selbst von National- und Religionsverwandten, mit „Schwestern und Brüdern", ist laut Hieronymus ein hebräischer Sprach-Gebrauch, auf Grund ihrer allbekannten Wortarmut.

Mariens Geburt ist endlich eine Glückverheißende; denn als Ursprung und Quelle der Geburt Christi hat sie die Menschenwelt mit zeitlichen und ewigen Glückshoffnungen erfüllt, und erfüllt sie noch unausgesetzt. Während des Menschen Geburt ähnlich einer Abendröte, gleicht Mariens Geburt einer Morgenröte. Sie war die Morgenröte einst; denn diese war die Zeit des aufhörenden Ringens Jakobs mit dem himmlischen Genius, und auch die Zeit der Glückessegnung Israels beim Auszuge aus Ägypten. Und sie ist auch die Morgenröte noch jetzt; denn diese trägt in ihrem Schoße und auf ihren Armen das Licht der Sonne und des kommenden Tages, weckt alle Kreaturen durch ihren Kuß der Liebe aus dem Schlafe, erhellt die Welt, und träufelt herab den segensreichen Glanztau

des Himmels, als wunderbare Kraft für die dreifache Schöpfung, hervorgebracht von der Sonne.

Mariens Geburt ist Glückverheißend für uns durch die Macht ihrer Fürsprache. Als Coriolan, ein heidnischer Römer, sein undankbares Vaterland Rom bekriegte und dies in großer Not war, sandte es seine leibliche Mutter zu ihm, um seine Gnade anzurufen. Und hatte er Allem vorher widerstanden, seiner Mutter konnte er nicht widerstehen. „Du hast, o Vaterland," rief er, „meinen Zorn überwunden und besiegt, — und bewegt durch die Bitten derjenigen, in deren Schoß ich empfangen worden, gewähre ich dir Verzeihung!" Und dieser Herzenssieg von Coriolan und seiner Mutter sollte nicht vielmehr bei Christo und Maria vorauszusetzen sein? Redet nicht schon vor Urzeiten St. Germanus, Patriarch von Konstantinopel, Maria also an: „Wer trägt, außer Deinem Sohne, solche Sorge für das Menschengeschlecht, als Du, o reinste Jungfrau? Wer tröstet uns so getreu in unseren Anliegen? Wer bringt so schleunige Hilfe? Wer befreit uns so mächtig von den Versuchungen, die uns so oft und so überlästig anfallen? Wer bittet für so schwere Sünder? Wer entschuldigt sie also? Wer wirkt ihnen bei Gott die Verzeihung aus? Und wer wendet ihre verdienten Strafen ab, als Du, o seligste Jungfrau?" Und sagt nicht St. Hieronymus: „Die seligste Jungfrau steht nicht nur den Sterbenden bei, sondern sie geht ihnen auch entgegen, besonders in der Stunde des Todes!"? Daher betet die Kirche: „O, komme zu Hilfe den Unglücklichen, unterstütze die Kleinmütigen, erquicke die Weinenden, und erfahren mögen Alle Deine Hilfe, welche feiern Deine Geburt!" Und „bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens!"

Beweis sind auch ihre „Wunderthätigen" Bilder. Wir wissen wohl, daß nicht die Bilder selbst es sind, und nicht das Holz, der Stein, die Farben, die Materie oder Form der Bilder, denen die Ehre erwiesen wird, sondern vielmehr die Originale oder Personen, welche durch die Bilder bezeichnet und vorgestellt werden. Allein man weiß und bedenkt es nicht immer, daß auch die Bilder ihre Wirkung haben, nicht bloß eine natürliche Einwirkung auf die Menschen aus sich selbst und ihrer Beschaffenheit, sondern auch eine übernatürliche dann haben können, sobald und soweit der Wille Gottes in seiner Zulassung oder Fügung dahin lautet. Solche übernatürliche Wirkungen zeigt das gesammte alte Heidentum mit seiner Verehrung der Götzenbilder, und auch die Natur lehrt, daß Gott, nach seiner

Schöpfung, diese in all ihren Kreaturen, sich selbst ergänzen und fortsetzen läßt, und die Werke nicht allein verrichtet, sondern sich dabei durch Andere helfen läßt. Hat Gott solche Macht, ihm mitzuhelfen in jenen Sachen, die er sehr gut allein zu wirken vermöchte, seinen Kreaturen gegeben, und insbesondere seiner edelsten Kreatur in Person, der Mutter seines Sohnes: warum wollte die Welt dann zweifeln, daß er solche Kraft nicht auch orts- und zeitweise auf ihre Bildnisse übertragen könnte, um die Werke seiner Allmacht hervorzubringen und an uns Menschen das zu wirken, was wir mit Augen sehen und mit Händen greifen können, ohne daß wir deshalb dem Bilde selbst eine Kraft zuzuschreiben brauchen? Oder war nicht auch der Wunderstab des Moses von bloßem Holz, jene die Gesundheit gebende Schlange von Metall, der Wassersprudelnde Fels von Stein, und der Samsonische, den Durst stillende Eselskinnbacken nur ein verächtliches Gebein? Und sind nicht noch heute im Christentume das Wasser, der Chrisam, das heilige Öl, die geistliche Absolution, die Eucharistie u. s. w., für die Menschheit rettende Heiligtümer und Heilmittel, wie geistiger, so auch leiblicher Art, in ähnlicher Weise, wie es im Alten Bunde die Stiftshütte, die Bundeslade, die Gesetzestafeln und das Manna u. dgl. m., gewesen? Warum also leugnen, oder schalkhaften Auges da sein, wo er gütig ist, und nicht vielmehr deshalb Gott preisen und mit Freuden ihm danken? Haben wir doch nimmer mit Gott zu disputieren, warum er dies oder jenes thue, warum er den sekundären Ursachen die wirkende und ursächliche Kraft gegeben; denn, wenn von irgend Jemand, so gilt's von ihm: „So will ich's, so befehl ich's, und als Grund und Ursache steht mein Wille!"

Feiern wir also andächtigst Mariens Geburt, mit Lob und Preis Gottes, besonders als Wiedergeburt und als „Morgenröte", damit sie der sie verehrenden Welt erbitte Frieden und Gnade, gesunde Luft, Sicherheit vor Feinden und Fruchtbarkeit, den Sündern die Buße, den Guten Beharrlichkeit, und Allen die Liebe Gottes für diese, und die ewige Herrlichkeit für jene Welt.

II. Die Kirche feiert Mariens Geburt im Hinweis auf das Buch der Geburt Jesu, d. i. auf seine menschliche Abstammung von Abraham und David aus deren Geschlecht, laut Verheißung, der Messias hervorgehen sollte. Dies thut sie aber keineswegs zu Gunsten der Juden und ihrer Einbildung, gleich als sei Christus ein Jude geworden und Maria eine Jüdin gewesen; denn wie Maria durch ihre ewige Auserwählung schon aus dem engen Rahmen des Judentums

herausgehoben worden, so ist auch der Sohn Gottes nur „Mensch", aber „kein Jude", geworden. Er ward weder als Jude geboren, noch lebte und starb er als ein Jude, wenn er auch seine menschliche Abstammung mit Israel verknüpfte, und das Gesetz des Moses zu erfüllen und zu vollenden bestrebt war. Der Hinweis darauf soll nur dienen zur Erhärtung seiner Messiaswürde gegenüber den Juden, die, wie an jener, so auch an dieser zweifelten, — aber auch zur Verherrlichung Mariens. Und inwieferne?

Die Kirche erinnert damit an die eminente Wichtigkeit der Bücher überhaupt fürs schwache Menschengedächtnis, besonders der religiösen Bücher, an die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes mit ihrer ewigen und unerschaffenen Weisheit, an dies allerwertvollste und kostbare Buch, und die einzige und reichste Quelle aller guten und heilsamen Bücher der Welt, daraus so Viele, wie der Kämmerling der Mohrenkönigin Kandace, St. Augustin, Antonius, Ignatius u. s. w. sich bekehrten. Sagen will sie damit, daß dies tote Buch der Geburt Christi in Maria ein lebensvolles Abbild hat die jenes ins Leben eingeführt, so selbst das Buch des Lebens geworden. Wissen wir auch, daß Christus „das wahre Buch des Lebens", oder das Verzeichnis der Seligwerdenden, in seinen Händen hat, und daß verschieden die Kennzeichen sind, welche auf die Verordnung zum seligen Leben hindeuten, wie z. B. die Erkenntnis der Welteitelkeit, reine Gottesliebe, sakrale Andacht, viele Heimsuchungen, Begierde nach Gottes Wort und Almosen, nicht aber Wunderwerke und Teufelsaustreibung im Namen Christi: so ist doch auch die innige Marienverehrung und das Verzeichnetsein „in diesem Lebensbuche" kein geringes Zeichen der Verordnung zum ewigen Leben, laut Schrift und Kirchenvätern.

Christi und Mariens Geburtsbuch ist ähnlich einem Sternenreichen Firmament, uns zu mahnen, wohl bei ihrer Geburt, nicht aber bei unserer, auf die bezeugenden Geburtssterne des Planeten- und Ahnenhimmels zu schauen, doch nicht zu glauben, als wenn sie unser Leben beschherrschten. Mag auch Gottes Weisheit wichtige Ereignisse an den Himmel schreiben: so ist's doch Seligkeitsgefährdender und Gottverworfener Aberglaube, es sei die Geburt der Menschen, besonders Christi und Mariens, an die guten und bösen Eigenschaften der Planeten, und an den glücklichen und unglücklichen Einfluß des Firmamentes gebunden, oder man könne die vernünftigen, besonders die, aus dem freien Menschenwillen entstehenden Begebenheiten, als gewiß aus der Astrologie erforschen und sein Schicksal in den

Gestirnen suchen und finden, oder gar, der Mensch sei zum Diener des Gestirns geboren, und die Sterne machten die Menschen durch ihre Einflüsse weise und dumm, tugendsam und lasterhaft, fromm und gottlos!" Nein, der Menschen Glück und Geschick ruht in Gottes Händen, in den Händen seines Ratschlags; das Gestirn ist des Menschen Diener, weil geschaffen zu seinem Dienste; und die Sterne machen weder fromm, noch lasterhaft, sondern der Mensch ist selbst Ursache seiner Seligkeit oder Verdammnis, je nach seinem guten oder bösen Leben und Tode. Beweis ist das Brüderpaar Jakob und Esau. Sie waren zu Einer Zeit und in Einer Mutter Leib empfangen, und kamen durch einerlei Geburt auf die Welt, hatten also einerlei Geburtsstern, und dennoch waren sie nach der Gemütsneigung weit voneinander unterschieden. Und ebensowenig hatte der Sternenhimmel der Ahnen, dies Lichtfirmament, einen zwingenden Einfluß auf Mariens und Christi leibliche und geistige Beschaffenheit. Daraus ergiebt sich folgende Lehre. Die Kinder der Welt beachten die irdische Geburtsstunde, die Kinder Gottes aber sehen auf die Sterbestunde, von deren guter Beschaffenheit sie die selige Ewigkeit abhängig glauben. Wir als Christen blicken nicht auf die Himmelszeichen, unter denen wir für die Erde, sondern auf jene, unter denen wir für die Ewigkeit geboren werden, d. i. sterben. Und wir halten „Maria mit ihrem Sohne" für ein Seligkeitsverheißendes Himmelsbild, im Augenblicke unseres Scheidens, wo wir dem dreieinen Gott unsere Seele übergeben. Darum begrüßen wir Maria, wenn immer, so zumal an ihrem Geburtsfeste auch mit dem Gebete: „Sei gegrüßt, Du unsere Hoffnung", unser Vertrauen und unsere höchste und einzige Zuversicht, von deren Fürbitte bei Jesu wir, einschließlich unserer Werke, nur allein Christi Verdienste und Fürsprache bei Gott, und so auch Gottes Gnade und Seligkeit, erwarten.

III. Es ist ein eigentümlicher Zug des Menschengemüts, daß es sich mehr und lieber zur Mutter hingezogen fühlt, um in ihrem Schoß zu ruhen, mehr auf sie vertraut und bei Betrübnissen und Gefahren zu ihr flieht, als dies vom Vater gesagt werden kann. Woher dies? Daher, daß das Kind, von Natur und Geburt aus, enger mit dem Mutterherzen verbunden gewesen, und seine erste Pflege und Auferziehung mehr in den Händen der Mutter, als des Vaters, ruht; doch wohl noch mehr aus dem thatsächlichen Grunde, daß aus der Mutter nur die Liebe, und zwar die mit der Milde vereinte des Herzens, hingegen aus dem Vater, außer der Liebe, auch sein verständiger,

würdevoller und seiner Verantwortlichkeit sich bewußter Lebensernst und die pflichtmäßige Erinnerung der respektvollen Hochachtung, redet. Kurz, bei der Mutter finden wir nur lauter Liebe und Zuneigung, da sie sich wenig oder nicht von ihrer Kinder Würdigkeit, Schuld oder Verdienst, leiten läßt, sondern lediglich darauf sieht, daß es ihre Kinder sind, so daß wir auch infolge dessen nur mit Herzensliebe allein und ohne Furcht und Besorgnis, ihr nahen, während die letzteren Gefühle beim Vater nicht ausgeschlossen sind.

Die göttliche Liebe in Christo gab uns nicht bloß mit Christo zugleich einen Vater des Himmels, mit dem ausdrücklichen Befehl, zu ihm zu beten: „Vater unser!", sondern auch eine Mutter, und zwar vermittelst seiner Geburt von einer solchen, obgleich er auch ohne Mutter „Mensch" werden und uns erlösen konnte. Und ist auch diese Mutter keine leibliche, sondern eine geistige oder Adoptivmutter, müssen wir ihr nicht um so größere Vorzüge einräumen, je erhabener der Geist ist über der Natur? Wer also das Glück zu schätzen weiß, eine gute Mutter gehabt zu haben oder sie noch hienieden am Leben zu wissen, der wird auch, und noch viel mehr, den Besitz seiner „Himmelsmutter" zu schätzen vermögen.

Die göttliche Liebe gab uns ihre selbsteigene Mutter, und zwar auf Grund dessen, daß Christus von Maria geboren und sie daher die Mutter aller Christen ist, aber noch mehr auf Grund seines testamentarischen Wortes vom Kreuze: „Siehe (in Maria) deine Mutter," und zwar deine und meine Mutter; denn er gab sie nicht etwa nur dem Johannes allein, sondern in ihm allen Christen, mit dem Befehle, Maria als eine Mutter zu lieben und zu verehren.

Die göttliche Liebe gab uns die selbsteigene Mutter als eine für Christus und für die Christen gemeinschaftliche Mutter, damit durch diese gemeinsame Mutter unsere Liebe zu Jesu um so beständiger, und er durch sie wieder zur Liebe gegen uns genötigt werde, falls diese durch unsere Sünden gefährdet und gemindert worden. Ist die Mutter Jesu aber uns zur Mutter gegeben, warum sollten wir sie nicht als unsere Mutter verehren, da wir doch keine bessere Adoptivmutter erhalten können, als die Mutter Jesu, und da wir doch niemals mehr geliebt werden können, als mit der Liebe Mariens, mit der sie Jesum, ihren Sohn, geliebt?

Die göttliche Liebe gab uns die selbsteigene Mutter unter der ausdrücklichen Anempfehlung aller und jedes einzelnen Christen insbesondere an diese seine Mutter, mit dem Worte: „Weib, siehe

Dein Kind!", Deinen Sohn, Deine Tochter. Siehe, Deine Kinder und meine Brüder und Schwestern, in Johannes, und in Allen, die ebenso, wie er, mich als einen Vater lieben und mir dienen! Damit wurden wir, an Christi statt, in Johannes zu Kindern Mariens eingesetzt, als sie ihr eigenes, leibliches Kind durch den Kreuzestod verloren. Damit wurden wir Alle an Mariens Mutterbrust gelegt und ihrer Mutterliebe anempfohlen, d. i. jedem Christen insbesondere soll Maria eine Mutter sein und ihn wie eine Mutter lieben. Warum wollten wir an ihrer Liebe und Hilfe zweifeln, warum nicht Christi Stelle an ihr vertreten, warum nicht durch diese Mutter die Bruderschaft Christi suchen, zumal doch Niemand sich Bruder oder Schwester Christi nennen darf, der nicht Maria für seine Mutter erkennt?

Die göttliche Liebe gab uns Maria zur Mutter unter seinem Kreuze unter den größten Todesschmerzen, mit brechender Stimme und mit bleichen Lippen. Und warum vom Kreuze? Deshalb, damit, so oft unsere Mutter für uns bei ihm bittet, er an seinen Tod gedenke und nicht leicht ein unwürdiges Marienkind verstoßen könne. „O siehe," wollte Christus gleichsam zu Maria sagen, „siehe meine Wunden, mein Kreuz, mein Leiden und Sterben! Siehe, was ich leide für diejenigen, die ich als meine Brüder und Schwestern, und als Deine Kinder, Dir anempfehle! Und liebst Du mich, so liebe auch sie Alle als Deine Kinder, und zwar mit solcher Liebe, mit der ich mein Leben für sie gebe!" O wie recht, nützlich und segensreich, handeln also alle jene Menschen, Orte und Lande, die unter dem Kreuze Christi Maria als ihre Mutter anerkennen, und ihr versprechen, bis in den Tod ihr Kind zu verbleiben, und so den letzten Willen des sterbenden Heilandes erfüllen!

Die göttliche Liebe gab uns Maria zur Zeit ihres allergrößten Leides als wahrhafte Schmerzensmutter; denn wo ist wohl je ein Mutterherz von so großem Schmerz erfüllt gewesen, als das Herz Mariens, da sie unsere Mutter geworden? Traf sie nicht ein siebenfach, ihr Herz durchbohrendes Schwert in seiner gräßlichen Wirklichkeit, nachdem sie ihr geistiges Martyrium schon durch dreiunddreißig Jahre in Gedanken und Vorstellungen ausgehalten? Wie sollte sie nun aber als solche Schmerzensmutter uns nicht um so mehr lieben, und auch mit unseren Schmerzen ein mütterliches Mitleiden haben, selbst wenn sie uns nicht stets als ihre würdigen Kinder bemerkt, je gewisser, laut Erfahrung, die Mütter jene am meisten lieben, die sie in größten Schmerzen geboren?

Die göttliche Liebe gab uns endlich Maria als Mutter zur Zeit ihrer, im höchsten Schmerze auch am Gottgefälligsten erscheinenden Tugendverklärung, d. i. damals, als sie in ihren Schmerzen durch die Schönheit ihrer Tugend am herrlichsten erglänzte und Gott am meisten wohlgefallen. Dort, unter dem Kreuze und mitten in ihren Leiden, gemäß ihrem Wahlspruch: „Mir geschehe nach Deinem Worte!", und während ihre Wangen, besprengt von ihres Sohnes Blut, im köstlichen Purpur glänzten, da strahlte das bewährte Gold ihrer Beständigkeit, und in ihren geduldigen und Gott und Christo ergebenen Thränen der Gottwohlgefälligste Schatz von Perlen und Edelsteinen. Dort strahlte Maria am schönsten, tugendhaftesten und Gottwohlgefälligsten, gleichwie ein Himmelsgestirn, das um so heller und klarer, lieblicher, freundlicher und makelloser leuchtet, je dunkler die finsteren Schatten der tiefen Nacht es umgeben. Und was will diese Wahrheit uns lehren? Dies, daß wir, als ihre Kinder, uns in diesem Schmerzensspiegel der Tugend recht oft beschauen, und daß besonders ihr euch darin bespiegelt, die ihr euere Schönheit nur in eitlen Freuden und Farben suchet, und Nichts für schön haltet, als was mit den Rosen blüht und in steter Gesundheit grünt, und die ihr nicht wisset, daß es noch eine andere Schönheit für Gottes- und Engels-Augen, und zwar keine größere giebt, als wo die reumütige Thräne die Wange befeuchtet, oder das Leid im Antlitz die Zähren aus den Augen und die Röte von den Wangen treibt, das Herz mit Ängsten, der Leib aber mit Martern ringt, und die Seele dennoch stark und geduldig, wie Maria unter dem Kreuze, zu sagen vermag: „Herr, es geschehe, wie Du willst!" Gewiß, so wir nicht die unter Schmerzen vollzogene Erlösung auch im Tugendschmerz zu unserem Anteil machen, würden wir auch nimmer als Kinder Maria zur Mutter, noch Christum zum Bruder, noch Gott zu unserem Vater, haben.

An unser Kindesglück erinnert uns somit ihr Geburtstag. „Ein Mutter-Herz ist ein Gottgeweihter Ort, wo still die Liebe weilet fort und fort. Gequält, gemartert und zerstochen, liebt sie im herbsten Schmerze noch. Vom Kinde frevelnd selbst gebrochen, im Brechen segnet sie es noch! Drum, hält euch Gram und Leid umfangen, seid innerer Schuld ihr euch bewußt, so lehnt die Thränenfeuchten Wangen an euerer Mutter treue Brust. Und ist die Mutter euch geschieden, weilt ihr allein in finsterer Nacht, o glaubt, ihr Herz ließ sie hienieden und hält bei ihrem Kinde Wacht!"

# Am Feste der Kirchweihung.

Evangelium. Es zog Jesus ein in Jericho (Luk. 19, 1—10).

„Kirchweih" ist die Feier des Tages, an welchem der Sohn Gottes in eine Kirche eingekehrt, nicht in menschlicher, sondern sakraler Gestalt, somit auch in der hilfsbedürftigen Menschheit, die heilsbegierig ihn aufgenommen. Wer da weiß, wie unerläßlich diese Einkehr und Aufnahme fürs Heil ist, wie Gott selbst sie ausdrücklich verlangt, und wie glückselig zu preisen sind, die Christum im Fleisch oder Sakrament, oder in einem seiner Geringsten aufgenommen, der wird auch die Wichtigkeit dieses Tages begreifen! „In dessen Haus Christus nicht eingetreten, der gelangt auch nicht zur göttlichen Inwohnung, und an dessen Tisch Christus hier nicht gesessen, wird auch nicht an der Himmelstafel sitzen," spricht St. Chrysostomus. Und Gott selbst versichert: „Siehe, ich stehe vor der Thüre und klopfe an. So Jemand meine Stimme hört, und die Thüre mir aufthut, zu dem will ich eingehen, und mit ihm Abendmahl halten, und er mit mir." Mit der „Kirchweih" verbindet sich die Gründung der Gemeinde, mit und in welcher diese sich in den mystischen Leib Christi und in die Weltumfassende Kirche eingegliedert, sowie die Frage, wie sie im Jahreslaufe ihr Gotteshaus benützte, und ob nicht so Manche an Tempelscheu gelitten.

I. Wir begehen „Kirchweih" als Doppelfeier, zuerst kirchlich im Gottes=, und dann weltlich im eigenen Hause. Der Freude in Gott kann auch nachfolgen die Freude der Welt bei besserer Tafel in Speise und Trank, bei Musik, Spiel und Tanz, und zwar Alles christlich, ehrbar und in Maßen. „Freuet euch allezeit im Herrn, abermals sag' ich euch: freuet euch". „Den Gemütern muß man Erholung gewähren, so werden sie besser und frischer nach der Ruhe sich erheben. Unter die Sorgen muß man zuweilen die Freuden legen." Freilich müssen wir dem Opfer=Mahle des Herrn, des Glaubens und der Gotteswerke, eine größere Sorgfalt widmen, als dem häuslichen; denn sorgsamer zu sein fürs weltliche, als fürs geistliche Mahl, für Eßtafel, als Gottesdienst, für Küche,

als Kapelle, für Herd, als Altar, fürs Tafeltuch, als fürs Meßgewand, für die Gäste, als für den Celebrans, für die Spielleute, als für die Chormusik, wie könnte das Gott wohlgefallen?

Das Evangelium erzählt von der Einkehr Jesu im Hause des Oberzöllners Zachäus zu Jericho. Noch jetzt heißt eine Blume die „Rose von Jericho". In der Nähe dieser Rosen- und Palmenstadt des Thales, auf dessen Blumen der Herr kurz vor seinem Leidensgange wandelte, schaute er einen wilden Feigenbaum, und auf ihm eine sonderbare Frucht, die ihm so wohl gefiel, daß er sie abgenommen, d. i. er schaute auf demselben den Zachäus, einen vielvermögenden Fürsten der Zöllner, dessen Reichtum aber kein sehr gerechter war, und der ob seiner Kleinheit hinaufgestiegen, um den vorübergehenden Jesus zu sehen. Zachäus schaut auf Christus herab, und Christus schaut empor auf Zachäus. Auf dem Baume ist ein Sünder, und unter dem Baume der Sündenvergeber. Jener verlangte nach der Barmherzigkeit Christi, und diesen, der gekommen, alle Menschen zu beseligen, drängt es, ihm sie zu erweisen; daher sprach er: „Zachäus, steige eilends herab! denn heute muß ich in deinem Hause bleiben!"

Was nötigte Christum zum Einkehren und Bleiben in des Zachäus Haus? Nicht dessen mündliche Einladung, da er kein Wort gesprochen, wohl aber seine innere Bitte, die der Herzenskundige längst geschaut. So waren die Kleinheit des Zachäus, die des Leibes, wie des Herzens, bewiesen durch seine Demut und hochherzige Armenliebe, sowie auch der Feigenbaum, dies Sinnbild vom Paradiesbaum, durch den Adam den Baum des Lebens verlor, als auch von dem noch zu besteigenden Kreuzesbaume, auf dem Zachäus das wahre Leben geschaut und gefunden, der Anlaß, daß er und sein Haus mit allen Insassen, und in diesem alle Christenkirchen, so hoch begnadigt wurden, und alles Heil wieder fanden, das die Menschheit im Paradiese verloren, und trotz aller Tempel nicht mehr wiederfinden konnte.

Worin aber liegt das, dem Hause des Zachäus, und in ihm allen Christus-Kirchen, zufolge seiner Aufnahme widerfahrene, zeitliche und ewige Heil? Sowohl in der „Gegenwart Christi", den man sich durch seine Aufnahme in gewinnreichster Weise zum dankbaren und Segenspendenden Schuldner gemacht, da er für die ihm gewährte, zeitliche Aufnahme die geistige und ewige Speise spendet, als auch besonders in der „Würde eines Sohnes Abrahams", weil die Wucherhäuser in Gotteshäuser, und die sündigen Bewohner in Abrahams- oder Gotteskinder, verwandelt werden.

Worin liegt nun der besondere Grund, warum Christus den Zachäus angesehen, zu ihm geredet, bei ihm eingekehrt und ihm so, für Seele und Haus, das Heil oder die neue Tempelweihe gegeben, d. i. vom Worte: „Heute muß ich in deinem Hause bleiben!“, warum dies ein „Muß“, eine Notwendigkeit, gewesen, bei dem, der sich sonst keinen Zwang anthun läßt? Außer dem Erbarmen Christi lag der Grund in den von Zachäus gezeigten Tugenden. Und welche waren es? Sein glühendes Christusverlangen: „Er suchte Jesum zu sehen, wer er wäre,“ aus inbrünstigem Seeleneifer. Seine Liebesstarke Welt- und Selbstverachtung; denn er schämte sich nicht, als vornehmer Publikauenfürst, und gewiß nicht ohne der Umstehenden Gelächter und Spott, vorauszulaufen, und wegen Kleinheit der Person auf einen wilden Feigenbaum hinaufzukriechen. Sein willfähriger Gehorsam; denn „er stieg eilends herab“. Seine freudige Gastfreundschaft; denn „er nahm Christum mit Freuden auf.“ Seine Geduld und Sanftmut, mit der er ertragen seine Beneider und Mißgönner, Schmäher und Murrer: Bei einem Sünder ist er eingekehrt!“ Sein aufrichtiges Sündenbekenntnis, laut: „Wenn ich Jemanden betrogen!“ Seine vollkommen und ganz dem jüdischen Gesetze genugthuende Gerechtigkeit, indem er, als Heide, alles ungerechte Gut „vierfach“, wie Moses gebot, erstattete. Seine große Barmherzigkeit und Menschenliebe, indem er die Hälfte, nicht der fremden oder erwucherten Güter, sondern seiner eigenen, unter „die Armen austeilte,“ und sich so würdig machte, wie des ewigen Lebens, so eines hundertfältigen Lohnes. Siehe da eine Rose oder Centifolie Jerichos, die des Jahres sich nur einmal, und zwar in der heiligen Christnacht aufschließt und mit offenen Blättern prangt, gleichwie Zachäus mit seinem Almosen des Jahres auch nur beim Kirchweihfeste glänzt.

Alle diese Tugenden waren die Ursache, daß der Sohn Gottes, und mit diesem alles zeitliche und ewige Glück, zu ihm, in Seele und Haus kam, und sie zum Gottestempel wieder einweihte. In solcher Weise hatte er den wilden Feigenbaum d. i. sich selbst verwandelt zu einem, die süßen Früchte der Buße, Tugend, Andacht, Gottesfurcht und des ewigen Heils, tragenden Baume. Und diese Früchte bietet er nun dar jedem Sünder zum Verkosten und zur Nachfolge seines Beispiels. Und wer wollte ihm nicht eilends nachfolgen, nicht solche Seelen- und Hausweihe, oder -Erneuerung, durch seine Bekehrung und Aufnahme Christi in Sakrament und den Armen halten, um mit Zachäus alles Heil sich widerfahren zu sehen? Das

ist auch der Grund, warum Zachäus noch heute bei allen jährlichen Kirchweihfesten erscheint, und sein Lob in allen Tempeln ertönt.

Die Pharisäer murrten über Christi Einkehr im Hause des Zachäus und sprachen: „Bei einem Sünder und Wucherer ist er (der Rechtliche) eingekehrt.“ Und noch mehr verübelten sie es ihm, daß er mit solchem Sünder speiste. Ihr Murren aber war ganz unbegründet; denn „kein Arzt ist zu tadeln, wenn er ins Haus eines Kranken tritt“, und das Verbot des Zusammenspeisens bezieht sich nur auf unverbesserliche, nicht aber auf reumütige Sünder, zu welch letzteren Zachäus gehörte.

Wie steht's nun mit **uns**, und mit **deinem** Haus? Ist Christus bei dir eingekehrt, wohnt er darin, oder nicht? Ach, wie sehr ist daran zu zweifeln, wenn du mit Zachäus wohl auf dem wilden Feigenbaum gesessen, aber nicht ihn mit dem Herzen zu dir eingeladen, aus Furcht ob der Zusage: „**Vierfach** das Betrogene zu erstatten!“ Fürwahr, das ist unnötige Furcht, weil Christus keineswegs das Vierfache verlangt, sondern nur das Einfache, aber kein Geschenk und Almosen, sondern nur das Schuldige, und auch die Waise nichts, als ihres Vaters rückständigen Lidlohn, und die Witwe nichts, als die Restitution des von dir gefressenen Hauses, und jene Kirche nichts, als das ihr einst gewordene Legat! Und wie sehr ist auch dann noch zu zweifeln, wenn du nicht mit Zachäus sagst: „**Ich gebe jetzt**, jetzt gleich!“, sondern sagen wolltest: „Ich will's geben, will restituieren das Schuldige, aber gut Ding will Weile haben, ich werde es geben übermorgen, über einen Monat, über ein halbes oder ganzes Jahr,“ dann wahrscheinlich, wenn die Katzen Kälber tragen!

II. Gott, der für seine Ehre Eifernde, hat sich viele Tempel erbaut und geheiligt. Wohl ist er mit seiner „**Wesenheit, Macht und Gegenwart**“, allüberall, bei, mit und in allen Kreaturen, und zwar in jedem, auch im geringsten Geschöpf, ganz, unzerteilt, uneingeschlossen und gleich, vorhanden, und „zum Allerinnersten, da er aus seiner Natur sein selbsteigenes Wesen ist“. Allein die Art, wie er da und dort ist, und seine äußere **Wirkung**, ist nach Ort und Zeit verschieden, und auf **besondere** Weise ist er nur an den Orten, „wo er seine Wirkungen sehen läßt“. Auf **dreierlei** Weise ist er im Tempel: mit seiner **Wesenheit, Gnade** und Erteilung der **Glorie**. Der Tempel seiner „**Wesenheit**“ ist die ganze Welt; der Tempel seiner „**Gnade**“ sind die Kirchen und die gottesfürchtigen **Seelen**; der Tempel seiner **Glorie** aber ist der **Himmel**.

Gottes „Gnadentempel" sind die Bethäuser, die er nicht für seinen Bedarf, sondern für die Menschen zu seiner Erkenntnis und Verehrung in Dank und Bitte erbaut und geheiligt hat. Wir sehen die Welt bedeckt mit Tempeln, als mit eben so vielen Gebets-, Opfer- und Gnadenstätten. An Götzentempeln zählte die alte Stadt Rom allein fünftausendvierhundert, und unter ihnen, außer dem des olympischen Jupiter, als prächtigsten, das Pantheon. Unter den Tempeln der Griechen ragten hervor der Tempel des Delphischen Apollo, der der Cytherischen Venus, sodann der Ephesinische Tempel der Diana in Jonien, an dem und für den ganz Asien durch zweihundertzwanzig Jahre gebaut, und den im Jahre 3609 der Mordbrenner Herostrat mit Feuer verwüstete. Im alten Mexiko bestand ein Tempel, der einen Raum von fünfhundert Häusern einnahm und errichtet war dem Götzenbilde Vitzliputzli, welchem Menschenopfer geschlachtet und die, den aufgeschlitzten Leibern entrissenen und noch frisch zuckenden Menschenherzen dargebracht und in den Rachen geworfen wurden, und zwar jährlich in der Stadt Mexiko allein wohl an zwanzigtausend von Kindern und Sklaven. Als Judentempel war weltberühmt der Salomonische. Zu seinem Bau waren nötig u. A. 2811 Millionen (9000 Centner Gold), zu seiner Einweihung aber ein Opfer von 120,000 Schafen und 22,000 Ochsen. Das türkische Kairo zählt wohl an 7000 Moscheen und fast 3000 Tempel. Großen Prachtaufwand aber zeigt die Grabmoschee des Propheten Muhamed zu Mekka in Arabien, mit ihren vielen tausenden von, Tag und Nacht brennenden Silber- und Goldampeln. Doch über allen heidnischen, jüdischen und türkischen Tempeln sind unendlich erhaben die christlichen, wie an innerem Wert, so an Zahl, Pracht und Herrlichkeit.

Die christlichen Tempel sind, wie die letzten, so auch die heiligsten und vollkommensten, auf Grund der Menschwerdung Gottes, und seines nicht bloß geistigen, sondern auch leiblichen Innewohnens. Sie sind errichtet dem einzig wahren und lebendigen Gott, dem Dreipersönlichen, der da in Wahrheit und im Geiste angebetet wird, besonders aber zu Ehren des eingefleischten Gottes, auf diesem Grundgeheimnis unseres Glaubens in der überfließenden Erlösung, der zufolge die Menschheit erst angefangen, Gott nach Gebühr und von ganzem Herzen zu ehren, zu lieben, zu fürchten, zu bewundern und nachzufolgen. Überaus groß ist die Erhabenheit einer Kirche nach ihrem dreifachen Einweihungszwecke, daher ihr auch eine demgemäße Ehrerbietigkeit zu erweisen ist, d. i. als Heiligtum der Gott-

heit, als Thron seiner Barmherzigkeit und als Richterstuhl seiner Gerechtigkeit.

„Haus Gottes“ heißt sie zufolge seiner Auserwählung und Heiligung. Der allgegenwärtige und mit seiner Unermessenheit Himmel und Erde erfüllende Gott erwählte, in ähnlicher Weise, wie den Paulus und andere Gerechte, um in ihnen, als in den, zu seiner Glorie bereiteten Gefäßen der Barmherzigkeit die Reichtümer seiner Gnade zu zeigen, auch den Kirchenort zur sinnbildlichen Wohnstätte seines Wesens, um allda unter dem Schatten, in Figuren, und gleichsam in der Wolke der Geheimnisse, zu wohnen und als der unsichtbare Gott verehrt zu werden, aber auch, um ihn besonders als vermenschter Gott mit seiner Gegenwart, behufs Anbetung und Verehrung, wahrhaft und wesentlich zu erfüllen. Auch die Einweihung einer Kirche ist weit größer, heiliger und göttlicher, als bei den Heiden- und Judentempeln. Und warum? Wegen des darin täglich dargebrachten Gottmenschlichen Opfers, und wegen der größeren Weihekraft des christlichen Priestertums in Gebet, Salbung, Segnung und Beschwörung mit dem Kreuzzeichen, um selbst dem Stein und Holz der Kirche eine verborgene und große, geistige und göttliche Kraft zu geben. Wo und wie gering ist nun die Ehre der Christentempel? Wie sehr werden sie entheiligt und geschändet mit Sünden und Lastern, und zur Mördergrube der Gottgeraubten Ehre für eigene und fremde Seelen gemacht? Was nützte uns auch das schönste Gotteshaus, wenn wir's nicht in der rechten Weise verwerten wollten? Wie gerne sollten wir es aufsuchen, und so, als ob wir in den Himmel gingen, und wie ehrerbietig uns darin aufhalten, um nicht etwa wegen Ungebührlichkeit ärger, als die Juden, von Christus hinausgepeitscht zu werden! Wie Viele machen aber die Kirche zum Welthaus, wenn sie sich in ihr benehmen, gleich als ob Gott nicht zugegen sei, oder bei der Wandlung stehen bleiben; zum Unterhaltungshaus, wenn sie auch da ihre Grüße und Neuigkeiten austauschen; zum Schlafhaus, absichtlich, gewohnheitsgemäß und ohne Widerstreben; zum Buhlhaus, um da zu schauen jene, die in ihre Venuskarte passen; zum Handlungshaus, behufs Abwicklung ihrer Weltgeschäfte, oder zur Räuberhöhle und Mördergrube, wenn sie auch da meditieren, um ihre Mitmenschen zu schädigen? O der Schande, so wir die Kirche nicht mehr, als eine Moschee, Synagoge oder als Heidentempel, ehren!

Die Kirche ist Gott geweiht zum Throne seiner Barmherzigkeit, sie ist ein Haus des Gebets. Unumstößliche Wahrheit ist's, daß das

Kirchengebet zu Gottes Ehre und der Menschen Heil unerläßlich ist, Gott viel mehr gefällt und viel leichter erhört wird, als das wo anders verrichtete; denn es ist das Opfergebet von dem durch Priesterhand dargebrachten Erlösungsopfer, das erhörungsvollste laut Verheißung: „Auch sollen meine Augen offen sein und meine Ohren aufmerksam auf das Gebet desjenigen, der da betet an diesem Orte", und auch deshalb, weil es laut menschlicher Beschaffenheit als „gemeinsames" am meisten und besten zur Andacht befähigt, und auch die Quelle aller anderen Haus- und Privatgebete, ja jeder Religion und Gottesverehrung, ist, laut Vernunft, Erfahrung und Geschichte. Wie borniert ist also das Wort: „Wozu soll man in die Kirche gehen? Man könne auch zu Hause beten!" Solche sind wie die Barbaren, da sie den Menschen die Religion rauben, die Quelle der Erbarmung, verschließen und sittlicherweise die Gotteshäuser niederreißen, daher sie auch dem strengen Strafgerichte Gottes anheimfallen.

Die Kirche ist endlich Gott geweiht zum Richterstuhl seiner Gerechtigkeit, um da die ihm, als Allgerechten, und uns, als Sündern gebührende Furcht vor seinen Urteilen in uns zu erwecken. Selbst die Heidentempel waren geweiht zur Beförderung der Gerechtigkeit, da dort auch die Richter Recht sprachen, die Advokaten ihre Klienten verfochten, die Könige ihre Gesetze verkündeten, und kein Rat für rechtmäßig galt, der da nicht versammelt gewesen. Des Judentempels göttliche Gerechtigkeit aber verkündet David: **„Dein Tempel ist heilig, wunderbar durch Gerechtigkeit"** und bewahrheitete sich an Heli und seinen Söhnen, Ophni und Phinees, an Kore, Datan und Abiron, an Balthasar und Antiochus, besonders aber an Heliodor, laut Wort, das er zu seinem Könige Seleukus, nach dem Tempelangriff und seiner Todesentrinnung zufolge Fürbitte des Hohenpriesters Onias, gesagt: „Wenn du einen Feind oder sonst Einen hast, der nach deinem Reiche strebt, so sende ihn dahin, und du wirst ihn gegeißelt wieder erhalten, wenn er anders mit dem Leben davonkommt; denn in dem Orte ist wahrhaftig eine gewisse Kraft Gottes. Er selbst, der im Himmel wohnt, ist gegenwärtig in diesem Orte, und schützt ihn, und die Böses zu thun hinkommen, schlägt und tötet er". Und bei Christentempeln sollten wir nicht glauben an ihre noch vollkommenere Vereinigung mit der göttlichen Gerechtigkeit, und daß „schrecklich der Ort, als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels", und in Wahrheit eine vom Himmel auf die Erde herabneigende Leiter ist, auf der Gottes Engel mit seinen Gnaden oder Strafen zu uns nieder-

steigen, je nachdem sie mit unseren Gottehrenden oder =schändenden Gebeten zum Himmel emporstiegen, sowie, daß der Kirche Steine, Mauern und Holz, selbst wenn Engel und Menschen schwiegen, für oder wider uns zum Himmel rufen?

III. Wenn aber die Pracht der Kirchen zur Erdenarmut und Niedrigkeit des vermenschten Gottes nicht zu passen scheint, so ist dies nur Schein, da der allen Kreaturen ihren Glanz verleihende, aber um unsertwillen sich arm zeigende Gott wohl dessen für seine Kampfes- und Erlösungsthätigkeit bedurfte, nach vollbrachtem Werke aber im Himmel seiner Majestät erscheint. Unter den herrlichen Christentempeln sind jedoch nur die der alten Kirche mit ihren Himmelragenden Domen, als eben so vielen Er- und Bekenntnissen des christlichen Namens und Glaubens, gemeint. Nur die altchristliche Zeit und die altkirchliche Christenheit hat Verständnis und Opferwilligkeit für würdige Gotteshäuser, und fühlt und befriedigt das Bedürfnis, „bei jeder gemeindlichen Niederlassung zuerst sich eine Kirche zu errichten, und um sie herum dann ihre Häuser zu erbauen.“ Die Christenneulinge aber denken bei all ihren Niederlassungen vor Allem an den Bau eines Wirtshauses und der eigenen Häuser, und erbauen sich nur armselige Kirchen, oder zehren vom Christenerbe der überkommenen, verwahrlosen und lassen sie dem Untergange anheimfallen, wenn sie solche nicht etwa absichtlich entweihen, verweltlichen und zerstören, und so leider bewahrheiten, was schon St. Hieronymus vor sechzehnhundert Jahren prophezeite: „Ihre Kirchengebäude werden stehen, wie Baumhütten, und der kostbare Leib und das kostbare Blut Christi wird nicht mehr vorhanden sein in jenen Tagen, und die Liturgie, oder das Opfer der Messe, wird ausgetilgt werden!“ O, welches große Unheil ist's für die Christenwelt, wenn man die mit so großen Opfern errichteten Gottestempel niederreißt und zu Roßställen verwandelt, wenn in den Häusern, wo früher Gott mit Gebet, Gesang, Lesung, Predigt und Opfer, gedient worden, nun Tanz, Kauf und Verkauf der Welt, getrieben wird, wenn, wo früher jährlich Kirchweih gefeiert worden, nun täglich Küchenweihe abgehalten wird, wenn, was fromme Vorfahren geweiht, nun entweiht ist, wenn, was sie an Gold und Silber, Sammet und Seide, in die Kirche geschenkt und zum heiligen Dienst gebraucht worden, nun von den Nachkommen herausgenommen und für ihren eigenen Bedarf verwendet wird, kurz, wenn für die Welt Meßgewande zu Kleidern, Opferkelche des heiligen Blutes zu Trinkgeschirren, Patenen des Leibes Christi zu Tellern des Fleischgenusses in der Faste, und

aller Altaresschmuck von Perlen und Edelsteinen zur Hoffart des Tanzes und Gelages, oder gar zum Teufelsdienste, gemißbraucht werden? Wie sollte von dem, der Kirche zur eigenen Bereicherung Abgenommenen, nicht selbst ein geistlicher Pfennig auffressen den weltlichen Thaler, nach Gottes gerechtem Urteile? Wie soll da nicht Alles unter den Händen verschwinden, und die Menschheit leiblich und geistig in Not und Mangel geraten, und immer ärmer werden? O, wie anders und reich gesegnet an Gütern waren die Christen der alten Kirche? So viel sie auch Almosen ausgeteilt, und so viel sie auch Klöster und Kirchen gestiftet, daß es fast den Anschein gehabt, als ob sie sich ganz alles Erdengutes entblößten, so haben sie doch stets noch genug gehabt, nie in Kirche noch Haus Mangel gelitten, sondern im überreichen Gottessegen des Leibes und Geistes gelebt.

Woher kommt aber die Entwendung der Kirchen-Güter?

Zumeist entsteht sie aus dem geistlichen Nepotismus. Der Klerus profaniert das geistliche Gut, und die Welt folgt im Großen nach. Nachdem der Teufel gesehen, daß all seine früher erregte blutige Verfolgung und Güterberaubung der Kirche nur genützt, und sie ihre Reinheit bewahrte, so lange sie den Geist der Armut und nicht Güterüberfluß besaß, führte er zeitweise die Reichtumsbegierde in die Kirche ein, und mit ihrer Bereicherung ward ihr „Geist der Armut" geschwächt. Erbitten wir also den „Geist der Armut" für die Kirche bei allen ihr gewidmeten Opfergaben, und klagen wir nicht ohne Trost bei ihrer Beraubung.

Keiner Kirchweih fehlt's auch an der Welt Mißgunst. Überzahlreich sind die Pharisäer, die Gott kein ehrliches Haus mehr gönnen, auch deswegen Jahr aus, Jahr ein, in solches nicht Einmal hineingehen, sondern wünschen, es möge gar keinen, oder höchstens nur Einen Tempel, wie im Judentume, geben. Noch größer aber ist das Murren über der Kirchen Ausschmückung. Da heißt's, wie bei Christi Salbung durch Magdalena, seitens der Judasbrüder: „Wozu ist diese Verschwendung geschehen? Man hätte das den Armen geben können!" Allein sie erfahren auch dieselbe Abfertigung: „Warum belästiget ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan, so wird auch stets, was sie gethan, zu ihrem Andenken erzählt werden." Lasset also die Weltmenschen sich ärgern, sie sind blind und Führer der Blinden! Dieser Vorwurf aus dem Munde derer, die in ihrem Leben keinen Pfennig zur Kirche geben und geben wollen, könnte allerdings in früherer Zeit mit ihren prächtigen Tempelbauten einigermaßen erklärlich erscheinen.

Allein wie wenig oder nicht ist er angebracht jetzt, wo Alles, auch das Geringste, für die Kirche Aufgewandte, für viel zu viel und für verloren gilt, hingegen alles für den Luxus Ausgegebene, für wenig oder gar nichts erachtet wird?

Die Gott dargebrachten, zeitlichen Opfer sind freilich keineswegs unter allen Umständen ein ihm „wohlgefälliges" Werk. Vor Allem verlangt Gott gerechte Opfer. Wie könnte es wohl Gott angenehm sein, wenn man all das Seinige Gott zur Errichtung einer Kirche, eines Klosters oder Hospitals, schenkt, aber dabei nicht seine Schulden und das ungerechte Gut bezahlt? Nein! Gestohlener Weihrauch schmeckt übel dem Himmel. So wird Christus nimmermehr Segen und Heil deinem Hause und deiner Seele ertheilen. Zuvor zahle also, was du schuldig bist; zuvor erstatte, was du deinen Unterthanen unbilligerweise abgezwackt; zuvor belohne den zwanzigjährigen, dir geopferten Blutschweiß deiner Diener; zuvor gieb, was du zu geben hast an Tag- und Liedlohn. Und dann erst gieb Almosen, stifte Klöster, baue Kirchen, errichte Kapellen und widme Altäre, dann erst bringe Gott dein Opfer, so wird es ein Gottwohlgefälliges sein.

IV. Der Mensch ist ein Abbild von der großen Welt, diesem großen Gottestempel, gleichsam eine Welt im Kleinen, und so auch ein kleiner Gottestempel, und zwar ein leiblicher und geistiger. Seine Seele ist aber ein noch viel schönerer Gottestempel, insofern in ihr Gott selbst Wohnung nimmt, und sie dazu einweiht. Es giebt nun aber nicht bloß Gottes-, sondern auch Götzentempel, und wie einen äußeren und öffentlichen Götzendienst, so auch einen inneren und verborgenen in den Seelen; denn ein Abgott der Seele ist die Sünde, der zu Ehren allzeit die zahlreichsten Menschenopfer geschlachtet werden, und so viele Teufel betet der Mensch an, als er Sünden hat. Unsere Hauptgötzen aber sind die Augenlust, Fleischeslust und Lebenshoffart. Doch unter diesen ist der Geldgeiz nebst Wucher der Götze, der die meisten Opfer verlangt, um seinen unersättlichen Rachen zu füllen, und diesem war auch Zachäus anheimgefallen. An den Teufel hatte er seine Seele um Geld verspielt, und mit den Dämonen führte er den Reigen auf. Er war ein wahrer Raubvogel, ein Geldhabicht, wohlerfahren in der Geldfuchserei und Volksschinderei. Äußerst schwer aber ist die Bekehrung der Mammonssüchtigen, da sie wohl, wie die Füchse, sich durch die engsten Löcher in die Vorratskammern ihrer Mitmenschen hineinschleichen, aber vollgesackten Wanstes nicht mehr zurückkönnen (wie's in Äsops Fabel vom Fuchs und Mäuschen

heißt), und somit aus der Fuchsgrube ihres Geizes unmittelbar der Hölle zufahren. Deshalb gilt solchen Raubvögeln, besonders den großen und vornehmen Geldhabichten, ein zahlreiches Wehe für jene Zeit, wo sie der Teufel rupfen und zupfen, sengen und brennen wird, falls sie sich nicht noch bei Zeiten seinem Lasternetze entreißen. Wie äußerst verzweifelt stand's drum auch mit des Zachäus Seelenheil, und wie wäre er rettungslos zu Grunde gegangen, wenn Christus nicht gekommen!

Die große Welt tönt wieder, seit ihrer Erschaffung zum Gottestempel, von Gottes Lob und Preis. „Die oberen Himmelssphären bringen hervor in ihrem Umherkreisen, nebst allen Elementen und Kreaturen, die schönste Harmonie der Musik". Wie für Gott aber „keine Modulation so volltönend ist, als der Menschen Gebet", so gebührt ihm auch Lob, Preis und Dank, besonders wegen der Erlangung und Erhaltung seiner Kirchen und Tempel. Und so erfreut sich denn auch am heutigen Tage, an welchem dies Haus mit bischöflichen Solemnitäten und der Einkehr des sakralen Christus geweiht worden, Gott Lob- und Danksingend, der Himmel und die Erde, gleich einem Zachäus. „Siehe bei den Menschen die Hütte Gottes," der bei ihnen wohnt, drum sei „Ehre, Lob und Dank, Gott in der Höhe!" So jubeln heute die Engel, wie einst, als der Sohn Gottes Bethlehems Stall zu seinem Tempel auserkoren. So beten heute auch die Seelen des Reinigungsortes, weil ein Ort vorhanden ist, wo für ihr Heil Buße und Sühne gethan wird. So rufen besonders wir als lebende Glieder der Kirchgemeinde, weil Gott an dieser Stätte vielen tausend Seelen so unzählbare Wohlthaten verliehen, und auch unsere Gebete erhörungsvoll an- und aufgenommen. Danken wir heute aber auch den, um dies Gotteshaus verdienten Menschen, besonders Maria, der Schutzpatronin, allen Heiligen, deren Reliquien und Gebeine in den Steinen unserer Altäre ruhen, weil sie ein Unterpfand des göttlichen Schutzes sind, und auch allen toten, wie noch lebenden Stiftern und Wohlthätern dieser Kirche, deren Lob diese stummen Steine verkünden; denn zählt Gott zum Lohne alle ihm zur Liebe gethanenen Schritte, wie um so mehr auch alle ihm zugebrachten Opfer eines Tempels!

Und bei solchem Lob und Dank, zumal ob deswillen, daß nur durch die Christentempel sich die Menschheit von Wucherern, Gründern und Schindern, befreien, und deren Geldhöhlen in Häuser der Gerechtigkeit, Restitution und Armenunterstützung, verwandeln kann, bitten wir Gott, auch ferner dies steinerne Haus, aber auch die geistigen

Tempel unserer Seelen und Häuser, in seinen Schutz zu nehmen, bis daß wir Aufnahme finden in seinem ewigen Hause!

Zachäus aber, der so sehnsüchtig nach Christum Verlangende, so eilfertig vom Baume zu ihm Eilende, und so ehrerbietigst ihm Aufwartende, sei und bleibe ein beschämendes, aber auch mahnendes Vorbild für unseren Kirchenbesuch, insbesondere aber bei jedem Sonn- und Festtäglichen Kirchengeläute, „vom wilden Feigenbaume unserer Weltgeschäfte herab, und zum Kreuzesbaume der Kirche hinaufzusteigen, um da Christum im Sakramente zu schauen und sein Wort zu hören," damit auch Gott zu seiner Barmherzigkeit sage: „Steige hinab in die Tiefe der nach mir verlangenden Herzen," aber auch zu jeder solchen Menschenseele bei ihrem Abscheiden: „Steige hinauf in die ewige Freude und Seligkeit ohne Ende!"

---

## Am Ernte-Dankfeste.

Evangelium. Sehet zu und hütet euch vor allem Geize (Luk. 12, 15—21).

I. Das Ernte-Dankfest entspricht dem Ostersonntage mit seinem Ernte-Bittgebet. Zum Erntedank sind verpflichtet die Menschen aller Stände, da der Ernteertrag zu Aller Wohl, Dienst, Genuß und Anteil, gesammelt und zu erwerben ist, sowie der Mißwachs zu Aller Nachteil gereicht. In der Epistel wird berichtet vom „Laubhütten-" oder großen Oktober-Erntefeste, welches, gefeiert sieben Tage lang im Tempel mit Opfern zum Dank für die Jahresernte, und daheim unter Laubhütten zum Andenken an die Zelte der Wüste, ein Fest zu Gottes Ehre und der Menschen Frohsinn war.

Im Evangelium warnt der Herr, anläßlich dessen, daß ein Mensch von ihm die Entscheidung in einer weltlichen Erbschaftssache beanspruchte, vor allem Geiz; „denn wenn auch Jemand Überfluß hat, so hängt doch nicht sein Leben, weder das irdische, noch geistige und ewige, von seinen Gütern ab." Und darauf erzählt er im Gleichnis von einem gottlosen Reichen, der seine überfließende Fruchternte nur für seine selbstsüchtigen Bereicherungspläne berechnete, dabei „mit seinem Scheunenbauen, Essen, Trinken, Ausruhen und

Sichwohlseinlassen auf viele Jahre hinaus," auf Gott, den Herrn des Lebens und Todes, vergaß, und so thörichterweise seine kaum gefaßten Zukunftspläne mit plötzlichem Tode büßen, und all seine reichen Ernteschätze Anderen überlassen mußte. Darauf schließt er mit der Drohung: „So geht's dem, der sich Schätze sammelt und nicht bei Gott reich ist," d. i. der nicht seine Schätze bei Gott in lohnenswerten Liebeswerken und übernatürlichen Freuden gesammelt, und in Gott, „der die Liebe ist," sein höchstes Gut sucht und besitzt. „Ich will abbrechen meine Scheunen und größere bauen," spricht der Geizige, d. i. die, aus denen kein Armer was bekommt. Gott aber giebt die Früchte des Überflusses nicht zur Befriedigung der Habsucht, sondern damit sie mit denen geteilt werden, denen sie sparsam zugemessen sind. Die Armen sollen die „Scheunen" sein, welche in Ewigkeit bleiben. Darum trifft Solchen, der sein Getreide nur in die Scheunen der Erde, nicht aber in die des Himmels legen will, mit Recht das Strafurteil des jähen Todes. Das ist ein ernstes und strenges Evangelium; die Kirche will verhüten, daß das Fest uns zum Trauer- oder Todestage werde. Unter dem „Manne" des Gleichnisses ist die Menschheit zu verstehen. Unglückselig ist der Gottarme trotz aller Erden- und Weltreichthümer, und nur der Reichtum in Gott, an unvergänglichen Schätzen, macht glücklich. Wir sollen darum, angesichts der eingesammelten Erdengüter, nicht vergessen über den Erntefrüchten auf den Geber, den großen Christengott, und auf das Eine Notwendige, nicht über unseren Mühen auf den Segenspender, Christus, nicht über der Mutter „Natur" auf die Mutterschaft „Mariens", nicht über dem Scheunenbauen auf die Mitmenschen, nicht über den leiblichen Genüssen auf die Seelenspeise, nicht über dem Erdenreichtum auf den bei Gott, nicht über der Erden-Ernte auf die der Ewigkeit, die uns in jedem Augenblicke in ihre Scheunen einsammeln kann.

Gott giebt den Erntesegen durch die Verdienste seines Sohnes; denn, wenn von Christo, als Gott, es heißt, „Er ist der Herr der Natur," so gilt von ihm, als Mensch, „Er ist deren Mittler, Fürsprecher und Segner." Ohne Christus ist und bleibt die Natur fluchbelastet, mit und in ihm aber wird sie gesegnet in all ihren Kreaturen und Früchten. Wo Christus, da ist der Segen, und wo Christus nicht ist, da befindet sich der Fluch. Nur sein Werk ist's, wenn die Menschen nicht zu verhungern brauchen; dort aber, wo man einander nicht hilft, und auch beim reichsten Erntesegen Not vorhanden ist, oder gar dem Dürftigen sein Bitten, und dem Reichen das Geben verboten wird, da kann's

nur am Christentume fehlen. Darum schließt jedes Meßgebet nach der Wandlung: „Durch Christum, unseren Herrn, durch den Du (o Gott) stets alle diese Güter schaffest, heiligst, belebst, segnest und uns spendest; durch ihn, mit ihm und in ihm, ist Dir, o Gott, dem allmächtigen Vater, in der Einheit des heiligen Geistes, aller Ehrenruhm durch alle Ewigkeiten!" Wir bringen drum zum Erntedank Gott dar im Erlösungsopfer seines Sohnes unser eigenes Herzensopfer, aber auch das Ernteopfer an sich, wie in seinem Werte, und senden unseren Lobgesang im „Tedeum" zum Himmel empor. Aber auch daheim wird der Erntesegen mit häuslicher Festfreude, je nach Zeit und Ort, gefeiert. Anderenfalls würden die Christen von den Juden, wie von den Heiden mit ihren Festen zu Ehren der Ceres, der Göttin der fruchtbaren Erde, beschämt werden.

II. Was Alles gehört zur guten Ernte? Etwa nur die Natur und Erde, oder des Menschen Fleiß? Wenn dies wäre, dann gäbe es keine Mißernten. Jene zeigen so oft bedenkliche Unregelmäßigkeiten, und ihnen gegenüber ist der Mensch ohnmächtig. Gutes Wetter kann er mit all seiner, noch so guten Bestellung, Düngung, Bebauung, Besäung und Bepflanzung des Ackers, nimmermehr ersetzen. Und in wessen Macht und Händen liegt es? Wer giebt seinerzeit Sonnenschein und Regen, befiehlt den Winden und dem Meere, erquickt die Früchte mit Tau, hält Frost, Hagel und Ungeziefer, von den Feldern zurück, und segnet Saat und Ernte mit seinem „Wachset und mehret euch"? Der Mensch ist es nicht, das sagt sich Jedes selbst; aber auch nicht die Natur, das gestanden sich sogar die alten Heiden, da sie über allen Naturwirkungen sich ihre Gottheiten dachten. Zu danken ist Gott für die Ernte-Bergung. Ist der Fruchtreichtum der Felder auch noch so groß, und glänzend in seinen Aussichten, bevor er geborgen ist, kann er immer noch verschwinden, besonders dann, wenn man die Rechnung ohne den Wirt macht, d. i. ohne den, welcher das Wetter schafft. Wenn die Körnerschweren Garben nicht einzubringen sind, sondern auf dem Felde verfaulen, wenn das Getreide auswächst, selbst auf dem Halme, oder wie gewalzt am Boden liegt, und wenn auch die „Frucht der Armen" mit Riesenschritten der Fäulnis entgegengeht: wie verzweifelt steht der Landwirt dann am Grabe seiner Habe, und schaut bangen Herzens dem Winter und der Zukunft entgegen! ? Ob sich wohl Manche da sagen: „Gott hält uns seiner reichen Ernte für unwürdig, ob unserer Sünden. Dies ist besonders die Schuld der zahlreichen Sonn- und Feiertagsschändungen, und der so großen Unbarmherzigkeit

gegen die Armen; denn gestatten wir ihnen nicht einmal den Früchteabfall und die Nachlese, so muß uns dann mit Recht zehnmal mehr auf dem Felde verfaulen oder gestohlen werden?" Wie heilsam wäre solche Sprache! Erbarmt sich nun Gott um der Gerechten willen, indem er gutes Wetter spendet, zur Einbringung der lange aufgehaltenen Ernte: mit welcher Inbrunst ist ihm dann zu danken? Auch für alle, aus der Ernte hervorgehenden Wohlthaten ist Gott zu danken. Unter diesen steht obenan die Bewahrung des Landes vor inneren Unruhen; denn ist die Ernte gut, so ist das Unbehagen der Bevölkerung weniger vorhanden, weil sie, dadurch in bessere Stimmung versetzt, der Zukunft vertrauender entgegensieht, während ein hungerndes Volk nie ein zufriedenes wird sein können.

Auch das Bittgebet ist darzubringen: „Gott wolle uns den Erntesegen nicht etwa durch widrige Ereignisse, besonders nicht durch Wucherer und Zwischenhändler, wieder vom Munde hinwegnehmen oder verteuern lassen, sondern den Menschen, wie Salomon, den rechten Sinn geben, damit sie den Mittelweg zwischen dem großen Reichtum und der bitteren Armut erwählen"! Die Kirche weist deshalb hin auf den geizigen Kapitalbildner und auf seine gerechte Gottesstrafe. „Erdengüter und Christentum sind allerdings keine sich ausschließenden Begriffe," will die Kirche sagen. Wohl verlangt Christus vor Allem das Sammeln von geistigen und himmlischen Gütern, allein er verbietet und behindert doch keineswegs die Anwendung des, dem Menschen anerschaffenen Triebes nach Erwerb von irdischen Gütern; hiernach sind also auch die Reichen fürs Menschenleben nötig. Mit den Großkapitalien und deren Vereinigung werden die großen Industrieunternehmen zum Wohle des Landes und zum Arbeitsverdienst der Millionen Besitzlosen ermöglicht. Auch die Reichen und Reichsten können sich nur einmal satt essen. Was aber das Christenthum unbedingt verdammen muß, dies ist das Mammonsüchtige, eigennützige und selbstsüchtige Ansammeln von Erdengütern, das nur auf den Reichtum, als Selbstzweck, gerichtet ist, und Gott nebst dem allgemeinen Menscheninteresse ausschließt, kurz, der übermäßige Erwerbstrieb. Denn dergleichen angehäuftes Kapital in der Hand weniger Geizhälse und Wucherer, die nur Welt-, nicht Gottreiche sind, läßt die Menschheit verhungern, frißt sie mit all ihren kleinen Besitzen auf, und führt sie mit Land und Leuten, gleich dem alten Rom, dem schließlichen Untergange zu.

III. Dankbarkeit ist eine Tugend, welche besteht, nicht so sehr in der sofortigen Danksagung für empfangenes Gute, die wohl nie fehlen

wird, sondern vielmehr in der Erkenntnis, Erinnerung und Hochschätzung der erhaltenen Gutthaten, in der Lobpreisung des Gebers, und in dem Willensentschluß, seine Gaben nach dessen Willen zu benützen und möglichst mit Gutem zu vergelten, und falls man der thatsächlichen Vergeltung nicht mächtig ist, so wenigstens in der Erkenntnis seiner Schuldigkeit. Symbol ist die Erde, welche die ihr gegebenen Samenfrüchte viel hundertfach wiedergiebt. Gottes Wille ist die Dankbarkeit, laut seiner natürlichen und übernatürlichen Offenbarung. Warum legte er dies Gefühl in alle vernunftlosen, lebenden Geschöpfe? Warum verlangen alle Menschen, und alle natürlichen, bürgerlichen und geistigen Rechte und Gesetze, die Dankbarkeit, und warum treiben sie dazu an? Was ist die Bedeutung aller Religionen und ihrer Tempel, Altäre, Feste und Opfer? Sie Alle sind stete Dankbezeigungen. Dankbarkeit ist nicht bloß die Bewahrerin der alten, sondern auch die Quelle neuer Wohlthaten, ist der Schlüssel zur erneuten Güte und Freigebigkeit, und verbindet, ja zwingt gleichsam auf süße Manier, den Gutthäter, neue Gaben mitzuteilen. Dies verkünden Vernunft und Erfahrung, Offenbarung und Geschichte, das Wort des Herrn: „Wer hat, dem wird gegeben werden," d. i. wer dankbar ist, wird erhalten; sowie das Wohl aller Völker, so lange sie Religion oder Dankbarkeit besitzen. Sie ist die größte, vor Gott und Menschen heiligste und lohnendste, aber auch leider seltenste Tugend.

Undankbarkeit ist jenes Laster und Verbrechen, das nicht besteht im Mangel an nicht immer möglicher Vergeltung, sondern an erkenntlicher Gesinnung. „Symbol ist das Feuer, welches alles ihm Anvertraute, selbst das, woraus es hervorgegangen, wie das Holz, das gleichsam seine Mutter im Geborenwerden ist, verzehrt, ohne etwas wiederzugeben." So schrieb einst St. Petrus Damian einem undankbaren Jüngling, der, seiner Braut zu Gefallen, seine leibliche Mutter verachtete.

Dies Laster widerstrebt den Menschen, auch uns, und selbst den Heiden. Alexander, der Große, ließ deswegen einem seiner Krieger, trotz dessen Tapferkeit, das Wort „Undankbar" (χενος αχαρις) auf die Stirne als Brandmal brennen. Die altheidnischen Römer degradierten den Freigelassenen deshalb wieder zum Sklaven, und vernichteten sein Erbrecht. Wie viel mehr ist der Undank bei Gott verhaßt? Der Herr zeigt's mit der Zurechtweisung des von ihm geheilten und doch ihn schlagenden Malchus, und mit seiner Frage nach den neun geheilten Aussätzigen. Und warum ist der Undank Gott

und Menschen verhaßt? Weil er widernatürlichen Zwang anthut der Freigebigkeit, keine Wohlthaten auszuteilen, gleich als wollte man zwingen die Sonne, nicht zu leuchten, und die Quelle, nicht zu fließen. Weil er ferner auch die allein Menschenmögliche, so leichte und geringe Vergeltung, d. i. in Herz und Gesinnung, vorenthält, die selbst die ganze, vernunftlose Schöpfung gewährt. Undank ist auch das strafbarste Verbrechen, zwar nicht beim Gerichtshofe der Menschen; denn in deren Gerichtshäusern bleibt er ungestraft, und warum? Weil die Gesetzgeber für so großes Laster keine hinreichende Strafe wissen, und es drum der Schärfe der göttlichen Gerechtigkeit überlassen. Die Gottesstrafe der Undankbaren ist aber eine fünffache. Sie besteht in den steten Gewissensvorwürfen, in der Hinwegnahme aller bereits erhaltenen Gutthaten, in der Vorenthaltung derjenigen, die Gott schon bereit war, zu geben, weiter in der Zusendung frühen Todes, wie bei Ezechias und dem heutigen Reichen, und in der ewigen Verdammnis: „Ich kenne euch nicht!" Und welcher? Der Undank gegen Menschen gehört unter die Teufel, der gegen Gott in die tiefste Hölle. Ja, Undank ist das größte Laster und Verbrechen, und viel schuldbarer, als Verrat, Mord u. s. w., aber auch das schädlichste, weil es die Quelle aller Sünden ist. Dennoch ist der Undank das allerhäufigste Laster. Wie kommt's, daß er so oft unter den Menschen herrscht, daß es unter zehn Menschen, die Gutes empfingen, neun Undankbare giebt, kurz, daß die Menschen als Hungrige, wie Hunde, schmeicheln, und gesättigt sich in den Winkel verkriechen? Warum ist so häufig der stupide, bestialische, „nicht-erkennende" Undank, wie bei den Vorstentieren, die sich von den herunterfallenden Eicheln mästen, ohne zum Baume hinaufzuschauen?, der „vergeßliche" Welt und Galgenundank des Pharaonischen Mundschenks. mit dem Motto: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, er kann gehen!", und der Teufelsundank der am Busen erwärmten und dann stechenden Schlange, d. i. der Menschen, die um so schlechter werden, je mehr man ihnen Gutes thut, die aus den Wohlthaten Steine machen, um sie ihrem Gutthäter an den Kopf zu werfen, wie solchen Undank z. B. Gott von Luzifer, Dion von den Syrakusern, Scipio Afrikanus von den Römern, Demosthenes von den Athenern, Cicero von Papilius Lenar, der, durch dessen Beredsamkeit vom Galgen befreit, ihn dem Markus Antonius zu Liebe köpfte, ferner Judas Makkabäus vom König Demetrius, am allermeisten aber Christus, erfahren haben?

Warum ist all dieser Undank gerade am meisten bei den

Menschen anzutreffen, welche, als die allerbegnadigsten, die größte Dankesursache hätten, wie z. B. beim alten Gottesvolke unter Saul und Salomo? Und wie ist's leider auch bei den Christen, besonders den katholischen, der Fall, insoferne gerade die Bevorzugtesten auch die Lauesten und Widerspenstigsten sind, die fruchtbarsten Jahre, wie die Herbsttage mit ihren vollen Scheunen, Böden und Kellern, und auch die Fest- und Sonntage, mit ihren Gnaden, als die Gottundankbarsten Zeiten erscheinen? O, das ist ein Undank gleich dem der Brüder Josephs, die ihm nach dem Leben strebten, als er ihnen die Nahrung brachte, gleich dem des Saul, der den David erstechen wollte, als er ihn vom Feinde Goliath befreite, und gleich dem des Kaisers Basilius, der seinen Lebensretter enthaupten ließ aus Scham, einem Diener sein Leben zu verdanken! Freilich ist's ein Undank, der wohl bei Ungläubigen noch zu verschmerzen ist, nimmer aber beim Gläubigen! Woher so viel Undank? Nur aus Mangel an Verstand, Gedächtnis und Demut, und weil das Glück Gottvergessen und übermütig macht. Hüten wir uns davor. Schneiden wir uns nicht aus den Wohlthaten Werkzeuge der eigenen Bosheit. Üben wir stets die heiligste Pflicht des Dankes gegen Menschen, und noch mehr gegen Gott, bei Trübsal, wie Wohlfahrt, besonders aber heute, und zwar in, mit und durch Christum, um so inbrünstiger, je glücklicher wir mit der Ernte im Vergleich zu anderen Gegenden gewesen, damit wir so mit unseren Herzen, „diesen geistigen Laubhütten", die Gottesgabe bewahren, und uns neuer würdig machen!

IV. Die Erde zu bebauen, die Naturkräfte sich dienstbar zu machen, und die Frucht der Nahrung für Menschen und Vieh zu gewinnen, ist und bleibt, trotz Arbeitslast, geringen Gewinnes und Ansehens, dennoch das älteste, edelste und verdienstvollste Gewerbe, und die Mutter aller gewerblichen Thätigkeiten. Und eben darum ward ihm zu Aller, wie zur eigenen Mahnung, in seiner so großen Nähe und fortwährenden Beschäftigung mit der Natur, ein Engel beigegeben, der ihm mehr und lauter Gott, als Herrn der Natur, predigt, als dies etwas Anderes zu thun vermöchte. Die Natur weist den sie bebauenden Menschen hin auf Gottes Vorsehung, auf das Walten einer höheren Macht, auf eine unergründlich schaffende und erhaltende Kraft, von der alle anderen Kräfte ausgehen. Wohl kann's Zeiten des Unglaubens geben in allen Ständen; allein daß solcher Angriff auf Gott auch den Ackerbebauenden Stand versuchen könnte, wo ist's zu denken möglich, da er ohne Unterlaß den Gedanken Gottes aus der Scholle, Blume,

Quelle, am reinsten, klarsten, und unmittelbarsten, trinkt? So ist denn der Ackerbauende Stand im Reiche der Natur nicht bloß ein Stand, der ernährt das Leibes-Leben, sondern auch das geistige, als der unmittelbarste Augen- und Ohrenzeuge, wie Prediger der Allmacht Gottes.

Die Natur weist diesen Stand auch besonders auf Gottes Güte hin. „Gott ist gut“, spricht die Blume des Feldes, das unbedeutende Würmchen, das Morgenrot, die Sternennacht, der Frühling, Sommer, Herbst und Winter, und jede Speise und jeder Trank, selbst jede Schmerzensthräne; denn aus jeder Leidenssaat sprießt uns geistige Freudenernte. Und aller Schweiß, alle Mühen und Opfer, die wir tragen, und der Landmann sich kosten läßt, Jahr aus, Jahr ein, sind sie nicht das Werkzeug Gottes, seiner Güte, Beglückung und Beseligung? Gewiß, wenn sonst Niemand von Gottes Güte überzeugt wäre, so müßte es immer noch jener sein, der mit dem Kreuze des Herrn die Erde bearbeitet, und ihre Dornen und Disteln in Blumen und Früchte des Segens verwandelt. Aber noch mehr. Wenn selbst Niemand mehr auf Erden Gottes Bild der Güte an sich trüge, und alle Menschen in Unbarmherzigkeit und Gefühllosigkeit gegen die Armut und das Elend des Nebenmenschen verknöcherten, Einen Stand giebt's noch immer, auf dem, wie stets seit Jahrtausenden, so fort und fort die Hoffnung der Hungernden und die Rettung in allgemeiner Not gebaut ist, und — das ist der Stand, der mit seiner Segenshand den Samenvorrat zur Sättigung von vielen Tausenden darbietet, und noch für jeden Bettler ein Stücklein übrig hat.

So sei und bleibe uns denn der Ackerbauende Stand ein lauter Herold, Zeuge und Prediger der Allmacht, aber auch der Güte Gottes. Und mit ihm sollen am Erntefeste alle Stände sich vereinen, um Gott zu preisen ob des „Großen, was er an uns gethan,“ aber auch anzuflehen, daß nicht etwa der Mensch in seiner Bosheit die edle Gabe, mit der Gott zum Unterhalt von Mensch und Tier die Speisetafel dieses Jahres versehen hat, uns zu Steinen verwandle.

# Am hohen Feste aller Heiligen Gottes.

Evangelium. Als Jesus die Scharen sah, stieg er auf einen Berg (Matth. 5, 1—12).

„Allerheiligen" ist ein Fest von sehr hohem Alter; denn das Morgenland feierte es schon im vierten Jahrhunderte, Rom seit sechshundert, mit gleichzeitiger Umwandlung des Pantheons in eine Marien- und allgemeine Märtyrerkirche unter Papst Bonifaz IV.; allgemein aber und für den 1. November wurde es durch Papst Gregor IV. im Jahre 800 eingeführt. Angeordnet ist es zum verehrenden Gedächtnis aller Heiligen und Seligen des Himmels, zur Beherzigung ihrer nachahmungswerten Beispiele, zur Erlangung ihrer Gesamtfürbitte, und zur Erstrebung ihrer herrlichen Himmelsbelohnung; denn ihre Zahl ist eine unbestimmt große, und bei weitem größer, als daß jedem ein besonderes Ehrenfest gewidmet werden könnte. Die Epistel weissagt den Rathschluß Gottes in der Schonung der Christen vor seinen Strafgerichten, zuerst ihre zeitliche Rettung vor dem Jerusalem drohenden Verderben, aber auch die eben so gewisse ewige Sicherung. Im Evangelium aber, worin Christus achterlei Menschen, d. i. Geistesarme, sanfte, trauernde, gerechte, barmherzige, reine, friedfertige und geduldige, selig preist, werden uns die Mittel und Wege zur Heiligkeit und Seligkeit gezeigt.

I. „Es grüßen euch alle Heiligen," das ist ein die Erde erfreuender Gruß; denn, was hat ohne den Himmel für einen Wert die Erde? Darum mahnt die Kirche, wie jene Makkabäermutter auf der Richtstätte ihren jüngsten Sohn: „Ich bitte, Kind, aufzuschauen," d. i. den Himmel anzusehen und die Krone, die deiner wartet. Die Heiligen im Himmel sind die, im Glauben an den verheißenen oder gekommenen Weltheiland vollendeten Gerechten, die unzählbar sind; denn zu ihnen gehören alle frommen Menschen, die seit Beginn der Welt gelebt. In ihnen erblicken wir den eingefleischten Gottsohn, kurz, die Menschwerdung Gottes in geistiger Beziehung, die allertreuesten Ab- und Ebenbilder der Gottheit, die schönsten Tempel des heiligen Geistes und die allernächsten Freunde des dreipersönlichen

Gottes: wer könnte meinen, Gott zu ehren, so er die Heiligen nicht ehrt? Sie sind die „Ehre" unseres Volkes, der „Ruhm" unserer Kirche, die „Zierde" der Menschheit, die bleibenden „Werkzeuge" der Vorsehung, die größten „Wohltäter" der Welt und die verlaßbarsten „Führer" zu Gott. Glücklich preisen wir sie heute, wie allezeit, daß sie entronnen den Gefahren dieser Welt, ob der Anerkennung, die sie nunmehr nach dem Tode gefunden, und auch selig ob des süßen Bewußtseins, zahlloses Gute hier auf Erden gewirkt zu haben, das nicht bloß Jahre, das Jahrhunderte hindurch, die Menschen auf Erden beglückt. Darum ist auch das Buch, welches uns die Lebensgeschichte der Heiligen beschreibt, für die Menschheit von der segensreichsten Bedeutung. Es ist für uns die Schule der tiefsten Gotterkenntnis und Anbetung, der beste Unterricht in der Heilswissenschaft, d. i. für den Weg der Tugend und Buße, die allerwirksamste Predigt, weil nicht in Worten, sondern in Beispielen zur Nachahmung, die verständlichste und vollständigste Bibel, worin nicht bloß die Heiligen des Alten, sondern auch des Neuen Bundes zu finden sind die beste Geschichte unserer berühmten Vorfahren, der klarste Beweis für die Wahrheit unseres Glaubens, und auch die reichste Gnadenquelle und wirksamste Gebetshilfe. Darum sollte das Lebensbuch der Heiligen in keinem christlichen Hause fehlen.

Am heutigen Tage freut sich vor Allen die Kirche, die Braut Christi, diese gemeinsame Mutter aller Menschen. Die Heiligen sind ihre Kinder, die sie mit Sorgen an ihrer Brust auferzogen. Eine Mutter aber hat und kennt keine größere Freude, als ihre Kinder glücklich zu sehen. Nur ihr haben Erfahrungsgemäß die allerbesten Menschen ihr Seelenheil im Leben und Tode verdankt. „Allerheiligen" ist ein unschätzbarer, alleiniger und unbestrittener Vorzug der christlichen Religion, wie sie sich in der römisch-katholischen Kirche verkörpert; denn wenn wir unseren Blick außerhalb dieser Kirche richten, so verschwindet uns der „Sternenhimmel der Heiligen", und wir schauen nur finstere Nacht, im Heidentum wohl einen, von vergötterten Helden und falschen Gottheiten bevölkerten Olymp, aber an ihnen keine Spur von Heiligkeit, und bei den sektischen Christen wohl einen Himmelsglauben, aber keinen Himmel der Heiligen, da sie diese bei der Trennung in der alten Kirche zurückgelassen. Nur in unserer Kirche haben wir noch einen „Heiligenhimmel", und nur da leben wir noch in der innigsten Gemeinschaft mit ihnen. Was wären wir für Christen, wenn wir die Mutterfreude unserer Kirche nicht teilten,

noch an ihrem und am Glücke unserer verewigten Mitchristen teilnähmen? Und winkt nicht auch uns der Seligen Himmelslohn? Ist nicht süß das Bewußtsein, sie zu unseren Bundesgenossen im Erdenstreite zu haben, und von ihnen in der besseren Welt nicht vergessen zu sein, so wir ihrer hienieden nicht vergessen und uns ihrer helfenden Fürsprache bei Gott in Christo würdig machen? Welcher Freudentrost ist's ferner, uns mit ihnen im selben Glauben, in derselben Kirche, im Besitze derselben Heilsmittel und auf denselben Wegen und Pfaden, zu sehen?

II. Gegen die Verehrung, Nachahmung und Anrufung der Heiligen erhebt nun aber die Welt ihre zahlreichen Einwürfe. Sie verwirft die Heiligenverehrung als geistlos und veraltet, als „Götzendienst und Überbleibsel" der heidnischen Abgötterei, gelangt aber dadurch zur Verehrung der Heiligkeitslosen Menschen, und von da zur krassesten Menschen- und Selbstvergötterung, die sie als höchste Errungenschaft preist, und doch viel schlimmer ist, als die im alten Heidentum; denn dies vergötterte die Menschen nicht ohne die Verehrung von Gottheiten, nicht als Obergötter, nicht ohne den Glauben an selige Unsterblichkeit, und auch nicht zur Verwilderung des Volkes, wie die neuen Heiden es belieben, wenn es sie, ohne allen höheren Glauben, an der Leiche oder vor dem Bilde eines von ihnen vergötterten Menschen das Knie beugen sieht.

Den Vorwurf, „den Heiligen Kirchen, Altäre, Feiertage, Opfer oder Feste, zu widmen," hat schon St. Augustin zurückgewiesen. „Wir bauen die Kirchen und Altäre zur Verehrung Gottes, nicht den Heiligen, aber auf ihren Gräbern, Gebeinen und Reliquien, kurz, auf ihren Tugenden und Verdiensten, mit denen sie Gott und Jesum verherrlicht haben, und zieren darum diese Gottgewidmeten Kirchen mit ihren Namen." „Und wir opfern auch nicht den Heiligen; bringen Christi Leib und Blut nicht ihnen, nicht dem Petrus und Paulus u. s. w. dar, sondern nur allein Gott im Himmel. Aber wir gedenken beim heiligen Meßopfer des Petrus und Paulus, und anderer Heiligen, an ihren Gedächtnis- und Todestagen, sowie wir auch an solchen Tagen fasten, beten und das Andenken an ihr Gottgeweihtes Leben erneuern. Und so wird die Ehre im Hinblicke auf die Heiligen Gott selbst gegeben. Vielmehr der Einwände erhebt die Welt jedoch gegen die Anrufung der Heiligen.

Sie soll Vernunft- und Schriftwidrig sein, denn nur zu Gott allein, durch den einzigen, Gottmenschlichen Mittler, Jesus Christus, müsse man beten. Dies aber ist ein ganz grundloser Einwand.

Wohl gebühren Gott im Himmel alle unsere Lob-, Bitt- und Dankgebete; die Heiligen jedoch rufen wir nur an um ihre Fürsprache bei Gott, und dergleichen Anrufungen sind nur fromme Wünsche, daß sie, als Gott nahe Freunde, auch unsere Gottesgebete vor dem Throne seiner Allmacht befürworten. Auch unsere Mitchristen auf Erden machen wir schon zu unseren Fürbittern, indem wir beim Abschiede zum Freunde sagen: „Gedenke mein, und bete bisweilen ein Vaterunser für mich!", oder: „Beten wir für einander!" Auch die Kirche erklärt's für gut, heilsam und nützlich, die Himmelsheiligen anzurufen, und empfiehlt es drum, aber befiehlt es nicht, und hat nichts dagegen, so man es nicht thut. Gleichwohl verurteilt sie die, welche es für unnütz, thöricht, unerlaubt oder gottlos, ausschreien. Die „Heiligenanrufung" soll auch nach der Welt Ansicht, unnütz sein, da sie Nichts von uns wüßten, auch das ist eine falsche Behauptung. Wir glauben, daß der Mensch in seinem Leibe hat eine geistige Seele, die über Zeit und Raum hinauswirkt, oft zukünftige, verborgene und Gott nur allein bekannte Dinge schon hienieden weiß, und mit anderen Menschengeistern eine Verbindung hat und haben kann, auch ohne daß der Leib an solcher einen Anteil hat; daß diese sich auch beim Tode nicht auflöst, sondern fortdauert, weil der Tod das Wesen der Seele nicht ändert, also auch außerhalb des Leibes fortgeführt werden kann; und daß die guten Geister und Engel von unseren Gottgewidmeten Maßnahmen durch Gott selbst ein Wissen haben und den guten Menschen nahe sind, sowie wir solche Kenntnis der Pläne böser Menschen auch bei den, ihnen nahen, bösen Geistern voraussetzen, und zwar auch ohne deren Allwissenheit und Allgegenwart. Ebenso unerläßlich müssen wir aber auch bei den abgeschiedenen Menschenseelen, also auch bei den vollendeten Gerechten, annehmen, daß sie, im Spiegel des allwissenden Gottes, und wegen ihrer geistigen Wahlverwandtschaft mit uns, von unserem, zu Gott durch ihre Vermittlung gerichteten Gebete, ein Wissen haben müssen, da anderenfalls so zahllose Beispiele vom oft wunderbaren Hineinragen der sichtbaren in die unsichtbare Welt, ein unerklärliches Rätsel wären. „Die Welt zweifelt ferner, ob die Heiligen uns auch durch ihre Fürsprache zur Erhörung der Gottesgebete verhelfen könnten!" Allein Gott erhört schon unsere gegenseitigen Fürbitten auf dieser Welt. Er erfüllte die des Moses für sein sündiges Volk um Verzeihung und Befreiung von den Strafen, und zwar zufolge Hinweis auf die Verdienste Abrahams, Isaaks und Jakobs. Um so leichter muß Gott erhören wollen die Fürbitten der verklärten Chri-

stusgerechten. Der Hauptgrund aber lautet: „Wir schmälerten damit die Ehre Christi, unseres Heilands und Mittlers; denn man rufe zu oft die Heiligen an. Wohl ist's wahr, daß Heiligenanrufungen bei uns häufig vorkommen, aber ebenso wahr, daß wir dadurch Christo die Ehre vergrößern wollen, indem wir mit den Heiligen vor seinem Throne niederknieen, sie nicht als Christo Ebenbürtige, sondern nur als seine Diener und Werkzeuge anrufen, und (näher betrachtet) ist auch nicht Alles Aberglaube, was dafür ausgeschrieen wird.

Laßt uns also, unbeirrt um alle Vorwürfe, Gott loben, ehren und anrufen, in seinen Heiligen, die vor Gottes Thron seine Majestät und unaussprechliche Herrlichkeit umgeben, wie die erbleichenden Sternlein die Himmelssonne. Damit vergrößern wir die Ehre Gottes, auch heute, wo wir, vereint mit den Seligen, vor Gottes Thron erscheinen, und ein Fest der umfassendsten und großartigsten Anbetung und Verherrlichung Gottes feiern, wie solche nur immer im Verlaufe des Kirchenjahres zu ermöglichen ist.

III. Nur die „Heiligkeit" des Erdenlebens, d. i. Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Tugend, das Leben nach der christianisierten Vernunft und die treue Pflichterfüllung gegen Gott, die Mitmenschen und sich selbst, ist der Kaufpreis des Himmels; denn sie ist „das **Ehrenvollste, Beglückendste** und **Leichterreichbarste**", schon hienieden, wie viel mehr erst dort? Wie irrig aber der Menschen Ansichten über die „Seligkeit" lauten, so irrig sind sie auch zumeist betreffs der Erdenheiligkeit. Im dreifachen Irrtume befindet sich die Welt, wenn sie die Heiligkeit für etwas **Verächtliches, Trauervolles** und überaus **Schweres** ansieht.

Was könnte es gegenüber Gott, für den Menschen als Geschöpf Gottes, Größeres und Wertvolleres geben, als Gott zu dienen und wohlzugefallen? Halten wir's nicht für etwas Hohes, einem großen Monarchen dieser Erde zu dienen, ihm nahe zu sein, seinen Willen zu erfüllen und ihm zu gefallen? Und dies sollte nicht ohne Vergleich weit mehr von Gott und seinem Dienste gelten? Ehrt nicht auch die Welt die Heiligkeit eines David? Und wie hoch ehrt der Menschen Heiligkeitsstreben Gott selbst, auch die kleinsten Heiligkeitsdienste, falls sie nur aus aufrichtiger Andacht, Liebe und Eifer, hervorgehen! Hochgeschätzt über Alles gilt auch der Welt gegenüber den Menschen, als socialen Wesen, die treue Pflichterfüllung. Woher aber kommt uns sie? Nur aus der Heiligkeit, nebst dem Gottesdienste und der Gottesliebe. Gegenüber sich selbst, als einzelner Persönlichkeit, — was giebt denn Seelenhoheit und

Humanität, als die Selbstbeherrschung, oder die Überwindung aller niederen Leidenschaften, durch welche Tugend wir uns unterscheiden von den unvernünftigen Kreaturen, die bekanntlich all ihren Neigungen folgen? Woher aber nehmen wir die Selbstüberwindung? Nur aus der Heiligkeit der christlichen Vernunft und Sitte. Die Welt möchte nun einwerfen, wo solche heilige Menschen zu finden, „und daß auch Fromme nicht ohne Schwachheiten seien." Haben jedoch auch die Frommen ihre Schwächen, so überwinden sie doch solche öfter, als sie von ihnen überwunden werden! Und Heilige sind, außer ihnen, noch allenthalben zu finden, mehr allerdings beim Volke, zufolge seiner größeren Gottesfurcht, und selbst das kleinste Kind hat da oft höhere Gedanken von Gott und mehr Licht zur Selbstleitung, als der gelehrteste Professor. Aber auch in den höheren Schichten und selbst an Höfen fehlt's nicht an Heiligen, denen Gott über Alles geht. Und bleiben auch zahllos andere Heilige Weltunbekannt, weil sie in der Verborgenheit gelebt, so hat sie doch Gott ins Buch des Lebens geschrieben, und das ist ihnen genug und soll auch unserem Heiligkeitsstreben genügen.

Das **Beglückendste** auch, und keineswegs trauervoll, ist die Heiligkeit für den Menschen, weil sie ihn mehr der Freude, und weniger Schmerz im Unglück, fühlen läßt, als die Gottlosen empfinden.

Mehr der inneren Ruhe und Freude haben die Frommen voraus vor den Gottlosen. Nach der Lehre des Christentums, wie der heidnischen Weltweisheit, ist nämlich die Tugend allein das höchste Gut des Menschen, und nur einzig fähig, ihn hienieden glücklich zu machen. Die Gottlosen hingegen, wie könnten sie innere Ruhe haben, wenn ihr Herz einem schäumenden Meere gleicht, und sie sich all ihren Neigungen hingeben? Wie mangelt ihnen ferner, falls sie auch den inneren Frieden der faulen Gewissensruhe, das sicherste Zeichen der Gottverwerfung, hätten, dennoch der äußere Friede, da bekanntlich ihre Mitwelt, trotzdem sie selbst verdorben ist und die Tugend nicht übt, dies doch von Anderen, zumal den Ihrigen, verlangt, die Pflichtvergessenen rügt und straft, und sie so mit Furcht und Unruhe erfüllt?! Wie ist's auch selbstverständlich, daß der Schmerz der Gottlosen im Unglück ein überfließender, der der Frommen aber nur ein mäßiger und nicht ohne Trost und Hilfe ist, die sie finden in der Gnade Gottes, in ihrer Tugend und im Bewußtsein, daß Gott ihre Leiden zählt, Zeuge ihrer Thränen ist, damit Höheres bezweckt und ihnen den Lohn in jener Welt zurücklegt.

Das Leichterreichbarste, und nicht etwas überaus Schweres, ist endlich auch die Heiligkeit, was somit auch von der Seligkeit gilt. Die Heiligkeit steht allen Menschen frei und offen, sie hängt nämlich nur von ihrem freien Willen ab; ist auch allen Menschen möglich; denn sie geht nicht über deren Kräfte hinaus, und besteht nur in der Liebe zu Gott und in anderen, erreichbaren Tugenden. Die Heiligkeit ist auch zu allen Zeiten möglich. Während bei der Welt die einmal versäumte Gelegenheit des Glücks nie mehr wiederkehrt, und sie auch alte Leute wegen Unfähigkeit, und junge wegen Unerfahrenheit, von ihrem Dienste ausschließt, kann man zur Heiligkeit und zum Himmel, auch bei versäumter Gelegenheit, auch im Alter, wie in der Jugend, gelangen, und wird nimmer von Gott zurückgewiesen, falls man nur den rechten Eifer zeigt. Ist nun aber die Heiligkeit das Leichterreichbarste, so mag ihre Erlangung immerhin etwas Schweres sein. Was thut's? Könnte uns das von ihrem Erstreben abhalten? Ist nicht alles Gute in der Welt schwer zu erringen?

Bitten wir Gott also um heilige Menschen und streben wir auch selbst nach der Heiligkeit, um so zur Vereinigung aller Menschen hienieden zu Einer Kirche, und zu unser Aller Vereinigung im Himmel beizutragen.

IV. Daß die Versammlung in der Kirche ein Abbild der Heiligen im Himmel sein soll, wer bezweifelt's? Hat nicht Christus mit dem Apostel schon vor fast zweitausend Jahren die Erdenchristen als „Heilige“ ausgerufen? Wer also in der Gemeinde der Himmelsheiligen sein will, muß und soll auch in der Himmelsvorhalle, der Erdenkirche, anzutreffen sein. Wie so wenig stimmt nun aber überein das Bild der Erdengemeinde mit der Himmelsschaar? Wie bei so vielen Erdenchristen gilt das Wort: „Sie sind wunderliche Heilige“. Warum aber findet Gott in seiner Erdenkirche so viele „wunderliche“ Heilige? Nur darum, weil deren Patriarchen oder Standespersonen so oft oder ganz und gar auf ihren Stühlen fehlen und mit ihrer Abwesenheit glänzen, anstatt, daß sie als „große Lichter“ mit gutem und auferbaulichem Beispiele voranleuchten sollten, damit die kleineren Sterne ihnen nachfolgten. Die Heiligkeit, mit ihren verschiedenen Stufen, ist und bleibt aber die Quelle der Seligkeit. Ohne die „Heiligkeit“ der Erde giebt's keine „Seligkeit“ des Himmels, wie umgekehrt es keine Erdenheiligkeit ohne himmlische Seligkeit giebt, einfach deshalb, weil Gott der Allerheiligste und Allerseligste ist. Wollen nun die Weltmenschen durchaus nicht heilig sein und werden auf Erden, greifen sie unausgesetzt die Heiligen des Himmels an, radieren sie aus den Kalen-

dern ihre Namen, stürzen sie um ihre Statuen und Bilder, und verketzern sie allezeit die katholische Heiligenverehrung, wenn nicht oder weniger in der ihnen gewidmeten Gesinnung der Achtung, Nachahmung, Liebe und Dankbarkeit, so um so mehr in ihren Wunderzeichen, Reliquien, Denkmalen und Festtagen, und vor Allem in ihrer Anrufung, so ist's nicht zu verwundern, wenn damit auch der Seligkeitsglaube und das Seligkeitsstreben bei unzähligen Christenmenschen abhanden gekommen, und ihnen der Himmel und die Himmelsverheißung nur zum fabelhaften Blendwerke, zum Schlummerlied, und darum zum Gegenstande des Fluches geworden.

Die selige Ewigkeit, in der die Heiligen Gottes sich befinden, kein Übel mehr das Leben verbittert oder zu leiden ist, wo nicht mehr herrscht die Sünde, Sorge, Trauer, Unsicherheit, Zank, Streit, Schmerz und Tod, wo der Reiche nicht mehr stolziert, und der Arme nicht mehr zürnt, sondern Alle sich ihrer Leidenschaften entäußert haben, wo auch vorhanden ist alles Gute, von dem wir hienieden nur einen geringen Teil verkosten, ist unstreitig das Ziel des Menschen und der Endzweck seiner Erschaffung, laut angeborenem Verlangen. Und Gott selbst, der Unerschaffene und Schöpfer aller Dinge, ist die Ursache und der Inhalt aller Seligkeit, das höchste Gut aller Güte, der Inbegriff aller seligen Freude. Das war denn auch die Verheißung Gottes an Abraham mit all seinen Nachkommen: „Ich bin dein sehr großer Lohn." Und das wollte auch der Gottmensch andeuten mit der „Freude des Herrn, und des Himmels", der „Krone der Gerechtigkeit", „der hundertfachen Vergeltung", „den Wohnungen im Hause des Vaters", und „seinem und der Seinigen Wiedersehen", besonders aber auch mit dem heutigen Worte: „Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel"!, da die Belohnung der Gerechten unendlich, ewig, unbegreiflich, d. i. Gott selbst und „Gott über Alles in Allen" ist, so daß die Gottbesitzenden nichts mehr verlangen und erhoffen, weil ihnen nichts mehr mangelt. Besteht somit des Himmels Seligkeit nur in Gott selbst, so ist auch nach dem Beispiele eines Thomas von Aquin und aller Frommen, kein anderer Himmelslohn zu begehren, als Gott selbst. Warum sollten wir nicht mit Paulus uns die Auflösung wünschen, um bei Christus zu sein? Der Hinblick aber auf solchen Lohn, wie sollte er nicht ein überfließender Trost des Herrn für seine Gläubigen auf Erden sein, eine kraftvolle Aufrichtung der Mühseligen und Beladenen, und die beseligende Hoffnung der Sterbenden?

O, möchten die Himmelsheiligen uns mit ihrer Tugend zur Nachahmung in den, unserem Stande gebührenden Werken begeistern, durch ihre Worte entflammen, für uns Gott danken und preisen, sowie durch ihre Fürbitte uns, der Kirche und dem ganzen Christenvolke, helfen, alle Heilshindernisse zu überwinden und mit ihnen einst selig zu werden!

---

## Am Tage aller christgläubigen Seelen.

Evangelium. Es kommt die Stunde, und sie ist schon da (Joh. 5, 25—29).

Heute ist der „Tag der Toten", die im Herrn entschliefen und noch nicht zu Gottes Anschauung, Besitz und Genuß, gelangten. Schmerzlicher, als sonst, brennen die Todeswunden; doch in all das Leid tönt so tröstlich und zuversichtlich die Stimme: „Wisset, daß ihr euch nicht betrüben sollet, wie die Übrigen, die keine Hoffnung haben." Sie sind tot oder schlafen nur dem Leibe, nicht der Seele nach; denn diese lebt, wacht und ist thätig mit jenen Organen, die, wie die Erkenntnis, Erinnerung u. s. w., nicht an den Leib gebunden sind. Neben dem Todesleide steht die freudige Hoffnung des Wiedersehens. Freilich wo? ob in Himmel, Hölle oder Mittelort, wir das Wiedersehen feiern, das ist uns unbekannt; doch unsere Hoffnung weist hin aufs Wiedersehen bei Christus. Alle Gebete, alle Almosen, alle Schritte, alle Kränze, alle Kerzen zu ihrem Gedächtnisse, sind Bekenntnisse dieser unserer trostreichen Glaubenswahrheit.

I. Allerseelen ist aus zwei Ursachen eingesetzt, zur Todeserinnerung der Lebenden, und zur Seelenhilfe der Verstorbenen. „Siehe, ich muß doch sterben, und was nützt mir dann all mein Erdengut?" Dieser Todesgedanke ist nötig und nützlich; denn ee ist „das einzige Mittel, den Menschen weise und vorsichtig zu machen", zur allerbesten Regelung und Führung seines Erdenlebens zu veranlassen, seine Hoffart und allzugroße Weltliebe zu dämpfen, die Demut seinem Herzen einzupflanzen, und das zeitliche Gut gering, das ewige aber über Alles zu schätzen, kurz, ihn gegenüber seinen sitt-

lichen Feinden unüberwindlich zu machen. Kaiser Karl, der Große, auf dem Sterbebette gefragt: „Welches Siegeszeichen man auf sein Begräbnis setzen sollte?", entgegnete: „Kein anderes, als das Zeichen des Todes!; denn dieser vernichtet alle meine Siege, und triumphirt über sie." Die gute Sitte anzupflanzen, erließ schon Lykurg, der heidnische Gesetzgeber Spartas, das Gesetz, „daß im ganzen Königreich, in allen Städten, Flecken und Dörfern, die Grabstätten inmitten dieser Orte anzulegen seien." Und trotzdem seine Ratsherren ihm einwarfen, es sei zu besorgen, daß daraus entstehen könnten große Krankheiten und Trübsale, durch die das ganze Reich werde angesteckt werden," ließ er davon nicht ab, sondern sprach das entschiedene Wort: „Mögen meine Unterthanen immerhin körperlich schwach werden, wenn sie nur geistig erstarken." Der heutige Tag führt uns hinaus auf die Friedhöfe und weist uns hin auf die zahlreichen Menschengebeine und Reliquien. Stellen wir nun an sie die Frage: „Sind das die Häupter, die vor Zeiten goldene Kronen umgaben? Sind das die einst so schönen Antlitze der Frauen, die wie Göttinnen angebetet wurden, und zu deren Schmuck kaum alle Edelsteine des Orients und Arabiens genügten? Gewiß würden wir auf solche Anfrage, könnten die Toten reden, vernehmen: „Ja, wir sind die Schönen, die Weisen, die Mächtigen, die Reichen und die Bewunderten der Erde; allein der Herr hat uns schnell zu nichte gemacht und der Tod uns zum Zeichen gesetzt." „Allerseelen" ist auch eingesetzt zum großen Seelen a b l a ß der in Christo Abgestorbenen, vermittelst Gebet und Opfer, also nicht bloß zum Beweinen ihres Todes. Daß unsere Gebete und Opfer, die doch etwas Gutes bezwecken, und Böses entfernen sollen, nicht die Seligen des Himmels bedürfen, aber auch den Verdammten der Hölle nichts nützen können, ist ebenso klar. Sie können sich also nur auf die Seelen beziehen, die weder im Himmel, noch in der Hölle, sondern in einem Mittelorte sind, und denen sie noch Hilfe zu bringen vermögen.

II. Herz, Vernunft, Schrift, Kirche und christliches Altertum, lehren das Dasein eines Mittelortes.

Das altchristliche Konzil von Karthago sagt: „Wer die kirchlichen Opfer für die Verstorbenen leugnet, oder nur ungern darbringt, wird wie ein Mörder der Armen exkommuniziert." In der heiligen Schrift ist zu lesen von den Patriarchen, daß sie allezeit bei Jerusalem, oder wenigstens in Palästina, wollten begraben werden. Warum? Weil sie aus Eingebung Gottes wußten, daß nach der Er=

bauung des Tempels die, darin Gott auch für die Toten dargebrachten Opfer und Gebete Gott wohlgefällig und deren Seelen heilbringend sein würden, und sie sich gleichsam durch ihre Grabesnähe dieser Gebets= und Opferdienste um so mehr teilhaft zu machen wünschten. Daher empfahl auch angelegentlichst Joseph auf dem Sterbebette seinen Leib den Brüdern, ihn ja nicht im abgöttischen Ägypten zu begraben, sondern ins Land Kanaan zu überführen, um da zahlreiche Opfer und Gebete für ihn zu halten. Judas Makkabäus sandte zwölftausend Drachmen Silbers nach Jerusalem behufs Abhaltung von Sündopfern für die Seelen der Krieger, mit dem Bemerk: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden.“ Der alte Tobias gab seinem Sohne die Lehre: „Setze dein Brot und deinen Wein auf das Begräbnis des Gerechten“ d. i. des Abgestorbenen. Wozu? Damit die Armen, welche Gott für dessen Seelenheil betend anriefen, auch davon unterhalten würden. Paulus lehrt, „daß im Namen Jesus sich beugen alle Kniee derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind,“ also auch die Bewohner der Unterwelt, welche die Hölle nicht sein kann, da sie vor dem Jesusnamen sich nicht anbetend beugt, wohl aber erzittert. Christus selbst spricht: „Wer wider den heiligen Geist redet, dem wird weder in dieser, noch in der künftigen Welt vergeben werden!“ Hiernach findet also auch in jener Welt eine Sündenvergebung statt, nicht aber im Himmel, da in ihn nichts Unreines eingehen kann, aber auch nicht in der Hölle, da es aus ihr keine Erlösung giebt. Somit muß vorhanden sein in jener Welt ein Mittelort zum Sündennachlaß. Wir nennen diesen Ort „Fegfeuer“, nicht aus eigener Erfindung, sondern weil Augustin und Paulus dasselbe Wort „Feuer“ brauchen, als solches Element, in dem und durch das gleichsam der Verstorbene seine zurückgebliebenen Sündenstrafen nachzubüßen hat, um selig zu werden. „Brennt aber Jemandes Werk, so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, jedoch sowie durch Feuer.“ Die zeitlichen Strafen werden nämlich beim Nachlaß der Sündenschuld und ewigen Verdammnis von Gott vorbehalten, und der Mensch muß sie dulden, wie dies zu ersehen ist an den selbst nach der Taufe zurückbleibenden Übeln, sowie an der zeitlichen Strafe von Moses, Aaron und David. Den Glauben an einen Reinigungsort haben wir von unseren frommen Vor= und Altvätern ererbt, und in ihm wissen wir uns einig und verbunden mit den Gliedern aller, an einen lebendigen Gott glaubenden

Religionen, ja selbst mit den Weisen des Heidentums, und sogar mit den wilden, der Humanität entbehrenden Barbaren der alten und neuen Zeit. Ja selbst den Barbaren lag der Toten Geschick am Herzen, da sie ihnen Geld, kostbare Sachen, Lebensmittel, Waffen, schriftliche Urkunden, mit ins Grab gegeben.

Es gab eine Zeit, wo sich die Menschen bemüßigt sahen, „per Majorität" zu beschließen und zu dekretiren: „Das Fegfeuer sei aufgehoben, abgeschafft, beziehungsweise zu leugnen!", ohne zu bedenken, daß man ebenso gut die Hölle abschaffen könnte, Wahrheiten und Existenzen aber nicht nach der Menschen „Ja" und „Nein" fragen und bestehen bleiben, so lange sie einmal im Worte Gottes ihre Bestätigung finden. „Der Tod erspare den abgeschiedenen Menschenseelen das Fegfeuer," wird nicht selten eingeworfen. Allein das ist eine falsche Behauptung. Wohl ist der Tod unter den vielen Reinigungsmitteln der Erde das letzte und jedenfalls das beste, so er mit vollkommener Ergebung aus der Hand Gottes angenommen wird. Doch die Erfahrung lehrt, daß dies Leben, und selbst der selige Tod mit seiner höheren Flamme, nicht alle Rostflecken der Seele ausbrenne, noch auch vollkommen die göttliche Gerechtigkeit bezahle! „Christi Blut mache Alle Himmelsfähig," lautet ein anderer Einwand, der ebenso unbegründet ist; denn, ist dies auch im Allgemeinen richtig, so ist doch der Mensch nur das, was er mit Hilfe des Blutes Christi aus sich selbst oder aus seiner Seele macht, und mit Christi Blut wird ihm auch nicht geschenkt die eigene Buße nebst der Genugthuung, die er aus seinen Mitteln zu leisten vermag. „Wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr Alle auf gleiche Weise zu Grunde gehen." In keiner Weise ist endlich im menschlichen Mit- und Nachbüßen eine Entwertung des Leidens Christi zu erblicken, sondern vielmehr eine Erhöhung, wenn wir unsere Buße ganz gering taxieren gegenüber dem unvergleichlich Vielen, ja Meisten, ja Allem, was Christus für uns gethan, und auch des festen Glaubens sind, nur in Kraft seines Leidens die Verzeihung unserer Sündenschuld und die Verwandlung der ewigen Strafe in zeitliche, hier und dort, zu erlangen. Alle Einwände gegen den Mittelort sind also an sich null und nichtig, und auch nur Wort und Schein, da sich die Menschheit nimmer der Totenopfer und -Gebete entschlagen kann. Und auch die andersgläubigen Christen bestreiten, und müssen bestreiten den Mittelort, nur laut ihres Glaubens, nach welchem sie die läßliche Sünde leugnen, die Schuldtilgung und Strafbefreiung zusammen fallen

lassen, und auch dem Menschen jede Fähigkeit zur Sühne absprechen. In Wahrheit aber beten auch sie für ihre Toten, und jedenfalls zum Zweck der Hilfe; denn, fragt man, warum? so heißt es: „in dieser Beziehung seien sie katholisch!" Unser Glaube an den Reinigungsort bringt aber auch die Pflicht mit sich, den Leib der Toten in Ehren zu halten, ihre Seelen mit unserer Fürbitte zu begleiten, sowie ihnen schuldige Ehrerbietung in Rede und Werk zu erweisen. Wie könnten nun manche Christen meinen, daß die Totengebete und -Opfer nicht gefallen sollten Gott und Christo, der besonders am Kreuze nicht bloß für die Lebenden, sondern auch für die Toten gebetet und geopfert? Und wie sollten sie nicht um so mehr gefallen am heutigen Tage, von dem, wie vom Auferstehungstage, der Prophet geweissagt: „Gieb meinem Gehör Freude und Wonne, so werden frohlocken die gedemütigten Gebeine?"

III. Das Wort der ewigen Wahrheit: „Und sein Herr ward zornig, und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde", versteht St. Bernhard vom Gefängnis des Mittelortes. Wie traurig ist eines Menschen Los, scheiden von dieser Welt, ohne vollständig seine Rechnung mit Gott und der Welt abgeschlossen, und seine Schulden getilgt zu haben; denn wie soll und kann er Ruhe haben? Auch nach dem Tode redet man noch schimpflich von ihm, schändet seinen Namen und Lebenswandel, nennt ihn „Dieb, Schelm, Betrüger, Lügner", und Speise und Trank, die er genossen, segnet man ihm mit dem Teufel noch im Tode. Und wie traurig ist's auch für die überlebenden Angehörigen! Auch sie, besonders die Kinder der leichtsinnig und nichtsnutzig verstorbenen Eltern, müssen tragen ihre Schande, aber auch die materiellen Verluste, indem von ihrem Erbe erst die rückständigen Schulden bezahlt werden, und sie nicht eher als Erben gelten, als bis die Gerechtigkeit gesühnt worden. Verfährt die menschliche Gerechtigkeit mit ihren Schuldnern schon hienieden nicht aufs Glimpflichste, was ist erst von der ewigen Gerechtigkeit Gottes gegen die Menschen im Tode zu besorgen? Kann aber im Erdenleben so mancher Schuldner seinen Gläubigern entrinnen, wo in aller Welt könnte er der allwissenden Gerechtigkeit Gottes hier, und noch weniger dort, entfliehen? Werden ihm nicht die Schuldbriefe des Gewissens mit in die Ewigkeit gegeben, um sie dort richtig zu machen und die Schuld von ihm einzufordern?

Wie wird's dann zu Mute sein Denen, die zwar von christlichen Eltern geboren, und Kinder der römischen Kirche gewesen, aber

aus selbsteigener Schuld, weder von Gott, noch dem Glauben und der Christuslehre, etwas, ja rein nichts und selbst weniger gewußt, als vor Zeiten die blinden Heiden in ihrer Abgötterei? Wie denen, die gleich von Jugend auf, durch böse Gesellschaft verführt, in mehr Sünden gefallen, als sie Tage im Ganzen verlebt? Wie denen, die ein oder das andere ungerechte Gut wissentlich ererbt, oder an sich gezogen, oder zum Schaden des Nächsten vorsätzlich behalten, unverantwortlich auf ihre Kinder gebracht, und sie gleicher Sünde schuldig gemacht? Wie denen, die in Falschheit und Lüge aufgezogen, Gottes Wort verachtet, der Hölle gespottet, des Himmels gescherzt, der Ewigkeit gelacht, und nach der Eingebung ihrer Begierden tierisch dahingelebt? Und wie auch jenen, die trotz aller Tugend und Frömmigkeit so zahlreicher Ärgernisse, wie Schädigungen, sich schuldig gemacht, und über deren Gutmachung vor der Zeit von dieser Welt hinweggerufen worden?

Wie werden sie Alle bei der Rechenschaft vor Gottes Richterstuhl so viele Sündenschulden sühnen? Da sie aber selbst nicht zahlen können, weil die Zeit des Verdienstes vorüber ist, so müssen sie es büßen an ihrer Freiheit, im Gefängnis, und in der Schuldhaft, bis daß der Gerechtigkeit anderweit Genüge geschehen, und selbst, wenn zehn, hundert und tausend Jahre vorübergehen. Was ist aber dem Menschen, ja selbst allen unvernünftigen Kreaturen, lieber und angenehmer, als die Freiheit, und was unerträglicher, selbst dem Tiere, bei noch so schönem Käfig, als die Freiheitsberaubung, was schimpflicher, mehr, denn oft der Tod, als in Eisen und Banden geschlagen, und was schmerzlicher, als überdies noch großen „Peinen" anheimgegeben zu sein? „Sie sitzen in Finsternis und Todesschatten, gefangen in Elend und Eisen", und leiden, laut Jeremias, Hundshunger. Wem anders sind sie zu vergleichen, als dem Gott ungehorsamen, und vor seinem Angesichte zu Schiff nach Tarsis fliehenden Propheten Jonas? Nach so zahlreichen Akten des Ungehorsams der Toten im Leben, in denen sie Gottes Gerechtigkeit zu entfliehen vermeinten, naht die Sturm- und Drangperiode des Todes, wo die Menschenseelen ins Meer der Ewigkeit geworfen, und vom Kerker der göttlichen Strafgerechtigkeit aufgenommen werden.

Aus diesem Kerker rufen sie nun um Hilfe bei Gott, nach der des Himmels und der Erde, daß er sie auf deren Vermittlung aus ihrer Haft befreie und zu sich nehme. Es rufen euere Eltern, die euch so viel Gutes gethan, euere Kinder, euere Ehegatten, die

geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, die gleichsam für euch ihre Haut zu Markte getragen, euere Untergebenen, die durch euere Nachlässigkeit Gefahr gelaufen, unsere Wohlthäter, denen wir im Leben und noch bei ihrem letzten Atemzuge hoch und teuer versprochen, ihre Seele nie vergessen zu wollen, sowie Alle, denen wir Ursache zu Thatund Unterlassungssünden gewesen. Es rufen unsere Freunde und Feinde, Verführer und Verfolger, kurz, alle Christen, mit denen wir in Einem Glauben, als die Glieder am Leibe Jesu Christi, des Hauptes, d. i. seiner Kirche, aufs innigste verbunden sind und bleiben. Und wenn Ein Glied leidet, leiden erfahrungsgemäß auch die anderen. Aus ihrem Kerker rufen sie zu uns: „Erbarmet euch mein, erbarmet euch mein, wenigstens ihr, meine Freunde; denn die Hand des Herrn hat mich berührt.“ Schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. O so reichen wir ihnen, so lange es für uns noch Tag ist, und das geringste, freiwillige Gute großen Wert bei Gott hat, die Hand barmherziger Hilfe, besonders im inbrünstigen Gebet zum Gekreuzigten bei seinen fünf heiligen Wunden, und unter Anrufung der Fürbitte der Mutter der Barmherzigkeit, auf daß er ihre Seelen herausführe aus den Tiefen des Kerkers. Denn, „wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen?“ Und welche andere Klage würde so grausame und undankbare Unterlassung nach sich ziehen, als die der Brüder des ägyptischen Joseph: „Wir haben verschuldet, was wir leiden; denn wir haben an unserem Bruder gesündigt. Wir sahen seine Seelenangst, als er uns bat, (d. i. in der Cisterne), und wir hörten nicht. Darum kommt diese Trübsal über uns.“

IV. Wohl sind die Seelen des Reinigungsortes im Frieden, mit dem kein Erdenglück zu vergleichen ist. Wohl sind sie erhaben über allen Erdenjammer, und Gottgehorsame, Gottliebende, in seinen Willen ergebene und geduldige Seelen, sowie sicher ihrer Seligkeit. Dennoch leiden sie, und zwar ob ihres Heimwehs, ob ihrer Erinnerung an ihre noch ungesühnten und in den Folgen noch nicht gutgemachten Sünden, ob des Bwußtseins der durch ihre Schuld noch Trauernden und ob ihres üblen Nachrufes. Darum sind ihre Peinen größer, als alle Erdenleiden. Sie leiden der Sehnsucht Schmerz, der um so größer ist, je freier von Leibesfesseln, und je hoffnungsvoller und Seligkeitsgewisser sie erscheinen; denn „Hoffnung, die verzögert wird, bekümmert die Seele“ mehr, als wenn sie gar keine hätte. Sie leiden nur an ihrer Seele, und Seelenleiden sind empfindlicher, als

die des Leibes. Sie leiden doppelt, da ihre Seele auch die Gebrechen des Leibes abbüßt. Sie leiden ob der Erinnerung an die trübe Vergangenheit, da Gott sie noch nicht aus dem „Lethestrom" die Vergessenheit trinken ließ. Sie leiden ob der Kenntnis dieser Welt, die sie voll in Gott, seiner Offenbarung und Zulassung, haben. Darum nennen wir sie mit Recht „arme Seelen", die dursten nach dem Lebensquell, hungern nach dem Himmelsbrot, nackt vom Gewand der guten Werke sind, und gefangen gehalten werden. Die armen Seelen leiden ob ihrer Gottberaubung, Beunruhigung und Läuterung, oder deutlicher gesagt, ihnen fehlt, laut Kirchengebet, der Ort der Erquickung, die Seligkeit der Ruhe, und die Klarheit des Lichtes

Sie sind die geliebten und liebenden Bräute, die ihren Gott, Jesus, lieben und begehren. Der ägyptische Joseph konnte sich beim Anblick seines Bruders Benjamin, aus innerer Herzensbewegung, des Weinens nicht enthalten, und eilte rasch von seinen Brüdern hinweg in ein anderes Zimmer. Und warum in solchem Schmerz? Weil er in Rücksicht auf sein respektvolles Amt, seine Sehnsucht, Benjamin zu umarmen und zu küssen, nicht ausführen konnte, sondern verschieben mußte. Christus selbst befand es für nötig, seine Apostel bei und von seiner Himmelfahrt an bis zur Geistessendung, während dieser Zeit der Erwartung, mit seinem Segen zu stärken. Wie sollte das nicht schließen lassen auf den brennenden Sehnsuchtsschmerz der armen Seelen? Nach der Labung verlangt der von der Fieberhitze gemartete Kranke, und lechzt der müde Wanderer unter dem glühenden Strahle der Sonne. Welcher Erquickung bedürfen erst die armen Seelen in jener Welt? Dieser unbefriedigte Durst ist, nach St. Augustin, so groß, wie die Pein der Hölle. Labung aber gewährt Christi Blut im Opfer, seine im Weihwasser versinnbildeten Thränen, und sein im Weihrauch symbolisiertes, Hohepriesterliches Gebet. Das ist Allerseelenbrot und -Trank.

Sie leiden, weil sie auch nach dem Tode beunruhigt werden. Wie viel der Unruhe hat der Mensch schon auf dieser Welt auszustehen? Ist's aber schon schmerzlich, wenn der Mensch auf Erden keine Ruhe findet, wie um so mehr, wenn er auch im Tode derselben entbehrt? Magdalena hat angesichts der Todesschmerzen des Gottessohnes am Kreuze nicht geweint, wohl aber am Grabe, als sie seinen Leib nicht fand und besorgte, daß man ihn weggenommen, und ihm noch nach dem Tode Schmach und Unbill zugefügt, ihn also um seine Ruhe gebracht. Wie viel betrübender ist der Gedanke, daß der Mensch nach

seinem Tode auch der Seelenruhe entbehrt? Sprechet also: „Herr, hast Du diese Seele von uns genommen, so sage mir, wo Du sie hingebracht, damit ich sie zu ihrer Ruhe bringe.“ Ruhen auch die Seelen, versöhnt in Gott, so ist doch ihre Ruhe fraglich, so lange sie nicht erkannt, was ihnen zum Frieden dient, so lange sie mit David klagen: „Meine Sünde schwebet stets vor mir,“ und so lange die Klagen der Erde und das Hohngelächter der Hölle ihnen in ihre Ruhe tönt. Es ist gewiß, daß die abgeschiedenen Seelen als „leidende Schatten“ uns ebenso umschweben, wie die Engel und Dämonen, worauf hindeuten viele Totenerscheinungen, die, wenn sie auch nicht alle wahr sind, doch nicht selten begründet erscheinen. Somit ist's auch gewiß, daß die Lebenden der Toten Ruhe stören können, und wodurch? Durch deren Tadel, Vorwurf oder Schmähung, wobei sie gleichen den Hyänen, welche die Leichen aus den Gräbern wühlen; ferner durch maßlose Trauer und Klage ob ihres Verlustes, sowie durch sündhaftes Leben, darob sie, wie der Prasser, sich bekümmern, und noch schmerzlicher durch die Nichtausführung ihres letzten Willens. Gebt ihnen also die Ruhe!

Den armen Seelen fehlt auch das Licht der Klarheit. Wie peinigt schon hienieden der Mangel des materiellen oder geistigen Lichts? Ohne Licht verkümmern oder gehen zu Grunde die organischen Wesen. Jede Pflanze und Blume strebt zum Lichte; Gefangene ohne Licht können rasend werden. „Sterben ist nichts, aber leben und nicht sehen, das ist ein Unglück.“ Wie muß erst die abgeschiedene Menschenseele, die nach dem ewigen und unerschaffenen Lichte strebt, das Gott selbst ist in Christo, bei Ermanglung dieses Lichtes leiden? Dünkt uns eine Nacht hienieden, auf dem Schmerzenslager durchwacht, schon für eine Ewigkeit, so ist der armen Seelen Leben eine immerwährende Nacht ohne Schlaf, nur ein Mondscheinähnliches Nachlicht. Licht gewährt aber den Toten nur die Anzündung unserer eigenen, in den Kerzen versinnbildeten Glaubenslichter, wie sie in unseren lichtvollen Beispielen und frommen, für die Toten aufgeopferten Andachts- und Liebeswerken strahlen. Machen wir klar das Andenken der Toten hienieden von allen Makeln und Flecken, welche die Reinheit ihres Bildes verunstalten, damit es zur Klarheit des Glanzes gelange, so werden auch in jener Welt ihre Seelen verklärt werden.

V. Für die Toten, ähnlich dem Gichtbrüchigen, ist die Zeit des Wirkens zu ihrer Beseligung dahin, aber den auf Erden Lebenden ist die Möglichkeit der Hilfe in die Hand gegeben.

Was ihnen, als Erlösten, vor Allem die Seligkeitspforte öffnen kann, ist das Erlösungsblut des Gottmenschen, das allerheiligste Blut Christi und sein Blutgebet. Dies zeigt auch der Blutesacker des Herrn, sein Ruf am Kreuze als Blutender, und die Menge der dadurch befreiten Seelen, mit Einschluß des Blutbesprengten und beseligten Schächers, sowie im Allgemeinen die Ahnung der Heiden von der befreienden Kraft des Blutes. „Christi Blut macht Alles gut." Unermeßlich, überfließend ist sein Verdienst. Es ruft, wie Abels Blut, nicht bloß zum, sondern durch den Himmel, die Erde und Unterwelt, nicht um Rache, sondern um Barmherzigkeit und Befreiung, und noch unausgesetzt von den Altären und in jedem Meßmemento. Warum hören aber nicht alle Toten seine befreiende Stimme? Und welche hören sie allein? Nur die Toten, die dessen teilhaft, fähig und würdig gemacht werden. Der Stein der Gewissensschuld ist von der Welt der Toten hinwegzuwälzen, soll Christi Blutes-Stimme in sie hinein tönen. Und sodann, soll es sie daraus hervorgehen lassen, muß man auch ihre Fesseln lösen, mit denen sie gebunden sind, d. i. für sie bezahlen, was sie noch schulden, ersetzen, was ihnen noch abgeht, und abtragen, was sie noch gut zu machen haben. Dann nur, und für solche Tote ist „die Stunde da, daß sie die Stimme Gottes und seines Blutes, vom Kreuze und Altare, hören, und, aus ihrem peinvollen Dasein befreit, zum seligen Leben eingehen!"

Gewiß ist's, daß die Worte der Sterbenden kräftiger, als die der Gesundlebenden sind, und die Seelen der Sterbenden gleichsam scharfsichtigen Adlern gleichen. Und warum? Weil da der Geist, als fast Befreiter von den Leibesbanden, beim Nachdenken über das andere Leben, mächtiger seine Kräfte sammelt, und mehr der Dinge schaut, als er vorher wegen der Erdenlast zu sehen vermochte. Kaiser Theodosius befahl bei seinem Sterben, auf seinen Grabstein das Wort „sanitas" zu schreiben, anzudeuten, daß wahre Gesundheit und Ruhe nur im Grabe lebe und durch dasselbe zu erlangen sei, d. i. der Mensch nur in der Asche, nur in der Umarmung des Todes, wieder jung, und zum schmerzlosen Leben wiedergeboren werde, und zwar der fromme Mensch; denn, wo keine Frömmigkeit ist, für den giebt es auch weder Gesundheit im Grabe, noch Ruhe in der Ewigkeit, und nicht jeder Tod bringt die Ruhe, und nicht Jeder, der stirbt oder im Grabe liegt, lebt gesund. Wird z. B. von einem im Jahre 1599 zu Ferrara verstorbenen und begrabenen Hospitaliten erzählt, daß durch längere Zeit ein nackter Fuß aus dem Grabe

herausgeragt und gezittert, und zwar trotz aller oftmaligen Wiederverscharrung, und erst dann im Grabe geblieben, als seine leibliche Mutter ihm den Segen gegeben, insoferne nämlich kein anderer Grund vorgelegen, als daß er kurz vor seinem Tode seine Mutter mit diesem Fuße getreten, was kann diese Geschichte, ob wahr oder unwahr, mindestens ahnen lassen, als daß nicht alle Toten die Leibes- und Seelenruhe haben, im Verborgenen leiden und ihre Seelen ein Nachwehe empfinden. Und in der That, wie wäre es auch denkbar, daß die „Gesundheit“ im Grabe lebe, so lange der Seele nicht wohl wäre?

Wie nun hienieden die Krankheiten des Leibes entweder vom Überfluß oder Mangel herrühren, und die Heilung und Gesundheit durch die Entfernung des Überflusses, oder durch die Ersetzung des Mangels, herbeigeführt wird, wenn z. B. der Arzt das verdorbene Blut entzieht und gesundes einflößt, „da die Seele des Fleisches im Blute ist“, so verhält es sich auch mit den Seelen-Krankheiten und der Seelen-Kur. Wodurch ist ihnen zu nehmen ihr unheilvoller Überfluß, z. B. im Essen und Trinken, im Schlafen, im Reden, Lachen und Spielen, oder in Putz und Flitter, als daß die Lebenden für sie fasten, oder für sie wachen, oder sich darin abbrechen, oder dafür die Armen bekleiden? Wodurch kann endlich ersetzt werden der Toten Mangel, darin z. B., daß sie im zeitlichen Leben zu wenig geliebt, gebetet, gebeichtet, gebüßt, gearbeitet, als daß du für sie aufopferst deine Liebe, Andacht, Beicht und Buße, und zu dem Opfer-Blute Christi deine Zuflucht nimmst?

Stets, und schon von der Zeit der ersten Christen und Apostel an, war es Lehre und Brauch der Kirche, gut daran zu thun, wenn man für die abgelebten Seelen bete, Messe lesen lasse oder anhöre, faste, Almosen gebe, beichte, kommuniziere, Ablässe gewinne, oder andere gute, freiwillige und gemeinnützige Werke übe, und ihnen das Verdienst davon zahlungs- und fürbittweise gegenüber der zu befriedigenden Gerechtigkeit zukommen lasse. Dergleichen gute Werke sind auch der Gottesdienstbesuch zur nicht verpflichteten Zeit, ein Buß- und Wallfahrtsgang, die Widmung eines mit guten Werken versehenen Tages im Monat, eine wohlthätige Stiftung, freiwillige Tugendakte der Feindesliebe, Nachlassung der erlittenen Schmach und Unbill, Akte der Selbstüberwindung, Entsagung auf erlaubte Vergnügen, Abtötung seines Fleisches, Beschränkung seiner Sinnlichkeit, der Augen, Sprache und bequemen Nachtruhe, und andere leibliche Selbstzüchtigungen, wie endlich die geduldige Ertragung der unvermeidlichen und hergebrachten Standes- und Lebenswiderwärtig-

keiten. Das sind allgemeine Buß- und Sühnwerke für die Toten, die alle, sobald sie mit Christi Leiden verbunden, zu Gottes Ehre verrichtet und aufgeopfert werden, mit der Absicht und Überzeugung, daß sie zu der armen Seelen Heil und Genugthuung gereichen, auch eine sühnende Kraft für sie besitzen. Unter diesen allgemeinen Totensühnen sind aber besonders hervorzuheben das Gebet, das Almosen und der Ablaß, d. i. der in der Kirche ebenso gebräuchliche Straferlaß, wie ihn die Welt in ihrer Amnestie, aber auch als zeitweisen Aufschub in der exekutionsfreien Saat- und Erntezeit, besitzt.

„Ablaß" ist der, nach getilgter Sündenschuld und Höllenstrafe, aus dem Kirchenschatze der überfließenden Verdienste Christi, in sich und seinen Heiligen, verliehene und erstrebte, teilweise oder ganze Erlaß der Genugthuung. Solche legt allezeit auf, sowohl die Sünde in der Restitution, wie dem Zachäus, als auch Gott selbst im Leben und nach dem Tode mit zeitlichen Heimsuchungen, falls er sie nicht nachläßt, wie dem reuigen Schächer, oder man sich nicht selbst straft, wie Paulus, oder sich genügend von der Kirche strafen läßt. Für solche Genugthuung suchte die öffentliche Bußanstalt der alten Kirche aufzukommen mit ihren strengen Strafen, die sie dem öffentlichen, aber Bußbereiten Sünder, besonders in Fasten bei Brot und Wasser, sowie in der zeitweisen Ausschließung vom ganzen oder teilweisen Gottesdienste, mittels der vier Bußstufen, d. i. „der Weinenden, Hörenden, Knieenden und Stehenden," auferlegte, aber auch eifrigen Büßern erließ, wie dem Blutschänder Korinths, die jedoch noch heute ihre Bedeutung haben, da der Himmel nicht wohlfeiler geworden. Den Erlaß der notwendigen Ersatzbuße, in der kirchlich zugewandten Anteilnahme am fremden Sühneverdienst der guten Werke, kann nun der Christ, nicht bloß zur Tilgung seiner eigenen, zeitlichen Strafen, sondern auch „Fürbittweise" für die armen Seelen anwenden. Und das gilt auch vom „Allerseelenablaß", den der heilige Vater auf den Allerseelentag verliehen, und den wir mit Beicht und Kommunion, Kirchenbesuch, sechs Vaterunsern, den gewöhnlichen Ablaßgebeten, und mit der rechten Meinung auf einen namentlichen Toten, oder bei dessen Nichtbedarf auf andere, gewinnen können. Mit diesem Ablaß aber will die Kirche keineswegs eingreifen in Gottes Gerechtigkeit betreffs der armen Seelen, über die sie keine Jurisdiktion mehr hat, sondern nur den Lebenden die Gewalt geben, zu Gunsten der armen Seelen aus dem Erlösungsschatze zu schöpfen.

Alle diese allgemeinen Sühnwerke sind jedoch nicht angewandt bei besonderen Verschuldungen eines Toten, deren Tilgungspflicht

zufolge unserer Verwandtschaft mit ihm, oder wegen dem Besitz seines ungerechten Gutes, oder wegen unserer Mitwirkung zu seiner Ungerechtigkeit, auf uns übergegangen, die uns in der Sache des Schadens oder in der Person des Beschädigten mehr oder weniger bekannt oder zu ermitteln sind, und denen wir darum auch eine der Zahl und Größe seiner Sünden entsprechende, geheime oder öffentliche Buße anmessen können und müssen.

Das sind „Allerseelenalmosen" der Barmherzigkeit. Wo trügen wir bei deren Versagung wohl Sorge für unser eigenes Seelenheil, wenn alle Totenopfer eben so viele Opfer für unsere eigene Seele sind, die wir mit Umsicht in der fruchtbaren Jetztzeit sammeln, als Vorrat für die Zeit unseres Todes oder der Unfruchtbarkeit, wo es kein Verdienen mehr giebt, um dann davon zu leben und nicht nötig zu haben, uns auf Andere zu verlassen, da dies trotz der heiligsten Versicherungen und Mahnungen nur zumeist eine Verlassenheit bedeutet? Wo bliebe endlich unsere wahre und allein heilvolle Freundschaft für die Toten, so wie ihnen nur wären „Glücks- oder Augenfreunde", von denen gilt: „Weit aus den Augen, weit aus dem Sinn," oder nur Freunde „bis zum Altar", d. i. nur in der zeitlichen, aber nicht in der Ehre vor Gott, oder nur Freunde „bis zum Tode", so lange, wie der Ehebund dauert, oder nur Freunde „bis in den Tod", so wir, wenn auch nicht leiblich, so doch geistig oder im Schmerze mit ihnen stürben? Wahrlich, solche Freundschaft ist unzureichend und erlangt nicht das Ziel. Nur von der wahren, über Tod und Grab hinaus reichenden und wirkenden Liebe und Freundschaft gilt das Lob der Schrift, daß sie eine Arznei des Lebens und der Unsterblichkeit ist.

Mag des Todes Arm uns trennen,
Wir werden einst uns wiederseh'n
Vor Gottes Thron die Unsern kennen,
Mit ihnen dankend vor ihm steh'n!
Da, wo nicht Trennung, wo nicht Tod,
Den Neuvereinten ferner droht!

**Deo gratias!**

# Inhalt.

## II. Für die Fest- und Feiertage.

Obern

Brunn, Carl

Vollkommene Auslegung der Sonn- und Festtagsevangelien des Kirchenjahres, oder Postille für Hausandacht, Erbauung und Unterricht

Regensburg 1887 [erschienen ca. 1895]